KC
14312
NEDL TRANSFER
HN 3FJ6 /

Karl Haffner

Scholz und Nestroy

Digitized by Google

14312

Digitized by Google

Digitized by Google

Scholz und Nestroy.

Roman

aus dem Künstlerleben

von

K a r l H a f f n e r.

E r s t e r B a n d.

Wien.

H e r m. M a r k g r a f.

1866.

Digitized by Google

KC14312

Digitized by Google

Kurze Vorrede,

um einer langen Nachrede zu entgehen.

Wir — nämlich Wir von Gottes Gnaden der Verfasser — haben uns entschlossen, auf das alte Vorrecht der Fürsten und Schriftsteller Verzicht zu leisten, und Uns zum Wohle unserer getreuen und vielgeliebten Leser und Leserinnen, nicht mit einem großen absoluten Wir, sondern mit einem ganz kleinen bescheidenen ich auf die Tribune des Redners und Erzählers zu stellen.

Wir haben Uns von allen Kunstvereinen, grünen Inseln, Concordien, lustigen Brüderschaften, gelehrten und ungelehrten Gesellschaften von jeher möglichst ferne gehalten, um still und verborgen im härenen Gewande dafür zu büßen, daß Wir Unsern Namen einst in einen Kieselstein des österreichischen Parnasses gekratzt, und es ist Uns über Erwarten gelungen, Uns fast vergessen zu machen — aber da tritt der Versucher zu Uns, und ver-

Digitized by Google

leitet Uns, einen Roman aus der Bretterwelt zu schreiben, und Wir müssen aus ihr Unsere Nase herausstrecken, ob Wir wollen oder nicht.

Da es nun aber nicht gut möglich ist, zu sagen: Wir von Gottes Gnaden schrieben damals ein dramatisches Werk, das ausgetrommelt und ausgepfiffen wurde — so werden Wir den fürstlichen Plural gegen den staatsbürgerlichen Singular vertauschen, und statt wir waren ein Stockfisch, ganz einfach ohne Prätension ich war ein Stockfisch, schreiben.

Aber ich bin nicht immer ein Stockfisch gewesen, denn obgleich ich im kleinsten Winkel des artistischen Ozeans gar viele faule Eier ausgebrütet habe, ist doch hin und wider auch eine gesunde muntere Forelle aus dem Teich gesprungen, die mir schon ein bischen den Schnabel zu wetzen erlaubt. Ganz baar an Talent und Verdienst kann ich unmöglich sein, himmeltausendsapperment, wie wär ich sonst zu Millionen Feinden gekommen?

Mögen nun auch in meiner stillen abgeschiedenen Klause drei meiner Sinne total abgestumpft sein — die Sinne des Gesichts und des Geruchs habe ich geschärft. Mein Auge ist das Auge des Falken, das keine Kothfliege für eine Nachtigall hält und wo tausend Nasen mille fleurs riechen, riecht die Meinige zuweilen eine Komposition von Knoblauch und altem Käse heraus.

Ich werde unsere Volks-Theater und Volksdichter, unsere Bühnenleiter, Dramaturgen, Kritiker und Schau-

Digitized by Google

spieler, die sich im Laufe unseres halben Jahrhunderts einen Ruf erworben oder erkauften, einen Namen machten oder erschwindelten, wie in einem Licht und Schattenspiel vorüber gaukeln lassen, und mit ihnen „schwarzen Peter" spielen, auch wenn ich selbst der allerschwärzeste Peter werden sollte.

Aber wahr, treu und ehrlich sei das Spiel, sage ich mit der Hand auf dem Herzen, wie Hans Jörgel und Martin Luther — und wären soviel Teufel in Wien als Ziegel auf den Dächern, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.

Digitized by Google

Erstes Capitel.

„Im Loch."

Da der geneigte Leser in keinem statistischen Werke über dieses „Loch" eine genügende Aufklärung finden wird, ersuche ich ihn, mit mir die kleine Kasernenkneipe hinter dem Theater an der Wien zu besuchen, und er ist im „Loch."

Diese Shakspearkneipe ist seit Jahren in den Ostertagen das Asyl aller Karrenschieber der wandernden Thespis, eine Komödiantenherberge, in welcher in der heiligen Woche ästhetisches Menschenfleisch ausgeschrottet wird.

Das ganze rauchgeschwärzte Lokal besteht aus einem winzigen Extrazimmer, das mittelst einer durchbrochenen Mauer mit einem etwas größeren Vorzimmer verbunden ist, in welchem man rechts hinter einem rohen hölzernen Gitter die Schenke erblickt.

Zwei Kellner, kräftig wie die Bären, bedienen die Gäste, entweder mit einem guten Bier und „geselchten

Digitized by Google

Würsteln," oder mit entblößten muskulösen Armen, denn hier wird keine Firma protokollirt, und statt des Vergleichsverfahrens ist für faule Zahler eine Lynchjustiz eingeführt.

Wir befinden uns also im „Loch," meine freundlichen Leser, und zwar am grünen Donnerstage des Jahres 1826.

An den beiden langen parallel laufenden ungedeckten Tischen, die sich durch das sogenannte Extrazimmer ziehen, finden wir vor vollen Bierkrügen, dampfenden „Würsteln mit Kren" und „Rostbrateln," fein mit Zwiebel oder Knoblauch gewürzt, ein buntes Völkchen, das semper lustig nunquam traurig, dem ewigen Juden gleich, nach allen Winden durch das dornenreiche Leben pilgert.

Sein Glück ist ein Humor, der nie bleich, und seine Habe ein Wanderstab, der nie kalt wird.

Die muntere Gesellschaft besteht aus engagementslosen Schauspielern, die aus allen Provinzen zusammengeweht, auf diesem Sklavenmarkt zur Schau sich stellen.

Die schon bejahrten Herren tragen in Kleidern, Frisuren und rothen Nasen die ganze Nachlässigkeit wandernder Komödianten zur Schau, indeß die Jüngern mit einer gewissen Eleganz ihr fadenscheiniges etwas phantastisches Kostume zu präsentiren suchen.

Die meisten sind mit flimmernden Ringen, fingerdicken Uhrketten und Tuchnadeln mit Brillanten wie die Haselnüsse groß, geschmückt.

Digitized by Google

O glänzendes Elend, du bist das Panier, das das Schicksal vor allen Musensöhnen trägt!

Und doch, wie viel Edelsteine mögen in diesem Kehricht begraben bleiben! — Wie mancher jener armen Teufel, die wir da vor uns sehen, trägt vielleicht den heiligen Götterfunken in der Brust, und ist dennoch verdammt, auf der Landstraße zu verkümmern!

Wir lassen das Völkchen mit seinen Triumphen prahlen, die es in den Scheunen der Dörfer als Könige und Bettler, als Minister und Räuber, als Götter und Teufel sich errungen, und wenden uns dem Vorzimmer zu.

Wie dort die Sklaven, sitzen hier die Sklavenhändler und Pflanzer bei einander.

Schauspieldirektoren, die Marktflecken und Dörfer beziehen, und Soufleure und Winkelagenten, die ihnen Väter, Mütter, Liebhaber, Liebhaberinnen, Bösewichte und Spaßmacher verkuppeln.

Von Käufern und Verkäufern abgesondert, an einem kleinen Tischchen nächst der Schenke, sitzen zwei Herrn, gemüthlich plaudernd mit einander.

Der eine ist kurz und dick, mit einem kugelrunden sehr verdrießlichen Gesicht, aus welchem jedoch die dem echten Wiener eigenthümliche Gutmüthigkeit spricht. — Es ist der aus Graz zugereiste Komiker Wenzel Scholz.

Der Andere ist um eine Viertel Elle länger und um eine Speckseite fetter, mit einem verschmitzten Gesicht, das an den Fuchs und die Katze erinnert. Es

ist Hans Adalbert Prix, der bekannte und betriebsame Theater-Agent.

„Sei gescheidt Wenzel," sagte Prix, „Du hast als Truffaldino Furore gemacht, das will was heißen in Wien, das einen Raimund, einen Schuster, einen Korntheuer und eine Krones hat. Wenn Dir Deine Gage zu klein ist, verlange Zulage. Frau von Scheidlin braucht einen guten Komiker für die Josefstadt, und muß in den sauern Apfel beißen, ob sie will oder nicht."

„Na, na, Zulag kann ich nicht verlangen, ich hab ja so hundert Gulden, höher hinauf will ich die Frau Direktorin nicht schrauben. Es ist ganz was Anderes, was mich drückt, lieber Bruder," antwortete Scholz melancholisch.

„Na, wo fehlt's denn? Heraus mit der Sprach!"

„Schau Speci, ich hab von jeher eine eigene Vorlieb für junge Mädeln gehabt, besonders für die saubern."

„Ja, ja, ich kenn' Dich, Du Schlankl!"

„Bis jetzt hab' ich das Meinige gethan, kann ich mit König Philipp sprechen, aber jetzt wird's aus sein mit dem Vergnügen. Hier in Wien habe ich keine Hoffnung, Eroberungen zu machen."

„Plausch nicht! Du bist ja noch ein junger saubrer G'schwuf."

„Aber der Kropf, Bruder, der steirische Kropf, den ich aus Graz mitgebracht hab."

„Merkwürdig! Ich hab auch so ein Ungeheuer nach Wien gebracht, aber mir hat das Kropfpulver gleich geholfen."

„Mir nicht. Ich trag Dein Recept über vier Wochen im Sack, und der Kropf rührt sich nicht vom Fleck.“

„Du trägst das Recept im Sack?“

„Da, in der Westentasche.“

„Und hast Dir das Pulver nicht präpariren lassen?“

„Davon war ja gar keine Rede, lieber Prix.“

„Aber Wenzel! Jetzt glaubt der, er wird seinen Kropf verlieren, wenn er das Recept zum Kropfpulver im Sack mit sich herumträgt. Hahahaha!“

„Hast Recht, daß Du mich auslachst! Ich bin schon so ein Diedeldaz manchmal. Du, wer ist denn der junge Mime, der dort mit dem Kellner disputirt?“

„Respekt vor ihm! Es ist der eben so berühmte als berüchtigte Heldenspieler Reizenberg.“

„Keine Umstände, Quartiermeister der tapfersten Landhusaren!“ perorirte heroisch der schäbig gekleidete Künstler, von dem die Rede war. „Ein pikantes Frühstück, damit mir Dein Wein mundet, und guten Wein, damit mir Dein Frühstück mundet, Kamerad! Sei stolz auf die Ehre, mich zu bedienen, denn ich bin Reizenberg, bekannt soweit die deutsche Zunge reicht und deutsche Reben wachsen!“

„Alle Achtung! Aber ohne Geld kein Frühstück. Im „Loch“ muß jedes Glas Bier vorausbezahlt werden.“

„Mir das, Gauch elender!“ schrie Reizenberg erhaben und majestätisch. „Ein Purpurmantel deckte diesen Nacken, und eine Fürstenkrone hat auf diesem edlen Haupt geschimmert!“

„Eine Krone, von Goldpapier!“ murmelte der Kellner.

„Der Gauch glaubt vielleicht, wir sind nicht bei Kasse! Ein Reizenberg! Absurd! Lächerlich! Kannst Du mir einen Hunderter wechseln, Bursche?“

„Warum denn nicht? Nur her damit!“

„Ich kann mich zwar schwer trennen von diesem Hunderter, trage ihn schon jahrelang mit mir herum, es ist ein alter greiser Hunderter, den man aus Humanitätsrücksichten nicht mehr springen lassen sollte! Aber um Dir zu beweisen, daß Reizenberg ein Cavalier und kein Lump ist, will ich Dir — Donnerwetter, ich habe meine Brieftasche vergessen.“

„Aha, das kennen wir schon. Es thut mir sehr leid, aber im „Loch“ wird nicht kreditirt.“

„Das Frühstück oder das Leben, hihihihi!“ donnerte der Mime im Charakter des Abällino.

„Oho! Wir sind ja hier nicht in den böhmischen Wäldern, junger Herr.“

„Erbärmlicher Philister! Hier ist meine Reisetasche mit Prätiosen als Deckung, wenn Du kein Vertrauen zu Deutschlands größtem Heros hast. Die gelben Stiefel Kaspar Thorringers, die Halskrause Otto von Wittelsbachs, die Strümpfe Hamlets und die hirschledernen Hosen der Jungfrau von Orleans —“

„A, wir haben ohnhin schon einen ganzen Trödelmarkt solcher Fetzen. Das ist nichts für uns!“

„Herr Reizenberg ist mein Gast, Franzel!“ rief

Scholz dem Kellner zu. „Alles, was er heut verzehrt, kommt auf meine Rechnung.“

„Truffaldino, Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!“ sagte Reizenberg, indem er das Bierglas des Theateragenten ergriff. „Laß uns Bruderschaft und auf Deine Gesundheit trinken, gastfreundlicher Diener zweier Herren!“

Die Gläser klirrten, Reizenberg setzte sich zu dem Komiker und dem Agenten, und fühlte sich bald behaglich vor allen Flaschen und einem soliden Gabelfrühstück.

„Apropos, wackerer Truffaldino, ich bringe Dir viele tausend Grüße von Deinen Manichäern in Graz.“

„Aus Graz, aus meinem lieben Graz kommst, Brüderl?“

„Geradewegs, wie Roller vom Galgen. Ich habe dort drei Mal gegaukelt, mein dicker Junge, eigentlich nur zwei Mal, denn in meiner dritten Gastrolle hat Bachus dem Apollo einen Strich durch die Rechnung gemacht.“

„Was macht denn mein Hansel, mein Nestroy, für Progressen?“

„Der lange Bengel schneidet Fratzen, daß alle fruchtbaren steirischen Weiber Wechselbälge gebären werden. Bruder, ich habe in meinem ganzen Leben keinen Kerl gesehen, der mit solchen Grimmassen manövrirt.“

„Aber er macht Glück damit.“

„Das ist nicht zu leugnen! Hat er mich doch selber

verblüfft! Weiß der Teufel, es ist nicht ein Atom von Natür und Wahrheit in seinen Zerrbildern, es sind nicht Menschen, sondern Popanzen, die er vor's Lampenlicht stellt, und doch fühlt man sich unwillkürlich hingerissen zu ihm, als ob das Publikum ein Kaninchen und er eine Klapperschlange wäre. Sein Sansquartier ist eher ein costumirter eckelhafter Pavian als ein Invalide, und ich habe dennoch herzlich über ihn gelacht. Ich weiß es, daß ich ein Gimpel war, aber wenn ich diesen Sansquartier noch hundert Mal sehe, werde ich auch noch hundert Mal ein Gimpel sein."

„Ein tüchtiger Kampel ist er doch," bemerkte Scholz, „und es könnt uns gar nicht schaden, wenn wir ihn in Wien hätten."

„Auch meine Meinung," sagte Brix. „Ich hätte ihn schon ein paar Mal hier placiren können, aber er ist nicht wegzubringen aus seinem Graz. Die Direction des Kärnthnerthortheaters speculirt schon lange auf ihn."

„Aber den Sarastro singt er ihnen nicht mehr, dafür steh' ich gut. Sapperlot, es ist schon halber zwölf, und es läßt noch kein Mensch was von sich hören. Mir scheint, man hat mich in den April geschickt."

„In den April?"

„Erwartest Du Jemanden?"

„Ich weiß eigentlich nicht, was ich zu erwarten habe. Ich soll heute punkt eilf Uhr im „Loch" sein, hat man mir durch den Theaterdiener sagen lassen. Es wird vielleicht Einer meiner alten Collegen sein, der ein Reise-

geld braucht. Dem Mann kann geholfen werden, denn gestern ist Gagetag gewesen."

In diesem Augenblick trat ein hübsches, schwarzäugiges, fünfzehn- bis sechzehnjähriges Mädchen mit einem Körbchen voll Frühlingsblumen in die Schenke.

„Schöne frische Veilchen, meine gnädigen Herrschaften! Nur zwei Kreuzer das Sträußchen! Man kann seinem Liebchen nicht billiger eine große Freude machen, meine jungen Herren!" rief bittend und einschmeichelnd der schwarzgelockte Schelm.

Wer von der lustigen Gesellschaft noch ein paar Kupfermünzen in der Tasche hatte, kaufte sich ein Sträußchen, und im Nu war der ganze Blumenkorb leer.

Nur ein einziges aus Frührosen, Veilchen und Vergißmeinnicht gewundenes Bouqet hatte das hübsche Kind an die schon schwebende Brust geheftet, aber jedem, der nach diesem Sträußchen griff, klopfte es lächelnd auf die Finger, und wies, das Lockenköpfchen schüttelnd, jeden Anbot zurück.

„Wenn Du das Mädchen aus der Fremde bist, das nach Schiller mit den ersten Lerchen schwirrt, darf kein Liebender vergessen werden," sagte Scholz, indem er einen blanken Silberzwanziger zwischen Daumen und Zeigefinger funkeln ließ.

Das Blumenmädchen sah den Komiker mit einem schlauen und reizenden Lächeln an, nahm das Sträußchen von der Brust, reichte es ihm hin und erwiederte,

indem sie mit einem artigen Knix die Silbermünze zurückwies:

„Ein Mann, der die Schwermüthigen erheitert, die Traurigen erfreut und dem armen Handwerker nach schwerem Tagewerk einen fröhlichen Abend bietet, darf mir meine Blumen nicht bezahlen, wenn ich nicht die Einzige sein soll, die er betrüben will. Mein Sträußchen ist eine Gabe des Herzens, Herr Scholz, Blumen der Liebe, der Bescheidenheit und der Erinnerung, und wenn Sie ein wenig suchen wollen, werden Sie auch die Blumen der Dankbarkeit finden."

Nach diesen Worten, die das Blumenmädchen mit einer auffallenden Rührung und Innigkeit gesprochen, war es wie eine flüchtige Gazelle dem Kreise des lustigen Völkchens entsprungen.

Indem der Komiker dieser romantischen fast feenhaften Erscheinung erstaunt nachblickte, hatten die Argusaugen des Agenten im Innern des Sträußchens ein kleines zusammengerolltes Billet entdeckt, das er aus dem Verbande der Blumen zog und Jenem hinreichte.

„Ein Liebesbriefchen!" sagte Prix.

„Gratulire zu der neuen Gredel, Bruder Wurstl!" fügte Reizenberg hinzu.

„Kaiserstraße, erster Stock, Thür Nr. 4," las Scholz, nachdem er das Billet entfaltet hatte.

„Eine Adresse! Du hast richtig eine Eroberung gemacht, Wenzel."

„Das Blumenmädchen kam mir sehr verdächtig vor.

Wer weiß, was dahinter steckt, gewöhnliche Blumenmädchen weisen keine Silberlinge zurück."

„Aber mein Kropf, mein Kropf!" rief Scholz tragikomisch, indem er seine Vatermörder emporzog und seinen Blähhals mit der Cravatte zu maskiren suchte. „Ich fürcht', sie wird diesen Kürbis für keine Zuckermelone anschau'n, und dann adieu mon plaisir."

„Sei nicht närrisch, Brüderchen!" schrie Reizenberg, indem er schon weinselig den Komiker ans zärtliche Herz drückte. „Du bist ja ein ganz passabler kleiner Knirps, trotz Deiner wattirten und gepolsterten Gurgel. Uebrigens lieben die Weiber die Kröpfe, weil sie sie an die steirischen Kapaune erinnern."

Der arme Scholz schnitt ein possierlich verdrüßliches Gesicht, denn er fühlte sich viel zu erhaben über jeden Vergleich mit einem steirischen Kapaun, verließ mit dem Agenten Prix die Komödiantenherberge, um geschwinde Toilette zu machen und beim Rendezvous in der Kaiserstraße ganz junger Klingberg zu sein.

Zweites Capitel.

Das Hotel Scholz.

Eine Stunde später stieg er, sorgfältig frisirt, im lederbraunen Frack und enganschließenden Beinkleidern, den Hals in eine feine glänzende Cravatte gezwängt, zu der die Modistin gute fünf Ellen Atlas verbraucht hatte, die Treppe des bezeichneten Hauses hinauf.

Auf der zweiten Thüre rechts im ersten Stock erblickte er eine kleine Tafel mit der Nummer 4, und unter dieser kleinen Tafel eine größere schwarz lackirte, auf welche ein Name in zierlichen goldenen Lettern gemalt war.

Der gute Scholz wollte seinen Augen nicht trauen, als er diesen Namen las. Er las und buchstabirte, buchstabirte und las wieder, aber er irrte sich nicht, es stand ganz deutlich „Wenzel Scholz, Schauspieler,“ in schöner gothischer Schrift auf der Tafel.

Was sollte das bedeuten? Wenzel Scholz hatte keinen Namensvetter, er war der einzige Scholz, und wird der Einzige bleiben vielleicht Jahrhunderte lang.

„Sonderbar, höchst sonderbar!“ brummte er in den Bart.

Aber kühn und unternehmend wie immer ergriff er den eleganten Glockenzug und läutete. Die Thüre öffnete sich, und mit tiefen Reverenzen trat ihm der Theaterdiener entgegen.

„Das nenn' ich ein Quartier, Herr Scholz!“ rief er, mit der Zunge schnalzend. „Das schaut ein bissel anders aus, als Ihre kleine Kammer in der Roseranogasse.“

„Quartier? Welch' Quartier?“

„Na, das Ihrige, Herr. Sie haben uns ja Ihre Adresse in die Kanzlei geschickt.“

„Ich?“

„Na freilich. Ein bildsauberes Madl hat's dem Herrn Sekretär gebracht.“

„Ein bildsauberes Madl?“

„Mit Augen wie Karfunkeln. Schaut's unsern Wenzel an, hat die Frau Direktorin g'sagt. Das scheint ein kurioser Vokativus zu sein!“

Scholz trat trillernd à la Don Juan durch das Vorzimmer in das Innere des Quartiers. Es waren drei Zimmer mit dem geschmackvollsten Komfort für einen Junggesellen möblirt.

Auf dem Schreibtische lagen quittirte Rechnungen für die Herrn Wenzel Scholz gelieferten Möbel und Effekten.

„Sag' mir nur, ob ich träume oder närrisch bin, Maxel?“ frug ganz verblüfft unser Held.

„Träumen thun Sie nicht, Herr Scholz.“

„Geh' hinunter zum Hausmeister und frag ihn, wer das Quartier gemiethet und möblirt hat."

„Sie, Sie, Herr Wenzel Scholz, Schauspieler des Josefstädter Theaters, hat er g'sagt, auch der Zins ist schon auf ein halbes Jahr für Sie vorausbezahlt. Und die Leut', die die Möbel gebracht haben, haben extra g'sagt, Herr Wenzel Scholz hat Alles gekauft und baar berichtet."

„Mir scheint, es hat sich eine Prinzessin in mich verliebt," schmunzelte der Komiker, indem er die Cravatte enger schnallte und mit beiden Händen den Kropf zusammenzupressen suchte.

„Aber sakrisix, ich vergeß ja ganz auf meine Commission," sagte der Theaterdiener, indem er dem Komiker eine Rolle reichte. „Wir sitzen in der Tinte, und Sie sind der Mann, der uns herausziehen muß, Herr Scholz."

„Ist Euch schon wieder ein Malheur passirt?"

„Ein horrendes! Herr Platzer ist uns plötzlich krank geworden. — Wenn Sie uns den Klapperl nicht spielen, sind wir rettungslos verloren."

„Warum habt Ihr mir die Rolle nicht gleich gegeben? Jetzt spiel ich Sie nicht."

„Nicht? — Ha — ich und die Frau Direktorin stehen am Abgrund der Verzweiflung, wenn wir „die schwarze Frau" aussetzen müssen."

„Besser, „die schwarze Frau" wird ausgesetzt, als

daß ich mich einer Blamage aussetz. — Die Rolle paßt gar nicht für mich."

„Sie paßt nicht für Sie? — Mir sagen Sie das, Herr Scholz? Mir, der acht Jahre lang die schwierigsten Rollen ausgetheilt hat? Ich verpfände meine Ehre, kein Künstler hat so viel Patschetes für diesen Charakter, als Sie!"

„Sehr schmeichelhaft für mich, aber Deine Kritik ist mir nicht maßgebend genug. — Ich habe keine Currage."

„Was ist denn da zu fürchten? Copiren Sie Herrn Platzer, und das Publikum wird gewiß nachsichtig sein. Man weiß es ja, daß Sie nur der Nothnagel sind."

„Du wirst immer schmeichelhafter, Maxel. Na, ich will mir's überlegen."

„O Rettungsengel! Nicht nur wir, auch Herr Platzer wird Ihnen für diesen Freundschaftsdienst danken."

„Ich glaub's selber. Meine Empfehlung an die Frau Direktorin. Morgen um eilf Uhr laß ich um eine Probe bitten, und heute Nachmittag möcht ich die Musik ein wenig durchprobiren, wenn Herr Adolf Müller eine Stunde Zeit für mich hat."

Der Theaterdiener entsprang, um das glückliche Resultat seiner diplomatischen Sendung seiner Regierung mitzutheilen.

„Ich muß meiner Frau Direktorin schon gefällig sein," sagte Scholz indem er sich behaglich in den Divan

warf, und seine Rolle zu durchblättern begann, „denn ich könnte darauf wetten, daß ich ihr dieses glänzende Hôtel Scholz verdank. — Ich habe vor einigen Tagen in der Theaterkanzlei von meinem elenden Quartier gesprochen. Wahrscheinlich ist das der guten Frau zu Ohren gekommen, und sie hat sich wie Carl Moor gedacht: dem Mann kann geholfen werden. Na, möglich wär's ja, daß eine Theaterdirektion existirt, die auch einmal ausnahmsweise nicht schmutzig ist. — Nobel, sehr nobel ist mein Hôtel! Mir geht jetzt nichts als eine gestopfte Pfeife und eine Favoritin ab, um ganz Sultan zu sein."

Kaum hatte unser Held diesen türkischen Wunsch ausgesprochen, öffnete sich ihm gegenüber eine Tapetenthüre, und das hübsche Blumenmädchen in einfacher aber reizender Toilette, in einer Hand eine große Meerschaumpfeife, in der andern eine Lampe und einen Fidibusbecher, näherte sich lächelnd dem Divan.

Man gewann zugleich die Aussicht in ein elegantes Kabinet, das mit einer vollen Pfeifenstellage und allen denkbaren Rauch-Requisiten ausgestattet war.

„Ein Märchen aus tausend und einer Nacht!" rief im höchsten Erstaunen der Komiker.

„Saladins Zauberlampe, an der sich Eure Hoheit Ihr Pfeifchen anzünden wollen," sagte lächelnd das reizende Mädchen, indem sie sich vor Scholz auf die Knie niederließ, und ihm nach Art der Odalisken die Pfeife präsentirte.

Unser guter Wenzel schien sich in der Rolle des Sultans zu gefallen. Er ließ sich mit der großherrlichsten Faulheit bedienen, kreuzte die Beine, fing wollüstig zu dampfen an, und blinzelte mit kleinen verliebten Aeuglein auf das Busentuch der niedlichen Sclavin.

„Wenn mir recht ist,“ sagte er nach einer behaglichen Pause mit gespitztem Munde, „habe ich mir nicht nur eine Tabackspfeife, sondern auch eine Favoritin gewunschen.“

„Der Geist der Zauberlampe kann nicht alle Wünsche erfüllen, Hoheit.“

„Schade, denn ich hätte gerade jetzt einen Wunsch, den kein Pascha türkischer haben kann. — Aber Spaß appart, warum haben Sie mir Ihre Adresse zugesteckt, Sie wunderbares Blumenmädel?“

„Nicht meine, Ihre Adresse. — Ich konnte mir die Freude nicht versagen, Sie in Ihre neue Wohnung einzuführen.“

„Aber wie komm ich zu dieser neuen Wohnung?“

„Eine alte Freundin hat sich erlaubt, Ihnen einen kleinen Beweis ihrer Verehrung zu bieten.“

„Eine alte Freundin?“

„Auch eine junge Freundin, wenn Sie mich dafür gelten lassen wollen.“

„Hm — ich möcht schon, aber es wird sich nicht machen lassen, denn ich habe die alte Gewohnheit, jeden Freundschaftsbund mit einem Kuß zu besiegeln. Ohne Siegel hat die Freundschaft keinen Werth für mich.“

„Nun, so siegeln Sie!“ sagte naiv das hübsche Mädchen, indem es ihm die erröthende Wange bot.

„Sie geben mir richtig ein Busserl?“

„Von ganzem Herzen!“ rief innig das Mädchen, indem es mit beiden Händen den Kopf des Komikers ergriff und einen glühenden Kuß auf seine Lippen drückte.

Unser Wenzel wußte nicht, wie ihm geschah. — Er zog heimlich die Kravatte noch fester zusammen, denn sein Kropf war in diesem Augenblicke das wichtigste Staatsgeheimniß für ihn.

„Das war ein Kuß, wie ihn der Hofzuckerbäcker nicht süßer backen kann. Wir müssen unsern Freundschaftsbund alle Tage besiegeln.“

„Alle Tage? — O Sie werden mich vielleicht lange lange nicht wiedersehen.“

„Ha verflucht!“

„Aber ich werde Sie täglich sehen, den wärmsten Antheil an Ihrem Glück und Unglück nehmen und den Himmel bitten, daß sie allen Wienern so lieb und theuer werden, wie mir — und noch Jemandem.“

„Wem noch?“

„Ei, Ihrer alten Freundin.“

„Tausendsapperment — wer ist denn diese alte Freundin?“

„Das darf ich nicht verrathen, es ist mir auf das strengste verboten.“

„A, eine geheimnißvolle Beschützerin. Darf ich auch Ihren Namen nicht erfahren, holdes Blumenmädel?“

„Ich heiße Bertha. Das ist aber auch Alles, was ich Ihnen sagen darf. Und jetzt überlaß ich Sie Ihrem „Klapperl." Spielen Sie ihn nur recht possierlich, so drollig wie Ihren „Truffaldino," und ich werde Sie mit dem schönsten Rosenbouquet belohnen."

Das hübsche Blumenmädchen warf unserm Helden ein Kußhändchen zu, machte einen artigen Knix und war verschwunden.

„Das ist eine Bertha, bei der ich den Jaromir spielen möcht'," schmunzelte Scholz, die Kravatte lüftend. „Na, wer weiß, was geschieht, jedenfalls werd' ich Kropfpulver einnehmen."

Er warf sich zurück in den Divan und fing an den „Klapperl" zu studiren.

Drittes Capitel.

Er wird in's Regiment Carl & Compagnie übersetzt.

Scholz spielte den „Klapperl" in der parodirenden Posse „Die schwarze Frau" ohne den Platzer zu copiren.

Wie er diese Rolle spielte, wissen wir Alle, und ich habe keine Lust wiederzukäuen, was uns Tausende vorgekäut haben.

Die Rolle des blitzdummen Gerichtsdieners hat unsern Helden zum Mann des Tages gemacht.

Viele unserer Komiker scheitern an dem Bestreben, das Wort zur Geltung zu bringen, Scholz vermied dieses Bestreben und gab eben dadurch dem harmlosesten Scherz eine zündende Gewalt.

Unter zehn Komikern finden wir sicher neun, deren wohlgefälliges Lächeln den Spaß, wie der Blitz den Donner, anmeldet, und blitzen ab mit dem Spaß. Scholz warf ohne Anspruch, mit dem unverwüstlichsten Ernst im Gesicht, eine läppische Dummheit hin, und erzielte ein homerisches Gelächter.

Die derbste Zote, die Scholz aussprach, klang wie die Naivität einer Gurli, und wurde bejubelt — in dem Munde jedes andern Komikers wäre sie mit Entrüstung zurückgewiesen worden.

Welcher Komiker dürfte sich eine so stereotype Koketterie mit jenem Spiegel erlauben, den die Natur so mütterlich für die Ruthe und das Bambusrohr gepolstert hat?

Scholz strich oft seine ganze Rolle, spielte mit diesem Spiegel allein, und mancher Dichter hätte ihn dankbar küssen sollen für die kurze Lebensfrist, die seine Eintagsfliege gewann.

Die seltene wunderbare vis comica machte unsern Helden zum Original, das alle seine Affen nicht erreichen werden, wenn sie ihm das Räuspern und Spucken auch noch so aufmerksam abgeguckt.

Unser Held fühlte sich unaussprechlich glücklich, er war nicht nur der Liebling der Wiener geworden, sondern hatte auch seinen Kropf verloren. Das unbedeutende Blähhälschen genirte ihn nicht im geringsten, den Don Juan zu spielen.

Es fehlte ihm auch nicht an Eroberungen, denn manches hübsche Wienerkind geizte nach der Ehre, einen so „g'spaßigen" Liebhaber zu besitzen.

Aber von seinem geheimnißvollen reizenden Blumenmädchen hatte er nichts mehr erfahren. Es schien spurlos verschwunden zu sein.

Am 28. September 1826 schmauchte Scholz sein erstes Morgenpfeifchen in seinem Studierzimmer, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde, und ein blondgelockter, etwas untersetzter, elegant gekleideter junger Mann in das Zimmer hüpfte.

„Guten Morgen, guten Morgen mein gefährlicher Rivale, Truffaldino der Erste, denn ich bin zu Truffaldino dem Zweiten degradirt!" rief der Fremde mit Humor, indem er seinen rothgefütterten Radmantel von sich warf, dem Komiker die Hand bot und an seiner Seite Platz nahm. „Bitte sich ja nicht zu geniren und Ihr Pfeifchen fortzuschmauchen, Herr Collega!"

„A Herr Direktor Carl!" sagte unser Held überrascht. „Welch eine besondere Ehre, Sie im Hotel Scholz zu begrüßen!"

„Das Hotel ist eine Muschel, die für mich eine sehr kostbare Perle umschließt."

„Schau, schau, man sagt, Sie wären nur gegen Damen galant, Herr Direktor.“

„Ganz recht, gegen Damen, die mich Geld kosten, aber noch galanter bin ich gegen Herren, die mir Geld tragen, und ich hoffe, Sie sollen ein Jupiter werden, der sich als goldner Regen auf mich ergießt.“

„Auf Sie? — Ich habe keine Lust, nach München auszuwandern.“

„Aber ich bin nach Wien ausgewandert. — Ohne Zweifel haben Sie gehört, daß ich mit Frau von Scheidlin in Geschäftsverbindung getreten bin?“

„Gehört nicht, aber gemerkt hab ich so was dergleichen, denn die ganze Gesellschaft des Josefstädter Theaters kratzt sich hinter den Ohren.“

„Ei! Fürchtet man mich denn?“

„Man fürchtet Sie nicht, aber man beschwört Sie, bekreuzt sich und sagt: Apage te Satanas!“

„Es ist mir lieber, für einen bösen als für einen dummen Teufel gehalten zu werden, indeß bin ich weder das Eine noch das Andere, und alle meine Leute kennen mich als einen Mann, der Fleiß und Talent zu schätzen weiß.“

„Ich wünschte nur, daß Sie ein beeideter Schätzmeister wären.“

„Dann würden Sie offenbar verlieren, denn ich bin sehr geneigt, Sie zu überschätzen, lieber Herr Scholz. Vor Allem freue ich mich, Ihrem seltenen Talent einen größern Wirkungskreis bieten zu können, denn gestern

habe ich endlich den Pachtkontrakt mit dem Grafen Palffy zum Abschluß gegracht und mit Anfang kommenden Jahres dirigiren Carl und Kompagnie auch das Theater an der Wien."

„Meinen herzlichen Glückwunsch!" rief Scholz mit aufrichtiger Freude.

„Ich habe die Absicht," fuhr Carl fort, „neben Posse und Volksstück nur Ritter- und Spektakelstücke ins Repertoir zu ziehen."

„Hm, Ritterstück ziehn nicht mehr."

„O, ich habe Vorspann mitgebracht. Wilhelm Kunst ist ein Held und Liebhaber, gegen den Richard Löwenherz nur der daumlange Hansel war. Ritter, wie Carl, Kunst, Kläglich und Dessoir sind Helden, die jeden Kreuzzug nach Palästina führen könnten. Die Wiener sollen von mir erst lernen, was ein Turnier zu Fuß und zu Pferde, und ein Kampf in Massen gewesen. Carl und Kunst werden mit Ritterschwertern, und Carl und Scholz mit Jokusstäben kämpfen und siegen! Und damit wir recht lange Kampfgenossen bleiben, habe ich hier einen Separatvertrag zwischen uns entworfen."

„Was ist das?" frug Scholz, indem er den Bogen Papier betrachtete, welchen Direktor Carl ihm unterbreitete.

„Ihr neuer Kontrakt mit Carl und Kompagnie. Sie brauchen ihn gar nicht zu lesen, denn meine Kontrakte können Alle mit geschlossenen Augen unterfertigt werden."

Aber Scholz las dennoch.

„Ich hätte Ihnen meinen Sekretär schicken können," fuhr Direktor Carl fort, „aber zu Künstlern Ihrer Bedeutung schickt man keine Diener. Sie werden sich überzeugen, daß ich Camelien von Butterblumen zu unterscheiden weiß, mein wackerer genialer Herr Scholz."

Wenn Carl Verträge abschloß, pflegte er gewöhnlich zuckersüß zu sein.

Scholz las vier Paragraphe, ohne eine Miene zu verziehen, aber als er den fünften gelesen hatte, wandte er seinem Vorstande die ganze Breite seines Gesichtes zu und sagte gutmüthig:

„Nehmen Sie Ihren Mantel um, Herr Direktor, aber verkehrt, das rothe Futter nach Außen, damit Sie ein wenig diabolischer aussehen."

Staberl lächelte und gab dem Klapperl ein zärtliches Kläppschen auf den breiten Rücken.

Scholz nahm seine ganze Courage zusammen, und las den Kontrakt mit allen Additionsklauseln bis zu Ende, dann heftete er einen langen seelenvollen Blick auf den wunderbaren Kontraktkünstler, nahm ein Barbiermesser aus der Lade, entblößte seinen Arm und machte Miene sich entschlossen eine Ader zu öffnen.

„Mein Himmel, was wollen Sie thun?"

„Mir ein paar Tropfen Blut abzapfen, denn dergleichen Kontrakte pflegt man nicht mit Tinte zu unterschreiben."

„O Sie Pfiffikus, ich merke, wohin Sie zielen, aber

es kostet zum Glück nur ein paar Federzüge, um den bösen Geist in einen Engel Gabriel zu verwandeln."

Er ergriff die Feder und schrieb unter den Kontrakt:

„Mit Abschluß dieses Vertrages empfängt Herr Wenzel Scholz aus der Casse des k. k. priv. Theaters an der Wien einen Vorschuß von zweihundert Gulden Conv. Münze, den er in monatlichen Raten von zehn Gulden Conv. Münze zurückzuzahlen sich verpflichtet."

„Nun, ist der Teufel noch so schwarz?" frug er lächelnd, indem er unserm Helden die Feder reichte.

„Weiß, schneeweiß," antwortete Scholz, indem er seinen Namen unter den Satanspakt schrieb, „denn jedenfalls sind Sie ein Teufel, der sich gewaschen hat. Alle Schauspieler fürchten Sie wie das gelbe Fieber, aber ich nicht, denn ich bin überzeugt, wir werden uns sehr gut mit einander vertragen, Herr Direktor."

„Auch ich habe diese Ueberzeugung."

„Nur auf Eins mache ich Sie aufmerksam, ich habe sehr schwache Nerven, jede Gemüthsbewegung ist meiner Gesundheit sehr gefährlich. Wenn ich mich zum Beispiel über irgend etwas ärgere —"

„Nun?"

„So pflege ich sehr gerne krank zu werden, so krank, daß ich oft wochenlang nicht Komödie spielen kann."

„A, das ist sehr fatal!"

„Am meisten greift es meine Nerven an, wenn ich nicht bei Kassa bin. Wenn ich in solchen Fällen die Direktion um einen kleinen Vorschuß bäte —"

„Und die Direktion gäbe Ihnen keinen — ?"

„Dann würde ich auf der Stelle krank werden, und nicht früher spielen können, bis ich Geld hätte, ich kenne meine Natur."

„Auch ich kenne meine Natur und habe nicht minder schwache Nerven als Sie, mein lieber Herr Scholz. Wenn ein Mitglied meiner Gesellschaft Vorschuß von mir verlangt, macht mich das ganz melancholisch — und wenn dieses Mitglied gar krank werden sollte, würde ich es mit der zärtlichsten Theilnahme ein ganzes Jahr und noch länger auf dem Schmerzenslager ruhig liegen lassen."

„Aber Geld geben Sie nicht her?"

„Geld nicht, aber Medizin und Krankensuppe. — Geniren Sie sich ja nicht, krank zu werden, mein lieber Herr Scholz. — Mein Theaterarzt und die strengste Diät werden Sie schon kuriren."

Direktor Carl entfernte sich mit einem freundlichen Kopfnicken — unser Held begleitete den schlauen Fuchs bis zur Treppe und kratzte sich mit einem essigsauern Gesicht jetzt auch hinter den Ohren.

Viertes Capitel.

Wenzel Scholz wird Dichter.

„Die schwarze Frau“ war durch Scholz als „Klapperl“ für das Theater an der Wien zum Kassastück ersten Ranges geworden und hatte fast die hundertste Vorstellung erlebt.

Scholz sollte seine Benefice haben, aber zu dieser hatte er laut kontraktlicher Verpflichtung selbst ein neues Stück zu liefern.

Er war in der äußersten Verlegenheit. Raimund, Bäuerle, Gleich u. A. waren an die Leopoldstädter Bühne gefesselt und Meisl ließ die Feder ruhen, denn er war überzeugt, seine „schwarze Frau“ würde wenigstens noch ein halbes Jahrhundert hindurch unausgesetzt fortgeleiert werden.

Unser Held bat jeden Schuljungen, ihm eine neue Komödie zu schreiben, aber die Abcschützen schwangen sich damals noch nicht so verwegen auf den Pegasus, wie heut zu Tage.

Eines Morgens saß Direktor Carl vor einem Manuskript an seinem Schreibtisch und ein blasser ärmlich gekleideter junger Mann stand in bescheidener Ferne, mit einem Antlitz, als ob er Leben und Tod zu erwarten hätte, vom Ausspruch des gewaltigen Mannes.

„Ich habe Ihr Stück mit Aufmerksamkeit gelesen," sagte Carl, „aber es leider von der ersten bis zur letzten Scene unbrauchbar gefunden, bis auf einige Späße und den Titel, der allerdings sehr anlockend ist. Nach dem glänzenden Erfolg der „schwarzen Frau" würde „der schwarze Mann" das Haus in allen Räumen füllen, aber ich kann das Publikum nicht mystificiren, und Sie selbst nicht dem Schicksal einer sichern Niederlage aussetzen. Sie haben indeß Talent, das der Aufmunterung bedarf, und ich bitte Sie daher, mich recht bald mit einem neuen Werk aus Ihrer Feder zu erfreuen."

„Herr Direktor, ich bin sehr arm, und habe eine kranke Mutter zu ernähren," antworte der junge Mann mit zitternder gepreßter Stimme. „Die gescheiterte Hoffnung raubt mir den Muth, einen zweiten Versuch zu wagen."

„Mein Herr, wenn Ihr Stück auch ein Meisterstück wäre, könnte ich Ihnen doch nur ein Honorar von zwanzig Gulden dafür bieten."

„Ach, es wäre genug, um mich glücklich zu machen, und zu neuer Thätigkeit anzueifern."

„Wohlan junger Mann, wären Sie geneigt, mir alle Ihre Autorrechte auf dieses Stück für ein Honorar von zwanzig Gulden abzutreten?"

„Mit dem größten Vergnügen!" rief entzückt der arme Poet.

„So will ich ausnahmsweise ein Opfer bringen, und Ihrem schwachen Kinde einen andern Vater geben,

der es vielleicht dennoch auf die Beine bringt. Bemühen Sie sich zu meinem Secretär. Er hat bereits den Vertrag in Händen. Sobald Sie ihn unterfertigt haben, können Sie von meinem Kassier Held das Honorar von zwanzig Gulden in Empfang nehmen."

Der arme Musensohn entsprang glückselig wie ein Feldherr, der die erste Schlacht gewonnen.

Carl lachte sich ins Fäustchen, läutete dem Theaterdiener, und gab ihm den Auftrag, augenblicklich Herrn Scholz aufzusuchen und zur Direktion zu bescheiden.

Als unser Wenzel vor seinem Direktor erschien, rief ihm dieser triumphirend entgegen: „Land! Land! können wir wie Columbus jubeln! Sie sind mir zwanzig Gulden schuldig für ein Stück, das Sie zum Crösus machen wird."

„Ein Benefizstück?"

„Und welches! Ganz was Apartes! Ein schwarzer Mann für uns're schwarze Frau!"

„Famos!"

„Nebstbei habe ich ein artiges Projektchen, um das Interesse noch höher zu steigern. Wie wäre es, wenn Sie diesen schwarzen Mann adoptirten, lieber Scholz?"

„Wie meinen Sie das?"

„Sie sollen in Ihrer Benefizvorstellung nicht nur als Darsteller, sondern auch als dramatischer Dichter vor dem Publikum erscheinen."

„Ich ein Dichter? belieben Sie mich beleidigen zu wollen, Herr Direktor?"

„Besorgen Sie nichts! Der Autor ist mit seinen Rechten abgefertigt und ich übertrage sie Ihnen. Das nenne ich eine Speculation! Sie können Logen und Sperrsitze zu doppelten und dreifachen Preisen verkaufen und man wird sie mit Vergnügen zahlen, um ein Stück von Wenzel Scholz zu sehn.“

„Ist denn das Stück gut?“

„Im Ganzen ein Meisterwerk, einzelne Schwächen und Längen können wir beseitigen. Nehmen Sie das Manuskript mit nach Hause, lesen Sie es durch, damit Sie Ihr Werk kennen lernen und ändern Sie ganz nach Belieben. Wenn Sie nur ein paar Gedankenstriche dazu dichten, haben Sie das Verdienst des Schriftstellers und sind vor Ihrem eigenen Gewissen gerechtfertigt.“

In diesem Augenblicke wurde Adolf Bäuerle, der Volksdichter und Redakteur der Theaterzeitung gemeldet.

„Willkommen, willkommen!“ rief ihm Carl zu, „Sie kommen wie gerufen, denn ich habe eine sehr interessante Notiz für Ihr Journal.“

„Nur her damit!“

„Was wird das Publikum sagen, wenn es morgen in der Theaterzeitung liest: Nächsten Samstag zum Vortheile des Komikers Wenzel Scholz zum ersten Male: „Der schwarze Mann,“ parodirende Posse mit Gesang, in 3 Akten vom Benefizianten.“

„Potz Tausend!“ rief Bäuerle höchst überrascht, „Herr Scholz auch Schriftsteller?“

„Und was für einer! Sie werden finden, daß es eine durch und durch gediegene Dichtung ist, mit der er debutirt.“

„O bitte recht sehr!“ sagte Scholz, bescheiden wie Schiller, als er seinen Wallenstein geschrieben.

„Sie können ohne Bedenken das schöne Werk bevorworten, Herr Bäuerle.“

„Ich werde in die Tuba stoßen, daß ganz Wien betäubt werden soll. Ich blase ja für einen neuen Profeten, den die Volksbühne gewonnen hat.“

Scholz stand da mit erhobenem Haupt, wie Tasso bei seiner Krönung im Capitol.

„Für welche Kräfte haben Sie denn die Hauptrollen berechnet?“ frug Bäuerle.

„Die Hauptrollen? Je nun — wenn gleich — obschon — nachdem —“

„Nicht aus der Schule schwatzen!“ fiel Carl unserm Helden ins Wort, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen. „Herr Bäuerle soll auch überrascht werden, wie das ganze Publikum. Eilen Sie nach Hause und legen Sie die letzte Feile an Ihr Werk, damit wir es noch in nächster Woche vor das Forum des Publikums stellen können.“

„Soll ich nicht noch eine Romanze, Cantate oder Serenade dazu dichten?“

„Ganz nach Ihrem Belieben. Ich werde Ihrer blühenden Fantasie keine Fesseln anlegen.“

Scholz schritt mit dem Manuscript unter dem

Arm und vornehmen Kopfnicken zum Direktionszimmer hinaus.

Seine Freunde und Bekannte, die ihm begegneten, zu grüßen, war er heute viel zu stolz und erhaben, er war eine geistige Potenz geworden, und hatte keinen Blick für das Gewürm unter ihm.

Als er seine Wohnung ereichte, sagte er zu seinem Stiefelputzer: „Wenn Jemand kommt, mein lieber Martin, so sage: Der Herr ist nicht zu sprechen, er dichtet sein neues Stück fertig, und wenn er in seiner Begeisterung ist, läßt er sich nicht gerne stören.“

Martin riß das Maul bis über die Ohren hinaus auf, und brummte in den Bart: „Er dichtet? Na, mir ist's recht, wenn's nur andern Leuten auch recht ist!“

Als Scholz sein Studierzimmer betrat, zog er den Schlafrock an, steckte sich eine Pfeife in den Mund und eine Feder hinter jedes Ohr, nahm sechs Bleistifte in die Hände, setzte sich zum Schreibtisch, breitete das Manuskript vor sich aus, rieb sich die Stirne und fing zu dichten an.

„Zum Glück hab' ich unsern Herrn Direktor beobachtet, wenn er dichtet,“ sagte er, indem er einen dicken Bleistift spitzte: „Ich werd's akurat so machen, wie er, dann kann's gar nicht gefehlt sein.“

Und er fing im Manuskript herum zu blättern und zu streichen an, wie der Herr Direktor. Er las nicht, sondern strich nur, wie der Herr Direktor. Von zehn Zeilen strich er sechse weg, wie der Herr Direktor. Bei

jedem langen dicken Strich schmunzelte er wohlgefällig, wie der Herr Direktor, und als das Stück in allen seinen Theilen zersetzt und zerrissen war, rieb er sich triumphirend die Hände, ganz wie der Herr Direktor.

„Das ist mein Werk!“ sagte er mit dem Stolze des Eroberers vor den Ruinen von Carthago. „Jetzt kann ich mit Beruhigung einem glänzenden Erfolg entgegen sehen. Das, was ich gedichtet habe, kann nicht durchfallen, dafür steh' ich gut.“

„Wohnt hier Herr Scholz?“ frug eine fremde männliche Stimme im Vorzimmer.

„Ja, er wohnt zwar hier,“ schrie Martin, „aber es darf Niemand vorgelassen werden, weil er dichtet.“

„Er dichtet? Seit wann ist er denn närrisch geworden?“

„Seit einer Stunde. Bleiben's da. Sie hören ja, daß er begeistert ist und nicht gestört sein will.“

Aber der Fremde ließ sich nicht zurückhalten, er schob Martin sanft bei Seite und trat, ohne anzuklopfen, ins Zimmer unseres Helden.

Fünftes Capitel.

Wenzel und Hansel.

„Hansel!“ schrie Scholz freudig überrascht.

„Wenzel! Grüß Dich Gott, mein alter Spezi!“

An der Innigkeit, mit welcher sich Beide in die Arme sanken, erkannte man klar und deutlich, daß sich hier ein paar vertraute Freunde und Kunstgenossen wiedergefunden hatten.

Der Fremde, den unser Wenzel mit dem Namen Hansel begrüßte, war ein lang emporgeschossener kräftiger junger Mann von beiläufig fünfundzwanzig Jahren, mit markirten Zügen, aus welchen mit dem Humor und der Gutmüthigkeit des Wieners zugleich die boshafte Laune des mythologischen Satyrs sprach.

Es war der Zweite unserer Helden: Johann Nestroy, der erste Komiker des Grazer Theaters.

„Dich heute in Wien zu sehen, hätt' ich mir nicht träumen lassen!“

„Ich hab' mich losgeschraubt auf ein paar Tag, weil ich Dich als Klapperl anschauen muß. Ignaz Schuster hat mir gesagt, daß er sich noch einen zweiten Buckel über Dich gelacht hat. Was sagen denn die Herren Hopp und Platzer dazu?“

„Sie schaun mich mit stiller Verachtung an, und

ich habe sie doch versöhnt, die Undankbaren. Vor meinem Engagement waren sie ganz Montechi und Capuletti. — Aber nach meinem ersten Debut näherten sie sich einander collegial, boten sich gegenseitig ein Prieschen Tabak und sagten schmunzelnd: der beißt uns auch kein Kreuz in die Nasen. Und jetzt —"

„Jetzt werden die Montechi und Capuletti kuriose Kreuze auf den Nasen tragen, scheint mir."

„Die Unglücklichen! Es thut mir leid, aber in der künftigen Woche muß ich sie ganz vernichten!" fuhr der Wiener Wenzel mit der Hoheit des böhmischen Wenzel fort, indem er auf das Manuskript deutete. „Ich habe mir eine poetische Ader geöffnet, und das edle Blut dort abgezapft. Ich hoffe, mit meinem ersten dramatischen Werk einen glücklichen Wurf zu machen."

„Also ist's richtig wahr, Du dichtest?" frug Nestroy, indem er ein Faungesicht schnitt und das Manuskript ergriff. „Willst Du denn dem abgemagerten Pegasus den Kredit auf die letzten paar Haberkörner auch noch verderben?

„Du wirst schon wieder boshaft, Hansel!"

„Der schwarze Mann! Nicht übel! Also das Stück ist von Dir?"

„Oui!"

„Schau mich an, wenn Du ein gutes Gewissen hast, Wenzel."

„Ich mag nicht."

„Ich frage noch einmal, ist die Komödie wirklich von Dir?“

„Auf Ehre! Das heißt, nicht Alles! Was mit Tinte geschrieben ist, ist von einem jungen Anfänger, aber das mit Bleistift ist Alles von mir.“

„Also die Strich —“

„Hab ich gedichtet, ganz allein, ohne Beihülfe.“

„Aha, Du hast die Poesie in der hohen Schule des bairischen Dampfnudeldirektors studiert.“

„Respekt vor meinem Direktor, Hansel! Dieser Carl ist Carl der Große in seinem Reich! Du solltest auch zu seiner Fahne schwören.“

„Unmöglich, so gern ich auch wieder Dein Kollege werden möcht', Wenzel. Erstens hab' ich auf einige Jahre Kontrakt mit meiner Direktion, und zweitens hab' ich in Graz eine Eroberung gemacht, die für mich sehr interessant zu werden verspricht.“

„Du hast eine Geliebte in Graz?„

„Ich glaube.“

„Wer ist sie denn?“

„Darüber kann ich Dir keine Auskunft ertheilen.“

„Ist sie sauber?“

„Das kann ich Dir nicht sagen.“

„Ist sie jung, reich, liebenswürdig?“

„Ja, Alles kann ich unmöglich wissen, lieber Bruder.“

„Du weißt ja aber gar nichts.“

„O doch, ich weiß, daß die Eroberung eine alte Freundin von mir ist.“

„Eine alte Freundin?“ rief Scholz aufmerksam.

„Es ist eine geheimnißvolle Geschichte, die einem Abentheuer so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Als ich in Graz ankam und meiner Direktion die erste Visit machte, sagte mir der Theaterdiener, daß ich Punkt eilf Uhr im Gastzimmer „zur Kaiserkrone,“ erwartet werde.“

„Punkt eilf Uhr?“

„Ich finde mich dort pünktlich ein, treffe alte Kameraden, trink mein Seitel Wein, wart bis halber Zwölfe, da geht die Thüre auf und ein bildsauberes Blumenmädel tritt in's Zimmer.“

„Ein Blumenmädel? Mit schwarzen Locken?“

„Und großen pechrabenschwarzen Augen. — Sie verkauft Sträußerln ringsumher, bis auf's Letzte, das sie auf der Brust trägt. — Auch das heftet sie los, reicht ds mir, nimmt kein Geld von mir an, macht einen jungfräulichen Knix und springt zum Zimmer hinaus.“

„A — a merkwürdig,“ rief Scholz höchst erstaunt.

„Wie ich das Sträußerl näher anschau, entdeck ich ein kleines zusammengerolltes Billet zwischen den Rosen, Veilchen und Vergißmeinnicht.“

„Dieselben Blumen!“

„Ich roll das Papier auf, es enthält nichts als die Adreß: Hauptwachplatz Nr. 19, ersten Stock Nr. 4.“

„Sogar dieselbe Nummer!“

„Natürlich ist mein erster Gang aus dem Wirthshause auf den Hauptwachplatz Nr. 19, ersten Stock, Nr. 4.“

„Und auf der Thür?“

„Find ich den Namen Johann Nestroy in großen goldenen Lettern auf einer schwarzlackirten Tafel. Ich läute an, der Theaterdiener macht mir die Thür auf und ich tret' in ein schön austapezirtes Quartier, das für mich gemiethet und auf das eleganteste möblirt ist.“

„Und auch gezahlt?“

„Alles, denn die saldirten Rechnungen liegen auf dem Schreibtisch. — Ich steh da, wie der verwunschene Prinz, da springt eine kleine Tapetenthür auf —“

„Und das schöne Blumenmädel tritt mit einer Meerschaumpfeife und einer brennenden Lampe aus einem noblen Rauchkabinet.“

„Meiner Treu, ja, aber wie weißt Du denn das?“

„Weil ich ganz dasselbe Abenteuer mit dem Blumenmädel hier in Wien erlebt hab, wie Du in Graz.“

„A, da muß ich bitten!“

„Gelt, Du hast gefragt, wie Du zu dem noblen Quartier kommst?“

„Freilich, eine alte Freundin hat mir einen Beweis ihrer Verehrung bieten wollen.“

„Aber den Namen der alten Freundin hast Du auch nicht erfahren?“

„Nein — aber den Namen des Blumenmädels weiß ich.“

„Ich auch.“

„Die Meinige heißt Bertha.“

„Auch die Meinige heißt Bertha.“

„Wunder über Wunder!“

„Ich hoffe doch, Du hast die strengste Moralität beobachtet, und das junge unschuldige Blumenmädel nicht etwa küssen wollen, Du Schlankel?“

„Natürlich hab ich das wollen.“

„Und sie?“

„Sie nahm mich bei beiden Ohren, und gab mir ein so delikates Busserl, daß ich noch jetzt den Nachgeschmack hab.“

„Nur Eins? Mir hat Sie Zwei gegeben! rief Scholz triumphirend. „Aber nichts desto weniger sind wir Nebenbuhler, mein lieber Herr Johann Nestroy,“ fügte er mit gerunzelter Stirne hinzu, „denn allem Anschein nach, haben wir nicht nur eine und dieselbe alte Freundin, sondern auch ein und dasselbe junge Blumenmädel.“

„Willst Du Dich vielleicht mit mir duelliren?“

„Das nicht, aber wir wollen brüderlich theilen mit einander. — Ich überlaß Dir die ganze alte Freundin, weil ich Dein Freund bin, und stelle mich bescheiden mit dem jungen Blumenmädel zufrieden.“

„Du theilst die Weiber, wie die Preußen die Krebse, Du Pfiffikus!“

„Jedem, was ihm gebührt. — Wenn eines dieser geheimnißvollen Wesen jung und das Andere alt ist, so

ist die Junge in mich, und die Alte in Dich verliebt, das ist so klar wie zweimal zwei vier."

„Du bist ein so guter Rechenmeister, daß an Dir ein Oberkellner verdorben ist. — Aber streiten wir nicht um Kaisers Bart. — Die Nürnberger hängen keinen Dieb, wenn sie ihn nicht haben — und wir wollen keine Weiber vertheilen, wenn wir sie nicht haben. Das Blumenmädel scheint spurlos verschwunden zu sein. Wenn wir es wieder erwischen, werden wir schon erfahren, wem der Vater den Schimmel schenkt. Laß mich jetzt über meine drei Wiener Theaterabende disponiren. Heut' schau ich mir die „schwarze Frau" an — morgen die Krones als Zillerl in der „Aline" — und übermorgen den Kunst in „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers." — Apropos — die Schauerkomödie wäre prächtig zu parodiren. Ich hätt' gute Lust mich auch als Dichter zu versuchen, und z. B. „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen" zu schreiben."

„Was? Du willst auch dichten? — Armer Jüngling, ich bedaure Dich!"

„Ja, böse Gesellschaften verderben gute Sitten — warum hast Du mich verführt? — Wenn ich mit meinen Dichtungen Unheil und Verderben verbreite, hast nur Du es auf dem Gewissen. Aber wir vergessen ja ganz auf Essen und Trinken, Wenzel. — Komm, wir wollen's heute nobel geben, und im Matschakerhof speisen."

„Du bist mein Gast, versteht sich — denn ich als

erster Komiker der Residenz und Verfasser des schwarzen Mannes, kann schon einige Gulden springen lassen für einen armseligen Collegen aus der Provinz."

Die beiden Freunde entfernten sich, um in dem genannten, damals sehr berühmten Gasthause nobel zu diniren.

Sechstes Capitel.

Eine fidele Gesellschaft.

Als sie in den großen Speisesaal traten, wurde Scholz mit einem donnernden Vivat empfangen.

„Hoch Wenzel Scholz, hoch Klapperl!" rief man beim lustigen Klange der Champagnergläser ihm zum Willkommen entgegen.

Die Gesellschaft, die diesen Toast brachte, bestand aus fünfzehn bis zwanzig Herren und Damen, die an einer großen reichbesetzten Tafel saßen.

Der Präses der Gesellschaft, ein Mann von fünf- bis sechsunddreißig Jahren, mit blatternarbigem unedlem Antlitz und kleinen funkelnden Augen, aus welchen Wohlleben und rohe Sinnenlust sprachen, war der polnische Kreismarschall Severin, fälschlich Graf von Jaroszynski,

der einigen Mitgliedern des Leopoldstädter Theaters ein glänzendes Diner gab.

Ihm zur Linken saß die eben so geniale als leichtsinnige Lokalsängerin Therese Krones — ihm zur Rechten die nicht minder liebenswürdige junge Schauspielerin Huber, und denen schlossen sich Korntheuer mit seinem berühmten Phlegma, — Tomaselli, genannt der Napoleon, Fermier, Kemetner, Landner, Demoiselle Jäger und mehrere Balletdamen an.

„Gehst her da, Wenzel! Du mußt neben mir sitzen," rief Therese Krones collegial. „Ich will mir Dein pudelnärrisches Gesicht einmal recht in der Nähe anschaun!"

„Wäre mir unendlich schmeichelhaft," — erwiederte Scholz — „aber wie Sie sehen, hab' ich einen Gast, mein Fräulein."

„A papperlapapp! Dein Gast ist auch der Uns'rige. — Nehmt Ihr Euch den fremden Jüngling zu Gemüth, Balletmädeln. Wer ist denn der Longimanus!"

„Johann Nestroy, erster Komiker des Grazer Theaters."

„Nestroy? Nestroy? — A — mir scheint, ich hab' schon was flüstern gehört von ihm."

„Ein gewisser Nestroy soll ja im Extemporiren so fabelhaft groß sein, hat Ignaz Schuster gesagt."

„Ganz recht — das ist der gewisse Nestroy," antwortete Scholz, der sich zur Krones setzte, indeß die Tänzerinnen sich seines Freundes bemächtigten.

„Er wird nach jeder Vorstellung regelmäßig eingesperrt für sein loses Maul."

„Leider nicht nach jeder Vorstellung," sagte Nestroy, „sonst braucht ich gar kein Quartier und könnt jede Nacht auf der Pritsche schlafen."

„Werden Sie in Wien gastiren?" frug ihn Jaroszynski.

„Für jetzt unmöglich. — Sollten es aber einst die Verhältnisse erlauben —"

„Nur nicht in der Leopoldstadt," fiel ihm die Krones ins Wort, „denn Sie riskiren das Leben, wenn Sie in einer Raimund'schen Comödie extemporiren."

„Waren Sie nicht einmal beim Kärnthnerthor-Theater als Sänger engagirt, Herr Nestroy?" frug Demoiselle Huber. „Wenn ich nicht irre, habe ich Sie als Sarastro gesehen."

„Sie irren nicht, mein Fräulein. — Aber die heiligen Hallen waren nichts für mich, ich fühle mich mehr in den unheiligen Hallen zu Hause."

Die ganze Gesellschaft lachte laut auf, über dieses aufrichtige Geständniß.

„Füllt die Gläser!" rief die Krones weinfroh. „Ein Vivat diesem Deserteur aus den heiligen Hallen!"

„Hoch! Hoch!"

„Auch ein Vivat der Hohenpriesterin in den unheiligen Hallen!"

„Hoch! Hoch!"

Therese Krones verneigte sich, denn sie hatte den gerechtesten Anspruch auf diesen Toast.

„Wißt's Ihr auch Leut, daß mir Direktor Carl seit einiger Zeit sehr stark den Hof macht?“ nahm die übermüthige Lokalsängerin wieder das Wort. „Wenn ich nicht so charakterfest und so eine bekannte Männerfeindin wäre, könnte mir dieser bairische Staberl sehr gefährlich werden.“

Diese naive Abwehr der ewig verliebten Künstlerin rief natürlich abermals ein homerisches Gelächter hervor.

„Nimm Dich in Acht Therese, Du wirst den Herrn Grafen eifersüchtig machen!“ rief ihr Demoiselle Jäger zu.

„A bah! Mein polnischer Nabob weiß zu gut, daß er der Hahn im Körberl ist. — Ihm ist kein Staberl gefährlich, und wenn der Staberl auch ein Zauberstaberl hätt,“ antwortete die Krones, indem sie einen Arm um den polnischen Kavalier schlang und mit ihrer süßen einschmeichelnden Stimme sang:

„Denkst Du daran mein tapfrer Jaroszynski,
Als Du im Sturm den ersten Kuß errangst?“

Die letzten Töne dieses improvisirten Gesanges waren noch nicht verklungen, als ein neuer Gast in den Saal trat.

Es war der gelehrte und rühmlichst bekannte Abbé Konrad Blank, Professor der Mathematik, ein rüstiger Greis mit schneeweißen Haaren, noch ungebeugt von des Lebens Last und Sorgen, die er gut zwei Drittheile eines Jahrhunderts getragen.

Mit heiterm gutmüthigem Lächeln grüßte er das fröhliche Völkchen.

Jaroszynski eilte ihm entgegen, ergriff und drückte herzlich seine Hand, führte ihn zum Tische, und sagte ehrfurchtsvoll, indem er ihm den Ehrenplatz abtrat:

„Herr Abbé Blank, mein würdiger Lehrer, meine Herrn und Damen, der einst mein Herz und meinen Geist gebildet, und mir bis jetzt ein väterlicher Freund geblieben ist."

„I, wie sollt ich denn nicht, mein guter Severin?" antwortete freundlich der greise Mathematiker, indem er sich an die Seite seines Schülers setzte. „Wie soll der Gärtner einen edlen fruchtbaren Baum nicht lieben, den er aus einem wilden Sprößling sich erzog? Und ein recht wilder unbändiger Sprößling waren Sie vor zwanzig Jahren, mein Herr Kreismarschall v. Mohilew!"

„O er ist noch immer ein Satan, Herr Abbé!" sagte Therese Krones. „Befehlen Sie ihm doch, daß er nicht gar so viele Dukaten und Rubel verputzt und nicht allen hübschen Mädchen den Hof macht. Ich gebe mir alle Mühe, ihn zu bessern, aber es nützt nichts, ich werde ihm kein Moralitätszeugniß ausstellen können, wenn er Wien verläßt."

Die Gesellschaft biß sich in die Lippen. Es war auch gar zu komisch, Therese Krones mit der Grandezza einer Hofmeisterin moralisiren zu hören.

„Wir müssen unserm Gast schon ein wenig durch die Finger sehn. Ist er doch ein gefangener Vogel, der

nur für kurze Zeit seinem goldenen Käfig entsprang," erwiederte lächelnd der Abbé. „Er möge seine Freiheit genießen, aber nicht vergessen, daß die Mäßigkeit das halbe Elixir des Lebens ist."

„Sie sprechen mir aus der Seele, mein gutes altes Mannerl," sagte die Krones schon mit wachsender Vertraulichkeit. „Mäßigkeit ist auch meine Parole des Tages, nur Mäßigkeit! Aber die Flaschen sind ja leer, frischen Champagner, Kellner! Mäßigkeit ist die Würze des Mahls und befördert die Gesundheit. Sakrifix, warum trinkt Ihr denn nicht? Welche Schmach? Noch nicht einen einzigen Haarbeutel hat die ganze fidele Gesellschaft aufzuweisen. Der Herr Abbé wird sich was Sauberes von uns denken."

„O, auch der Herr Abbé leert noch gerne sein Gläschen," sagte Jaroszynski.

„Scheint mir auch so. Sie waren in Ihrer Jugend gewiß ein recht lustiger Bruder, altes Papachen?"

„Glauben Sie?"

„Freilich, sonst könnten Sie nicht so ein gelehrter Herr geworden sein, denn wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang, sagt Marthin Luther."

„Nun, aufrichtig gestanden, ich bin auch seiner Meinung."

„Bravissimo!" rief die lustige Schauspielerin in die Hände klatschend. „So gefallen Sie mir! Nicht wahr,

ein wenig, ein ganz klein wenig, haben Sie die saubern Madel jetzt auch noch gern?"

„I freilich, aber nur wie ein Großpapa seine hübschen Enkel."

„Nun, wer keinen Vetter hat, muß auch mit einem Großpapa zufrieden sein. Hoch; der neue Großpapa, meine Damen!"

Die Gläser klirrten und einer Flasche nach der andern wurde der schlanke Hals gebrochen. Aber so sehr der feurige Rebensaft auch das junge Blut in Wallung brachte, das greise Haupt des würdigen Abbé's ließ die lustige Gesellschaft nicht die Schranken des Anstandes überschreiten.

Eine gemüthliche Fröhlichkeit beherrschte die ganze Tafel, nur das wilde Feuer im Auge des Polen loderte hin und wieder auf im dämonischen Glanz. — Es schlug ein fremdes Herz im Kreise der heitern Wiener Herzen und Nestroy sagte leise zu Scholz: „Es schleicht ein finsterer Geist durch dieses Haus."

„Schöne frische Blumen, meine Herren und Damen!" rief die jugenliche Stimme eines hübschen Mädchens, das in den Saal trat.

Es war die junge räthselhafte Freundin unserer beiden Helden, aber sie bot diesmal keine Sträußchen, sondern Blumen in kleinen zierlichen Vasen feil."

„Bertha!" riefen Scholz und Nestroy freudig überrascht.

Aber das reizende Mädchen beachtete sie und ihren

Ausruf nicht, wandte sich mit feinem Takt und einem artigen Knix an den Abbé und den Cavalier, und sagte einschmeichelnd:

„Kaufen Sie meine gnädigen Herrn! Sehen Sie nur diese niedlichen Vasen an! Sie sind aus den feinsten Drähten geflochten und können auf den Toiletten der nobelsten Damen ein Plätzchen finden."

„Recht niedlich!" antwortete Jaroszinsky, indem er seine flammenden Augen auf die reizende Gestalt des Mädchens heftete. „Bringe diese Blumenvasen in meine Wohnung im Trattnerhof, und Du sollst zufrieden mit mir sein."

„Ei nicht doch!" erwiederte mit schlauem Lächeln das Blumenmädchen. „Meine Mutter hat mir befohlen, meine Waare öffentlich feil zu bieten und mir streng verboten, sie in die Wohnungen, am allerwenigsten in die Wohnungen junger Herren zu tragen. Ich weiß zwar nicht, warum nicht, aber meine Mutter ist eine kluge Frau, die wird es schon wissen."

„Deine Mutter ist eben eine so kluge Frau, als der Herr Graf ein kluger Herr ist," sagte Therese Krones mit Ironie. „Theil Deinen Kram nur aus unter uns, es wird sich schon Einer finden, der zahlt."

Jaroszynski warf einige Dukaten in den Korb des hübschen Blumenmädchens und dieses theilte flink und mit dem zierlichsten Anstande, Jedem der Gesellschaft eine Blumenvase zu.

Der Vorrath reichte gerade aus, denn Scholz und Nestroy empfingen die beiden letzten Exemplare.

Nachdem das Mädchen ihr Körbchen entleert hatte, entfernte es sich mit einer artigen Verbeugung, ohne unsere beiden Helden auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen."

„Schau. schau!" sagte Therese Krones schmollend, indem sie den Polen heimlich in die Beine zwickte. „Die Jugend auf der Bühne scheint nicht die Einzige zu sein, die den Herrn Grafen in Feuer und Flammen auflodern läßt."

„Verscheuchen Sie Ihre heitere Jugend nicht," bemerkte lächelnd der Abbé, „denn das hohe Alter *) ist schon in Ihrer Nähe, mein lieber Severin!"

Indeß hatten die beiden Komikers ihre Vasen hin und her gedreht, denn sie hofften, im Innern derselben oder im Verbande der Blumen abermals eine Adresse zu finden. Endlich drückten sie an einem Knöpfchen am Rande der Vasen, diese theilten sich und jedem unserer Helden fiel eine schöne goldene Taschenuhr an einer schweren Kette von demselben edlen Metall in die Hand.

Mit einem lauten Ausruf des Staunens und der Ueberraschung blickten sie auf die neue glänzende Bescheerung.

---

*) Die Jugend und das hohe Alter sind allegorische Figuren aus Raimund's dramatischem Mährchen: „Das Mädchen aus der Feenwelt."

„Es sind goldene Uhren in den Vasen!“ rief man auf allen Seiten. Im Nu wurden die zarten Geflechte zerrissen, aber außer unsern Helden fand Niemand ein so werthvolles Angebinde.

„Von unserer Freundin!“ riefen die Komiker.

„Von welcher Freundin?“ frug die Gesellschaft, während man die Uhren von Hand zu Hand wandern ließ.

„Von einer unsichtbaren alten Trud, die sich in uns verliebt hat,“ sagte Nestroy. „Mehr können wir nicht sagen, denn mehr wissen wir selber nicht. Aber es ist noch immer Stoff genug da zu einem wunderschönen Zaubermärchen für Ferdinand Raimund.“

„Oder für mich, wenn ich nach meinem schwarzen Mann, ein schwarzes Kind dichte,“ fügte Scholz mit der Ambition des Schriftstellers hinzu.

Man ließ alle alten verliebten Damen der häßlichen schönen Welt die Revue passiren, um die geheimnißvolle Trude zu errathen — aber die fidele Gesellschaft zerbrach sich nicht lange die Köpfe, aß, trank, scherzte, lachte, jubelte und auch der greise Herr Abbé leerte so manches Gläschen auf's Wohl seines Zöglings, bis die Glocke zum Aufbruch mahnte.

Scholz schlug mit seinem Kunstgenossen den Weg nach Krähwinkel ein, um den blitzdummen Bürgermeister seine Nüsse knacken zu lassen, und die Andern machten die Reise links nach Golkonda, um mit der holden Königin Aline zu scherzen und zu tändeln, oder dem dicken Wampelino auf den Schmeerbauch zu klopfen.

Siebentes Capitel.

Eine Maitresse.

Auch an diesem Abende war das Theater an der Wien in allen seinen Räumen überfüllt.

Man gab, wie wir wissen Meißl's läppische Posse: „Die schwarze Frau," mit der gediegenen Musik des genialen jungen Componisten Adolf Müller.

Gegen Ende des ersten Aktes stand Wenzel Scholz als Gerichtsdiener Klapperl allein auf der Bühne.

Er verwerthete seine Schnacken, machte seine Lazzi und jede seiner Dummheiten zündete wie die brennende Lunte im Pulverfaß, eine Explosion folgte der andern.

Plötzlich blieb unser Klapperl stecken, mitten in seinem Monolog. — Er blickte so starr in die Loge Nr. 4, wie ein Neusonntagskind, dem ein Gespenst erschien.

Der Souffleur arbeitete mit Händen, Füßen und der hohlen Kugel, die man oft irrthümlich Kopf zu nennen pflegt, er fing so laut zu lesen an, wie der Trompeter vor den Mauern von Jericho, aber Klapperl hatte keine Ohren für die Trompete, sondern nur Augen für die Erscheinung in der Loge Nr. 4.

Es war aber auch eine so feenhafte Erscheinung,

daß sie nicht nur Klapperl's, sondern auch tausend andere bewaffnete und unbewaffnete Augen auf sich zog.

Eine junge wunderholde Dame in der eleganteften Toilette mit einer reichen Perlenschnur um den schneeweißen Schwanenhals und funkelnden Edelsteinen in dem üppigen Rabenhaar, saß in der Loge.

Die guten Leute, welche sich nicht für das Logenpublikum interessirten, nahmen die Pause auf der Bühne als Kunstpause des Komikers auf, johlten und lachten sich die Bäuche voll über den guten Spaß, und als Klapperl mechanisch die Frackschöße entfaltete und mit dem Elefantenspiegel kokettirend der Coulisse zuwackelte, da war's kein Johlen mehr, ein Brüllen war's zu nennen!

Als Scholz in die Coulisse trat, wurde er schon von Nestroy erwartet: „Wenzel," flüsterte dieser hastig, „in der Log' Nr. 4 —"

„Also hab ich mich nicht geirrt? Ist sie's?"

„Unser Blumenmädel, wie es leibt und lebt!"

„Und diese Juwelen, sie muß wenigstens eine Gräfin sein."

„Höher, Brüderl! Es baumelt ihr ein Herzogthum an jedem Ohr!"

„Und ich mit dieser rothen Nase, diesem angeschmierten Gesicht, ha, verflucht!"

„Wir müssen zu erfahren suchen, wer sie eigentlich ist und wo sie wohnt, denn wir sind ihr eine Dankbarkeits-Visite schuldig."

„Da ist gerade Jemand, der uns vielleicht Auskunft geben kann. — Sie, Herr Logenmeister, wer ist denn die Dame in der Loge Nr. 4?"

„Eine schöne Jüdin," antwortete der Gefragte. „Die Maitresse des Herrn Banquiers von Lilienfeld."

„Eine Maitresse!"

„Eine Jüdin!"

„Wissen Sie ihren Namen nicht?"

„Der Herr Banquier pflegt sie gewöhnlich „meine liebe Bertha" zu nennen."

„Bertha!" riefen unsere Helden.

„Seine Bertha! Du verfluchter Kerl!" fügte Scholz ingrimmig hinzu.

„Sie bewohnt den ganzen ersten Stock des schönen Hauses Nr. 502 in der Jägerzeile," schloß der Logenmeister, und zog sich von der Bühne zurück.

„Eine schöne Jüdin und eine Maitresse, das ist eine Delikatesse für einen Gourmand wie ich!" rief Nestroy mit seinem Faungesicht. „Morgen um zwölf Uhr mach ich ihr eine Visit."

„Um zwölf? So werd' ich die Meinige um eilf Uhr machen."

„Um eilf Uhr? Dann werde ich sie um zehn Uhr besuchen."

„Dann bin ich bemüssigt, mich um neun Uhr bei ihr anmelden zu lassen."

„Warum nicht gar! Das schickt sich ja nicht. Um neun Uhr liegen solche Damen noch im Bett."

„Desto besser! Mich genirt das nicht, seitdem ich meinen Kropf verloren hab.“

„Wir müssen uns zu verständigen suchen, Wenzel,“ sagte einlenkend Nestroy. „Sie hat uns beide mit gleichen Gunstbezeugungen überhäuft. Mir wie Dir, heißt's hier, denn Keiner von uns kann behaupten, daß sie ihm den Vorzug gegeben hat.“

„Ich bitt Dich, sei nicht eitel, Hansel!“ erwiederte Scholz mitleidig lächelnd. „Du kannst mit mir auf dem Felde der Liebe nicht in die Schranken treten.“

„Probiren möcht ich's doch. Meine Meinung wär, wir machten ihr morgen Vormittag mit einander eine Visit, dann wird sie sich für Einen von uns erklären müssen, sie mag woll'n oder nicht.“

„Wenn Du Dich in meiner Gegenwart durchaus beschämen lassen willst, kann ich nichts dagegen einwenden, lieber Bruder.“

„Also nach eilf Uhr hol ich Dich ab.“

„Ich werde Dich erwarten, um Dich im Hôtel meiner Bertha total vernichtet zu sehen. „Bon soir!“ entgegnete Scholz, und entließ mit einer noblen Handbewegung seinen Kunstgenossen und Nebenbuhler.

„Keinen Vorzug hat sie mir gegeben, meint der Dalk!“ fuhr er wohlgefällig schmunzelnd fort, indem er den Zinober von seiner Nase wischte. „Er hat nicht bemerkt, daß meine Uhr römische Ziffern und die Seinige nur gothische hat.“

Sein Schlagwort rief ihn wieder auf die Bühne,

und er spielte wie immer mit seinem drolligen unverwüstlichen Humor, unterließ es aber nicht, so oft wie möglich zur Loge Nr. 4 hinauf zu kokettiren.

Als die Vorstellung beendet war, stand Nestroy am sogenannten Papagenothor des Theaters an der Wien.

Ein herrschaftlicher Jäger rief den Namen Lilienfeld, und eine elegante Equipage mit zwei Bedienten in reicher Livree fuhr vor.

Der Jäger öffnete den Schlag, die reizende Dame der Loge Nr. 4 trat aus der Vorhalle, schwang sich leicht und anmuthig in den Wagen und dieser rollte mit seiner schönen Beute davon.

„Schlummere süß, meine holde Bertha!" rief Nestroy schwärmerisch der Equipage nach. „Wenn ich nicht irre, hat sie einen kleinen Schmunzler auf mich gemacht. Wie nur Wenzel behaupten kann, daß sie mir keinen Vorzug gegeben hat! Der Chineser muß rein übersehen haben, daß meine Uhr gothische und die Seinige nur römische Ziffern hat!"

Unsere Helden schlummerten heute so sanft und süß, denn der lose Gott der Träume legte Jedem eine reizende Jüdin in die Arme.

Sauber herausgeputzt und sorgfältig frisirt, erschienen sie beide mit dem zwölften Glockenschlage des nächsten Tages im Vorsaale der bezeichneten Wohnung in der Jägerzeile.

„Sie wünschen meine Herren?" frug der Kammerdiener, indem er ihnen artig entgegentrat.

„Dem gnädigen Fräulein Bertha unsere ergebenste Aufwartung zu machen,“ antwortete Nestroy.

„Wollen Sie mir gefälligst sagen, wen ich zu melden habe?“

„Scholz und Nestroy, dramatische Künstler, zu dienen.“

Der Kammerdiener entfernte sich, kehrte augenblicklich zurück, und öffnete unsern Helden die Thüre des angrenzenden Salons.

Die Maitresse des Banquier von Lilienfeld erhob sich im reizenden Negligee vom Divan, und grüßte die beiden Freunde mit anmuthsvollem Lächeln.

„Womit kann ich dienen, meine Herren?“ frug sie unbefangen und freundlich.

Scholz setzte die beiden Füße über's Kreuz und spitzte mit dem Lächeln des Seladons den Mund.

Nestroy blinzelte mit den Augen, schob die Achseln in die Höhe und ließ seine Ohren unter dem Rockkragen verschwinden.

„Sie wünschen wahrscheinlich Herrn von Lilienfeld zu sprechen? Es thut mir leid, meine Herren. Er ist auf seiner Herrschaft bei Graz und kehrt erst Anfangs kommender Woche nach Wien zurück.“

„Unser Besuch gilt nicht dem Herrn Banquier.“

„Sondern Ihnen, mein gnädiges Fräulein.“

„A, ich errathe! Sie wollen mich wahrscheinlich zu Ihrem Benefice einladen, Herr Scholz, zu dem Sie sich selbst ein Stück geschrieben haben, wie ich höre. Nun,

wir behalten unsere Loge um jeden Preis, denn einen so interessanten Theaterabend kann man nicht zu theuer bezahlen. Uebrigens danke ich Ihnen herzlich für Ihren Besuch, denn ich habe mich längst gesehnt, Sie auch einmal außer der Bühne zu sehen."

„Sie haben mich noch nicht außer der Bühne gesehen?" frug Scholz, indem sich die beiden Freunde verblüfft ansahen.

„Leider nein!"

„Mich auch nicht?" sagte Nestroy.

„Ich kann mich nicht erinnern."

„Sonderbar! Waren Sie nie im „Loch," mein Fräulein?"

„Oder auf dem Hauptwachplatz Nr. 19?"

„Haben Sie nie mit Blumen hausirt?"

„Mir nie die Pfeife gestopft?"

„Und mir nie ein Bussel gegeben?"

„Hahahahaha! A, das ist komisch!" rief die junge Dame ausgelassen lachend. „Schade, daß Hector nicht hier ist, es wäre ein köstlicher Scherz für ihn. Hahaha!"

Unsere beiden Komiker spielten ein paar klägliche Figuren der muthwilligen jungen Dame gegenüber.

Der arme Scholz fing in seiner Verlegenheit zu nießen an, und Nestroy hob unwillkürlich einen Fuß in die Höhe und hatte sein später so populär gewordenes „Krwx" auf der Zunge.

„Mein lieber Scholz, so komisch Sie auch sind in

Ihrer Uniform als Gerichtsdiener, kommen Sie mir jetzt im schwarzen Frack doch noch possierlicher vor."

„Sehr gütig, aber ich erscheine hier nicht im schwarzen Frack, um Ihnen einen Hauswurst zu machen, gnädiges Fräulein," antwortete Scholz empfindlich.

„Ei, werden Sie mir nur nicht böse, mein lieber Herr Scholz. Ich habe Sie viel zu lieb, um Sie zu beleidigen oder zu erzürnen. Nun, setzen Sie Ihre possierlichen Fragen fort, ich werde mir alle Mühe geben, nicht zu lachen, meine Herren."

„Sind Sie neben Ihrem Geschäft als gnädiges Fräulein nicht auch zuweilen ein wenig Blumenmädel, schöne Dame?" frug Scholz nicht ohne Ironie.

„Sie meinen ein armes Mädchen, das Blumen verkauft? Ach, wollte Gott, Sie hätten recht!" antwortete die junge Dame plötzlich aufgeregt, indem sich ihre großen dunklen Augen näßten. „Der Handel wäre ehrenvoller als mein glänzendes und trauriges Gewerbe."

„Verzeihen Sie uns, daß wir Fragen an Sie gerichtet, die Sie befremden müssen, mein Fräulein," nahm Nestroy das Wort. „Aber ein wunderbares Spiel der Natur scheint uns getäuscht zu haben. Das junge Mädchen, welches wir suchen, ist Ihnen so ähnlich, als ob Sie beide aus einer Form gegossen wären."

„Haben Sie nicht etwa eine Zwillingsschwester, ein junges schönes Blumenmädchen, das ebenfalls Bertha heißt?"

„Nein, meine Herren, ich habe Niemanden mehr,

als einen großmüthigen Beschützer auf dieser Erde. — Ohne ihn stände ich allein, wie der Wanderer in der Wüste, denn Alles, was sonst meinem Herzen lieb und theuer war, hat mich verlassen."

Und das vor ein paar Minuten noch so muthwillige Mädchen, sank auf den Divan, stützte das Köpfchen auf den Arm, und ließ ihren Thränen freien Lauf, die wie funkelnde Diamanten aus den Wimpern über die Wangen rollten.

Unsere Helden blickten ernst und schweigend auf das schöne Mädchen. Vielleicht dachten sie, daß das glänzende Elend nicht nur auf der Bühne zu Hause ist.

Die Maitresse schien sich endlich ihrer Schwäche zu schämen, die sie unwillkürlich zur Schau gestellt, sie stampfte dem ungeduldigen Kinde gleich mit dem Füßchen und bezeichnete mit einer despotischen Handbewegung das Ende der Audienz.

Unsere Helden beurlaubten sich, verließen das Haus, und gingen einige Minuten schweigend neben einander die Jägerzeile hinab.

„Und sie ist doch unser Blumenmädel!" sagte endlich Nestroy.

„Freilich ist sie's!" bestätigte Scholz. „Und verliebt ist sie auch in mich, sonst hätt' sie mich nicht immer **mein lieber Scholz** genannt."

„Das beweist nichts. Ich sag' zu meiner alten häßlichen Hausmeisterin auch immer liebe Schmunzelberger."

„Du bist und bleibst ein boshafter Nickel. Gott sei uns gnädig, wenn Du einmal Dichter werden solltest, Du würdest in Deinen Stücken Freunde und Feinde durchfuchteln, daß kein Einziger ohne blauen Buckel davon käm'."

„Aber ohne Jemanden im geringsten beleidigen zu wollen. Laß uns jetzt auf ein paar Minuten ins „goldene Lamm" einkehren, und um Dir zu beweisen, daß ich Dein aufrichtiger Freund bin, will ich heut' wieder Dein Gast sein, Wenzel."

Und unsere beiden Freunde trösteten sich bei vollen Flaschen über die Niederlage, die so eben ihre Eitelkeit erlitten hatte.

Achtes Capitel.

Eine alte Jüdin.

In einer der schmutzigsten Quergassen der Leopoldstadt, befand sich damals der kleine armselige Trödlerladen einer alten Jüdin, Namens Sara Löbele.

Aus rostigem Eisen, abgebrauchten Effekten und abgetragenen zusammengeflickten Kleidungsstücken, bestand das ganze Waarenlager der armen Jüdin, die, obwohl

von der Last der Jahre und der Sorgen gedrückt und gebeugt, von Kummer und Seelenleiden geschwächt und gebleicht, dennoch mit der ihrem Volke angebornen Umsicht und Betriebsamkeit in dem kleinen Gewölbe hin und her schoß, ordnete, putzte, reinigte und nähte, und in der ganzen Nachbarschaft als eine fleißige, ordentliche Frau von strengster Redlichkeit galt.

Wohl kaufte sie dem Armen seinen alten Trödel ab, aber sie zog keinen Vortheil aus seiner Noth, drückte, preßte und bewucherte ihn nicht und war zufrieden, wenn sie ein paar Groschen gewann, ja, wenn sie auch bei solchen Geschäften offenbar einen kleinen Verlust voraussah, sie wies die nothleidende Kundschaft nicht zurück, und schrieb die verlorenen Kreuzer auf die Rechnung Gottes. „Er wird schon zahlen zu rechter Zeit,“ dachte sie, „wenn nicht hier, so dort, und ich habe nicht lang mehr zu warten auf den großen Zahlungstag.“

Und wenn Frau Sara Löbel so dachte, konnte sie sogar ein wenig heiter werden, denn sie sehnte sich recht von Herzen nach dem großen Tag der Vergeltung.

Und warum sollte sie sich nicht sehnen, recht *bald* in das glänzende und erhabene Antlitz Gottes zu schauen?

Sie hatte ja alle ihre Freuden ins *Lotto des Lebens* gesetzt und verloren, warum sollte sie nicht endlich hoffen, auf den *ersten Ruf* des Todes?

Die schöne Erde freute sie nicht mehr. O zürnt ihr nicht, das arme alte Mütterchen stand ja so einsam und allein auf dieser schönen Erde.

Der Mann ihres Herzens, ihr alter wackerer Lebensgefährte war längst schon heimgegangen und hatte alle ihre lieben Kinderchen nachgerufen, Eines nach dem Andern. Nur eine Tochter hatte er ihr gelassen und auch die war todt, fürchterlich todt, lebendig eingesargt in einem Grabe, das tiefer war als alle Gräber, in die das alte Mütterchen mit liebevollem Herzen so manche Scholle Erde geworfen.

Die arme alte Frau war doch schon so müde und lebenssatt, aber der unerforschliche liebe Gott wollte sie noch immer nicht zu sich rufen.

Er wollte ihr nicht einmal das Gedächtniß nehmen, obgleich sie ihn täglich im Staube bat, sie vergessen zu lehren.

Es war ein gebrochenes, allen Freuden abgestorbenes Menschenherz.

Und dennoch, wer sollte es glauben, dennoch nährte dieses kalte abgestorbene Menschenherz seit Kurzem eine Leidenschaft, eine fast jugendliche Leidenschaft — für's Theater.

Nicht etwa für das Trauerspiel, Schicksalsdrama oder Familiengemälde, nein, für die Posse, die frivole, gedankenarme und zotenreiche Posse des Theaters an der Wien.

Wenn der Kapellmeister das erste Zeichen zur Ouverture gab, erschien das alte Mütterchen, festlich aufgeputzt mit einer stattlichen Goldhaube und einer großen Brille auf der Nase, dicht an der Brüstung der aller-

höchsten Gallerie, saß während der ganzen Vorstellung andächtig da wie in einem Gotteshause und rührte sich nicht eher von der Stelle, bis nicht im Saale die letzte Lampe erlosch.

Aber wunderbar! So lustig auch die Comödie war, nicht das leichteste Lächeln rief sie auf die dünnen bleichen Lippen der alten Jüdin.

Noch wunderbarer! Wenn Wenzel Scholz so drollig war, daß alle Leute lachten, jubelten, applaudirten, und das ganze Haus unter dem Donner des Beifalls erdröhnte, dann fing unser altes Mütterchen so von Herzen zu weinen an, daß sich eine ganze Thränenflut über die Brille ergoß.

Welche Thorheit! Ueber die Posse zu weinen zu einer Zeit, in welcher Raimund, Schuster, Korntheuer, Scholz, Therese Krones u. A. der komischen Muse dienten!

Ja, heut' zu Tage wäre das ganz was Anders. Wenn wir über unsere Possen und Komiker heulen und zähneklappern, kann es uns kein Teufel verdenken.

Aber Geduld! Geduld! Nicht in Siebenmeilenstiefeln vorwärts schreiten! Wir dürfen kein Vierteljahrhundert überspringen, um unsere Zeitgenossen in die Schranken zu fordern, und werden auch noch später eine Lanze finden.

Doch zu unserem Mütterchen in den Trödlerladen zurück.

Wie gesagt, die Alte putzte, ordnete und reinigte, da trat ihr Nachbar in den Laden.

Auch er war ein unverfälschter Sohn Davids, das erkannte man an dem langen Talar von glänzendem Atlas und an dem stattlichen Bart, der in langen Silberfäden seine Brust bedeckte.

„Ei, ei, Levi Herzig!“ sagte Frau Sara überrascht. „So ist also bei Euch auch der Dalles, das Gespenst der Armuth, eingekehrt, denn meine Schwelle pflegt kein Glücklicher zu überschreiten.“

„Wer ist glücklich, Frau Löbele? das Hemd des Glücklichen ist noch von keinem Webestuhl gekommen. Ich bin zufrieden, und der Tempel der Zufriedenheit steht dem Tempel des Glückes am nächsten.“

„Ja, ja, Ihr seid ein Lamm, das sich mit dem Thau des Himmels tränkt, und kein Tieger, dem nach Menschenblut gelüstet. Ihr lebt nach Gottes Geboten und werdet Gnade finden vor dem Auge des Herrn.“

„O könnt' ich doch sagen, daß auch Ihr nach seinen Geboten lebt, Nachbarin.“

„Ei, warum könnt' Ihr das nicht sagen, warum nicht, Nachbar?“

„Weil Ihr Eines der schönsten Gebote nicht achtet, Frau.“

„Hm — welches, welches denn nicht?“

„Du sollst den Schuldigen vergeben, wie einst Dir vergeben werden soll.“

Frau Löbele machte sich etwas zu thun unter

ihrem Kram, brummte unverständliche Worte vor sich, und warf ein paar unheimliche Blicke auf den greisen Juden.

„Denkt Ihr denn nicht, daß Eure Tage gezählt sind?“ fuhr dieser fort. „Wer wird Eure bleichen Wangen küssen, Eure starren Hände mit Thränen der Liebe benetzen, und Euch die brechenden Augen zudrücken, wenn Gott Euch zu sich ruft?“

„Niemand! Niemand!“ erwiederte tonlos die Matrone. „Ich werde allein sterben, aber auch allein den Weg ins Himmelreich finden. Hier ist meine Liebe welk geworden, dort wird sie zu einer Lebensblüthe erwachen.“

„Es schneidet mir ins Herz, Euch hier im Moder verkümmern zu sehen, und Ihr könntet Euch doch so sorgenlos des Lebens freuen in Euren letzten Tagen. Haltet mir ein offenes Wort zu Gute, denn ich war ja der treueste Lebensgefährte Eures Mannes, und bin ein eben so warmer Freund auch seinem Weibe und seinen Kindern geblieben.“

„Ich weiß es. Seid gedankt dafür!“ antwortete milde die alte Frau.

„Nun, wenn es Euch Ernst ist mit diesem Dank, so erhört meine Bitte, *erhebet eine Gefallene, und öffnet Eurem einzigen Kinde das Mutterherz wieder!*“

Da erhob sich die alte tiefgebeugte Matrone stolz wie eine zürnende Judith, ihr blasses Antlitz färbte sich

mit der Purpurröthe des Blutes, und ihr dunkles Auge schleuderte zündende Flammen auf den unbesonnenen Vermittler.

„Wie viel Dukaten zahlte die Sünde, um Euch als Vertreter zu gewinnen?“ frug sie spitz und schneidend.

„Ich vertrete den Leichtsinn, nicht die Sünde,“ antwortete Levi gelassen. „Eure Härte hätte Bertha getödtet, aber die erste Liebe war mächtiger als Ihr.“

„Sagt, das Laster war gewaltiger als die Tugend.“

„Gott und die Natur haben dem Weibe ins Herz geschrieben, es soll Vater und Mutter verlassen, um dem Manne zu folgen, den es liebt.“

„Dem Manne ja, doch nicht dem Buhlen.“

„Laßt uns nicht Worte stechen, um mit einander zu hadern, Nachbarin. Ihr seid im Recht, Eurer Bertha zu zürnen, weil sie Euch entsprang, und sich im blinden Vertrauen dem Manne ihres Herzens ergab. Aber klopft auch ein wenig an Eure eigene Brust. Hat Eure Härte nicht Euer Kind zu diesem Fehltritt gezwungen, Frau? Sie war noch rein und schuldlos, als sie Euch ihre Liebe gestand, aber statt das liebende Mädchen mütterlich zu warnen, und sie sanft zurückzuführen zur Pflicht der sittsamen Jungfrau, habt Ihr Hohn und Fluch auf ihr Haupt geschleudert, den Mann ihres Herzens gelästert und das arme Kind von Euch gestoßen in blinder Wuth. Was Wunder, wenn sie strauchelte, als sie die einzige Stütze verlor, die ihr Gott gegeben?“

„Ihr seid ein ganz geschickter Anwalt, Nachbar, aber im Gesetzbuch der Sitte und der Ehrbarkeit macht Ihr mir kein X für ein U. Geht mit Gott und sagt der vornehmen Dame, die Euch gesendet, sie habe so edle schlanke Pferde und einen so blanken güldenen Wagen, daß ich nicht übel Lust hätte, meine alten morschen Glieder zermalmen zu lassen unter seinem tastbaren Räderwerk. Und wenn die schmucke Dame etwa noch von einem Weibe träumt, das sie geboren, so wird jeder Athemzug dieses Weibes ein Fluch für sie sein, selbst wenn es Gott zu Methusalems Alter verdammen sollte.“

„Ihr frevelt, Frau!“ sagte ernst verweisend der greise Nachbar.

In diesem Augenblick warf der Zettelträger die Affiche des Theaters an der Wien in den Trödlerladen.

Die alte Jüdin warf sich hastig auf den Theaterzettel, las ihn, ihre starren Züge milderten sich, sie drückte das Papier an die blassen Lippen und reichte dem Nachbar die abgemagerte Hand zum Abschied.

Levi, der schon vertraut zu sein schien mit dieser sonderbaren Leidenschaft der alten Matrone, verließ mit einem leisen Achselzucken den Trödlerladen.

Neuntes Capitel.

Ein glänzendes Fiasko.

Johann Nestroy hatte seinen Freund und Kunstgenossen Wenzl Scholz verlassen, und war von seinem kurzen Ausfluge nach Wien, nach Graz in seinen Wirkungskreis zurückgekehrt.

Für den nächsten Samstag war an allen Straßenecken zum Benefice des Komikers Wenzel Scholz: „Der schwarze Mann“ von Wenzel Scholz angekündigt.

Damals, als wir uns noch von der Politik in bescheidener Ferne hielten, um uns nicht die Nasen zu verbrennen — als wir noch als lustige Möpse die Maulkörbe der Regierung trugen, und zwar ein bischen bellen aber nicht beißen durften, als das geheime Kabinet des Ministers noch eine terra incognita und die Freiheit in Wort und Schrift noch die Quadratur des Zirkels für uns war, hatte eine neue Posse und noch dazu von Wenzel Scholz beinahe eine eben so historische welterschütternde Bedeutung für uns, wie jetzt eine Windkolik des Kaisers der Franzosen ungefähr.

Ohne die Theaterfreunde zu steigern, verkaufte Scholz zu drei und vierfachen Preisen seine Logen und gesperrten Sitze.

Der verhängnißvolle Sonnabend dämmerte kaum, war das Theater an der Wien schon in allen seinen Räumen überfüllt.

Mit Scholz war heute nicht zu reden. Er war ganz Wolfgang Göthe, jeder Zoll ein Dichterfürst.

Eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung plauderten in der Vorhalle zwei Herren mit einander.

Der Eine war Adolf Bäuerle, der uns schon bekannte Redakteur der „Theaterzeitung," der Andere M. G. Saphir, der Redakteur der Münchner „Schnellpost," der in Privatgeschäften einen Abstecher nach Wien gemacht hatte, und sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen wollte, einen neuen Stern am dramatischen Horizont auftauchen zu sehen.

Saphir, der Mann in der blonden Lockenperücke, der Mann mit dem unvergeßlichen Paviansgesicht, der Mann mit dem vernichtenden Federwisch hatte das Recht, mit Franz Moor zu grollen: Warum gerade mir diese Bürde von Häßlichkeit?

„Direktor Carl thut ganz wohl daran, wenn er die Posse auf ihrem heimatlichen Boden kultivirt," sagte Saphir. „Besser die schlechteste Posse als diese modernen Ritterstücke mit dem Pappendeckel-Pathos, diese gackernden Hühner, denen er schon in München den Gaspar a Spada-Pips gelöst hat *).

---

*) Statt meiner Worte werde ich Herrn Saphir zuweilen seine Eigenen in den Mund legen. Der Roman und seine Leser werden dabei gewinnen. C. H.

„O, er hat sich auch für seine Ritterstücke einen Magnet aus München gebracht, Wilhelm Kunst, unsern Ritter Bayard, der aus jedem Turnier seine tausend Unterröcke als Kampfpreis davonträgt.“

„Schade um den jungen Mann! Auf ästhetischem Boden konnte er zu einem deutschen Talma gedeihen und Carl machte einen Coulissen-Reißer aus ihm. Nun es ist nicht das erste und wird auch nicht das letzte Talent sein, daß dieser Bühnentyrann im Keim erstickt.“

„Carl ist ein Mann von Geist, d. h. von Speculationsgeist, dem er nicht nur den Kunst, sondenn auch die Kunst opfern wird.“

„O, ich kenne diesen Staberl, der sich eine eigene Kunststraße mit dem Wegweiser: „Wenn ich nur was davon hätt!“ *) gebaut hat. Er wird sein Handwerk praktisch betreiben, und hat eine so dicke Haut, daß die Wiener Kritik mit ihren Nadelstichen nicht durchdringen kann. Für diese Haut würde ich ihr tüchtige Brunnenbohrer empfehlen.“

„Sie hassen den Direktor Carl, und scheinen Lust zu haben, der Unversöhnliche zu bleiben.“

„Bedeutend! Leider kann ich jetzt nur aus der Ferne gegen ihn scharmützeln, sollte mir aber einst Ihre Polizei erlauben, etwas länger als vier und zwanzig Stunden die Wiener Luft zu schnappen, eröffne ich augenblicklich den dreißigjährigen Krieg gegen ihn.“

---

*) Das Sprichwort des Helden in allen Staberliaden.

„Sie sind überall auf dem Schlachtfelde, denn so viel ich weiß, fehlt es Ihnen nirgend an Feinden, lieber Saphir."

„Gott sei Dank! Denn es muß ein gräßliches Gefühl sein, keine Feinde zu haben, ein geistiger moralischer Tod. Nur derjenige, der keinen Kreuzer Geld und keinen Kreuzer Geist hat, hat auch keinen Feind. Wenn Sie von Jemandem hören, daß er keinen Feind hat, so können Sie darauf schwören, daß entweder gestorben, oder ein Bettler, oder ein Schafskopf ist."

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, und dennoch muß ich bekennen, daß ich mir lieber Freunde als Feinde werbe. Aber wir werden retiriren müssen, denn hier laufen wir Gefahr erdrückt zu werden. Das ist ja eine wahre Völkerwanderung in's Theater an der Wien. Was wird unser Scholz heute seiner Unzahl Gäste serviren?"

„Was alle neuen Possendichter serviren — weder Lehre noch Moral, Lebensansicht und neue Erkenntniß des menschlichen Hezzens — sondern Lüge, Fratze, Grimasse und ein derbes Stück Tugend als Bauernknödel, den man in der gemeinsten Kneipe auf dem moralischen Speiszettel findet. — Lassen Sie uns in unsere Loge gehen."

Welch ein Anblick!

Das Herz im Leibe mußte dem Theaterdirektor und dem Beneficianten lachen!

Kopf an Kopf, zusammengepreßt wie die Häringe oder die Neger in einem Sklavenschiffe.

Der große glänzende Saal war so überfüllt, daß auch nicht das kleinste Mäuschen mehr ein Loch zum Durchbeißen gefunden hätte.

Die reizende Maitresse des Banquier von Lilienfeld hatte Wort gehalten. Sie saß richtig wieder da in ihrer Loge Nr. 4. Aber die schöne bezaubernde Jüdin war heute nicht mit Perlen und Diamanten geschmückt. Sie hatte Blumen gewählt statt Edelsteine, ein schönes Sträußchen von Rosen, Veilchen und Vergißmeinnicht prangte an der jugendlichen Brust.

Und hoch oben dicht an der Brüstung der allerhöchsten Gallerie saß auch das alte Judenmütterchen in ihrer glänzenden Goldhaube wieder, aber die Augen der Matrone funkelten heute fieberhafter und ihr blasses Antlitz schien noch fahler und blässer als gewöhnlich zu sein.

Das ehrenfeste Publikum auf der Gallerie war heute sehr unruhig. Es lachte, zankte, lärmte, johlte, stampfte, dazwischen aufkreischende Weiberstimmen, das sind die gewöhnlichen Vorboten eines Sturmes nach dem Theaterkalender.

„Es tobt der See und will sein Opfer haben!" sagte Saphir bedeutungsvoll zu Bäuerle in der Loge.

Das Glockenzeichen kündete den Anfang des Stückes an, und der Vorhang rollte in die Höhe. Man lachte und johlte schon in der ersten Scene. Allein Laien ist das ein günstiges Omen, aber uns Männern vom Fach stei-

gen bei so naseweisen voreiligen Beifallsbezeigungen gewöhnlich die Haare zu Berge.

Als Scholz als Klapperl erschien, empfing ihn ein so donnernder und anhaltender Applaus, daß das ganze Haus erdröhnte und in seinen Grundfesten erschüttern ward.

Der Klapperl von heute verneigte sich, aber nicht als Tanzbär von gestern, nein, mit dem edlen Selbstgefühl und der erhabenen Größe des Dramaturgen von heute.

Abermals ein Erdbeben von Applaus:

„Der glückliche Scholz!“ rief Bäuerle.

„Der unglückliche Scholz!“ rief Saphir.

„Warum unglücklich?“

„Weil alle Theatergäste heute alte Römer sind, sie bekränzen den Stier, ehe sie ihn zum Opferstock führen.“

Dem beliebten Komiker hatte das Publikum seine Reverenz gemacht, jetzt nahm es sich den Dichter zu Gemüthe.

Man fing an, ein wenig Menschenverstand in der Dichtung zu suchen, und sieh' da, man fand ihn nicht.

Der höhere Blödsinn hatte damals noch nicht das Bürgerrecht gewonnen in unsern Theatern. Die guten Leutchen waren zu jener Zeit noch so roh und ungebildet, keinen Popanz za goutiren, sogar Popanze ohne Hosen, in Jakobinermützen und preußischen Schellenkappen nicht.

Am allerwenigsten aber wurden die einheimischen Wechselbälge zurückgewiesen.

Es ist das auch ein patriotisches Räthsel, das bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst worden ist.

Die große Dummheit trat langsam in ihrer ganzen Glorie vor's Lampenlicht, und der bekränzte Stier wurde richtig zum Opferstock geführt.

Der schwarze Mann fiel durch, so tief durch, daß der Dichter Klapperl bis zum Bürgermeister unserer Antipoden versank.

Zuerst hörte man das verhängnißvolle „Oi—eh!"

Dieses „Oi—eh!" im Theater ist eine neue Folter eine Ohrenschraube, die in Wien erfunden ist. Das „Oi—eh!" im Theater ist ein Ton, der die Saiten der Instrumente sprengt. Das Klatschen einer Ohrfeige klingt zarter und melodischer als dieses furchtbare „Oi—eh!" Das „Oi—eh!" ist das abbrevirte „Gehst aussi aus'm Kukuruz!" und meldet den Feldhüter mit dem Knüttel hinter uns an. Ach, ein einziges „Oi—eh!" ist so viel als ein Mandel fauler Eier an den Kopf geworfen.

Heute waren die verschiedenen „Oi—eh's!" das Vorspiel zu einem großen Spectakelstück, das auch allsogleich mit Hohn, Lärm, Stampfen, Johlen, Zischen, Pfeifen, und der Janitscharmusik aller Höllengeister in die Scene gesetzt wurde.

O Du armer, armer Dichter Scholz!

Unglückseliges Flötenspiel, das Dir nie hätte einfallen sollen!

„Ich werde es in meinem ganzen Leben nicht wieder thun!“ schrie er, wie ein Kind unter der Ruthe, versuchte seine Lazzi zu machen, mit dem Spiegel zu kokettiren, u. s. w., aber es nützte Alles nichts, die Hölle war einmal losgelassen und hatte sich an seine Fersen geknüpft. „Der schwarze Mann“ und sein Adoptivpapa warren rettungslos dem Orkan verfallen.

„Kabale, nichts als Kabale!“ sagte Direktor Carl zuckersüß tröstend zum Mann des Erbarmens in der Coulisse. „Lassen Sie sich nicht entmuthigen. Ihr Werk ist dennoch eine schöne Dichtung, für die Ihnen erst die Nachwelt den Kranz der Unsterblichkeit flechten wird.“

„Herr Direktor, Herr Direktor,“ antwortete Scholz mit tragikomischem Ingrimm, „ich bitt' Sie, foppen Sie mich nicht noch! Sie sind ein Mephisto und ich bin ein blitzdummer Doktor Faust, weil ich Ihnen aufgesessen bin!“

Aber wohl uns armen Dichtern, daß das traurige Bühnenleben unserer Eintagsfliegen nur ein paar Stunden währt und nicht ein ganzes trauriges Menschenalter erreicht.

„Der schwarze Mann“ wurde zu Grabe getragen, Wenzel Scholz nach dem Fallen des Vorhangs noch ein paar Mal mit „Aussi, aussi, muß er!“ vor das Forum des Publikums getobt, gebrüllt und gestampft, und als er den letzten Tropfen Dichter-Wermuth hinuntergeschluckt hatte, wankte er zerknirscht und in sich zusammengebrochen in die Garderobe.

Auf seiner Toilette fand er ein Blumensträußchen. Es war das Bouquet aus Rosen, Veilchen und Vergißmeinnicht, das die junge Dame in der Loge Nr. 4 auf ihrer Brust getragen.

Also ein Wesen bot ihm Balsam auf die Wunde, die das Schicksal heute ihm geschlagen.

Ein Wesen nur? O, ein Zweites noch!

Als er durch die Hinterthüre des Schauspielhauses schlüpfte, kauerte ein altes Mütterchen, mit einer stattlichen Goldhaube geschmückt, an der Straßenecke.

Das alte Mütterchen ergriff die Hände des Komikers, drückte, küßte und benetzte sie mit ihren Thränen, die aus einem warmen theilnehmenden Menschenherzen quollen.

„Wo fehlt's denn, Mütterl? Haben Sie vielleicht auch einen schwarzen Mann gedichtet oder sind Sie selber eine schwarze Frau?" frug mit gutmüthiger Theilnahme unser Wenzel, der die alte Jüdin für eine verschämte Betttlerin hielt, und in die Tasche griff. „Wie, Sie zittern? Am Ende sind Sie gar krank und brauchen ein bissel Geld auf Medizin?"

Die Matrone wies mit heftigem Kopfschütteln die Silbermünze zurück, preßte aber die Hand, die sie bot, noch inniger an Lippe und Herz, und sagte mit leiser thränenenerstickter Stimme: „Was habe ich gelitten! Gott der Gerechte, was habe ich gelitten!"

Dann murmelte sie etwas wie einen jüdischen Segen

vor sich hin, und eilte, so schnell es ihr ihre alten Beine erlaubten, in entgegengesetzter Richtung davon.

„Mir scheint, die hat nicht mitgepfiffen heut'," sagte der verunglückte Dichter, indem er erstaunt der Matrone nachblickte. „Aber das Orchester war auch ohne diese alte Picoloflöte vollzählig, und ich kann vollkommen zufrieden sein mit dieser diabolischen Katzenmusik! Aber nur Geduld!" fügte er ingrimmig hinzu. „Zu meinem nächsten Benefice dichte ich mir wieder ein Stück! Die Rache ist furchtbar, aber süß!"

Mit diesen entsetzlichen Gedanken trat der racheschnaubende Verfasser des schwarzen Mannes in sein Wirthshaus, wo er mit einem donnernden Halloh empfangen wurde und Gelegenheit fand, Scorpionstiche mit Wespenstichen zu vergleichen.

Zehntes Capitel.

Noch ein schwarzer Mann.

Ein furchtbares Ereigniß nahm seit einigen Tagen den Scharfsinn der Behörde, die Federn der Journalisten und die Zungen aller Wiener und Wienerinnen in Anspruch.

Abbé Konrad Blank, der greise hochverehrte Pro-

fessor der Mathematik, den wir im Matschakerhof im Kreise einer kleinen fröhlichen Gesellschaft kennen gelernt haben, war am hellen lichten Tage in seiner Wohnung in der Johannesgasse ausgeraubt und durch unzählige Messerstiche ermordet worden.

Diese Criminalgeschichte hat nicht nur in Journalen, sondern auch in Romanen und Bühnenwerken, den Weg durch aller Herren Länder gemacht — ich werde daher das blutige Gespenst nur episodisch vorüberschreiten lassen — denn ganz beseitigen darf ich es nicht, weil auch seine bleiche Hand an dem Faden meiner Erzählung spinnt.

Eines Tages empfing Wenzel Scholz folgenden Brief aus Graz:

„Mein lieber Wenzel!

„Ich war gesund, munter, Herr aller meiner Sinne und vollkommen zurechnungsfähig, als ich Dich zum letzten Mal sah und jetzt, erschrick nicht mein alter Spetzi, jetzt bin ich verheiratet! Ja heute roth, morgen ein — Ehemann, das ist das Loos des Schönen auf der Erde. Mein Gott und Herr, wirst Du sagen, wie ist denn das entsetzliche Unglück sa auf einmal daher gerumpelt? — Ja, sie sah mich, ich sah sie, wir sanken uns in die Arme, und die Pastete war fertig. — Sonntag haben wir zwar unsere Hochzeit gefeiert, solltest Du uns aber besuchen, werden wir Dir zum abschreckenden Beispiel noch einmal Hochzeit machen. Ich cedire Dir also in optima forma alle meine Rechte auf unser ge-

meinschaftliches Blumenmädel, grüße Dich recht herzlich und hoffe Dich recht bald, geschmückt mit dem grünen Lorbeerkranz, den Dir „der schwarze Mann“ um die Schläfe geschlungen hat, in meine Arme zu schließen.

Dein getreuer Pantoffelritter

Johann Nestroy.“

„Sogar in seinen Briefen kann er den boshaften Nickel nicht verleugnen,“ sagte Scholz, der bei der Erinnerung an den Lorbeerkranz ein essigsaures Gesicht schnitt. „Aber er ist ja verheiratet! In so erbarmungswürdigem Zastande darf man es nicht so genau nehmen mit ihm. Na, wenn die neue Spektakelkomödie einschlägt, mach' ich mir den Jux und erbitt mir einen Urlaub auf vierzehn Tag von der Direktion. Das wär' Zeit genug, um acht bis zehn Gastrollen zu geben in Graz und nebenbei den Gusto meines Freundes kennen zu lernen. Eine Festung Belgrad ist seine junge Frau nicht, sonst könnt' er sie nicht so geschwind erobert haben.“

Während dieses Selbstgespräches hatte Scholz seine Toilette beendet und sich zum stattlichen Gentleman herausgeputzt.

Demoiselle Therese Krones hatte ihn ja im Auftrage des kunstsinnigen polnischen Grafen Severin von Jaroszynski zu dem Abschiedsdiner eingeladen, das dieser seinen Freunden und Lieblingen, vorzugsweise den lustigsten Damen des Leopoldstädter Theaters, heute gab.

Aber als unser Komiker den „Graben“ betrat,

war es ihm ganz unmöglich bis zum Trattnerhof vorzudringen.

Es war ein förmlicher Volksauflauf vor diesem stattlichen Gebäude, auf dessen Thor mehrere hundert Neugierige, Kopf an Kopf, in gespannter Erwartung blickten.

„Was gibt's denn da, Freund?“ frug Scholz einen Arbeiter, der sich mit einem beladenen Schubkarren vergebens Bahn durch die Menge zu brechen suchte.

„Polizei gibt's, die einen Vogel fangen will in dem großen Nest,“ antwortete der Gefragte. „Man sagt, sie wollen den Mörder des alten Professorrs erwischen, oder haben ihn schon erwischt.“

In diesem Augenblick drang ein wildes Geheul durch die Luft, wie von einem Rudel hungeriger Wölfe ausgestoßen.

„Allmächtiger Gott, sehe ich recht?“ rief Scholz entsetzt, indem er sich auf den Arbeiter stützte.

O, es war auch ein Anblick zum Entsetzen!

Ein elegant gekleideter Herr, die Haare wirr über das von Todesangst gebleichte Antlitz, die Arme mit Stricken über den Rücken gebunden, erschien mehr getragen als geführt in der Mitte mehrerer Beamten und Polizeisoldaten, und wurde eiligst in einen bereit stehenden Fiaker gehoben.

Es war der Kavalier, den wir im Matschakerhof an der großen Tafel präsidiren gesehen, der großmüthige Mäcen aller Bühnenkünstler, der Adorateur der liebens-

würdigen Schauspielerin Therese Krones, Severin von Jaroszynski, Gutsbesitzer, Kreismarschall von Mohilow und Ritter mehrerer Orden, der seinen ehrwürdigen Lehrer und väterlichen Freund, den gelehrten Professor Konrad Blank seines ersparten Geldes beraubt und grausam ermordet, nein, förmlich abgeschlachtet hatte.

Die Volkswoge wälzte sich zischend, höhnend, pfeifend dem Fiaker nach, es ging dem schwarzen Mann im Wagen, wie dem schwarzen Mann auf der Bühne.

Während der lärmenden Demonstrationen des empörten Volkes erschienen die Gestalten zweier Damen, wankend, zitternd und bleich wie Marmor unt dem Thore des Trattnerhofes.

Die Eine war die Schauspielerin Therese Krones, die Andere, die unter dem Namen schöne Henriett' bekannte und berühmte Lorette.

Zum Glück war die allgemeine Aufmerksamkeit dem davonrollenden Wagen zugewendet, hätte man die Courtisanen des Raubmörders in diesem Augenblick gesehen, sie wären ohne Erbarmen dem Lynchgesetz zum Opfer gefallen.

Scholz bemerkte die unglücklichen Mädchen, erkannte die Gefahr, in der sie schwebten, drängte sich zu ihnen, bot ihnen die Arme, führte sie eiligst zum nächsten Fiaker und fuhr mit ihnen der Leopoldstadt zu.

„Dieser Schlag hat mein Herz getroffen!“ waren

die ersten Worte, die Therese Krones hauchte. Der Engel des Todes hatte sie ihr soufflirt.

„Gott sei Dank, daß wir jetzt wenigstens so gut davongekommen sind!“ sagte die schöne Henriett’, deren Nervensystem etwas weniger erschüttert war. „Ach, ich habe nicht für mein Leben, nur für meinen guten Ruf gezittert!“

„Ich möchte Sie gerne trösten, meine Damen,“ bemerkte kleinlaut Scholz, „aber ich bin selber ganz perplex, und völlig untauglich zum Trösten. — Ist es denn möglich? Dieser Graf, der mit Goldstücken herumwarf wie der Bauer mit Gerstenkörnern, ein Meuchelmörder, ein ganz gemeiner Raubmörder! Es ist unglaublich! Die Polizei muß einen Bock geschossen haben!“

„Ach leider nein!“ murmelte die schöne Henriett’. „Man hat in ihm den Verkäufer der geraubten Obligationen erkannt, und auch andere Beweise gegen ihn aufgefunden.“

„Seinen alten Lehrer zu ermorden! Diesen Greis, der kein Kind beleidigte, und allen Witwen und Waisen ein Vater und Wohlthäter war!“ rief Therese Krones in heftigster Aufregung. „O mein Gott, mein Gott, auch ich werde verhöhnt und verachtet werden! Meine Zukunft, mein ganzes Lebensglück hat das Ungeheuer vernichtet!“

„A warum nicht gar! Die Brust des Menschen ist ja keine Glaskugel, in die man hineinschauen kann, sonst hätt’ der Kaiser von Rußland die Brust dieses Schurken

gewiß nicht mit Stern und Orden geschmückt. Du hast ja in das schwarze Herz ja nicht hineinschauen können, armes Mädel!"

Therese vergoß bittere Thränen. Das schauderhafte Verbrechen legte den Keim des Todes in ihr junges Herz.

Die schöne Henriett' nahm sich ihre Gemeinschaft mit dem Raubmörder nicht so zu Gemüth, denn ihr leichtes Blut hatte bereits seine natürliche Wallung wieder gewonnen.

In der Rothenthurmstraße ließ sie den Wagen halten, schwang sich hinaus, hing sich familiär in den Arm eines ihr ganz fremden Hußarenofficiers ein, dem die Beute wie aus den Wolken fiel, und bog mit ihm, vertraut und unbefangen plaudernd, in die nächste Seitengasse ein.

Während die schöne Lorette dem jungen Officier ihr Abenteuer selbst mittheilte, hatte der Fiaker die Jägerzeile erreicht, und machte vor dem Gasthause „zur Weintraube" halt, in welchem Therese Krones wohnte.

Am Hausthore erwarteten sie die Schauspieler Sartory, Tomaselli, Korntheuer, Ignaz Schuster und der artistische Direktor Ferdinand Raimund.

Die Krones ward mehr todt als lebendig aus dem Wagen gehoben.

„O Du Unglücksmädel!" polterte Raimund, indem man sie in ihre Wohnung hinaufführte. „Hab' ich Dir nicht gesagt, daß der Windbeutel weit her kommt, aber

nicht weit her ist. Ich hätt' kein Glas Wein trinken können mit ihm, denn ich kann die Schrift der Natur lesen, Gott sei Dank, und die hat ihm ganz deutlich Gauner auf die Stirn geschrieben."

„Leg Dich in's Bett und laß Dir 'nen Thee machen," rieth Schuster.

„Sie werden doch heute spielen können?" frug besorgt der geschäftseifrige Sartory.

„Freilich wird sie's!" antwortete hastig Raimund. „Das wär 'ne saubre Geschicht, wenn sie nicht spielt! Da würde es gleich heißen, sie hat sich das Unglück ihres Adorateurs so zu Herzen genommen, daß sie heute gar nicht auftreten kann. Man muß nicht noch Oel in's Feuer schütten, wenn's ohnedem schon brennt."

„Ins Himmelsnamen," sagte die Krones schwach, „ich werde meine „Jugend" spielen, aber ich fürcht, ich werd' sie verspielen heut."

„Mach Dir nicht so schwarze Gedanken, und leg Dich ein wenig nieder, Resi!" tröstete gutmüthig Scholz. „Geh her, ich werd Dir's Schnürleibel aufmachen."

„Warum nicht gar! Ich werd mich da ausziehn vor einer ganzen Kompagnie lustiger Brüder!" antwortete die Krones, indem sie unserm Helden auf die Finger klopfte, die schon das Schnürleibel suchten. „Mir wird schon besser werden, schickt mir nur meine Medizin herauf!"

„Gib mir's Recept. Ich lauf selber in die Apotheke."

„Nicht in die Apotheke — in die Weintraube.

Ich kurir mich immer mit Champagner, wenn mir nicht gut ist."

Die lustige Schauspielerin sprach das so kläglich, daß ihre Kollegen unwillkührlich laut auflachen mußten.

„Hast Recht," sagte Raimund, „trink Dir Kourag', sonst fehlt Dir so nichts, als die."

„Ach ja, Muth werde ich brauchen, so oft ich wieder das Lied Ihrer „Jugend" sing, lieber Raimund, denn „Brüderlein fein, Du wirst doch ein Spitzbub sein!" sang ich gerade, als sie ihn arretirten. Die Stimme wird mir verschlagen, wenn ich daran denk."

„Wenn Du mir meine beste Scene verdirbst heut, laß ich Dich auch einsperren, Zeit Lebens bei Wasser und Brod!" stieß Raimund heraus. „Ich will Dir Deine Medicin heraufschicken, nimm einen Kaffeelöffel voll ein —"

„Seitelstutzen, Seitelstutzen, lieber Raimund —"

„Ist mir auch recht. Kann nicht schaden, wenn Du heut einen kleinen Spitz in's Theater bringst. Also auf Wiedersehn! Sei brav, sei ein gescheidtes Mädel, Resi, und wenn Du sehr nothwendig wieder einen Liebhaber brauchst, nimm Dir keinen Ausländer, wozu denn in der Ferne suchen, wende Dich nur an mich, wenn Noth am Mann ist, helf ich selber aus."

Die Herren entfernten sich, vergassen aber nicht, ihrer aufgeregten Kollegin die verlangte Universalmedicin zu schicken.

Dem stürmischen Tage, folgte ein stürmischer Abend.

So oft in Raimund's dramatischem Mährchen „Das Mädchen aus der Feenwelt“ Therese Krones im reizenden Kostüme der „Jugend“ mit ihrem lustigen Gefolge auf die Bühne hüpfte, empfing sie ein enthusiastischer Applaus, heute empfing das Publikum seinen erklärten Liebling mit den lautesten Zeichen der Entrüstung und Verachtung.

Die seltene Blume aus dem Garten der Hesperiden war geknickt.

Sie versuchte zwar noch hin und wieder ihr Köpfchen zum heitern Licht der goldenen Sonne zu erheben, aber ließ es gleich wieder sinken, denn der Schlag hatte richtig ihr Herz getroffen, wie ihr der Engel des Todes zugeflüstert.

Eilftes Capitel.

Wenzel Scholz duellirt sich *).

Das militärische Spektakelschauspiel „Graf Waltron“ hatte die unübetreffliche Regie Direktor Carl's zu einem Kassastück ersten Ranges gemacht, das aller Wahrschein-

*) Es ist Thatsache, daß sich Scholz drei Mal duellirte, sich kühn und männlich seinem Gegner gegenüberstellte, und zwei leichte und eine lebensgefährliche Wunde aus diesen Zweikämpfen davontrug. C. H.

lichkeit nach wenigstens einige Wochen das Repertoire beherrschen mußte.

Scholz hatte freie Tage und wollte sie zu einer kleinen Kunstreise benützen, und reichte bei seiner Direktion ein Gesuch um Urlaub ein.

„Sie haben Recht, Herr Scholz," sagte Carl, „der Erfolg des Grafen Waltron läßt eine lange Reihe Wiederholungen erwarten, aber plötzliche Krankheitsfälle oder andere unvorhergesehene Ereignisse können mich zwingen, die Vorstellungen zu unterbrechen, darum muß ich mir zur Aushilfe die Posse reserviren. Wenn ich aber bedenke, daß Ihnen zwölf bis fünfzehn Gastrollen in Prag und Graz ein hübsches Sümmchen eintragen könnten, möchte ich ausnahmsweise in den sauern Apfel beißen und Ihnen einen dreiwöchentlichen Urlaub bewilligen, aber ich knüpfe an diese Bewilligung einige Bedingungen, von denen ich nicht abweichen kann."

„Bedingungen?" frug Scholz kleinlaut, denn er kannte bereits den Teufel, der ihn an einem Haare hielt.

„Für die Dauer Ihres Urlaubes leisten Sie auf Ihre Gage Verzicht, für jeden Tag, den Sie diesen Urlaub überschreiten, verpflichten Sie sich, ein Pönale von fünfhundert Gulden Conventions-Münze an mich zu zahlen, und schließen endlich noch vor Antritt Ihrer Kunstreise einen neuen Kontrakt mit mir ab."

„Einen neuen Kontrakt?"

„Auf drei Jahre lautend, statt des laufenden Jahres-Kontraktes. Ich wünsche Sie für längere Zeit an mich

und mein Institut zu fesseln. Erkennen Sie daran, wie werth und theuer Sie mir als Mensch und Künstler sind, mein lieber Herr Scholz."

Unser Held, leichtsinnig wie die meisten Künstler, ging in die erste Falle und unterfertigte den neuen Vertrag.

Er verließ die Theaterkanzlei, und eilte nach Hause, um sich noch heute zur Reise nach Graz zu rüsten.

In der Kaiserstraße, unfern seiner Wohnung, trat ihm ein Mann entgegen, der einen großen weißen Pudel von seltener Schönheit an der Schnur führte.

„Kaufen Sie mir den Hund ab, gnädiger Herr!" bat der arme Teufel. „Mein Rinaldo ist jung und fremd in Wien, er wird sich sehr leicht an Sie gewöhnen."

„Rinaldo heißt der Kerl?" frug Scholz, den Hund wohlgefällig streichelnd. „Na, welch' ein Preis ist denn auf den Kopf dieses Räuberhauptmannes gesetzt?"

„Zehn Gulden Silber, gnädiger Herr. Handeln Sie nicht lange. Der Hund ist jung, klug und schön, ich würde mich nicht von ihm trennen, aber ich brauche Geld auf Brod für Weib und Kind."

Der Pudel schwänzelte so freundlich und sah unsern Helden mit so verständigen Augen an, als ob er sagen wollte: „Na probier es einmal mit dem Pudel, Du pudelnärrischer Spaßmacher. Mir scheint ich gefalle Dir, und Du gefällst mir nicht minder mit Deinem gutmüthigen possierlichen Gesicht, wir werden uns ohne Zweifel recht gut vertragen mit einander. Laß lustig zehn Gul-

den springen für mich, und ich werde dann selber recht lustig springen für Dich."

Unser Held reichte dem Manne eine Banknote, und führte seinen vierfüßigen Reisegefährten nach Hause.

Armer Scholz! Hättest Du gewußt, daß Du Deinem vierfüßigen Reisegefährten einen tüchtigen Degenstich verdanken würdest, Du hättest diesen Rinaldo lieber in des Waldes düstern Gründen gelassen.

Vor Allem lehrte unser Held seinen Pudel niesen. Auf Commando niesen war eine conditio sine qua non für Pudel, Pintsche, Möppse und Doggen, die er im Wechsel des Hundelebens besaß.

Er unterrichtete seinen Pudel nicht nach pestalozzischen Grundsätzen, nein, er stopfte ihm ganz einfach eine Prise Schnupftaback in die schwarze Nase, und commandirte: „Niesen!"

Der Pudel suchte zwar mit seinen Pfoten das krabbelnde Ding aus der Nase zu vertreiben, aber der sonderbare Kitzel zwang ihn dennoch, seinem Herrn Folge zu leisten, er nieste, er nieste auf jede Priese Taback, bis er es endlich auch ohne Priese Taback, blos auf den Wunsch seines Herrn und Gebiethers that.

Wie gesagt, alle seine Hunde niesten, freundlich oder mürrisch, mit dem Anstande eines Diplomaten oder der Grimasse einer alten Kräutlerin, aber auf die Tabacksdose hatten sie Alle einen grimmigen unbesiegbaren Groll.

Ich selbst besaß jahrelang einen seiner kleinen Pintsche

der sich wüthend in jede Tabacksdose verbiß, und nicht wedelnd, sondern niesend schmeichelte und schmarotzte.

Als der Pudel niesen konnte, machten sich Herr und Pudel unverzüglich auf die Reise nach Graz.

Nestroy saß mit seinem jungen Weibchen und einigen lustigen Hausfreunden vor einer gewaltigen Kaffeemaschine, als ihn sein alter Kunstgenosse überraschte.

Lauter Jubel und ein herzliches Willkommen empfing den lieben Gast.

„Gieb ihm auch ein Bussel, Frau!“ rief Nestroy nachdem er seinen Freund mit der aufrichtigsten Freude in die Arme geschlossen. „Er verdient's, er ist mein Wenzel, mein Speci, erster Komiker des Theaters an der Wien und Dichter des schwarzen Mannes.“

„Pack ihn, Rinaldo!“ schrie Scholz.

Der Pudel fing an zu nießen, als ob er den Stockschnupfen hätte.

„Seien Sie uns herzlich gegrüßt!“ sagte die junge Dame, indem sie dem Wiener Komiker freundlich die Hand bot. „Sie dürfen mir nicht erst vorgestellt werden. Ich bin ja selbst eine Wienerin, und muß folglich den Mann schon kennen, der sich in meiner Vaterstadt so geschwinde zum Liebling des Volkes emporgeschwungen hat.“

„Glück auf, Freund!“ rief Scholz, indem er das Händchen der jungen Dame küßte. „Du hast ja da eine wahre Perle gefunden!“

„Gefunden und gleich gefaßt auf der Eilpost von Wien nach Graz. Im Ernst, Wenzel, ich bin ein

glücklicher Kampel, denn so ein liebes, herziges Weiberl findet man nicht alle Tage."

Das liebe herzige Weibchen präsentirte dem Wiener Gast ein Schälchen Kaffee, und der Wiener Gast machte im Verlauf der Unterhaltung die Bemerkung, daß das liebe herzige Weiberl recht schöne freundliche Augen hatte, aber mehr für die Herren Hausfreunde als den Herrn Gemahl.

Nestroy ließ seinen Wenzel in aller Eile ein paar Zimmer richten, besprach heute noch sein Gastspiel mit der Theater-Direktion, und schon am nächsten Abend spielte Scholz seinen „Klapperl" in Graz.

Daß der alte Liebling der Grazer eine enthusiastische Aufnahme fand, täglich das Haus und die Theaterkasse füllte, und aus einem Familienkreis in den andern gerissen wurde, bedarf wohl keiner Erwähnung. Kurz — Scholz und sein Pudel waren die Männer des Tages geworden in Graz.

Hin und wieder hatten sie auch kleine Liebesabenteuer zu bestehen, denn sie spielten beide die Don Juans, und wenn der Herr einer steirischen Nannerl eine Liebeserklärung ins Ohr flüsterte, pflegte sein Pudel einer steirischen Finetterl seine Zärtlichkeiten zuzuniesen, wenn auch nicht in's Ohr, das ist nicht Hausbrauch unter den Pudeln.

Scholz war ungefähr acht Tage in Graz, als er außerhalb der Stadt durch ein kleines Gehölz promenirte.

Er hatte eine Zeit lang gesummt, gesungen, gepfiffen

und gejodelt, als es ihm einfiel, zur Abwechslung wieder einmal seinen Pudel zu sekiren.

„Rinaldo niesen!“ rief er.

Rinaldo schwieg. Er war nicht disponirt zu niesen.

„Niesen Rinaldo!“ wiederholte Scholz dictatorisch.

Rinaldo rümpfte zwar ein wenig die schwarze Nase, aber niesen? Justament nicht!

Unser Held drehte sich nach seinem Pudel um, wie ein Korporal nach einem störrischen Rekruten, aber er überzeugte sich sogleich, daß der Pudel heute das Recht hatte, seine Nase hoch zu tragen, statt sie niesen zu lassen, denn er trug ein „Apportel“ unter dieser Nase, eine zierliche mit Perlen gestickte Handtasche nämlich.

Scholz nahm Herrn Rinaldo die Handtasche ab, öffnete sie und musterte ihren Inhalt.

Zuerst zog er einen halben und einen ganzen Damenstrumpf heraus, der für so respektable Waden gestrickt war, daß unserm Helden der Mund zu wässern anfing.

Dann fand sich etwas, was ihm weniger zu gefallen schien, als die appetitlichen Strümpfe eine Cigarrentasche nämlich, mit dem Namen Arthur bezeichnet.

Endlich fanden sich noch ein Dutzend Liebesbriefchen, welchen unser Held entnahm, daß die Cigarrentasche, genannt Arthur, mit der Handtasche, genannt Eva, sehr zärtlich korrespondirte, daß die Cigarrentasche Oberlieutenant und die Handtasche Besitzerin der appetitlichen Strümpfe war und in der Franzensgasse Nr. 44 logirte.

Scholz ging in Duplirschritten der Stadt zu, und geradenwegs — nun der Leser wird gewiß errathen, wohin — geradewegs in die Franzensgasse Nr. 44, um als redlicher Finder den Waden die Strümpfe zurückzustellen.

Fräulein Eva war ein nettes dralles Mägdelein, nicht ein bischen zimperlich und freute sich vom Herzen in dem „g'spaßigen" Herrn Scholz den Mann gefunden zu haben, der ihre Tasche gefunden hatte.

Unser Wenzel war kein blöder Ritter und es dauerte nicht lange, war er der Adam dieser Eva, versteht sich ganz heimlich, um nicht vom Herrn Oberlieutenant Arthur, wie vom Engel mit dem flammenden Schwerte aus dem Paradiese getrieben zu werden.

Einige Tage nach dieser Eroberung hatte Scholz sein Benefice. — Er bot dem Publikum eine dialogisirte Pantomime, die, wie die Grazer munkelten, Johann Nestroy für seinen Freund in der Eile zusammengestellt und gedichtet hatte.

Die Einladung zu dieser Vorstellung liegt mir im Originale vor, und ich erlaube mir, sie meinen Lesern als Kuriosum mitzutheilen.

Heute zum Vortheile des Schauspielers Wenzel Scholz,

Zum ersten Mahle:

Der Elephantenrüssel.

Eine dialogisirte Pantomime in drei Akten.

Der erste Akt ist von Herrn Pantalon, der zweite Akt von Herrn Arlequin, und der dritte Akt von Herrn Pierot gedichtet.

Hohe! Gnädige! Verehrungswürdige!

Dankbarkeit für so viele Gnade, Hoffnung auf Ihre unschätzbare Huld und Freude, daß ich auch im künftigen Jahre so gastfreundlich von Ihnen aufgenommen werden dürfte, diese Empfindungen lassen mir kaum so viele Worte, Sie ehrerbietigst und unterthänigst zu meinem Benefice einzuladen. Was soll ich von der Wahl meines Stückes sagen?

Bin mit sehnlichstem Verlangen
Den Theatermarkt durchgangen,
Hab geschaut bis zum Erblinden,
Ob was gutes aufzufinden,
Und ich sah auf einer Schüssel
Einen Elephantenrüssel,
Von Thalia, meiner Mahm,
Frisch gekocht mit sauerm Rahm.
Schöne Speis! Ich fang an z'lachen,
Kost', und sind noch andre Sachen,
Pantalon und Kolombin,
Und geneckt vom Arlequin
Pierot, den dummen Teufel,
Und zur Lösung aller Zweifel
Eine Fee mit Zaubermacht,
Daß es donnert, blitzt und kracht.
Mein ist's, kost's auch tausend Gulden,
Tout égal, ich mache' halt Schulden,
Denk ich mir, wenn ich's nur habe,
Und so bring' ich diese Gabe,

Ihnen meinen Dank zu weihen,
Und den Abend zu zerstreuen,
Aus dem besten Herzen dar.
Es meint's redlich, treu und wahr.
An dem Abend, den's mir geben,
Schenken's mir ein neues Leben.
Kann aus mir auf dieser Erden
Noch was Gut's und G'scheidtes werden,
Ist's nur Ihnen vorbehalten,
Mich auch gänzlich umzustalten,
Wie Merkur aus bloßem Holz
Ihren treu ergebenen Scholz.

Glückliche harmlose Welt, in welcher noch solch ein Elephantenrüssel mit Kraut und Rüben dem Publikum aufgetischt werden durfte!

Heut zu Tage müssen französische Schweinsköpfe mit Lorbeer garnirt, junge Pariser Kankan-Schinken in Champagner gesotten, Berliner Windtorten mit Schnepfenkoth gefüllt, und allerlei betäubendes und aufregendes Höllengebräu in Stiefeln und Pluzern auf die Tafel kommen, wenn der Gaumen des Theaterpublikums gekitzelt werden soll.

Vivat die feine französische Küche! Pereat die altdeutsche Hausmannskost! Voilà, Scholz servirte seinen Elephantenrüssel und Wirth und Gäste wurden zufrieden gestellt.

Im Zwischenakt empfing unser Held ein zierlich gefaltetes Briefchen. Es kam von Fräulein Eva und enthielt

eine Einladung zum Souper nach der Vorstellung. Als er aus dem Musentempel trat, empfing ihn sein Pudel mit freundlichem Niesen, denn er war dressirt, vor dem Hausthor zu warten, wenn sein Herr im Theater war oder eine Visite machte.

Herr und Pudel schritten selbander der Nr. 44 in der Franzensgasse zu. Der Erstere ging ins Haus zu seiner Eva, der Letztere setzte sich vor dem Thore auf seine Hinterbeine, und blickte sehnsuchtsvoll in die Ferne, er wünschte sich unten ebenso mit einer Finette zu amusiren, wie sich sein Herr oben mit einer Eva amusirte.

Ach, es kam keine Finette! Aber statt einer Finette kam der Herr Oberlieutenant Arthur des Weges daher.

Der Herr Oberlieutenant rekognoscirte.

Er hatte Verdacht geschöpft — denn Fräulein Eva war für ihn ihn in jüngster Zeit so oft unpäßlich oder abwesend gewesen.

„Sperr Oculos!“ flüsterte ihm ein böser Geist zu. „Sie wird vielleicht für einen Andern gesund und anwesend sein.“

„Wer aber sollte dieser verwegene Andere sein?“ murmelte der grimmige Kriegsmann, als unglückseliger Weise sein Auge auf den Pudel fiel.

„A servus! servus! Guten Abend, Mussie Rinaldo!“ rief Arthur.

Der Pudel sagte nichts. — Er war zu sehr mit seiner Sehnsucht nach einer Finette beschäftigt, um sich

mit jedem Pflastertreter in ein langes Gespräch einzulassen. Er warf nur einen Blick tiefster Verachtung auf das Geschöpf, das keine Finette, und überhaupt nicht seines Gleichen war.

„Sollte ich mich irren? — Sollte es nicht Rinaldo — nicht der Pudel des Schauspielers Scholz sein?" dachte der Officier. „Je nun, davon kann ich mich ja augenblicklich überzeugen."

„Rinaldo niesen!" rief er laut.

Der Pudel sah den Officier mit einem unaussprechlichen Blick des Trotzes und der Störrigkeit an, und dachte sich: justament nicht!

„Niesen, Rinaldo," wiederholte Arthur barsch und drohend, indem er die Degenscheide erhob.

„Der Gescheidtere gibt nach," dachte sich da der Pudel, erhob die Nase und nieste; aber so mürrisch und verdrießlich, daß sein Niesen eine offenbare Injurie war für jeden Mann von Ehre.

Aber der Officier fühlte sich nicht verletzt — im Gegentheil, er jubelte, seinen Nebenbuhler kennen gelernt zu haben, den er zähneknirschend zu massakriren gedachte.

Du hast da was Saubers angestellt, Rinaldo! Pfui, schäme dich! So unbesonnen zu niesen! Du bist so ein kluger Hund, und hast Dich beinahe so dumm wie ein Mensch benommen.

Der Herr Oberlieutenant mochte eine gute Stunde vor dem Thore auf und abspaziert sein, als sein Neben-

buhler, wie Abällino, tief in den Mantel gehüllt, das Haus verließ.

„Guten Abend!“ sagte Arthur, indem er unserm Wenzel dicht gegenüber trat.

„Gehorsamer Diener!“ brummte dieser in einem Baß, den er Lablache entlehnt zu haben schien.

„Sie sind Herr Wenzel Scholz?“

„Warum nicht gar? Keine Idee!“

„Leugnen Sie nicht! Das Niesen Ihres Pudels hat Sie verrathen!“

Unser Held gab in der ersten Aufwallung dem armen Pudel ein paar tüchtige Stockstreiche. — Dieser setzte sich auf die Hinterfüße und fing kläglich zu heulen und zu niesen an.

„Ich habe sehr oft herzlich über Sie gelacht,“ fuhr der Officier fort, „das heißt im Theater, aber außerhalb desselben verstehe ich keinen Spaß, am allerwenigsten, wenn man meine Wege durchkreuzt.“

„Die Wege sind für Militär und Zivil gebaut, Herr Oberlieutenant.“

„Sehr richtig, aber dennoch darf ich es nicht dulden, daß man Wege, die ich mir selbst gebahnt, mit mir gemeinschaftlich zurücklegen will. Sie werden mich verstehen und begreifen, daß Sie mir Genugthuung schuldig sind?“

„Was? Sie fordern mich?“

„Zu dienen. Sie werden gefälligst erlauben, daß ich Ihnen morgen in der Früh Einen meiner Freunde sende,

um das Nähere mit Ihnen zu verabreden. Auf Wiedersehen, mein Herr!"

Der Oberlieutenant grüßte artig und entfernte sich.

Wenzel Scholz blieb verblüfft stehen und blickte melancholisch auf seinen Rinaldo, der noch immer auf den Hinterbeinen vor ihm saß.

„Hpsch! Hpsch!" sagte schüchtern der arme Pudel.

„O du weißer schwarzer Verräther!" sprach Scholz mit tragischem Pathos. „Ist das mein Dank dafür, daß ich deinen Geist gebildet und dich wie einen Gentleman erzog?"

„Hpsch! Hpsch! Hpsch!"

„Schweige! Du suchst mir umsonst deine Unschuld zu beweisen, denn deine schwarze Judasnase wird doch nicht mehr weiß, und wenn sie noch so nieset. Was sagst du zu einem Kalbsbraten, Judas?"

„Hpsch! Hpsch! Hpsch! Hpsch!"

„Ja? Hättet du Appetit? Aber wisch dir das Maul ab — den Braten speise ich — und du mußt heute den Gurkensalat fressen. Allons, elender Judas!"

Scholz schritt stolz voran und sein Pudel mit gesenktem Haupt und schamrothen Wangen leise niesend hinter ihm.

Am nächsten Morgen standen sich, auf einem lichten Platz desselben Gehölzes, in welchem der Pudel die Handtasche apportirte, die beiden Gegner gegenüber.

Sie hatten die Röcke abgelegt, die Arme entblößt und jeder hielt einen blitzenden Stoßdegen in der Hand.

Die Sekundanten, ebenfalls Officiere, hatten das Möglichste gethan, die Gegner zu versöhnen; aber Oberlieutenant Arthur wies jeden Vergleich zurück, und Scholz hatte zu viel Ambition, ein Wort der Entschuldigung fallen zu lassen.

Aber als sich unser Held in Positur stellte mit seinem martialischen Gesicht, und den Degen kreuzen wollte, fing sein Gegner sowohl als dessen Sekundant aus vollem Halse zu lachen an, denn ihnen war plötzlich und unwillkürlich der „Klapperl!“ eingefallen.

„Was soll das, meine Herren?“ frug Scholz, der selbst in den ernstesten Situationen sein possierliches Gesicht nicht verläugnen konnte. „Ich hoffe nicht, daß mein Benehmen Ihnen Veranlassung zu dieser Heiterkeit gegeben hat?“

„Nein, nein, Ihr Benehmen ist das eines Mannes von Ehre!“ antwortete Arthur, gewaltsam das Lachen verbeißend. „Aber sie haben ein so drolliges Gesicht, daß es mich noch auf dem Sterbebett belustigen könnte. Ich werde mit geschlossenen Augen kämpfen müssen, das ist jedenfalls ein Vortheil für Sie.“

Der Zweikampf begann, und schon nach einigen Minuten färbte sich das Hemd unseres Helden mit Blut. Die Degenspitze seines Gegners war ihm in die Brust gedrungen, hatte ihm jedoch nur ein wenig zur Ader gelassen, ohne edle Theile zu verletzen.

Mit ein paar Unzen Blut war der Friede erkauft.

Die Gegner boten sich die Hände, und Arthur sprach

offen seine Freude aus, die komische Muse nicht eines Priesters beraubt zu haben, für den sie wahrscheinlich in einem Jahrhundert keinen Ersatz gefunden hätte.

Bei einer Bowle Punsch wurde das Versöhnungsfest gefeiert, an welchem auch Nestroy Theil nahm, der sich nicht wenig wunderte, in seinem gemüthlichen Wenzel einen so wackern Eisenfresser kennen zu lernen.

Mit dem Pudel war jetzt nicht mehr zu reden vor Stolz und Hochmuth. Er nieste für Niemanden mehr als für seinen Herrn, aber für diesen pflegte er nur mit besonderer Hochachtung und Verehrung zu niesen.

Unsere beiden Helden verlebten noch ein paar lustige Tage mit einander, bis die Scheidestunde schlug.

Dann nahm Scholz Abschied von seinem lieben Graz, seinem wackern Hansel, und seiner hübschen muntern Eva, und kehrte mit verwundeter Brust und verwundetem Herzen in die Kaiserstadt zurück.

Zwölftes Capitel.

Die Equipage des Henkers und die Equipage der Maitresse.

Scholz hatte abermals einige Monate fleißig an dem Karren gezogen, der dem Direktor Carl seine Millionen zuführen sollte.

Die Wunde auf der Brust war vernarbt, und auch für die Wunde in der Brust hatte sich der rechte Arzt gefunden.

Eines Tages empfing Johann Nestroy folgenden Brief aus Wien:

„Mein lieber Hansel:

Ich war gesund, munter, Herr aller meiner Sinne, und vollkommen zurechnungsfähig, als ich Dich zum letzten Mal sah, und jetzt, erschrick nicht mein alter Speci, — jetzt bin ich verheirathet! Ja, heute roth, morgen ein — Ehemann, das ist das Loos des Schönen auf der Erde. Mein Gott und Herr, wirst Du sagen, wie ist denn das entsetzliche Unglück so auf einmal daher gerumpelt? Ja, sie sah mich, ich sah sie, wir sanken uns in die Arme, und die Pastete war fertig. — Sonntag haben wir zwar unsere Hochzeit gefeiert, solltest Du uns aber besuchen, werden wir Dir zu Ehren, Du boshafter Nickel, noch einmal Hochzeit machen. Ich cedire Dir also in optima forma alle meine Rechte auf unser gemeinschaftliches Blumenmädel, grüße Dich recht herzlich und hoffe Dich recht bald, geschmückt mit dem grünen Loorberkranz, denn Dir Deine „dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen“ um die Schläfe geschlungen haben, in meine Arme zu schließen. Dein getreuer Pantoffelritter Wenzel Scholz.“

Wenn sich meine freundlichen Leser noch an Nestroy's Brief erinnern, werden Sie finden, daß sich Wenzel

Scholz eines unverschämten Plagiats schuldig gemacht in seiner Correspondenz.

Indeß erfahren wir dennoch aus diesem stipitzten Briefe zwei interessante Neuigkeiten.

Nestroy hat sich in Graz als dramatischer Schriftsteller versucht, und seine erste Parodie vom Stapel laufen lassen, und

Scholz wollte nicht, was Gott nicht wollte, daß der Mensch allein sei.

Sein Everl, oder Genofeva Antonia, für die er in Graz geblutet, war ihm nachgezogen, wie das Käthchen von Heilbronn ihrem Vetter von Strahl, und sie sanken sich in die Arme, und die Pastete war fertig.

In derselben Stunde, als Nestroy seines Freundes Brief las in Graz, las in Wien ein Criminalrath im Dreispitz und schwarzer Amtstracht mit lauter feierlicher Stimme vom Balkon des Schrannengebäudes auf dem hohen Markt, das folgende Todesurtheil:

„Durch Hofdecret vom 21. August d. J. zc. zc.

„Seine Majestät haben mittelst allerhöchster „Entschließung vom 18. August 1827 dem ober„sten Gerichtshofe wieder den Inquisiten Severin „von Jaroszynski das Amt nach den Gesetzen zu „handeln, überlassen.

„Es wurde daher erkannt: Severin von Jaros„zynski, fälschlich Graf Jaroszynski sei des Ver„brechens des räuberischen Meuchelmordes an

„dem Abbé Johann Konrad Blank schuldig, und
„soll derselbe nebst dem Verluste seines Adels
„und der damit verbundenen Rechte in den k. k.
„österr. Erbstaaten mit dem Tode durch den
„Strang bestraft werden rc.

Der Mann, der dem Hochgerichte so nahe war, wie der grüne Donnerstag dem Ostersonntag, stand zwischen zwei Gerichtsdienern auf einem Pranger mitten auf dem Platze.

Sorgfältig frisirt, in seinem eleganten stahlgrünen Frack mit glänzenden Knöpfen, blickte Jaroszynski schamlos auf die zehntausend Neugierigen herab, um sich noch einmal im wilden Trotz des Marschalls von Mohilew zu versuchen.

Aber da klirrte die Kette an seinen Füßen, und erinnerte ihn, daß er an einem Schandpflock stand, und daß in drei mal vierundzwanzig Stunden der Galgen sein Katafalk am ehrlosen Grabe werden sollte.

Seine Knie wankten.

Der wilde Trotz war gebrochen.

Die blasse Farbe seiner Wangen meldete sich als Herold der Todesangst an.

Die Gerichtsdiener ließen ihn nicht sinken, griffen ihm unter die Arme und führten ihn ins Schrannengebäude zurück.

Im Armensünderstübchen erwartete ihn ein Diener des Herrn, um ihn zur nahen Reise in die Ewigkeit vorzubereiten.

Die Menge verlief sich und das Vorspiel des schauerlichen Dramas war vorüber. Unglücklicher, unter allen diesen Herzen schlug nur ein einziges theilnehmendes Herz für Dich!

Unter diesen vielen tausend Augen blickten nur zwei Augen voll Thränen der Liebe auf Dich!

Der alte treue Diener Deines Hauses, Dein greiser ehrlicher Michael lehnt dort an der Säule des gegenüberliegenden Pallastes.

Der Greis hat an Deiner Wiege gewacht, die Luxus und Ueberfluß schaukelten, er war Dein Sklave, Dein Leibeigner, Dein Hund, den Du so oft gepeitscht und getreten hast, und dennoch möchte er so gerne sein Herzblut opfern, um Dich diesem schmachvollen Tode zu entziehen!

Umsonst! Umsonst!

Nicht Dein Wappen, nicht Deine Titel, nicht Deine Orden, nicht Dein unglückliches Weib und Deine armen Kinder und nicht das Herzblut aller Deiner Diener und Leibeigenen können Dich dem Henkertode entreißen!

Die mächtigen Cäsaren Rußlands und Oesterreichs haben das große gewaltige Wort: fiat justitia! gerufen.

In barbarischen Jahrhunderten folterte man die Delinquenten, ehe man sie zum Rabensteine führte.

In unserm aufgeklärten Jahrhundert foltert man sie nicht, im Gegentheil, man schenkt ihnen noch drei Tage, damit sie sich nach Herzenslust noch des kurzen Lebens freuen können.

Aber diese drei Tage wiegen die Marterwerkzeuge aller Jahrhunderte auf.

Der Delinquent fühlt nicht einige Minuten, nein, drei ewig lange Tage den Strick des Henkers an seinem Halse.

Ein jeder Glockenschlag der Uhr ist eine neue Folterqual für ihn, jeder Morgen, jeder Mittag eine glühende Zange für seine Brust, und jeder Abend eine eiserne Jungfrau, die ihn mit tausend Dolchen durchbohrt.

Er wird nicht einmal, nein, hundertmal erdrosselt in diesen drei Tagen.

Erhebt denn kein Menschenfreund seine Stimme gegen diese Tortur?

Ist denn kein Sonnenfels mehr unter uns?

Es genügen ja drei Stunden, um Gott um Gnade und Barmherzigkeit zu flehen, wozu diese drei unendlichen Tage?

In einer so ewig langen Todesangst erstirbt der Geist, und Ihr schlachtet ein Thier, das keinen Gedanken mehr an den Richterstuhl Gottes zum Rabenstein trägt.

Die Todesangst hatte auch Jaroszynski in diesen drei Tagen geistig abgetödtet. Die Henkersknechte hoben eine bestialische Masse auf den Armensünderkarren, und der schauerliche Zug setzte sich zum Richtplatz in Bewegung.

Alle Straßen, durch welche man diese lebendige Leiche schleppte, waren so zu sagen verkeilt mit Menschen.

Wie die Ameisen krabbelten sie auf einander.

Ganz Wien war auf den Beinen, um diesen Unglücklichen noch zwischen Leben und Tod kämpfen zu sehen, ehe das Zügenglöcklein verkündet, daß der Henker an ihm sein wohlthätiges Werk geübt.

Die große lange Kärnthnerstraße war ein Menschenstrom.

Ein unvorsichtiger Kutscher hatte eine glänzende Equipage in diese Straße eingelenkt, ehe noch die reitende Polizei ihr die Passage gesperrt und Wagen und Pferde wurden dicht vor dem Hotel „zum Erzherzog Carl" aufs Trottoire gedrängt, und völlig eingepfercht in einen Menschenknäul.

„Platz! Platz!" riefen die Polizeimänner, indem sie die Menschenmassen gegen die Seiten drängten, denn man sah schon die Gewehre und Säbel der Expeditionsmannschaft flimmern, die den Zug eröffnete und Schritt für Schritt näher rückte in ihrem entsetzlichen Schreckensmarsch.

Endlich rumpelte auch der silbergraue Armesünder-Karren, von zwei magern elenden Schindmähren gezogen, heran.

Zwei Geistliche saßen im Karren, und ihnen gegenüber, den Rücken dem Galgen zugewendet, die Arme rückwärts fest zusammengeschnürt, und von zwei Henkersknechten gehalten, der Delinquent.

Mit bläulichem Leichenantlitz, stieren verglasten Augen, die nassen Haare wild und wirr das Gesicht umflatternd, und dem Berauschten gleich den schwankenden Oberkörper

balancirend, saß Jaroszynski da, eher ein Mann des Ekels als ein Mann des Erbarmens.

In der Nähe des Hotels „zum Erzherzog Carl“ erhob er den Kopf, schnappte nach Luft, riß das seidene Tuch vom Halse und schleuderte es zum Karren hinaus gegen die Equipage.

Die Pferde derselben bäumten sich, und man hörte wildes Geschrei und rohe Flüche der Bedrohten.

„Schlagt die Pferde todt! Zertrümmert den Wagen!“

„Wollen uns diese reichen Schlaraffen auch noch Arme und Beine brechen?“

„Vielleicht steckt auch ein Gentleman wie Jener dort in der schönen Chaise, der die Leute umbringt, und mit dem geraubten Gelde Equipagen und Maitressen bezahlt.“

Ein Stein wurde in das Wagenfenster geschleudert, das klirrend zusammenbrach. Man hörte den gellenden Angstruf einer jungen Dame im Innern des Wagens.

Ein großer bärtiger Kerl in einer schmierigen Arbeiterjacke, der fünfzig Schritte weit nach der Branntweinkneipe roch, steckte den Kopf durch das gebrochene Fenster und rief mit rohem Hohn:

„Ei, mein schmuckes Püppchen, ist der polnische Herr Graf etwa auch von Ihnen ein Verehrer? Er hat gar vornehme Bekanntschaften gehabt, und verdient es schon, daß wir mit einander ihm die letzte Ehre erweisen.“

Der Volkshaufe lachte und johlte, die junge Dame

zog sich zitternd zurück und der Kerl hob schon den Fuß, um sich zu ihr in den Wagen zu schwingen.

„Such Dir ein sauberes Wäschermädel, wenn Du Dir einen Jux machen willst, Landsmann, hier ist kein Platz für Deinen Spaß!“ rief zurechtweisend ein Mann, der aus dem Hotel trat und mit kräftiger Hand den Arbeiter vom Wagentritt zurückzog.

„Ah, da ist Jemand, der Prügelkrapfen will! Nu wart, sie werden gleich gebacken sein!“ schrie erboßt der Arbeiter, indem er die Fäuste ballte und dem Beschützer der jungen Dame zu Leibe gehen wollte.

„Oho! Zurück! Zurück! Es ist Scholz, unser Scholz!“ schrie der rohe Haufe. „Wenn Du dem ein Haar krümmst, hast Du aus dem letzten Loch gepfiffen.“.

Aber es bedurfte dieser Warnung nicht.

Als der Arbeiter den Namen des beliebten Komikers hörte, zog er ehrfurchtsvoll sein Käppchen, und schlich sich beschämt davon.

„Sie sendet Gott zu meinem Schutz, Herr Scholz!“ rief die junge Dame. „Ach, wenn Sie Ihr Werk vollenden wollen, setzen Sie sich zu mir und verlassen Sie mich nicht.“

Erst beim Klange dieser bekannten melodischen Stimme, warf unser Held einen Blick auf die junge Dame, zu deren Ritter er sich aufgeworfen.

Es war Bertha, die schöne Jüdin, die Maitresse des Banquiers und Doppelgängerin des reizenden Blu=

menmädchens, der bezaubernden Fee aus „tausend und einer Nacht“ für unsere Helden.

Flink wie der Wind schwang sich Scholz in den Wagen.

Die Volkshaufen hatten sich indeß gelockert und wälzten sich dem armen Sünder nach. Die Passage war wieder frei.

Links rollte die Equipage des Henkers schwerfällig dem Hochgerichte, rechts die Equipage der Maitresse flüchtig dem Tummelplatz des Genusses und der Lebensfreude zu.

Die Maitresse saß längst schon auf ihrem schwellenden Divan, als das Zügenglöcklein das versöhnte Gesetz und den letzten Seufzer des armen Sünders verkündete.

Dreizehntes Capitel.

Die Fee lüftet den Schleier.

„Setzen Sie sich an meine Seite, wir haben heute recht viel mit einander zu plaudern, mein guter Herr Scholz,“ sagte Bertha mit mildem Lächeln, indem sie den Komiker zu sich auf den Divan zog. „Sie haben mir heute einen Dienst erwiesen, für den ich Ihnen mit meinem offenen Vertrauen danken will.“

Die schöne Dame drückte so zärtlich die Hand des Komikers, daß dieser sich eiligst in die Positur des Liebenswürdigen setzte.

„Sie sind mir heute zum zweiten Mal ein lieber Freund in der Noth gewesen —“

„Zum zweiten Mal?“

„Und ich will Ihnen Gelegenheit bieten, es mir auch zum dritten Male zu werden.“

„Um Ihr Freund in der Noth zu werden, müßte ich entweder ein Crösus oder Nabob sein,“ antwortete Scholz lächelnd, indem er seine Blicke auf die wahrhaft fürstliche Pracht im Salon warf.

„Der Schein trügt!“ sagte melancholisch die junge Dame. „Mein Auge ruht auf Ueberfluß, aber mein Herz leidet Mangel.“

„Aha, jetzt kommt's!“ dachte Scholz, indem er sich möglichst interessant zu machen suchte.

Der Spitzbube hatte ein junges hübsches Weibchen zu Hause, und würde dennoch ohne Bedenken Seitensprünge machen. Er hatte ganz das Gesicht dazu.

„Je nun — man kann — es gibt ja — wenn das Herz Mangel leidet —“

„Ich liebe, liebe ewig!“ fiel ihm das Mädchen in heftigster Bewegung ins Wort, und glänzende Thränen quollen aus ihren großen dunkeln Augen. „Ich liebe mit der ganzen Glut meines Herzens, aber es lastet ein Fluch, der Fluch meiner Mutter auf dieser Liebe!“

„Ja, warum denn? Haßt mich denn Ihre Frau Mutter?“

„Hassen? Sie? — O, sie verehrt und liebt Sie, wie Niemanden auf der Erde!“

„A, die Frau Mutter liebt mich! Aha!“ sagte Scholz gedehnt mit einem ellenlangen Gesicht.

„Sie schließt Sie in alle ihre Gebete ein. Sie und Einen Ihrer Freunde. Nur Wenzel Scholz und Johann Nestroy könnten meine Mutter mit ihrem unglücklichen Kinde versöhnen.“

„Sie ist also doch unser Blumenmädel, und ihre Mutter muß die gewisse alte Freundin sein!“ dachte sich Scholz.

„Um Sie Ihre Gewalt kennen zu lehren, die Sie über das Herz meiner Mutter besitzen,“ fuhr die schöne Maitresse fort, „muß ich Ihnen eine Begebenheit aus Ihrem Künstlerleben ins Gedächtniß zurückrufen.“

„Ich bitt mein Fräulein, denn wenn ich in meinem ganzen Leben noch nicht neugierig war, bin ich's heut.“

„Meine Mutter heißt Sara Löbele, und ist eine arme Jüdin, die hier in der nächsten Seitengasse ein elendes Trödlergewerbe betreibt, das ihr kaum das tägliche Brod abwirft.“

„Die Tochter macht bessere Geschäfte, als die Mutter,“ dachte sich Scholz.

„Aber nicht immer hat meine arme Mutter mit altem Eisen und Lumpen gehandelt,“ fuhr die Maitresse fort. „Noch vor fünf Jahren lebte mein Vater. Wir

wohnten damals in Brünn, und unsere Seidenhandlung war als die solideste bekannt in der ganzen Stadt."

„Löbele, Löbele!" sprach Scholz nachdenkend.

„Abraham Löbele. Das Glück machte meinen Vater verwegen, er ließ sich in größere Speculationen ein, setzte nach und nach seine ganze Habe auf Spiel, und verlor Alles, bis auf's Leben, und auch das rafften Gram und Verzweiflung dahin. — Er ging heim zum Gott unserer Väter, und ließ Weib und Kindern nichts als den Bettelstab zurück."

„Die armen Hascherln!"

„Wir warfen uns verzweiflungsvoll über den lieben starren Leichnam, und die Witwe und Waisen Abrahams sangen weinend ihre Klagelieder auf dem blassen Sohne Davids. — Aber ansere Gebete und Gesänge verdroßen ein paar junge, lustige Nachbarn neben uns, es waren beliebte Schauspieler des Preßburger Theaters, die Gastrollen spielten in Brünn."

Scholz faßte die Maitresse schärfer in's Auge. In seinem Kopfe fing es ein wenig zu dämmern an.

„Unsere Gebete und Gesänge störten die beiden fremden Künstler im Studiren ihrer neuen Rollen. Sie stürzten zornentbrnnnt in unsere Kammer, aber der Brand wurde schnell gelöscht mit den heißen Thränen der Witwe und der Waisen. Die lustigen Schauspieler hofften eine Posse zu finden, und fanden ein Trauerspiel im Kämmerchen der armen Judenfamilie."

„Oder ein herzergreifendes Familiengemälde."

„Und die Männer, die viele Tausende lachen machten, machte unser Elend weinen. „Singt Leutchen, singt und verzagt nicht," riefen sie uns zu, „denn wenn die Noth am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten." Und Gottes Hilfe war uns nahe in der Noth. Am nächsten Abende spielten die beiden fremden Künstler ein lustiges Stück zum Besten einer traurigen Familie. Und nach der Vorstellung besuchten sie uns abermals, brachten uns Geld, viel Geld und sagten: „Das gehört Euch, Leutchen. Wir haben heute nicht allein für Brünn, sondern für den Himmel Komödie gespielt, und wir glauaen, unser alter lieber Gott hat selbst über uns gelacht."

„Ja, der alte Herr ist ein Liebhaber von solchen Komödien," bemerkte unser Held, von der Erinnerung ergriffen.

„Meine Mutter war so arm, daß sie keinen Span Holz hatte, den Frost zu mildern im strengen Winter, so arm, daß sie kein Stückchen Brot hatte für ihre weinenden Kinder, ja, so entsetzlich arm, daß sie dem erstarrten Gatten nicht sechs Ellen Leinwand kaufen konnte zur letzten Hülle für's Grab. Da sandte uns der gerechte Gott ein paar arme Schauspieler als Retter in der höchsten Noth. Sie erwärmten unsere Kammer, speisten die Witwe und die Waisen, und bekleideten den geliebten Leichnam für ein ehrliches Grab. Wollen Sie die Namen dieser edlen menschenfreundlichen Künstler wissen? Sie heißen Scholz und Nestroy, mein Herr."

Das schöne Judenmädchen sprach die letzten Worte

schluchzend und in heftiger Bewegung, und auch die Augen unseres wackern Helden befeuchteten sich ein wenig.

„Mit dem Gelde, das uns blieb, wanderten wir nach Wien,“ fuhr die Dame nach einer kleinen Pause fort. „Meine Mutter kaufte sich ein kleines Gewerbe und ernährte ihre Kinder ehrlich mit den Früchten ihres Fleißes aber ich, als die Aelteste meiner Geschwister, sollte schon erwerben helfen. Levi Herzig, Einer unserer alten Freunde und Glaubensgenossen, kaufte mir ein Körbchen voll Blumen, ich ging damit hausiren, und verdiente manches hübsche Stück Silbergeld mit meinen Sträußchen.“

„Aha!“ rief Scholz triumphirend. „Unser Blumenmädel demaskirt sich!“

„Zürnen Sie nicht der Laune eines kindischen Mädchens, das Ihnen in dieser Maske einen Zoll der Dankbarkeit abtrug,“ sagte die junge Dame, indem sie dem Komiker freundlich lächelnd die Hand bot. „Den Dank der Maitresse hätten Sie vielleicht zurückgewiesen, — das geheimnißvolle Blumenmädchen hatte weniger ein Körbchen zu befürchten.“

„O welch ein Unheil haben Sie angestiftet, reizendes Blumenmädel! Ich und mein Hansel haben uns so wahnsinnig in Sie verliebt, daß wir alle Beide aus Verzweiflung geheiratet haben!“

„Ach, dann werden mich Ihre Frauen segnen, denn sie haben Männer von seltener Herzensgüte gewonnen. Doch lassen Sie mich zum Ende meiner Erzählung eilen. Ich betrieb meinen Blumenhandel bis zu meinem fünf-

zehnten Jahr, und bot meine Sträußchen gewöhnlich am Eckhause der Jägerzeile nächst dem Praterstern feil. Zu meinen Kundschaften zählte ich auch einen jungen Herrn, der sich täglich aus seinem eleganten Phaeton schwang, und mir regelmäßig ein Goldstück zahlte für ein Sträußchen."

„Aha, ich merk schon was!"

„Ich brachte an jedem Abend freudig mein Goldstück nach Hause. Aber meine Mutter schütteltelte alle Tage bedenklicher den Kopf."

„Ich glaub's!"

„Sie betrachtete mich immer aufmerksamer und mochte endlich finden, daß ich den Kinderschuhen bereits entwachsen war und dieser Blumenhandel sich nicht mehr für mich gezieme. Ich durfte den Trödlerladen nicht mehr verlassen."

„Das wird dem jungen eleganten Herrn sehr unangenehm sein."

„Ach, mir auch, mir auch! Es war mir zum Bedürfniß geworden, täglich in seine sanften freundlichen Augen zu sehen. Aber ich durfte dieses Glückes nicht lange entbehren. Hektor von Lilienfeld, er war es, hatte, der Himmel weiß wie, meine Wohnung erforscht —"

„O, die feinen Herrn haben gewöhnlich auch feine Nasen."

„Und so oft die Mutter ihr Mittagsschläfchen hielt, erschien er in unserem Laden. Ich war jung und unerfahren, Hektor sprach so süß und einschmeichelnd, ach, er bedurfte der süßen Worte nicht mehr, denn mit der stum-

men Sprache seiner Augen hatte er schon mein Herz gewonnen für Zeit und Ewigkeit."

„Ja, ja, der Schlaf einer Frau Mutter ist schon mancher Tochter gefährlich geworden."

„Hektor sprach mit meiner Mutter offen und ehrlich. Er gestand ihr den Bund unserer Herzen, versprach ihr, diesen Bund mit der Weihe des Priesters zu heiligen, sobald es seine Familienverhältnisse erlaubten, könne jedoch nicht länger leben ohne mich, sie möge ihm ihr Kind vertrauen und er schwöre ihr, sobald als möglich sein Wort zu lösen, als redlicher Mann."

„Na, und die Frau Mutter —?"

„Empörte dieser Antrag. Sie wies den Verführer mit Schimpf und Hohn aus dem Hause, und schwur, ihre Tochter eher zu tödten, als der Schande preis zu geben. Ich sank verzweiflungsvoll zur Erde, umfaßte die Kniee meiner Mutter, gestand ihr, daß ich mich dem Manne meiner Liebe ergeben habe mit Leib und Seele, ihm folgen müsse, wie die Sklavin ihrem Herrn und keine Gewalt der Erde mich mehr von ihm zu trennen vermöge. Starr vor Entsetzen hörte meine Mutter das Geständniß. Mit ihrem Fluch belastet, verließ ich verzweiflungsvoll das Haus, und am nächsten Tage war das arme Judenmädchen die Maitresse des reichen Banquiers Hektor von Lilienfeld."

Das arme Mädchen sank erschöpft in den Divan zurück, stützte das Lockenköpfchen auf den weißen vollen

Arm und ließ ihren Thränen freien Lauf, die unaufhaltsam aus den großen dunkeln Augen quollen.

Unser Held blickte mit warmer Theilnahme auf die schöne büßende Magdalena.

„Nun, mein lieber Scholz,“ fuhr sie fort, nachdem sie ein wenig Fassung gewonnen, „ich habe Ihnen gebeichtet, wie die Christin ihrem Priester beichtet, und die schöne Pflicht aller Priester ist es, zu versöhnen.“

„Unsere Priester versöhnen nur Gott, denn Gott ist leichter zu versöhnen als zürnende Menschen,“ antwortete Scholz.

„Aber Gott hat einen Thron in jedem Mutterherzen, einen Thron der Liebe und des Friedens. Sie und Nestroy sind vielleicht die einzigen Menschen, die berufen sind zu diesem Thron, um mein Haupt vom Mutterfluche zu entlasten. O, scheuen Sie den Versuch nicht, mein theurer Freund, es wäre wahrlich kein kleiner Triumph für Sie, der Schöpfer meines Lebensglückes zu werden.“

„In der nächsten Seitengasse wohnt Ihre Frau Mutter?“

„In der nächsten links, und im zweiten kleinen Häuschen befindet sich der Trödlerladen,“ antwortete hastig das Mädchen, indem es ein Medaillon vom Halse nahm und es dem Komiker reichte. „Meine arme Mutter kämpft mit Noth und Entbehrung, aber jede Unterstützung, die wir ihr schonend und liebevoll boten, hat sie mit Entrüstung zurückgewiesen. Vielleicht nimmt sie dies Bild

aus Ihren Händen an, es trägt ja die Züge ihres einzigen Kindes, das Gott ihr gelassen."

Scholz entfernte sich, um Mutter und Tochter zu versöhnen.

Für den Tragiker eine schöne und dankbare, für den Komiker eine schwere und undankbare Rolle.

Vierzehntes Capitel.

Die alte Freundin.

Als unser Held in den Trödlerladen trat, saß Frau Sara auf einem Schemel, die Nase fest in den Zwicker geklemmt, und besserte einen schönen schwarzen Frack aus, an welchem außer Kragen, Schößen und Aermeln nichts als Vorder- und Hintertheil fehlten.

„Guten Tag, Mutterl!" grüßte Scholz.

Das alte Mütterchen neigte der neuen Kundschaft das rechte Ohr zu, und horchte.

„Da gibt's feine noble Sachen, und alles nach der neuesten Mode. Hier werde ich mein Ballkleid kaufen für den nächsten Fasching."

Das alte Mütterchen horchte aufmerksamer, nahm die Brille von der Nase und fing die Gläser zu putzen an.

„Welch! eine Auswahl! Mutterl, Sie brauchten nichts als Protektion, um k. k. Hoftrödlerin zu werden.“

Das alte Mütterchen hatte die Nase wieder in die Brille geklemmt, erhob sich von ihrem Schemel, trat ganz dicht vor ihren Gast, sah ihm eine ganze volle Minute starr in's Auge, faltete ihre magern Hände, und murmelte leise: „Gott, der Gerechte! Gott, der Gerechte!“

Dann ergriff sie mit beiden Händen die Hand des Komikers, streichelte und drückte sie, küßte jede Fingerspitze, und benahm sich so kindisch zärtlich, wie ein junges Weibchen, das nach der Brautnacht mit dem Herzallerliebsten tändelt.

„Was hast denn närrisches Weiberl?“ frug Scholz in einem so recht gemüthlichen Wiener Jargon.

„Was ich hab'? Eine Hand habe ich da, die meinen Kindern Wärme und Leben gab, und meinem Abraham ein ehrliches Grab grub,“ lallte liebkosend das alte Mütterchen. „Ach wenn jedes meiner Segensworte zu einer Lebensstunde für Sie würde, müßten Sie reich an Jahren werden, und Kinder und Kindeskinder überleben im Wohlgefallen des Herrn.“

Dabei hielt das alte Mütterchen die Hand noch immer so fest, als ob sie die Hand eines Diebes wäre, der ihre Herrlichkeiten gestohlen, und drückte sie oft, sehr oft an die fleischlose Brust, in der ein so weiches Menschenherz, und doch ein so hartes Mutterherz schlug.

„Ja, ja, ich erinnere mich, wir sind ja alte Be-

kannte," sagte Scholz freundlich. „Es war, wenn ich nicht irre, in Brünn, als ich und mein Freund Nestroy —"

„Uns als Rettungsengel in der höchsten Noth erschienen!"

„Na ja, wir haben Sie ein wenig unterstützt, aber es ist nicht der Mühe werth, daß man davon red't. Das hätten Sie schon längst vergessen sollen."

„Vergessen? Kann ich vergessen die Gebote des Herrn?"

„Es ging Ihnen damals nicht gar brillant, aber es sieht aus, als ob Sie auch jetzt noch nicht im Ueberfluß leben?"

„Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth, sagt Salomo."

„Dann muß es freilich wahr sein, denn Herr Salomo ist ein sehr vernünftiger Herr gewesen."

„Ich bin zufrieden bei klarem Wasser und einem Stückchen Brod, und dennoch möchte ich Schätze besitzen, um Ihnen und Ihrem Freunde vergelten zu können, was Sie für uns gethan."

„Schon gut, schon gut! Es schickt sich nicht, so unnatürlich dankbar zu sein in unserer aufgeklärten Zeit, und für ein altes Judenweib schon gar nicht."

„Warum nicht?" sagte das Mütterchen mit sanftem Lächeln. „Sind wir Juden aus härterem Stoff geformt, als Ihr? Härter ist er nicht der Stoff, aber geschmeidiger ist er, um nicht zu brechen unter dem

schweren Hammer des Geschickes. Saugt nicht mit der Muttermilch den Haß und das Vorurtheil gegen uns ein, haltet uns wie Euch für die geliebten Kinder eines Vaters, und reichet uns in Freund und Leid die warme Bruderhand, und dann, dann fraget noch, ob es den Herzen meines Volkes an Liebe und Dankbarkeit gebricht?“

„Ich zweifle ja nicht, Mutterl, und meine nur, im Allgemeinen sind die Juden uns Christen keine große Dankbarkeit schuldig. Aber sagen Sie mir doch, wo ist denn Ihre kleine Familie? Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, habe ich in Brünn ein halbes Dutzend kleiner Weltbürger um Sie herumkrabbeln gesehen?“

„Sie haben mich Alle verlassen.“

„Verlassen?“

„Auf den Ruf des Herrn.“

„Ah, ah, gestorben? Das ist recht traurig. Alle?“

„Alle!“

„Auch die kleine schöne Bertha mit den großen schönen Augen?“

„Auch!“ antwortete dumpf das alte Judenmütterchen. „Doch nicht der Herr des Lichtes, der Herr der Finsterniß hat sie zu sich gerufen.“

„Was Sie sagen! Na, möglich ist's schon, denn ich kenne viele Herren der Finsterniß, die Freunde von saubern Mädeln sind. Aber ich vergeß ja ganz, warum ich eigentlich hergekommen bin. Haben Sie nicht ein paar große Rittersporn unter Ihrem alten Eisen? Unser erster

Held und Liebhaber Wilhelm Kunst ist unpäßlich, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich den Ritter Balduin von Eichenhorst für ihn spielen muß."

„Sie? Welche Thorheit!"

„O, dem Direktor Carl ist nicht zu trauen! Wenn die Posse kein Geld trüg', wäre er im Stande, mich sogar den König Lear spielen zu lassen, weil er weiß, daß die ganze Stadt ins Theater lief, um mich als wilden Anschütz zu sehen."

Die Alte hatte flink im alten Eisenkram herumgewühlt, und fand richtig ein paar große verrostete Cürassiersporen, die sie unserm Helden reichte.

„Prächtig!" rief dieser wohlgefällig. „Mit solchen Sporen an den Stiefeln muß ein Herzogthum zittern, wenn ich auftrete! Was bin ich schuldig?"

„Ach, Herr Scholz, ich soll von Ihnen Geld nehmen für den Bettel? Wenn ich Ihnen eine Freude machen könnte, gäb' ich Ihnen den ganzen Laden und mich dazu."

„Nein, nein, ich dank' recht sehr. Geschenke nehme ich von armen Leuten nicht an. Aber wenn Sie mein Geld zurückweisen, könnten wie vielleicht einen kleinen Tauschhandel machen. Ich habe hier ein recht hübsches Medaillon, das Sie wahrscheinlich besser brauchen können als ich."

Und der Komiker reichte der Trödlerin das Portrait ihrer Tochter hin.

Die A lte liebäugelte zuerst mit der Fassung, die au

purem feinem Gold bestand, dann fiel ihr Blick auf das Bild des Mädchens, das sie bittend und wehmüthig anlächelte aus dem glänzenden Rahmen.

Frau Sara Löbele wurde bleich wie der Tod, stotterte unartikulirte Töne, das Bild entfiel ihren krampfhaft zitternden Händen, und wie vom giftigen Zahn einer Schlange zerfleischt, brach sie leblos in sich zusammen.

„Das ist mir gelungen!“ rief Scholz ganz desperat. „Ich werde nächstens als Gutmacher im Familiengemälde debutiren. Wenn die arme alte Frau der Schlag getroffen hat, entsag' ich den Freuden der Welt und zieh' mich in ein Kapuzinerkloster zurück. Was thu ich denn? Ist kein Parfum, kein kölnisches Wasser, kein Essig bei der Hand?“

Unser Held ergriff die erste beste Flasche, die er fand, und hätte in seiner Angst die Ohnmächtige mit englischer Wichse gelabt, aber zum guten Glück schlug Frau Sara Löbele die Augen auf zur rechten Zeit.

Scholz jauchzte laut auf, und beeilte sich vor Allem, das Medaillon aus dem Wege zu räumen und in seiner Tasche verschwinden zu lassen.

„Aber Mutterl, mein liebes gutes Mutterl,“ sagte er mit Theilnahme, indem er die alte Frau vom Boden erhob, aud auf den Schemel niederließ, „wie kann man denn vor nichts und wieder nichts gar so errchrecken?“

„Nicht der Schreck, die Scham hat mir die Be-

sinnung geraubt," sagte die alte Frau mit schwacher Stimme.

„Die Scham?"

„Weil Sie meines Hauses Schande kennen."

„Nur nicht überspannt sein, Frauerl! Es ist eine Schande, wenn ein coquettes Weib die Rechte ihres Mannes unter seine Hausfreunde vertheilt, es ist eine Schande, wenn ein Mädel die Liebhaber wie ein Kellner die Silberzwanziger wechselt, aber wenn ein Mädel sich dem einzigen Manne ihres Herzens mit Leib und Seele ergiebt, eh' noch der Herr Pfarrer seinen Hocuspocus gemacht, so ist das allerdings nicht ganz in der Ordnung, aber es ist höchstens ein Vergehen des Herzens, für das kein Gesetzbuch der Liebe ein Verdammungsurtheil hat."

„Sie sind von ihr gesendet," sagte Frau Sara mit leisem Vorwurf.

„Ja, ich bin der schwarze Bösewicht, der sich als Spion in Ihren Trödlerladen eingeschlichen hat. Aber weil ich schon einmal da bin, wollen wir uns dicht neben einander setzen, und mit einander reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist, Frauerl."

„Nur nicht von ihr! Nur nicht von ihr! stieß Frau Sara heftig heraus.

„Ja, wenn Sie mir die Redefreit beschränken wollen," sagte hochtrabend unser Held, indem er nach dem Hute griff, „dann Adieu Madame! Serviteur!"

Er schien bitterböse werden zu wollen. Ja, wenn Scholz einmal französisch sprach, war ihm nicht zu trauen.

„O nicht zürnen, nicht zürnen!“ bat das alte Mütterchen. „Sprechen Sie! Sprechen Sie! Freundeswort ist ja eine ehrliche Waffe, und kein Dolch wie Feindeswort, den man meuchlings in's Herz stößt. Ich werde mich an meines Abrahams Todtenkämmerchen erinnern, dann kann Ihr Wort nicht schmerzen, wenn es mich auch verwundet.“

„Ich will ja Ihr Herz nicht verwunden, Frauerl, im Gegentheil, ich will ein paar kranke Herzen heilen, ein Mutter- und ein Kindesherz, sagte Scholz, indem er sich zur alten Frau auf den Schemel setzte, und seinen Arm um ihren Nacken schlang.

„Es gibt ein Weh, das kein Arzt heben kann!“ antwortete die alte Frau schwermüthig den Kopf schüttelnd.

„O doch, doch! Es gibt sogar drei Aerzte, die alle Körper- und Seelenleiden heben, die Zeit, der Tod und Gott. Neben diesen drei Professoren hat jeder Mensch noch ein paar tüchtige Hausärzte auf Erden: die Vernunft und die Religion. Wir wollen es zuerst mit den Doktoren probieren, ehe wir uns an die Professoren werden.“

Frau Sara Löbele sah unserem Helden in das gutmüthige spießbürgerliche Gesicht und lächelte ein wenig.

„Was sagt der Doctor, Vernunft? Du sollst Dir dein Leben nicht selbst verbittern! Und was sagt der

Doctor Religion? Du sollst die Wesen lieben, die Dir Gott vertraut und Dir an's Herz gelegt!"

Frau Sara spielte mit ihrem Schürzenbande.

„Sie haben aber diese ärztliche Vorschrift nicht beachtet. Ihr Kind, für das Sie dem lieben Gott einst Rechenschaft geben müssen, haben Sie verstoßen und statt Blut in den Adern, schleppen Sie Galle in den Kanälen mit sich herum."

„Nicht lange mehr, ich hoffe zu Gott, nicht lange mehr!"

„Warum nicht lange mehr? Sie sind ja noch ein recht junges altes Frauerl. Sie können sich noch recht lange Ihres Lebens freuen, wenn Sie wollen."

„Ich freue mich meines Sterbens, nicht meines Lebens."

„Reden Sie vernünftig, Frau Mutter, sonst muß ich Sie auszanken, wie ich heute Ihre arme Bertha ausgezankt habe. Auch die spricht von nichts als vom Sterben und vom Gram, der ihr das Herz bricht. Es sind mir selbst die Augen übergegangen, als ich das blutjunge, bildschöne Mädel so bitterlich weinen gesehen habe."

„Krokodilsthränen, Krokodilsthränen!"

„Und wie seelengut das liebe Kind ist! Für die kleine Gefälligkeit, die ich und mein College Nestroy Ihnen in Brünn erwiesen haben, hat sie uns mit Wohlthaten überhäuft."

Die alte Frau zuckte ein wenig zusammen. Es war

ihr, als ob ein warmer Sonnenstrahl auf das Eis in ihrer Brust gefallen war.

Unser Held merkte so etwas dergleichen und zögerte nicht, seinen Sieg zu verfolgen.

„Ich fürcht', das arme Mädel wird's nicht lange mehr machen," sagte er kläglich. „Sie welkt sichtbar dahin. Der Mutterfluch ist ein Wurm der an ihrem jungen Herzen nagt. Sie hängt schon das Köpfchen wie eine sterbende Lilie, nimmt keine Nahrung mehr zu sich, zieht sich von allen Menschen zurück und wenn sie Gott nicht bald von ihren Leiden erlöst, ist der Wahnsinn ihr Loos."

Man hört, daß unser Held auch ganz excellent lügen konnte, wenn er wollte.

„Es war ihr Wille, und ihr Wille geschehe!" murmelt die alte Frau tonlos.

„Das arme Kind!"

„Die reiche Maitresse!"

„Kein Weib ist so brav, und hängt mit so treuer inniger Liebe an ihrem Mann, als diese Maitresse an ihrem Geliebten. Aber wir verstehen uns nicht, reden wir von was Anderem."

Frau Sara Löbele athmete auf. Ihre Brust schien von einem Alp befreit zu sein.

„Nicht wahr, Sie haben mich ein wenig gern, Mutterl?"

„Oh, oh, wie können Sie fragen?"

„Sie sagten vorhin, daß Sie mir Dank schuldig sind!"

„Ach, einen ewigen Dank!“

„Nicht ewig, wir wollen es kürzer machen. Der Augenblick ist da, Ihre Schuld an mich zu zahlen.“

„Was kann ich thun?“ frug Frau Sara freudig.“

„Schenken Sie Ihren ganzen Trödlerkram dem ersten besten Bettler, und werden Sie gnädige Frau statt Lumpensammlerin.“

„Wie, wie das?“ frug die Alte stotternd.

„Wenn Sie zu Ihrer Tochter ziehen!“ stieß Scholz heraus.

Die alte Jüdin öffnete den zahnlosen Mund, ihre Augen funkelten unheimlich, ihre langen Finger krümmten sich und ihr Oberkörper bog sich vorwärts wie zum Tiegersprung bereit.

Scholz entzog sich so flink als möglich der gefährlichen Nachbarschaft.

Aber die alte sanfte Frau schien nur in blinder Wuth ein bischen Tiegerkatze werden zu wollen.

Ein Moment hatte der blinden Wuth den Staar gestochen, und Frau Sara Löbele faltete die Hände vor unserm Helden und fing wie ein beschämtes Kind recht bitterlich zu weinen an.

Wenzel Scholz entfernte sich kleinlaut. Er hatte keine Lust, einen neuen Paroxismus abzuwarten.

„Wozu eine alte fremde Katze?“ brummte er in den Bart. „Ich habe ja eine junge eigene Katze zu Hause, wenn ich mir die Augen auskratzen lassen will.“

Fünfzehntes Capitel.

Häuslicher Zwist.

Ja, ja, es ist Zeit, in ein paar Wolken Löcher zu bohren, um ein wenig in die Ehestandshimmel unserer beiden Helden zu gucken.

Voll Geigen waren diese Himmel nicht, aber der Wiener Himmel war voll Brummeisen und der Grazer Himmel voll Blechinstrumente, die man im Orchester Hörner nennt.

„Ich habe ja eine eigene junge Katze zu Hause, wenn ich mir die Augen auskratzen lassen will," sagte Scholz am Schluß des vorigen Kapitels, und meine Leser können mir auf mein Wort glauben, so klang nicht das Hohelied, das der junge Philemon an seine Baucis gedichtet hat.

Madame Scholz war ein braves Weib, aber sie sang den lieben langen Tag nur jene Lieder, die zornige Obstweiber zu singen pflegen, und schrieb den Text dazu in einer Handschrift, die man auf den Wangen in erhabenen Lettern las.

Ich bitte meine freundlichen Leser, mir in die Wohnung unseres Wenzel Scholz zu folgen, denn es bietet

sich gerade eine Gelegenheit, Gesang und Handschrift seiner theuren Ehehälfte zu bewundern.

„Du Taugenichts, Du Lump, Du Bruder Liederlich!“ sang Madame Scholz in einem so kräftigen Diskant, daß das ganze Haus erzitterte und erbebte. „O, hätt' ich Dich jetzt, wie wollt' ich Dich jetzt! Geld verputzen und verspielen! Mit noblen leichten Jüngferchen in Equipagen herumfahren, und das junge Weib Trübsal blasen lassen zu Hause! Himmel Kreuz Tausend Million Donnerwetter, ich will Dir den Spaß so austreiben, daß Du künftig ein sehr trauriger Komiker sein sollst!“

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau!“ sagte einschmeichelnd das Dienstmädchen, daß sich anschickte, den Tisch zu decken. „Der Aerger könnt Ihnen leicht gefährlich werden in Ihrem Zustand.“

„Was geht Dich mein Zustand an, Gelbschnabel? Mein Zustand ist mir gerade recht, und justament will ich mich ärgern in meinem Zustand!“

„Ich mein' es so aufrichtig und so gut mit Ihnen, gnädige Frau —“

„Ich verdien' es auch sollt ich glauben — denn eine Frau wie mich, findet man nicht leicht wieder. — Also auf dem Stefansplatz hast Du die Equipage gesehen?“

„Ja — und sie fuhr langsam — ganz langsam — Schritt vor Schritt in die rothe Thurmstraße hinein,“ antwortete boshaft blinzelnd das aufrichtige Dienstmädchen.

„So? Langsam? Schritt vor Schritt?“

„Wie ich sag', gnädige Frau!"

„Na wart! Komm Du mir nur nach Hause, Wenzel!"

„Mein Gott — der Kutscher durfte ja nicht schneller fahren, denn das Fräulein schien so angegriffen zu sein —"

„Angegriffen?"

So angegriffen und schwach, daß sie nicht einmal sitzen konnt im Wagen, denn sie lag, was man sagt, wie hingegossen, halb in den Armen unseres gnädigen Herrn."

„Wenzelchen, freu Dich!"

„Sie müssen nicht gleich das Aergste glauben, gnädige Frau! Sie lag ihm zwar wie hingegossen in den Armen, aber, auf Ehre, was Unanständiges habe ich nicht gesehn."

„Einfältiges Ding! Was hast Du denn noch sehen wollen?"

„Es war auch kein ganz geschlossener Wagen, wie die Fiaker —"

„Wird wohl ein recht übertragenes Fräulein gewesen sein, das ihm so hingegossen in den Armen lag?"

„Uebertragen? O, da kennen Sie unsern gnädigen Herrn nicht! Der hat einen besseren Geschmack!"

„So? Also war die Mamsell etwa jung und hübsch?"

„Blutjung — und so schön — so bildschön, daß ich vor Bewunderung ganz paff war!" Kaum war das Wort Paff aus dem Munde der Schwätzerin, empfing

sie eine Ohrfeige, deren Knall vom Stephansthurm als Explosion signalisirt wurde.

„Ach Herr Jesus, Maria, Josef!“ heulte das arme Mädchen.

„Da hast Du was fürs paff werden! O, meine Hand kann Dich noch paffer machen, als die Schönheit der Jüngferchen, die mit Ehemännern herumkutschiren!“

„Kann ich denn dafür, daß sie schön war! Ach, Herr Jesus — Herr Jesus — alle meine Backzähne wackeln! Ich gehe klagen — auf die Polizei — zum Kriminal.“

„Geh' zum Teufel meinetwegen! Glaubst Du ich fürchte mich? O, es ist Gott sei Dank nicht die erste Ohrfeige, die ich ausgetheilt habe!“

Während Frau und Dienstbote noch keiften und heulten, fing der Herr im Vorzimmer zu jodeln an, und das Duo ging in ein Trio über.

„A — bravo! Heut' geht's ja wieder recht lustig zu im Hotel Scholz!“ rief der von einem häuslichen Donerwetter bedrohte Ehemann, indem er ins Zimmer trat.

„Gehorsame Dienerin, Herr Gemal! Gehorsame Dienerin! Sie haben sich recht gut unterhalten, wie ich höre!“

„Na, so, so! Aber sag' mir nur, warum weint denn die Kathi? Was hat's denn wieder gegeben?“

„Die gnädige Frau hat mich geschlagen — hi, hi,

hi, hi," schluchzte das Mädchen — „ich geh' heut' noch aus dem Dienst — hi, hi, hi, hi — länger halt' ich's nicht aus bei dem Drachen!"

Zum Glück hatte die gnädige Frau den Titel überhört, den ihr ihr Dienstbote beilegte, sonst wären diesem ganz sicher ein paar Teller oder Flaschen nachgeflogen.

„Mein Schatz, Du hast ein zu feuriges Blut, eine zu lockere Hand und eine viel zu tapfere Zunge zum täglichen Gebrauch," sagte Scholz, indem er phlegmatisch den Rock auszog.

„Du hast es nothwendig, noch Deine Lazzi zu machen. Woher kommst Du? Wo bist Du gewesen? Red' Antwort will ich!"

„Wo ich gewesen bin? Bei einem alten Judenweiberl war ich."

„So? Bei einem alten Judenweiberl? Sonst nirgend?"

„Ich kann mich wirklich nicht erinnern."

„Was der arme Mann schon für ein schwaches Gedächtniß hat! — Und wer war denn das schöne Fräulein, mit dem wir spazieren gefahren sind?"

„A ja so! Das war — das war — das war —"

„Heraus mit der Sprach', oder ich stoß Dir das Messer ins schwarze Herz!"

„Echauffire Dich nicht, mein Schatz! Das schöne Fräulein war die gewisse Bertha, von der ich Dir schon hundertmal erzählt hab'. — Stell' Dir vor, die Mai-

tresse und das Blumenmädel sind richtig eine und dieselbe Person."

„Nicht möglich!"

„Auf Ehre! Da ist ja ihr Porträt! — Sie hat es mir als Angedenken überlassen, weil's ihre Frau Mutter nicht angenommen hat."

„Ha — das ist zu viel! Solche Cadeaus nimmst Du von so leichtfertigen Dirnen an? Und das sagst Du mir noch so ungenirt in's Gesicht, Du kecker, unverschämter Mann?" schrie die junge Xantippe und lief fortbelfernd im Zimmer auf und ab, indeß unser Sokrates seinen Oberrock ebenso phlegmatisch wieder anzog, wie er ihn ausgezogen hatte, seinem Pudel pfiff und ein Liedchen summend zum Zimmer hinausschlich. „Ich werde mir die Mamsell aufsuchen und ihre Larve so zeichnen, daß sie die Schuljungen als Landkarte brauchen können, — und dann laß ich die Person abschaffen aus Wien. Das wäre mir eine saubere Gerechtigkeit, wenn ein ehrliches Weib nicht mehr Schutz gegen dergleichen Landläuferinnen finden könnte!"

Scholz hatte sich mit seinem Pudel ins Hotel „zum Erzherzog Karl" geflüchtet, um dem Hausconcert auf der Maultrommel so fern als möglich zu sein.

Er war disgustirt — beschloß vor Mitternacht nicht an die Heimkehr zu seinem zänkischen Weibe zu denken, und sich so angenehm wie möglich zu zerstreuen.

An Zeit und Geld fehlte es ihm nicht — denn er hatte heute einen freien Tag und seine volle Monats-

gage in der Tasche. — Ich sage seine volle Monatsgage — denn sie war damals noch nicht vernagelt, wie der historische Eichenstamm auf dem Stock-im-Eisen-Platze.

Vor Allem wollte er wie ein kleiner Lucullus oder Antonius speisen, nnd ließ sich auftragen, was gut nnd theuer war.

Auch seinem Pudel legte er die Speisekarte vor und erlaubte ihm, sich ungenirt beim Kellner die feinsten Leckerbissen anzuniesen.

Nach den Freuden des Mahles dachte unser Held an die Freuden des Spieles — vielleicht auch an die Freuden der Liebe, denn er sah sehr unternehmend aus, als er das Hotel verließ, über den Mehlmarkt schritt, in die Seilergasse einbog und das damals sehr besuchte Café Weissenberger betrat.

Im ersten Stock dieses Kaffeehauses war ein separirtes Spielzimmer, in welchem man ein ganzes Vermögen in erlaubten Gesellschaftsspielen, und unter dem Schleier der Nacht auch in verbotenen Hazardspielen, gewinnen oder verlieren konnte.

Scholz spielte abwechselnd Whist und Piquet, und hatte kurz vor Mitternacht fünfzig bis sechzig Gulden gewonnen.

Nach eilf Uhr wurden die Fensterladen und Vorhänge geschlossen, Tische zusammengerückt und mit Tuch bedeckt, und im Nu hatte sich eine ganz respektable Gesellschaft um die improvisirte grüne Tafel gruppirt.

Ein reicher ungarischer Gutsbesitzer warf einige tausend Gulden in die Bank und theilte die bunten Blätter zu einem vaterländischen Macao aus.

Daß Scholz auch seine Nase dabei haben mußte, versteht sich von selbst.

Er machte schon früher gern sein Spielchen, seitdem er aber einen Zankteufel besaß, hatte ihn der Spielteufel ganz und gar in seinen Klauen.

Bald naschte die ganze Gesellschaft von der verbotenen Frucht.

Nur ein junger, sehr elegant gekleideter Herr, mit welchem Scholz früher Whist gespielt hatte, setzte sich an ein Seitentischchen, ließ sich russischen Thee bringen und hielt sich als theilnahmsloser Zuschauer in der Ferne.

Unserm Helden schlug die verbotene Frucht nicht gut an.

Er verlor ein Häuflein Banknoten nach dem andern, und nach einer halben Stunde war er ein so unglücklicher schwarzer Mann, daß man ihn für die zweite Auflage seiner Dichtung hätte halten können.

Von seiner ganzen Monatsgage war ihm nicht einmal ein Sperrgroschen für den Hausmeister geblieben!

Er dachte mit Schaudern an das Hausconcert auf der Maultrommel, das ihn erwartete — zog sich vom Spieltisch zurück, wie ein ausgepfiffener Schauspieler von der Bühne — und ließ seine Nase hängen, als ob sie Severin von Jaroszynski geheißen hätte.

Sein Pudel setzte sich auf die Hinterfüße und fing, wie ihm zum Hohne, aufs zärtlichste zu niesen an.

Aber Scholz hatte kein Proficeat für ihn.

Er betrachtete ihn mit düstern Blicken, wie weiland Doktor Faust seinen vierfüßigen Mephisto, und verlor sich in folgende Reflexionen:

„Unglückseliger Pudel! Hätte ich Dich nicht gekauft, so hättest Du mir in Graz nicht die Weibertasche apportiren können — ich wäre nicht der Nebenbuhler eines Raufbolds geworden — hätte keinen Degenstich erwischt — kein böses Weib auf dem Halse und heute nicht meine Gage verloren. Schäme Dich Deines weißen ehrwürdigen Hauptes, heimtückischer Pudel — ich verachte Dich!"

Der Pudel wurde leichenblaß, seufzte ein „Hpsch!" aus dem tiefsten Innern seiner Schnauze und wedelte kläglich um Verzeihung mit dem Schwanze — umsonst! Scholz blieb ungerührt und wandte sich mit Abscheu von dem weißen schwarzen Verräther.

Er nahm seinen Hut und wollte sich entfernen.

Aber der junge elegante Herr erhob sich schnell vom Theetisch und rief heiter, indem er unserem Helden die Thür vertrat.

„Halt! Halt, mein Herr! Endlich ein Deserteur vom grünen Felde, der mir in die Hände läuft. Aber nach dem Kampf en masse erwartet Sie ein Zweikampf, denn ich fordere Sie auf ein paar Kegelpartieen heraus."

„O, mit dem größten Vergnügen!“ antwortete Scholz, herzlich froh, dem Concert auf der Maultrommel noch ein halbes Stündchen ausweichen zu können.

Der Marqueur wurde als Kampfrichter gerufen, die beiden Gegner ergriffen die hölzernen Waffen und das Kegelscharmützel begann.

Aber der schöne fremde junge Herr war ein schauderhafter Stümper.

Scholz hatte schon zwanzig pointirt — und sein Gegner nicht mehr als zwei, und selbst diese waren geschenkt statt erworben.

„Wir sollten eine neue Partie beginnen, denn die erste ist so gut wie verloren für Sie!“ sagte Scholz.

„Oho!“ antwortete sein Gegner, „Sie triumphiren ein wenig zu früh, denn das Glücksrad kann sich eben so schnell rückwärts als vorwärts drehen für Sie. Voilà — es gilt einen Louisd'or — ich gewinne noch die Partie!“

„Schade, daß ich Sie für Ihren Uebermuth nicht zu strafen vermag, aber ich bin gezwungen die Wette zurückzuweisen, denn das Macao hat mich zum Friedrich mit der leeren Tasche gemacht.“

„Ausflüchte, leere Ausflüchte! Ein Künstler wie Wenzel Scholz findet in allen Gesellschaftskreisen Kredit. Setzen Sie Ihr Wort gegen mein Gold, ich bin zufrieden!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, stieß der Fremde,

verlief sich auf sechs Points, und die Partie war für ihn verloren.

Er warf zwei Goldstücke auf's grüne Tuch und forderte Revanche.

Er verlor wieder — duplirte — verlor abermals und so fort — erklärte sich jedoch nicht früher für überwunden, bis die Macao-Bank geschlossen wurde. Er schien absichtlich darauf gewartet zu haben.

Unser Held hatte einhundert und acht und achtzig Louisdor's gewonnen.

„Wer ist denn der junge Herr?“ frug er den Marqueur, nachdem sich der Fremde sehr freundlich und artig empfohlen hatte.

„O, dem thut der kleine Verlust nicht weh!“ antwortete lachend der Gefragte. „Er ist der reiche Banquier, Hektor von Lilienfeld, der ein paar Millionen kommandirt, und vielleicht noch ein paar zu erben hat.“

„A—a— der Banquier Lilienfeld?“

„Sie können von Glück sagen, seiner Meister geworden zu sein, denn er ist Einer der besten Billardspieler in ganz Wien — aber heute hat er gespielt, als ob er den schwarzen Staar und das Chiragra hätte. Unbegreiflich!“

Aber unser Held begriff sehr gut.

Der Banquier und sein Blumenmädchen, beide eingedenk der Gastrolle für die arme Judenfamilie in Brünn — hatten auf krummen Wegen, Wohlthun Zinsen tragen lassen.

In der Mittagsstunde des nächsten oder vielmehr desselben Tages, — denn der graue Morgen dämmerte schon — wollte Wenzel Scholz, zufolge seiner Verabredung, noch einmal die schöne Maitresse besuchen — aber er fand ihre Wohnung geschlossen.

„Herr von Lilienfeld und das gnädige Fräulein sind auf der Reise nach Berlin; und werden schwerlich vor drei bis vier Monaten zurückkehren," sagte der Portier. „Wahrscheinlich hat der Doktor dem gnädigen Fräulein eine Luftveränderung angerathen, denn sie sah sehr traurig und leidend aus, als sie in den Wagen stieg." —

Scholz rief dem herzensguten Pärchen eine glückliche Reise nach, und drückte auf's zärtlichste das Bild der reizenden Maitresse an seine Lippen.

Ach, das unglückselige Bild sollte das schöne Mädchen viele — viele tausend bittere Thränen in schlaflosen Nächten kosten!

Sechzehntes Capitel.

Die schöne Madame Nestroy.

Wir haben durch das Eine der beiden Löcher, die wir in die Wolken gebohrt, in den Ehestandshimmel unseres älteren Helden geguckt — jetzt wollen wir durch

das Andere auch ein wenig in den Ehestandshimmel des Jüngeren gucken.

Es ist das um so mehr unsere Pflicht, da wir uns bis jetzt vorzugsweise nur mit Wenzel Scholz beschäftigt haben, und Johann Nestroy nur ein paar Mal an uns vorübergleiten ließen.

Und doch ist gerade dieser berufen, die Hauptrolle in diesem Roman zu spielen, wie er sie als Dichter und Darsteller in seinem wechselreichen Leben gespielt.

Aber wir bewegen uns noch im Jahre 1827.

Nestroy ist noch immer ein Schauspieler der Provinz — und Scholz ist bereits eine bekannte Größe der Residenz, die wir nicht zu oft verlassen dürfen, um uns mit so einem unbedeutenden Gaukler in Dingsda — in Graz zu beschäftigen.

Um unsere Helden Arm in Arm mit einander wandeln zu lassen, wie sie im Leben das letzte Vierteljahrhundert mit einander gewandelt sind, müssen wir schon die Zeit abwarten, bis ihnen das Schicksal einen und denselben Wirkungskreis anweist.

Die Zeit? Ach, wir dürfen es nicht so genau nehmen mit der Zeit.

Wir haben ja fünf und dreißig lange Jahre zu durchlaufen, bis wir dem Jüngsten unserer Helden das letzte Geleit zu Grabe geben!

Um daher nicht mich und Andere zu ermüden, werde ich das Recht des Erzählers in Anspruch nehmen, und meine freundlichen Leser zuweilen in Minuten Tage

und in Stunden Jahre durchleben lassen, je nachdem es meine neue Zeitrechnung befiehlt oder erlaubt.

Während Scholz alle Tage regelmäßig aus dem Hause gemaultrommelt wurde, mit seinem Pudel brummte, sein Geld verspielte, Schulden machte und für jeden Vorschuß seinem Herrn Direktor ein paar Jahre seines Lebens verschrieb — ist bereits Nestroy Papa eines holden Knaben geworden in Graz.

Er genießt nicht nur Vaterfreuden, sondern auch Mutterfreuden, die ihm seine Frau Gemalin alle mit aufopfernder Zärtlichkeit übertragen hat.

Er durfte den kleinen Weltbürger wiegen, hutschen, reinigen, ankleiden, ja, wenn er nicht an den Zuzel gewohnt wäre, könnte er ihn sogar mit der Muttermilch nähren aus seiner Vaterbrust. Alle diese irdische Glückseligkeit war ihm allein zugewiesen, denn das Dienstmädchen war selten zu Hause. Es war fortwährend als Postillon auf der Straße, denn Madame Nestroy führte eine ausgebreitete Korrespondenz.

Wahrlich ein süßes, wonnevolles Glück, statt eines Weibes, eine Gemalin zu besitzen!

Welch ein liebliches Bild ehelicher Glückseligkeit entfaltet sich vor unsern Augen!

In den Zimmern rings umher Alles in malerischer Unordnung! Hier Nestroy, den kleinen Schreihals schaukelnd und ihn mit väterlicher Sorge möglichst ferne von sich haltend, um nicht parfumirt zu werden von der Essenz rein kindlicher Natur — dort Madame Nestroy im rei-

zendsten Negligee sich beäugelnd und belächelnd vor dem zerbrochenen Spiegel — und im Hintergrunde getreue Freunde des Hauses, sich weidend an den üppigen Formen vor dem Spiegel, die sich ehrlich gaben, wie sie sind, aus dem Dunkel strebten und sich nach dem Lichte sehnten, wie die Männer von Uri nach der Freiheit auf den Bergen.

Tretet in diese Schule, Ihr Hagestolzen und Ihr werdet diese Meisterwerke der Schöpfung schätzen und lieben lernen — aber heiraten? I nun, es hat Philosophen gegeben, die sogar Fliegen fressen gelernt haben.

„Liebe Frau, wir müssen noch ein Mädel aufnehmen, das auf den Buben schaut," sagte Nestroy mit stoischer Gelassenheit. „Wie soll ich denn meine Rollen studiren, wenn ich den ganzen Tag Kindsfrau sein muß?"

„Nur noch eine kurze Zeit Geduld, lieber Johann, Ich habe schon den Auftrag gegeben, uns eine Gouvernante zu engagiren," erwiederte Madame Nestroy, indem sie Toilette machte.

„Eine Gouvernante? Für den Buben von acht Wochen?"

„Er wird schon älter werden. Ich wünsche, daß der Knabe gleich französisch plaudern lernt."

„Aha!"

„Ach mein Gott! Es ist mir eine Haarnadel in den Nacken herabgefallen. Suchen Sie sie doch gefälligst, lieber Henri."

Nicht nur der junge Mann, den die Dame Henri

nannte, auch der andere eilte herbei, um gemeinschaftlich Jagd auf die Haarnadel zu machen.

„Tiefer, tiefer, meine Herren!“

Und sie tauchten beide in die Tiefe.

„Eia popeia!“ sang Papa Nestroy, denn der kleine Schreihals war endlich schläfrig geworden.

„Also Sie waren der Glückliche? Ich danke, lieber Louis,“ sagte holdlächelnd die Dame.

„Wenn Sie so ein glücklicher Finder sind,“ bemerkte Nestroy, „werde ich Sie meinem kleinen Buben rekommandiren, wenn er was verliert.“

Der galante junge Herr rümpfte ein wenig die Nase über diesen urwüchsigen Scherz.

„Verzeihen Sie meinem Herrn Gemal!“ sagte die Dame sarkastisch. „Er träumte wahrscheinlich, auf der Bühne zu sein —“

„Und den lustigen Schuster zu spielen,“ ergänzte Nestroy. — „Es ist mir, als ob ich den Spannriemen noch in der Hand hätt'.“

In diesem Augenblicke steckte das Dienstmädchen den Kopf durch die Thür und winkte der gnädigen Frau.

Flink wie der Wind sprang diese hinaus.

„Nun, hast Du ihn gefunden? War er zu Hause?“ frug sie hastig.

„Zu Hause wohl, aber nicht allein. Er konnte nur in größter Eile ein paar Worte auf's Papier werfen.“

Die schöne Madame Nestroy riß ihrem dienstbaren Geist das Briefchen aus der Hand, entfaltete es und las:

„Alles ist vorbereitet. In der Mitternachtsstunde erwartet Dich dein Adalbert.“

„Endlich! Endlich!“ rief die musterhafte Ehegattin triumphirend, die, wie wir errathen, neben ihrem Johann nicht nur einen Louis und Henri im Hause, sondern auch noch einen Adalbert außer dem Hause hatte, der allem Anschein nach der Hahn im Korbe war.

Unbefangen und heiter kehrte sie in's Zimmer zurück, verwahrte sich unter Shawl und Mantel gegen die rauhe Herbstluft, warf ihrem Herrn Gemahl ein honigsüßes Kußhändchen zu, und hüpfte neckisch auf die Straße hinaus, um mit ihren beiden Zierbengeln noch eine Promenade durch die Stadt zu machen vor dem Theater.

Auch das Dienstmädchen wollte entschlüpfen, aber Nestroy war mit einem Sprunge hinter ihr, erwischte sie am Arm, zog sie in den Hintergrund des Zimmers und tuckte sie sanft auf den Stuhl neben der Wiege nieder.

„G'rad hab ich's noch derfangt!“ sagte er in seinem unnachahmlichen Jargon: „Da wirst sitzen bleiben Lieserl, bis die Frau zurückkehrt — und wehe — wehe — dreimal wehe, wenn Du den Buben nur fünf Minuten allein läßt. — Zittre! Heut ist mir nicht zu traun, denn wenn ich den Käsperle in der Teufelsmühl spiel, bin ich immer fürchterlich Lieserl!“

Lisette sah ihren Herrn mit einem trotzig verschmitzten Gesichte an, als ob sie sagen wollte: „Du würdest Augen machen, wenn Du wüßtest, was ich weiß. — Aber es geschieht Dir recht, denn Du bist ein Klotz, der ein

sauberes Stubenmädl gar nicht zu schätzen weiß. — Wenn der Herr es nicht mit dem Stubenmädel halten will, hält's das Stubenmädel mit der Frau, das ist so Hausbrauch bei uns!"

Nestroy legte ein Schock Zuzel, groß und dick wie die Pluzerbirnen, für seinen Buben auf den Nachttisch und ging in's Theater.

Er spielte seinen Käsperle so drollig, daß auch das Baret des tapfern Ritters Günther zur Schellenkappe wurde und der gespenstige Teufelsmüller mit Vergnügen sein Weib zum zweiten Male erschlagen hätte, nur um ein paar Stunden länger lachen zu können.

Ja, ja, der lange Hans streckte sich schon! Es polterte in dem neuen Faß — ein gewaltiger Kobold wollte heraus!

Auch die schöne Madame Nestroy hatte sich sterbens krank gelacht über ihren Herrn Gemahl.

Ja, sie hatte sich völlig aufgelöst vor Vergnügen — so aufgelöst, daß am nächsten Morgen kein Beinchen mehr von ihr zu finden war in ihrem Bett.

„Minerl, wo bist Du?" rief Nestroy in allen Winkeln des Hauses.

Als der Herr einst rief: „Adam, wo bist Du?" antwortete Adam — aber als Nestroy rief: „Paulinerl, wo bist Du?" antwortete Paulinerl nicht.

Warum nicht?

Weil der Ehemann nicht der Herr und die Ehe kein Paradies ist, meine freundlichen Leser.

Kurz und gut, die schöne Madame Nestroy war durchgegangen mit ihrem Adalbert, von dem die Welt nichts weiter weiß, als daß er ein fideler Wiener mit einer unbändig großen Nase gewesen sein soll.

Ach, auch Nestroy hatte jetzt eine unbändige Nase, die ihm seine schöne Pauline gedreht hatte.

Und doch war die schöne Madame Nestroy als Weib und Mutter eine seltene Erscheinung.

Welch' eine Frau vermag es, einen liebenden Gatten, der ihr so viele Beweise von Nachsicht, Sanftmuth, Geduld und Herzensgüte gab, bei Nacht und Nebel zu verlassen, ohne ihm die Hand zum Abschied zu reichen, ja ohne ihm nicht einmal das kleine kurze Wörtchen Lebewohl zu stammeln!

Welch' eine Mutter vermag es, von ihrem einzigen Kinde zu scheiden, ohne es an ihr Herz, ohne einen Kuß, den letzten Mutterkuß, auf sein rosiges Mündchen zu drücken.

O, gäbe es viele solcher Weiber und Mütter, dann verzeihe mir Schiller — dann —

„Fliehet die Frauen — sie flechten und weben
Brennende Nesseln in's irdische Leben!"

Nestroy liebte das Weib warm und innig, das ihn verrathen! — Es war der erste Verrath, den man an seinem biedern ehrlichen Herzen beging!

Es war der erste bittere Tropfen Wermuth, der in den Becher fiel, um ein klares deutsches übersprudelndes Rebenblut zu trüben!

Der Hafen der ersten Ehe war kein Hafen der Ruhe und des Glückes für unsere Helden.

Beide verließen den Hafen und segelten in's wilde Meer der Leidenschaften hinaus, bis auch ihnen eine unglückliche Liebe — dem Einen noch im Sommer, dem Andern leider erst im Herbste des Lebens — ein freundliches Eiland bot.

Aber beide starben an Weiberherzen, in denen kein böser Geist, sondern ein liebender Gott sich seine Altäre gebaut!

Ich darf jedoch meine freundlichen Leser nicht Sturm laufen lassen durch die Jahrzehende, denn die alte Amme Austria's ruft mir: „Schön langsam voran!“ zu.

Nestroy gab seinen kleinen Weltbürger einer armen ehrlichen Bürgerfamilie in die Pflege und zerstreute sich, wie sein Schicksalsbruder Scholz, in freien Stunden auch am grünen Tische.

Auch Nestroy spielte — und im Ganzen ebenso ungeschickt und unglücklich wie sein Wiener Kollege.

Aber der Erstere hatte keinen Direktor, der ihm Lebensjahre abschacherte — auch war er zu klug, um sich in Verlegenheiten mit Haut und Haar dem Teufel zu verschreiben. — Wenn es ihm daher an Geld gebrach, um dem Dämon des Spieles neue Opfer zu bringen, besuchte er seinen kleinen Buben, betrachtete mit Wehmuth die Züge, die ihn an ein geliebtes, leichtfertiges Weib erinnerten, und flog dann hinaus aus den Mauern der Stadt, um an der Brust einer besseren Mutter, als die

schöne Madame Nestroy, an der vollen Brust der Mutter Natur, des Lebens Harm und Leiden zu vergessen, und neue Kraft zu sammeln für die lange Wallfahrt auf der dornenreichen Künstlerbahn.

Siebenzehntes Capitel.

Schwester Agatha.

„Die Zeit ändert viel, ja die Zeit ändert viel!" sang Nestroy in späteren Jahren.

Welch' ein einfacher, harmloser Kopletrefrain, und doch spricht er die Schöpfung und Zerstörung des großen gewaltigen Universums aus!

Die Zeit ist eine Puppe, aus der sich das Leben wie ein bunter Schmetterling schwingt! Die Zeit ist aber auch eine Blume, die der Schmetterling umflattert, an ihr nippt und saugt, bis er müde und satt sein Köpfchen senkt und der Blume seinen Tribut bringen muß.

Ach — die Zeit ist auch die Kupplerin des Todes, des bleichen Wüstlings auf den Spindelbeinen, dem keine Krone, und kein Lorbeer, kein Myrthen- und kein Jungfernkranz heilig sind — des wollüstigen Knochenmannes, der in Palästen und Hütten buhlt und keine Spanne

Erde mehr findet, in der er nicht schon sein Beilager gefeiert.

Doch die Puppe, die Blume des Schmetterlings und die Kupplerin des bleichen Buhlen, ist endlich auch Arzt und Priester — sie heilet Wunden und versöhnt mit dem der sie geschlagen.

Auch die Herzenswunde Nestroy's vernarbte nach und nach und er gedachte nur noch des Weibes, das ihn verrathen, wie eines schönen Traumgebildes, das uns erscheint, um uns auf ewig zu entschwinden.

Der Schmerz war gewichen, aber seine bleiche Gefährtin, die Sehnsucht nach der Einsamkeit blieb in der vernarbten Wunde zurück.

Stundenlang saß unser armer Nestroy am Ufer der Mur und blickte ernst und schweigend auf die düstern Mauern des gegenüberliegenden Frauenklosters, in welchem vielleicht so manche Rose welkte, die eine barbarische Hand aus dem Garten des Lebens in das Treibhaus des Todes verpflanzt.

Eines Tages saß Nestroy abermals auf seinem Lieblingsplätzchen und starrte gedankenlos auf die dunklen Klostermauern hinüber.

Da flog plötzlich ein Stein aus einem der kleinen vergitterten Fenster zu seinen Füßen.

Höchst erstaunt erhob Nestroy den Stein und fand die beiden Wörtchen „Te amo!“ in ihn gegraben.

Der freundliche Leser möge ja nicht wie Thomas ungläubig lächelnd den Kopf schütteln — denn es ist eine

wahre Begebenheit, ein interessantes Abenteuer aus der Jugendgeschichte unseres Freundes, das ich hier erzähle.

Und warum auch zweifeln? Es gab ja noch kein Künstlerleben, durch welches die Poesie nicht wenigstens einen romantischen Faden spann.

Auch der Priester möge mir nicht zürnen, denn ich bin kein Frevler, der heilige Mauern entweiht. — Ich öffne ja kein Kloster, sondern nur eine Zelle, in welcher eine arme Jungfrau Thränen der Reue vergießt über ein zu voreiliges Gelübde — eine arme schwache Jungfrau, die die schöne Erde noch zu innig liebt, um als Braut des Himmels schon allen irdischen Freuden zu entsagen.

Der Geist ist willig, aber alles Fleisch ist schwach und Mensch bleibt Mensch — Ihr könnt ihn nach dem Tode heilig sprechen, im Leben war er doch ein armer Sünder.

„Amo te! — Ich liebe Dich!" sagte Nestroy „Eine lateinische Liebeserklärung — kurz und bündig — aber was weiter? Ich wäre gar nicht abgeneigt in den Apfel des Paradieses zu beißen, denn verbotene Früchte schmecken am besten, wie man weiß. — Aber der Apfel hängt mir zu hoch, und es ist eine Schlange da, die ihn mir präsentirt."

Da öffnete sich leise die kleine Klosterpforte — und die Schwester Pförtnerin ein greises gebücktes Mütterchen erschien in derselben.

„Mitternacht!" rief sie mit gedämpfter Stimme —

dann legte sie den dürren Zeigefinger zum Zeichen des Schweigens auf die bleichen Lippen — und die Pforte fiel hinter ihr wieder geräuschlos in ihre Angeln zurück.

„Sollte es diese ehrwürdige Mumie sein, die auf lateinisch in mich verliebt ist?“ dachte sich Nestroy mit essigsaurem Gesicht. „A — für die verbotene Frucht bedank ich mich recht schön!“

Da war es ihm aber, als ob sich für einen Moment hinter einem der kleinen Gitterfenster ein bleiches jugendliches Antlitz zeigte — und diese flüchtige Erscheinung bestimmte ihn, sich pünktlich mit der Mitternachtsstunde vor dem Klosterpförtchen einzufinden, um das allerdings gefährliche Abenteuer entschlossen zu bestehen.

Er entfernte sich wie Ritter Balduin, der seine Emma von Falkenstein gefunden. Es verdroß ihn nur, daß man gerade heute eine Oper gab, in der er nicht beschäftigt war. — Wie in aller Welt sollte er nur die Zeit bis Mitternacht tödten?

„Ei nun, es gibt ja öffentliche Lokalitäten für Stunden- und Tagediebe,“ tröstete er sich — „im Nothfalle kann ich mir auch den „Don Juan“ anhören und ein paar Stunden bei meinen kleinen Kronprinzen todtschlagen. Ihm will ich vor Allem meine unterthänigste Aufwartung machen, habe ich doch ohnehin den kleinen Spitzbuben seit vorgestern nicht gesehen.“

Er fand sein Söhnchen auf den Armen eines etwa dreizehnjährigen, bildhübschen, blonden Mädchens, das mit dem Kinde wie mit einer Puppe tändelte und spielte.

mit ihm durch's Zimmer hüpfte, es schaukelte, mit ihm allerlei Kurzweil trieb, und ihm mit einem Glockenstimmchen die populärsten Volkslieder vorsang.

„Potz tausend!“ rief der überraschte Herr Papa. „Wie ist denn mein Gustel zu so einer kleinen allerliebsten Mama gekommen?“

„Nur zu einer Spielkameradin, Herr Nestroy!“ antwortete unbefangen das muntere Mädchen. „Sehen Sie nur, wie herzlich mein kleiner Kamerad lacht. O wir vertragen uns recht gut mit einander.“

Und sie machte trillernd mit dem kleinen Gustav noch einen Rundtanz um die Wiege — dann blieb sie plötzlich stehen betrachtete das Kind mit inniger Theilnahme, küßte es auf die Stirne und sagte mit ungekünstelter Herzlichkeit:

„Schon in der Wiege eine mutterlose Weise — ach, wie bedaure ich Dich, mein armes kleines Männchen!“

Nestroy erbebte. — Das verstimmte Instrument erklang noch einmal auf der linken Seite — aber leise — ganz leise, — es waren die letzten Töne des Schwanengesanges einer sterbenden Liebe.

„Ach, schelten Sie mich nicht aus, Herr Nestroy,“ sagte die heimkehrende Pflegemutter des Kindes. „Alle meine Leute sind ausgeflogen und ich habe unsern kleinen Gustav meiner freundlichen Nachbarin auf ein paar Minuten anvertrauen müssen. Aber es war keine Gefahr, denn Fräulein Marie ist ein Kindsmädchen, auf das unser Söhnlein stolz sein darf.“

„Marie heißt unsere schöne Freundin?“

„Zu dienen! Marie Weiler,“ antwortete das artige Mädchen mit einer graziösen Verbeugung.

Sieh Dir das holde Kind, dem Du hier begegnest ja gut an, mein lieber Nestroy, Du wirst das Kind aus den Augen verlieren, um es nach einigen Jahren als Jungfrau wiederzufinden — denn ihre Sendung ist, Dir eine getreue Führerin zu werden im großen Irrgarten Deines Lebens.

„Ich will doch hoffen, daß mein Gustav diese glänzende Eroberung nicht für ein paar Stunden gemacht hat?“ sagte Nestroy.

„Leider muß uns Fräulein Marie schon morgen oder übermorgen verlassen,“ antwortete die Hausfrau. „Sie hat nur auf einige Tage ihre Verwandten besucht, und soll nach Prag zurück, um für die Oper ausgebildet zu werden.“

„Für die Oper? — A — Sie haben also auch Lust, zur Theaterfahne zu schwören, mein Fräulein?“

„An Lust fehlt es mir nicht, aber an Talent, fürchte ich,“ erwiederte bescheiden das kleine Mädchen.

„Das fürchten Sie nicht, Sie loser Schalk — und ich fürchte es noch weniger, denn mit dem Liedchen, das Sie vorhin trillerten, haben Sie vor mir schon Ihre Talentprobe bestanden. Ihr Mündchen ist eine Muschel, aus der einst sehr kostbare Perlen rollen werden. — Apropos, Sie werden doch heute unsere Oper besuchen?“

Das Mädchen erröthete und senkte verlegen ihre Blicke zur Erde.

„Ich habe zufällig heute über meine zwei Sperrsitze noch nicht disponirt,“ fuhr Nestroy fort „und bitte Sie davon Gebrauch zu machen. Sie werden doch Ihrem zukünftigen Kollegen kein Körbchen geben, schöne Marie?“

„O wie gütig sind Sie, Herr Nestroy!“ rief das kleine Mädchen mit strahlenden Blicken. „Ich muß es Ihnen anfrichtig gestehen, daß Sie mir eine große — sehr große Freude machen!“

„Das ist eine billige große Freude,“ sagte lächelnd Nestroy, indem er der Kleinen die Karten reichte.

Eiligst ergriff sie Hut und Mäntelchen, küßte die Stirne des schlummernden Knaben, machte dem Komiker eine zierliche Verbeugung und huschte glückselig, als ob sie den großen Treffer in Händen hätte, zum Zimmer hinaus.

„Sie haben da ein gutes Werk geübt,“ sagte die Bürgersfrau. „Die Leutchen sind arm und das Theater ist eine zu kostspielige Unterhaltung für sie.“

„So lange das hübsche Kind in Graz ist, soll es täglich seine Sperrsitze haben,“ erwiederte Nestroy, empfahl sich ebenfalls, hörte sich den ersten Akt der Oper an, ging in seine Restauration, aus dieser in's Kaffeehaus, machte sein Spielchen bis zur Geisterstunde und stand punkt zwölf Uhr an der Klosterpforte.

Mit dem zwölften Glockenschlage öffnete sich die-

selbe und unser Abenteurer trat leise, wenn auch mit laut klopfendem Herzen in den Klostergarten.

Man möge sagen und schreiben was man wolle — die Kirche, der Friedhof und der Klostergarten sind unheimliche Nachtherbergen, in welchen selbst dem Manne mit gutem Gewissen die Pulse fiebern, um wie viel mehr einem Manne, der auf verbotenen Wegen wandelt, wie unser Freund.

Die greise gebückte Schwester Pförtnerin schritt ihm gespenstig einige Schritte voran, deutete sodann auf eine kleine Seitenthüre des alten grauen Hauses und zog sich in's Dunkel entlaubter Kastanienbäume zurück.

Nestroy blickte mit banger Erwartung auf das bezeichnete Thürchen — nach einigen Sekunden öffnete sich dasselbe geräuschlos — und eine jugendlich schlanke Gestalt trat, wie die Königin der Nacht, aus diesen Katakomben der lebendigen Leichen.

„Te amo!“ lispelte die Nonne, indem sie unserem Freunde näher trat und ihm die Hand bot.

Da dieser nicht wußte, ob er in lateinischer oder deutscher Sprache antworten sollte — drückte er das kleine runde Händchen an seine Lippen und antwortete gar nichts.

Die Nonne schritt mit ihm Hand in Hand in eine tiefere Partie des Gartens und ließ sich mit ihm auf eine dem Späherauge ziemlich entrückte Steinbank nieder.

Der volle Mond — diese ewige Lampe der Liebenden — trat aus den Wolken — die Nonne warf ihren

Schleier zurück und wandte unserem Freunde lächelnd das schönste jungfräuliche Antlitz zu.

Nestroy faltete unwillkürlich die Hände. Er glaubte das Bild einer Madonna vor sich zu sehen.

Aber es war kein himmlisches Feuer, das in dem reinen Oval dieses dunkelblauen Auges loderte — nicht das Lächeln der Unschuld, das auf diesen Purpurlippen spielte — und nicht die heilige Sehnsucht nach dem Heiland, die diesen Busen hob.

Es war zwar die Gestalt eines Engels — aber dieser Engel trug das Herz des sinnlichen Menschen in der Brust.

„Man hat mir gesagt, daß ich schön sei," sagte die Nonne mit gedämpfter aber sicherer Stimme. „Wenn Sie derselben Meinung sind, verkaufe ich Ihnen diese Schönheit. Zahlen Sie mir meine Freiheit für sie."

„Und meine eigene Freiheit dazu!" rief Nestroy erglühend. „In Ihren Ketten muß der Sklave ein König sein!"

„Meine Zeit ist beschränkt — ich habe nur zwei Worte für meine Vergangenheit, mein Herr. Habsüchtige Eltern wollten mich mit einem Manne vermälen, den ich aus tiefster Seele verabscheute und verachtete. Um dieser schmachvollen Verbindung zu entgehen, entfloh ich dem väterlichen Hause und nahm den Schleier. — Ich hielt mich für stark genug, allen irdischen Freuden entsagen zu können — und habe meine Kräfte überschätzt. Um nicht vor Gott und Menschen zur Heuchlerin zu

werden, bleibt mir jetzt nur die Wahl — zwischen Flucht oder Tod."

„O mein Gott! — gibt es denn keinen friedlichen Ausweg? Sollte nicht der Machtspruch unseres gütigen Kaisers —"

„Die Gesetze unseres Ordens sind streng. Kein Fürst der Erde — nur der Fürst des Himmels kann mich eines Gelübdes entbinden, das ich in einem Augenblick des Wahnsinns, der Verzweiflung abgelegt."

Die schöne Nonne sagte die letzten Worte in heftigster Aufregung — dann ergriff sie die Hand unseres Freundes — tauchte ihr seelenvolles Auge in das seinige und sagte mit der süßen bezaubernden Stimme der Sirene: „Können Sie mich lieben, mein Freund?"

Nestroy drückte die kleine Hand der gefährlichen Zauberin an seine Brust — und sein stürmisch klopfendes Herz beantwortete die Frage.

„Auch Sie sind nicht glücklich, mein Freund," fuhr die Nonne fort. „Ich habe Sie dort am Ufer des Flusses durch das kleine Fenster meiner Zelle lange beobachtet, und Ihren stillen Kummer aus Ihren Augen gelesen. Nestroy, der mit seiner sprudelnden Laune Tausende erheitert, trägt ein tiefes Leid in seiner Brust."

„Wie? Sie kennen mich?" rief der Komiker im höchsten Erstaunen.

„Den Künstler lernte ich achten auf der Bühne meiner Vaterstadt — und den Menschen lernte ich lieben an dem Sarge eines armen Juden."

„Mein Gott — ja — ich erinnere mich — in Brünn — das Kind, das kleine weinende Mädchen, das den armen Leuten seine Sparpfennige zutrug —"

„Aus dem weinenden Kinde ist eine weinende Jungfrau geworden. Wir schieden an einem Sarge, um uns in einem Grabe wiederzufinden."

„Dem ich Sie zu entreißen schwöre, um Sie den Freuden des Lebens wieder zu geben. Aber wie — wie? Ich zittre nicht für mich, wohl aber für Sie, mein armes Fräulein!"

„Gott wird uns schützen. Die Schwester Pförtnerin ist mir Vertraute, Freundin und Mutter geworden — sie wird uns die Pforte öffnen in verschwiegener Nacht —"

„Und dann — wohin?"

„O — dem Künstler stehen alle Wege offen. Sie werden leicht eine Heimat finden, wohin der strafende Arm meines Ordens nicht reicht — und wenn die innigste Liebe eines ewig dankbaren Herzens Ihnen je zu vergelten vermag —"

„Schwester Agatha!" rief warnend die greise Pförtnerin, die zwischen den Bäumen erschien und auf die schon zur Frühmesse beleuchtete Kapelle deutete.

„Auf Wiedersehen in nächster Mitternacht!" flüsterte die junge Nonne, indem sie einen glühenden Kuß auf die Stirne unseres Freundes drückte, und leicht und flink wie eine aufgeschreckte Gazelle entsprang.

Leise und athemlos entschlüpfte Nestroy aus dem Klosterpförtchen, das sich still und schaurig, wie die Pforte des Grabes, hinter ihm wieder schloß.

Achtzehntes Capitel.

Requiescat in pace!

Und die Glocke kündete wieder und wieder Mitternacht — und in jeder Mitternacht öffnete sich unserm Freunde ganz leise das Klosterpförtchen und in jeder Mitternacht naschte er frevlend von verbotener Frucht.

Der Schleier der jungfräulichen Braut des Himmels war zerrissen!

Ach Hansel, Hansel, was wird Dein Wenzel dazu sagen, wenn er solche Streiche von Dir erfährt!

In einer dunkeln Nacht saßen die Liebenden abermals Arm in Arm neben einander, und schwangen sich auf den Flügeln der Hoffnung über vier und zwanzig Stunden hinaus — denn mit dem zwölfte Glockenschlage der nächsten Nacht sollte es fortgehen, weit fort in ein Land, in dem man nur Kerker für Verbrecher baut, und kein Fanatiker das Gebet lebendig Eingesargter Gott gefälliger nennt, als den Lobgesang des freien Vogels in

der freien Luft und den Psalm des freien Menschen auf den freien Bergen.

Unser Freund hatte die nächste Zukunft seines Kindes gesichert, — sich ein kleines Reisegeld erspart — einen Urlaub auf unbestimmte Zeit erwirkt, und an Alles gedacht, nur nicht an die Gefahr, die ihn bedrohte.

Aber an Gefahren denkt so ein Hans Sorgenlos nicht.

Die Künstler haben ja wie die Kinder einen eigenen Schutzgeist, der das lüftige, leichtsinnige Völkchen auf allen Wegen und Stegen mit seinem Schilde deckt.

Innig umschlungen hielt sich also das liebende Pärchen — träumte sich ein Asyl in einer neuen Heimath — baute sich reizende Luftschlösser — und plauderte und kos'te so unbefangen, als ob es auf einem Hausball statt in einem Klostergarten, und der Herr Papst nur statt des Teufels auf der Welt wäre.

Sie hatten Ohren und hörten nicht! Sie hatten Augen und sahen nicht?

Sie hörten das Gemurmel nicht, das wie das dumpfe Aechzen des Meeres, den nahenden Orkan verkündete.

Sie hörten das Wimmern der greisen Pförtnerin nicht, die einige Schritte entfernt von ihnen leblos in sich zusammenbrach.

Sie sahen den plötzlichen Glanz nicht der sich wie ein Feuermeer über den ganzen Garten ergoß.

Sie sahen erst, als alle Nonnen mit brennenden Kirchenkerzen in den Händen, wie dunkle Rachegeister aus der Erde tauchten und mit dem schauerlichen Ernst des jüngsten Gerichtes den Halbkreis um sie schloßen.

„Heilige Mutter Gottes — flieh — flieh!“ hauchte Schwester Agathe, indem sie den Geliebten hinter sich drängte. — „Flieh, sonst sind wir beide verloren!“

Ein Ritter des sechzehnten Jahrhunderts hätte ohne Zweifel seine Dame umschlossen, sich durch die Reihen der Nonnen und Klosterknechte durchgeschlagen — und die Geliebte entweder gerettet, oder wäre mit ihr gestorben!

Aber unser Held gehörte dem neunzehnten Jahrhundert an, in welchem man sich nicht so mir nichts dir nichts gleich todtschlagen läßt.

Als Jurist und Sohn eines praktischen Advokaten dachte er vor Allem daran, das lebendige Corpus delicti nämlich *sich selbst* aus dem Wege zu räumen — und entsprang.

Dem Himmel sei Dank für die schönen langen Beine, die unsern Freund so schnell zur Gartenmauer trugen, welche er flink wie ein gewandter Kater erkletterte.

Von der Mauer sprang er in die Mur hinab — schwamm zum jenseitigen Ufer — und nach zehn Minuten lag er schon fiebernd in den Federn.

Mit welchen Gefühlen durchwachte er die paar Stunden dieser ewig langen Nacht! Welch' ein Schicksal er-

wartete das arme unglückselige Mädchen! Welch' ein Schicksal ihn selbst!

Als der Tag anbrach, erschreckte ihn jedes Geräusch auf der Hausflur — und so oft sich die Glockenschnur bewegte, erwartete er einen Boten des Gerichtes, um ihn für den Klosterfrevel zur strengen Rechenschaft zu fordern.

Er war nicht feige genug zu fliehen und fest entschlossen, bei dem ersten Verhöre die ganze Schuld auf sich zu nehmen und die unglückselige Nonne möglichst zu entlasten — aber Stunde auf Stunde entrann — die Sonne vollendete ihren Kreislauf und durch die Stadt lief nicht das leiseste Gerücht vom Abenteuer in dem Klostergarten.

So vergingen mehrere Tage und das Geheimniß hatte noch nicht den Weg durch das Klosterpförtchen gefunden.

Es war kein Zweifel mehr. — Schwester Agatha und ihre mütterliche Freundin hatten unsern Freund nicht verrathen.

Aber sie selbst — was war mit ihnen geschehen?

Welch' eine Pönitenz hatte der strenge Orden ihnen diktirt?

Er wagte es wieder sein Lieblingsplätzchen zu besuchen am Ufer der Mur — und starrte oft stundenlang sehnsuchtsvoll auf das kleine Gitterfensterchen in der düstern Klostermauer hinüber.

Aber kein Steinchen mit einem „Te amo!“ rollte mehr zu seinen Füßen!

Keine Pförtnerin rief ihm wieder „Mitternacht“ zu.

Kein Madonnenantlitz zeigte sich wieder hinter dem Gitter!

Unser Freund wurde kühner und fand sich wieder in der Mitternachtsstunde am Klosterpförtchen ein — aber es blieb verschlossen — kein greises Mütterchen öffnete es ihm wieder.

In der zwölften Stunde einer der nächsten Nächte stand er abermals am Pförtchen und blickte durch eine kleine Spalte desselben in den Gartenraum.

Sonderbar! Kloster und Kapelle waren heute feierlich beleuchtet.

Welch’ ein Fest feierte der Orden noch um Mitternacht?

Horch — Orgelklänge — leise Frauenstimmen sangen einen Choral — o — o — allmächtiger Gott — es war ein Leichengesang!

Eine fürchterliche Ahnung machte das Herz unseres Freundes erbeben.

Die große Pforte des Klosters öffnete sich — sechs Nonnen mit Myrthenkränzen geschmückt, erschienen mit einem Sarge auf den Schultern — und hinter ihnen die andern Klosterfrauen mit brennenden Wachskerzen in Händen, und mit leisen gedämpften Stimmen ihre Gebete murmelnd.

Der Leichenzug verlor sich in die Kapelle — und im Innern derselben hörte man beim Klange der Orgel abermals den herzergreifenden Leichengesang.

Nach dem letzten Gruß an die scheidende Schwester, sangen die Nonnen mit klarer Stimme den Gruß an die Gebenedeite:

Mater amata,
Intemerata,
Ora, ora
Pro nobis!

Eine unsichtbare allmächtige Gewalt drückte unsern Helden in die Knie.

Da öffnete sich leise das Klosterpförtchen — und noch bleicher und gebückter erschien die greise Schwester Pförtnerin wieder in demselben.

„Ums Himmelswillen — wen begrabt Ihr — wen?“ hauchte Nestroy aus athemloser Brust.

„Unsere geliebte Schwester Agatha!“ antwortete tonlos die greise Himmelsbraut.

„Sie — sie!“

„Der Herr gab ihr die Freiheit, die sie suchte!“

„Ihr blieb ja nur die Wahl zwischen Flucht und Tod, sagte sie,“ rief bitter unser Freund. „Die Flucht wurde ihr vereitelt — der Unglückseligen ist nur der Tod geblieben!“

„Nimm ihre letzte Liebesgabe und bete für sie!“ sagte die greise Nonne, indem sie unserm Freunde einen Rosenkranz reichte — dann zog sie sich in die Kapelle zurück, um noch einmal die bleiche Stirne

ihres schlummernden Lieblings zu küssen und eine Scholle Erde in sein frühes Grab zu werfen.

Der Morgen dämmerte schon, als unser Freund nach Hause wankte — um die Rolle des „Rochus Pumpernickel“ zu repetiren.

Als das Publikum Abends so recht aus vollem Herzen lachte über den lustigen Patron — dachte es sicher nicht daran, daß auch das Leben des Komikers seine tragischen Momente habe.

Neunzehntes Capitel.

Das Bild und der Brief.

Ein junger eleganter Mann, offenbar den höheren Ständen angehörend, stand im Laden des Juweliers Swoboda auf dem Graben in Wien und musterte Prätiosen in einem Juwelen-Etui.

Aus der Achtung und Aufmerksamkeit, mit welcher er bedient wurde, ersah man auf den ersten Blick, daß er in diesem Laden eine bekannte und schätzenswerthe Persönlichkeit war.

„Der Herr Baron sind erst seit gestern wieder in Wien?“ frug der Juwelier.

„Seit gestern? Ei, dann hätte ich wahrlich noch

kein Viertelstündchen für Sie disponible gehabt, mein Herr Swoboda. Erst am dritten Tage finde ich ein paar Augenblicke, mich mit Ihren Spielereien beschäftigen zu können."

„Ueber Langeweile auf der Reise werden der Herr Baron nicht zu klagen gehabt haben — denn Sie haben sie in sehr liebenswürdiger Gesellschaft gemacht."

„I nu, Hektor ist ein ganz vortrefflicher Reisegefährte — aber ich hätte ihn mit Vergnügen auf der ersten Station zurückgelassen — mir hätte seine schöne Bertha genügt."

„Hahahaha — der Herr Baron sind als ein sehr gefährlicher Hausfreund bekannt. Man sagt, Herr von Lilienfeld habe in Berlin einen sehr schmerzlichen Verlust erlitten —"

„Wie man es nimmt. — Er hat einen Vater verloren und eine Million Thaler dabei gewonnen. Das ist Verlust und Revange zugleich."

„Eine Million Thaler! — A — für ein solches Sümmchen kann man schon ein halbes Jahr den Flor um den Hut tragen."

„Wenn der alte knickernde Jude diesen Luxus nicht verboten hat in seinem Testament."

Ja,„ der Alte soll geizig gewesen sein — dagegen wird der Sohn seine Goldstücke um so fleißiger rollen lassen, denn er ist ein Kavalier im strengsten Sinn des Wortes. Darum will ich ihm auch einen Brautschmuck liefern, der einer Königstochter würdig sein soll."

„Einen Brautschmuck?“

„Vorläufige Bestellung, versteht sich, denn vor Ablauf der Trauerzeit —“

„Ist denn Hektor von Lilienfeld Bräutigam?“

„Der Herr Baron scherzen. Sie, sein intimer Freund, sollten nicht wissen, was die ganze Stadt schon weiß?“

„So wahr ich lebe, kein Wort. Was weiß die ganze Stadt?“

„Daß Herr von Lilienfeld seine Maitresse heiraten wird.“

Der junge Baron wechselte die Farbe, biß sich in die Lippen und beschäftigte sich mit den Juwelen, um seine Aufregung zu verbergen.

„Die Dame soll wunderbar schön sein, sagt man,“ fuhr der Juwelier fort. „Doch der Herr Baron kennen sie ja und werden wissen —“

„Dieser Stein wäre nicht übel, aber welche plumpe geschmacklose Fassung!“ fiel der Baron dem Plauderer ins Wort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„O, die Fassung läßt sich in ein paar Stunden wechseln — wenn nur der Stein dem Herrn Baron konvenirt.“

„Komm ich noch zu früh, Herr Swoboda?“ frug eine andere Kundschaft, die in den Laden trat.

„Bewahre, bewahre! Der gebrochene Reif war gestern schon gelöthet,“ antwortete der Juwelier, indem er

das uns bekannte Porträt der schönen Bertha von der Stellage nahm. „Wenn das allerliebste Köpfchen Ihrer Herzenskönigin angehört, so gratulire ich, mein lieber Herr Scholz.“

Der junge Baron warf zufällig einen Blick auf das Bild und riß es mit einem Ausruf des höchsten Erstaunens aus den Händen des Juweliers.

„Nicht wahr, ein Engelsköpfchen?“ rief dieser, „Sind Sie nicht meiner Meinung, Herr Baron?“

„Ein kleines Meisterwerk — bei Gott!“

„Das Bild, ja wohl — aber das Original ist ein großes Meisterwerk!“ antwortete unser Scholz, denn er war es.

„Ist Ihnen das Gemälde feil?“ frug mit auffallender Hast der junge Baron.

„Feil! Nicht um eine Million!“

„Vielleicht ein Tausch? Dieser Brillantring hier zum Beispiel würde sich gar nicht übel ausnehmen auf dem Zeigefinger Ihrer rechten Hand. Was sagen Sie dazu, Herr Scholz?“

Der Komiker schmunzelte, machte kleine Aeuglein und blinzelte wohlgefällig auf den Ring.

Er liebte den äußern Flimmer kindisch — diese Leidenschaft hatte er mit allen Schauspielern gemein.

„Was kostet der Ring?“ frug der Baron.

„Dreihundert Gulden — fixer Preis, wie Sie wissen,“ antwortete der Juwelier.

„Probiren Sie gefälligst, Herr Scholz.“

„Wie angegossen!“ rief unser Held, ehe er noch den Ring an den Finger gesteckt hatte.

Als dieser an seinem Zeigefinger funkelte — warf er sich in die Brust, wie der Präsident in „Kabale und Liebe“ — jeder Zoll ein Wilhem Kunst.

„Nun Herr Scholz? Ist der Handel geschlossen?“

„Ich weiß nicht recht — ein so kostbares Bild — ein so schönes Mädchen —“

„Ei, wenn es eine Hexe wäre, würde ich mich wohl hüten, sie mit Brillanten zu erkaufen.“

„Was habe ich von dem Bilde?“ dachte sich Scholz. „Nichts als Aerger und Verdruß. — Ich muß es verstecken, als ob ich es gestohlen hätte, — denn so oft es mein Weib zu Gesicht bekommt, macht es mir immer einen Höllenspektakel. Marsch fort damit!“

Für eine Million war ihm das Bild nicht feil — aber einem Brillantring konnte Scholz nicht widerstehen.

Der junge Baron Herman von Henkelburg, der das Porträt der schönen Maitresse mit Brillanten bezahlte. war Lilienfeld's sogenannter Jugendfreund, einer der reichsten Kavaliere der Residenz und ein Egoist, der Gold, Freundschaft, Recht und Ehre ohne Bedenken einer flüchtigen Begierde zu opfern vermochte.

Auf der Reise nach Paris hatte er die junge Dame kennen gelernt — und von ihrer seltenen Schönheit bezaubert, hatte er es an Schwüren, zärtlichen Betheuerungen und den glänzendsten Zusicherungen nicht fehlen

lassen, um seinen Freund aus dem Felde zu schlagen — aber alle seine Versuchungen waren mit Hohn und Entrüstung zurückgewiesen worden. Ja, das Mädchen hatte sich fest entschlossen erklärt, gegen fernere, unlautere Bewerbungen den Schutz ihres Geliebten in Anspruch zu nehmen.

Aber der junge Baron war nicht der Mann, der so leicht ein Spiel verloren gab. Er dachte an krumme Wege, weil er auf den geraden nicht zum Ziele gelangen konnte. Die Liebenden mußten entzweit, getrennt werden um jeden Preis!

Von der glücklichen, geliebten Maitresse hat er nichts zu hoffen — von der unglücklichen verlassenen Maitresse Alles!

Für's Erste hatte er das vertraute Stubenmädchen Bertha's für sich zu gewinnen gewußt, um von Allem, was ihre Gebieterin that und trieb, genaue Kunde zu erhalten.

Aber bis jetzt hatte sich die junge Dame noch keine Blöße gegeben, die der Herr Baron benützen konnte das Vertrauen ihres Geliebten zu erschüttern.

Ungefähr eine Stunde nach Ankauf des Bildes saß der Baron an seinem Schreibtisch und warf flüchtig einige Zeilen auf's Papier.

Er spann an einer Intrigue, von der er sich einen glänzenden Erfolg versprach.

„Ist es erlaubt, mein schöner junger Herr?“ sagte

ein junges Mädchen, indem es den Kopf zur Thüre hereinsteckte.

„A — willkommen! Du kommst wie gerufen, mein Schatz!“ sagte der Baron lebhaft, indem er vom Stuhle aufsprang. „Zweihundert Dukaten sind für Dich ganz funkelnagelneu aus der Münze gebracht.“

„O geschwinde her mit den neugeprägten Dukaten! — Ich bitte Sie Herr Baron, nur geschwinde!“ rief das Mädchen, indem es in’s Zimmer sprang.

„Ei — hat es denn solche Eile! —“

„Aufrichtig gestanden — ja!“

„Warum denn?“

„Weil Sie die Dukaten wieder in die Münze zurückschicken könnten, wenn Sie die Hiobspost erfahren, die ich bringe.“

„Was gilt die Wette, ich errathe sie?“

„Nicht möglich!“

„Du bringst mir die Nachricht, daß Deine Gebieterin Braut ist.“

„Sie wissen es also schon? Ach, Gott sei Dank, mir fällt ein Stein vom Herzen. Aber wie können Sie dabei so gleichgiltig sein, mein verliebter junger Herr?“

„Nun, warum sollte ich es denn nicht sein?“

„Himmel — sollte Ihnen auch mein schönes Fräulein gleichgiltig geworden sein?“

„O bewahre! Nicht das, was ich begehre — nur das, was ich besitze, ist dieser Gefahr ausgesetzt.

Nein, diese Hiobspost findet mich gleichgiltig, weil eine Braut noch keine Frau ist."

„Aber sie wird es werden."

„Nein, sie wird es nicht werden, wenn Du meine treue Verbündete und ein pfiffiges Kammerkätzchen bleibst."

„Ich muß ja wohl. Seitdem mich der Teufel bei einem Haar erwischt hat, läßt er mich nicht mehr los!"

„Höre mich. Du hast einen Geliebten, der Hermann heißt."

„Ich? Mit Erlaubniß, das ist nicht wahr."

„Du schickst ihm Dein Porträt —"

„Mein Porträt?"

„Möchtest ihm gern ein Liebesbriefchen schreiben —"

„Immer besser, Sie lügen wie gedruckt."

„Kannst aber nicht schreiben —"

„Welche Verleumdung! Kein Schulmeister schreibt so schön, wie ich."

„Da Du nun nicht schreiben kannst," fuhr der Baron fort, indem er das beschriebene Blatt vom Tische nahm und es dem Mädchen reichte — „bittest Du Dein gnädiges Fräulein, für Dich zu schreiben und diktirst ihr diese Zeilen, die Du natürlich früher auswendig lernen mußt, in die Feder."

Welch' ein höllisches Komplott haben Sie da geschmiedet!"

„Ein glücklicher Zufall hat Dich zu einer Namensschwester Deines Fräuleins gemacht — wir haben also nicht nothwendig, die Unterschrift zu fälschen."

„O, es ist schon Falschheit genug dabei.“

„Für das Briefchen erhältst Du zweihundert Dukaten von mir.“

„Wie gesagt, der Teufel hält mich fest in seinen Krallen.“

„Sollte Dich Herr von Lilienfeld in den nächsten Tagen zur Rede stellen, wohin Du den Brief mit dem Bilde getragen hast — stelle Dich anfangs verlegen, und suche so ungeschickt wie möglich auszuweichen — dann aber bekenne: Fräulein Bertha habe Dich mit dem Briefe zu Herrn Baron Hermann von Henkelburg gesendet.“

„Ach, welch' ein fürchterlicher Bösewicht sind Sie!“

„Für die kleine Lüge erhältst Du abermals zwei hundert Dukaten.“

„Aber ich könnte ja meinem armen Fräulein gar nicht mehr unter die Augen treten.“

„Das sollst Du auch nicht mehr. Ich habe Dich meiner Tante als Kammerjungfer empfohlen, und Du wirst mit diesem Engagement sehr zufrieden sein.“

„Kammerjungfer bei der Frau Gräfin von Elmenreich?“ rief das Mädchen freudig, „für diese Anstellung ginge ich durch Feuer und Wasser für Sie!“

„Also, der Vertrag ist geschlossen. Sei ein kluges Mädchen und vergiß nicht, das Briefchen mit dem Petschaft des Fräuleins zu siegeln.“

Das Stubenmädchen entfernte sich — und ein paar Stunden später hatte der junge Baron schon das verlangte Briefchen in Händen.

Am nächsten Tage saßen Hektor von Lilienfeld und Baron Hermann von Henkelburg im Salon des Letztern am Schachbrett.

„Schach der Königin!" rief der Baron.

„Diable — es ist das dritte Mal, daß Du mir die Königin nimmst!"

„Weil Du sie nicht zu decken verstehst. Schach und matt!"

„Ich erkläre mich aus dem Felde geschlagen!" sagte Hektor unwillig, indem er die Figuren unter einander warf.

„Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!" scherzte der Baron. „Aber ich ziehe zuweilen das Unglück im Spiel dem Glück in der Liebe vor."

„Weil Deine Liebesgötter flatternde Kobolde, luftige Truggestalten sind."

„Das sind die Liebesgötter Alle. — Es sprach noch kein Sterbender, daß ihn die Liebe zum vollkommen glücklichen Menschen gemacht."

„Dann hoffe ich der Erste zu sein, der mit diesem Geständnisse die Welt einst verläßt."

„O sancta simplicitas!" rufe ich wie Johann Huß auf dem Scheiterhaufen."

„Spotte wie Du willst, Du ewiger Zweifler, Du

wirst dennoch mein Vertrauen nicht erschüttern. — Wenn die Liebe eine Urne mit Millionen schwarzer Kugeln ist — so habe ich die einzige weiße gezogen."

„Du dauerst mich, Hektor. Sage mir — ist es wahr, daß Du Dich zu vermälen gedenkst?"

„Wahr, mein Freund. Sobald es mir die kindliche Pietät erlaubt, werde ich das Trauerkleid gegen das Hochzeitskleid vertauschen. Befremdet Dich das?"

„O, das nicht — aber die böse Welt behauptet, Du wollest Deine Maitresse zu Deiner Gemalin erheben?"

„Die Zunge dieser bösen Welt hat aus meiner Braut meine Maitresse gemacht. Bertha war schon meine Braut, als sie zum ersten Mal die Schwelle meines Hauses überschritt, — und wäre längst mein Weib, wenn ich die Goldwage meines Vaters nicht gefürchtet hätte."

„Ich wollte, Du hättest sie noch zu fürchten. Die Furcht würde Dich gegen eine Thorheit schützen."

„Du nennst Thorheit, was ich die Pflicht eines redlichen Mannes nenne."

„Wir sind Jugendfreunde, Hektor — und ich glaube, Dir noch keine Veranlassung gegeben zu haben, meine aufrichtige Freundschaft und Neigung für Dich in Frage zu stellen."

„Nun ja. Wenn Egoisten Freunde sein können, bist Du der Meinige gewesen."

„Ich bin es noch und jetzt mehr als je — denn auf

die Gefahr hin, ein paar Kugeln mit Dir wechseln zu müssen, will ich Dich vor einer unwürdigen Verbindung warnen."

„Mein Herr!" rief Hektor aufbrausend.

„Ruhe! Ruhe! Wir kommen früh genug dazu, uns die Hälse zu brechen. Ich nannte eine eheliche Verbindung mit Deiner Maitresse Deiner unwürdig und nehme mein Wort nicht zurück — denn Fräulein Bertha ist nichts weiter als eine alltägliche Courtisane.

„Beweise! Beweise!" rief Hektor zähneknirschend.

„Ich hoffe, daß diese Beweise genügen dürften," erwiederte mit eisiger Kälte der Baron, indem er seinem Freunde das erkaufte Porträt und das erlistete Briefchen reichte.

Hektor warf einen Blick auf das Bild und das Siegel des Briefes und wurde bleich wie der Tod.

Mit zitternden Händen entfaltete er das zierliche Billet und las:

„Mein innigstgeliebter Hermann! Zwei unendlich lange Tage habe ich Dich nicht gesehen. Ich schicke Dir mein Bild, damit es Dich an Deine arme Bertha erinnert, die mit sehnsuchtsvollem Herzen Deiner harrt. Karge nicht so mit der Zeit und eile bald in die Arme Deiner Dich ewig liebenden Bertha."

Es war ihre Handschrift — ihr Siegel — ihr Bild — Hektor konnte nicht zweifeln an dem Verrath und sank vernichtet in ein Fauteuil.

„Ich habe Dich betrogen, mein armer Freund —

aber ich mußte es Dir gestehen, um Deine Ehre zu retten. Du kennst mich — ich bin jung — leichtsinnig — lebenslustig und pflücke jede Blume, wenn sie auch im Garten eines Freundes blüht. — Uebrigens darf ich mich dieses Sieges nicht rühmen, denn die junge Dame hat ihn mir wahrlich so leicht als möglich gemacht."

„Fort, um die Schlange zu zertreten!" rief Hektor.

„Hahahaha! Willst Du Dich zur Zielscheibe des Spottes machen? Eine ertappte treulose Maitresse würdigt man keines Wortes, wirft ihr lachend einige Zehrpfennige zu und gibt ihr den Rath, ihr Glück weiter zu suchen. Aber ihr Stubenmädchen hat eine derbere Lektion verdient, denn es hat etwas zu dienstwillig den postillon d'amour gespielt. Trug es mir doch sogar gestern Porträt und Brieschen ins Kasino nach. Nun, verlangst Du Satisfaktion, mein armer Freund?"

„Nein, nein! Wie schmerzhaft die Operation auch war — der Blinde dankt Dir, daß Du ihm den Staar gestochen. Lebe wohl! Wir werden uns lange — lange Zeit nicht wiedersehen."

Es kam, wie der schlaue Baron vorausgesehen.

Das listige Stubenmädchen hatte seine Rolle ganz nach Vorschrift gespielt.

Hektor würdigte seine Maitresse keines Vorwurfes — verabschiedete sie durch ein paar kalte förmliche Zeilen — wies ihr eine ziemlich bedeutende Summe an und verließ abermals die Residenz.

Keiner seiner Freunde und Bekannte wußten, wohin er seinen Weg genommen.

Und die arme verstoßene Bertha?"

Auch sie war plötzlich verschwunden, Arm wie eine Bettlerin hatte sie das Hotel betreten — und arm wie eine Bettlerin hatte sie es verlassen. Die Anweisung des Bankiers fand man zerrissen auf ihrer Toilette und kein Mensch in der ganzen Stadt wußte zu sagen, wohin sich die schöne Maitresse des Bankiers von Lilienfeld zurückgezogen hatte, und was aus ihr geworden.

Zwanzigstes Capitel.

Der Tod einer fidelen Wienerin.

In dem zweiten und dritten Jahrzehend dieses Jahrhunders war das einfache Leopoldstädter Theater noch nicht zum stattlichen Carl-Theater erhoben.

Es hatte noch keine Stückchen, sondern Stücke — keine Berliner Schnacken, sondern Wiener Possen in seinem Repertoir.

Politische Demonstrationen hatten den harmlosen Spaß noch nicht von der Bühne gedrängt — das attische Salz noch keinen Gaumen geätzt, und noch kein Levassor

sein exotisches Gewächs an die Ufer der Donau geschwärzt.

Die harmlosen gemüthlichen Wiener konnten nur lachen damals — sie hatten noch nicht johlen gelernt.

Die Dichter hatten noch Ehrfurcht vor dem Unglücke des Vaterlandes und machten ihre verdienstvollen Staatsmänner und ihre heldenmüthigen Armeen noch nicht lächerlich nach erfolglosem Rath oder verlorener Schlacht.

Raimund, Schuster, Korntheuer, Lang, Therese Krones, Carl, Scholz u. A. hieß das neckische fröhliche Völkchen, das von der Bühne herab das alte Wien erheiterte und belustigte, aber nicht zum tollen Tarantel-tanze zwang durch den Stich des höhnenden Zeitgeistes.

Ja, es war ein neckisches fröhliches Völkchen, das damals die Bühne beherrschte — aber dieses Völkchen selbst beherrschte kein gütiger Titus, wie später Johann Nestroy — sondern diesseits der Donau ein geiler Caligula wie Carl, und jenseits der Donau ein zähnefletschender Nero, der Steinkeller.

Rudolf Steinkeller, so hieß nämlich der Tyrann der Leopoldstädter Bühne, der täglich neue Gesetze diktirte, um die Lieblinge des Volkes auf die moralische Folterbank zu strecken.

Raimund verlor seine Pantasie — Schuster seine Geduld — Korntheuer, Lang Tomaselli ihren Humor —

und Therese Krones den Rest ihrer Gesundheit unter diesem barbarischen Regiment.

Therese Krones, diese so liebenswürdig leichtsinnige Sylphide — diese wunderbare Blume, die in ihrem Kelch sich Käfer aller Art berauschen ließ, und sich dennoch bis zu ihrem letzten Athemzuge ihren poetischen Duft bewahrte, welkte lächelnd dem Grabe zu.

Armes junges Herz!

Der Herr Kreismarschall von Mohilev, der dort am Rabenstein schläft nächst der Spinnerin am Kreuz, hat das arme junge Herz gebrochen.

Aber wer sah es der ewig lustigen Therese Krones an, daß ihr der bleiche Engel mit der umgekehrten Fackel auf der Ferse war, und ihr immer näher und näher rückte mit jedem Tage.

Die reizende Sylphide entfloh dem Vaterhause an der Donau, um an der Wien noch einmal ihre Schwingen zu entfalten.

Aber sie fand auch im Reiche Caligulas den Humor nicht wieder, den sie im Reiche Nero's verloren.

Endlich zog sie sich ganz von der Bühne zurück — sie sehnte sich nach einer kurzen Ruhe — ach, sie sollte keine kurze, sie sollte die ewige Ruhe finden.

Eines Morgens stürmte Lang, ein junger Schauspieler des Leopoldstädter Theaters, in höchster Aufregung in das Zimmer unseres Helden Wenzel Scholz.

Da dieser blonde junge Mann uns auf unserem Wege durch die Jahrzehnde wahrscheinlich wieder be-

gegnen wird — erlaube ich mir, ihn meinen freundlichen Lesern, nach guter alter Sitte, mit einigen empfehlenden Worten vorzustellen.

Schon im Jahre eintausend achthundert fünf und zwanzig trat Johann Baptist Lang in den Verband des Leopoldstädter Theaters — wurde später Raimund's intimster Freund und gelehrigster Schüler, und Fleiß und Talent stellten ihn bald in die erste Gruppe der Matadore dieser Volksbühne. Er spielte die Rollen Raimund's zur Zufriedenheit des Meisters und des Publikums, und das war für den jungen Rekruten wahrlich kein kleiner Triumph.

Bald darauf verließ er diese Bühne, machte Kunstreisen — gründete sich einen ehrenvollen Ruf in ganz Deutschland, und wurde nach ein paar Jahren als Regisseur und Gesangskomiker wieder in den Kreis seiner alten Kollegen zurück berufen.

Jeder, der der Volksbühne nahe steht, weiß, daß Johann Baptist Lang der tüchtigste und unermüdetste Regisseur, Zoll für Zoll eine grundehrliche Haut, und allen seinen Kollegen der treueste und wackerste Gefährte war.

Mit dem unverdrehten Recht im ehrlichen Herzen und der ungeschminkten Wahrheit auf der deutschen Zunge, wurde er zwar nicht zum Kongreß der Weltbeglücker berufen — aber im Kongreß der Bühnenvorstände hat er stets eine hervorragende Rolle gespielt, — denn er war und ist Gott sei Dank noch ein intelligenter Kopf,

der, wie Wenige, das praktische Auge der Erfahrung besitzt.

„Grüß Dich Gott, junger Rappelkopf!" rief Scholz, seinem Freunde und Kunstgenossen freundlich die Hand bietend. „Aber was hast Du denn? Du siehst ja aus, als ob Dir der Theatermeister wieder eine ganze Szene verdorben hätt'?"

„Nicht nur eine ganze Szene, ein ganzes Stück Kunstgeschichte, will uns der große Theatermeister dort oben verderben. — Zieh Deinen Rock an Wenzel, und begleite mich!"

„Wohin?"

„Zu einem Sterbebette."

„O mein Gott!"

„Unsere Krones möcht auch heute von Dir Abschied nehmen."

„Ach meine liebe Resi! Also ist's wirklich Ernst—?"

„So ernst, daß sie schwerlich den Abend erleben wird."

Lang wischte sich eine Thräne aus den Augen, und Scholz zog ernst und schweigend seinen Oberrock an.

Beide Freunde fuhren ohne ein Wort mit einander zu wechseln in die Leopoldstadt zum Hause „zur Weintraube," in welchem die junge sterbenskranke Künstlerin noch immer wohnte.

Als Scholz und Lang in's Zimmer der Sterbenden traten, fanden sie Raimund, Schuster und andere Mit-

glieder des Leopoldstädter Theaters zur „Abschieds-Visite“ versammelt.

Therese Krones lag, eitel bis zur letzten Lebensstunde, in einer blendend weißen Spitzenrobe in ihrem Bette.

Die Sterbende war die Einzige, welche plauderte — die Einzige, welche lächelte — die einzige „Fidele“ unter den „Dasigen.“

„Grüß Dich Gott, Wenzel!“ sagte sie freundlich, indem sie unserem Freunde die bleiche abgemagerte Hand entgegenstreckte. „Ich hab Dich noch einmal anschauen wollen in meinem alten Quartier. — Der Hausherr dort oben hat's mir gekündigt. Morgen logir ich schon „im blauen Haus,“ wenn Du mich heimsuchen willst.“

„Geh, geh — plausch nicht so närrisch!“ antwortete Scholz, mit Mühe seine Bewegung bekämpfend.

„Na, was ist's denn weiter alter Spezi? Ausziehn muß ich — es ist jetzt nur die Frage, ob ich künftig in einem blauen oder schwarzen Boudoir Toilette machen werde. Ich glaub alleweil —“

„Red' nicht soviel, Resi, der Doktor hat's verboten,“ unterbrach sie Raimund. „Nimm ein Schluck Medizin und schau, daß Du ein wenig einschlummern kannst.“

„O, laßt mich doch noch wachen unter Euch — ich komm' ja so zum Einschlummern fruh genug. — Und macht mir keine so melancholischen Gesichter, Ihr wißt ja, daß ich die nicht leiden kann. — Ich erwart' den geistlichen Herrn, der mir den Reisepaß in die Ewigkeit

ausstellen soll — sonst ließ ich gleich ein paar Flaschen Champagner bringen, um den Katzenjammer zu vertreiben. — Ach, Champagner! — Ein paar Tröpferl tränk ich jetzt noch mit Gusto."

Die Anwesenden blickten sich einander an und lächelten wehmüthig über diesen Humor am Rande des Grabes.

„Sagt mir Leut, hab' ich mich sehr verändert? Gelt, ein bissel sauber bin ich noch immer?"

„Bildsauber!" antwortete Scholz.

„Du blühst wie eine Rose, aber wie eine weiße, natürlich," fügte Raimund hinzu. —

„Das freut mich. — Laßt mich nur recht aufputzen, daß ich den Wienern auch jetzt noch gefall, wenn sie mich anschaun kommen. — Und einen Kranz muß ich auch haben — keinen grünen Jungfernkranz — nur einen schönen frischen Blumenkranz."

„Sie will sogar nach ihrem Tod noch Putzgredl sein!" brummte Raimund in den Bart. —

„Und jetzt reicht mir Eure Händ — Alle — und sagt mir — bin ich meinen Kollegen eine gute Kameradin gewesen?"

„Die beste, Resi, die beste!"

„Ihr beiden Rappelköpf, Raimund und Lang, habt Euch zwar oft über mich geärgert, wenn ich auf der Prob ein wenig zu lustig war — aber nicht wahr, Ihr verzeiht mir's?".

„Närrisches Mädel!" antworteten trübe lächelnd die beiden Regisseure.

„Ich müßt lügen, wenn ich sagen wollt, daß ich gern sterb. — Ach, es ist traurig, wenn man so jung schon von der Welt scheiden muß. — Das Leben ist so schön — und gar das Leben in der Wienerstadt — und erst die Männer — die Männer — ach Gott, ach Gott, wenn's nur dort oben auch saubere Männer gibt!"

„Ich werd' dich gleich ausbrummen, wenn Du noch keine Ruhe gibst," polterte gutmüthig Raimund, „Du wirst sobald noch nicht sterben — und wenn Du einmal stirbst, woll'n wir ein paar saubere Stutzer zu Dir in den Sarg legen."

In diesem Augenblick läutete das Glöcklein, und der Priester trat mit den Chorknaben in's Zimmer.

Die Anwesenden wollten sich zurückziehen.

„Bleibt, bleibt!" sagte Therese Krones. „Meine Sünden sind nicht so zahlreich und schwer, daß Ihr nicht meiner Beichte beiwohnen könnt. — Geistlicher Herr, ich bin immer eine Freundin großer Gesellschaften gewesen. — Sie erlauben schon, daß meine Kollegen mit anhören, was wir mit einander zu reden haben."

Der Diener des Herrn nickte scheigend mit dem Haupte und schickte sich zu seiner heiligen Sendung an.

„Alle meine Sünden geistlicher Herr sind die, daß ich ein zu lustiges Mädel, eine zu fidele Wienerin gewesen bin und die Männer gar so gern gehabt hab' — aber nur die saubern, die andern nicht. Das muß mir der liebe Gott schon verzeihen — warum hat er die saubern Männer erschaffen und mir gar so ein gefühlvolles

Herz gegeben? Sonst hab' ich nichts Böses gethan. Schwach war ich, sehr schwach, aber nicht schlecht — immer eine gute Christin — hab' fleißig die Kirchen besucht — den Armen Gutes gethan — mit meinen Kollegen in Eintracht und Frieden gelebt — meine Rollen gut studirt und meinem lieben Publikum nach Kräften Vergnügen gemacht jeden Abend."

Diese sonderbare Beichte lockte ein leichtes Lächeln auf die Lippen des Priesters, für den das Leben ausnahmsweise nicht nur eine ernste, sondern auch eine heitere Seite hatte.

Mit dem Erdenwallen der jungen Künstlerin vertraut genug, war er überzeugt, daß sie ein aufrichtiges und umfassendes Geständniß ausgesprochen.

Er richtete noch einige Fragen an sie, die sie lächelnd und freimüthig beantwortete — endete seine Funktionen und schied mit einem milden Segensspruch von der Sterbenden.

Eine kurze Pause folgte auf diese kurze fast humoristische, aber dennoch ergreifende und erhebende Feierlichkeit.

Therese Krones hatte mit Gott gesprochen — und er hatte den Tod nicht als grinsendes Gerippe, sondern als lächelnden Friedensengel zu ihr gesendet.

Sie richtete sich zur Hälfte im Bette auf — neigte horchend den Kopf und legte, Schweigen gebietend, den Finger auf den Mund.

Ihre Wangen erglühten fieberhaft — ihre Augen leuchteten und dicker Schweiß bedeckte ihre Stirne.

Ihre Lippen bewegten sich — sie lispelte unverständliche Worte im Delirium.

„Es ist die letzte Scene — bald wird der Vorhang fallen," murmelte Raimund.

„Schaut nur — schaut," — flüsterte die Sterbende — „wie groß ist Gott und wie so winzig klein seid doch Ihr Menschen! Er reicht mir freundlich seine Hand und zürnt mir gar nicht, weil ich so ein verliebtes Mädel gewesen bin — und Ihr, Ihr bösen Menschen konntet mir das nie verzeihen! — Horcht — horcht — Musik — sie spielen lustig auf — aha, sie wissen schon, daß eine fidele Wienerin kommt."

Ihre Augen funkelten in jenem unheimlichen matten Glanz, den ich den Herold des Todes nennen möchte.

Die Anwesenden erkannten diesen Herold in seiner schwarzen glänzenden Rüstung und jedes Herz erbebte vor diesem traurigen Gast.

„O — o — der kalte eisige Nebel —" lispelte die Sterbende — „es wird Nacht — Nacht — ein schwarzer Flor senkt sich über mich — Raimund — lieber Raimund — Deine Jugend muß Dich verlassen."

Sie sank in die Polster zurück und sang mit leiser kaum vernehmbarer Stimme:

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergeh'n!"

Und wie der letzte Ton erstarb auf ihren Lippen, starb sie selbst — und der alte Wiener Humor vergoß seine erste bittere Thräne an der Leiche — einer fidelen Wienerin.

Einundzwanzigstes Capitel.

Nestroy in Wien.

Im Sommer des Jahres 1831 hatte der Direktor des Theaters an der Wien in seinem Direktionszimmer eine sehr wichtige und geheime Konferenz mit seinem Sekretär Franz.

„Sie müssen heute noch eine kleine Geschäfts- oder vielmehr Observationsreise antreten, Herr Franz," sagte Carl.

„Wohin befehlen der Herr Direktor?"

„Nach Graz."

„In Theaterangelegenheiten?"

„Ganz recht. Aber merken Sie wohl, es ist eine diplomatische Sendung. — Bei Ihrer Schlauheit und Verschwiegenheit habe ich nichts weiter zu sagen."

„Ich erwarte aber dennoch nähere Instruktionen, Herr Direktor."

„Es ist seit mehreren Jahren ein Komiker, Namens

Johann Nestroy bei der Grazer Bühne engagirt, der mir von verschiedenen Seiten sehr warm empfohlen ist."

„Er soll nicht nur ein vortrefflicher Gesangskomiker sein, sondern mit Glück sich auch als Dichter versucht haben."

„Ich möchte den jungen Mann engagiren — aber so billig als möglich — darum darf er meine Absicht nicht errathen."

„Bewahre!" bemerkte pfiffig der schlaue Sekretär. „Dergleichen Leute müssen uns aufsuchen — suchen wir sie auf, machen sie augenblicklich die überspanntesten Prätensionen."

„Nestroy's Kontrakt mit der Grazer Direktion ist abgelaufen und er beabsichtigt in den nächsten Tagen nach Wien zu kommen, um bei der Direktion des Hofoperntheaters ein Engagement als Buffo zu suchen. Das müssen wir hintertreiben."

„O, nichts leichter als das. Ich habe schon mehr dergleichen Kunststückchen gemacht."

„Hören Sie mich. Sie reisen nach Graz, angeblich, um den zärtlichen Vater oder den jugendlichen Liebhaber für meine Bühnen zu engagiren. — Sie machen wie zufällig die Bekanntschaft mit Nestroy — hören, daß er Graz verlassen und sich eine kurze Zeit in Wien aufhalten will — bitten ihn bei dieser Gelegenheit in Ihrem Benefice im Josefstädter Theater mitzuwirken —"

„In meinem Benefice?" rief freudig überrascht der Sekretär.

„Ja, ich bewillige Ihnen den halben Ertrag einer Vorstellung, vorausgesetzt, daß Sie Nestroy zu einer Gastrolle in derselben gewinnen — damit ich das Talent des jungen Mannes selbst beurtheilen kann, ohne ein Opfer zu bringen. Sie machen also in unserem gegenseitigen Interesse die Reise nach Graz. Darum keine Zeit verloren und Glück auf den Weg. Ich habe Ihnen bei meinem Kassier Held das nöthige Reisegeld angewiesen."

Eine halbe Stunde später war der Sekretär Franz schon auf der Reise nach Graz.

Wir aber eilen ihm voraus, um zu erfahren, ob die Wunden unsers Freundes schon geheilt sind, die ihm vor drei Jahren ein treuloses Weib und eine unglückliche Himmelsbraut geschlagen.

Ei versteht sich! Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!

Der Humor ist ein Arzt, der nur für das wunde Herz des Künstlers einen Wunderbalsam hat.

Im Winter des Jahres 1831 debutirte eine junge kaum sechzehnjährige Sängerin in der Oper der Grazer Bühne.

Ihre empfehlende jugendliche Gestalt — ihr hübsches Gesichtchen — ihre frische klangvolle Stimme — ihr lebhaftes munteres Spiel und ihre natürliche zwanglose Bewegung erwirkten ihr schon nach dem ersten Debut ein ganz anständiges Engagement — aber das

kluge Mädchen ließ sich in keine kontraktliche Verbindung ein.

Nun, und der Name dieser talentvollen jugendlichen Sängerin?

Es war Marie Weiler, die wir als dreizehnjähriges Kind an der Wiege des kleinen Gustel kennen gelernt haben — dasselbe allerliebste kleine Mädchen, das Nestroy mit ein paar Entreekarten in die Oper damals so unaussprechlich glücklich gemacht hatte!

Aus dem dankbaren Kinde war eine dankbare Jungfrau geworden.

Niemand freute sich mehr als Marie Weiler, wenn Nestroy so recht con amore spielte und von dem Publikum mit jubelndem Beifalle ausgezeichnet ward.

Und Niemand war trauriger als Marie Weiler, wenn Nestroy den ganzen Tag im Kaffeehause steckte und sein Geld verspielte, die Nächte in lustigen Gesellschaften durchwachte und immer schon am nächsten Morgen nach dem Gagetage arm wie eine Kirchenmaus war.

Aber Niemand war auch wieder lustiger als Marie Weiler, wenn sie ihre alte Nachbarin besuchte, mit dem kleinen Gustel allerlei Schnickschnack trieb, ihn herzte und küßte — und roth wie mit Blut übergossen wurde, wenn sie zufällig einmal von Nestroy bei diesem Possenspiel überrascht ward.

Ei nun, sie mußte wohl roth werden, denn dergleichen Dummheiten schickten sich für ein sechzehnjähriges Mädchen nicht mehr, das schon die Zerline, die Papa-

gena und andere verliebte Persönlichkeiten in der Oper spielte.

Und Nestroy.

Nun, Nestroy fing langsgm zu bemerken an, daß die hübsche Papagena schon einen Papageno brauchen könnte und daß es ihr weit besser anstünde, ein kleines sechs Wochen altes Püppchen, als einen dicken dreijährigen Jungen zu hutschen.

Kurz und gut, er verliebte sich in die schöne Marie.

Und sie?

Ach, der Longimanus steckte ihr schon lange im Herzen und sie merkte es nicht einmal.

Man glaube aber ja nicht, daß die junge Sängerin unserem Freunde gleich in die Arme sank, als es zu einer Erklärung kam.

O weit gefehlt!

Er mußte oft, sehr oft von Liebe sprechen, bis sie ihm endlich nicht mehr entsprang und wenigstens Gehör schenkte.

„Liebe Marie," sagte Nestroy eines Morgens, als sich die jungen Leutchen zufällig auf der Promenade fanden, „ich habe mein Engagement gekündigt, will mein Glück in Wien versuchen und werde mit Ende Juli Graz verlassen."

„So bald schon?" rief das Mädchen erschrocken.

„Mit Ende Juli — aber bei meiner Ehre, ich laufe morgen schon davon, wenn Sie mir nicht endlich eine ehrliche Antwort auf eine ehrliche Frage geben. — Zum

neunundneunzigsten Mal, ich liebe Sie — darf ich auf Gegenliebe hoffen?"

Die junge Sängerin blickte schweigend vor sich nieder. Ihr Busen hob sich schneller und das bewegte Herz schickte ein paar Thränen in die großen blauen Augen.

„Neunundneunzigmal habe ich gefragt — wohlan, ich will das Hundert voll machen," fuhr Nestroy fort. „Das Glück der Liebe hat mir bis jetzt noch keinen Kranz gewunden — wollen Sie die Blumen dazu liefern?"

„Ich darf ja nicht, mein Gott! ich darf ja nicht!" antwortete das Mädchen leise.

„Nun ich darf nicht, höre ich lieber, als ich will nicht. Aber warum dürfen Sie nicht, liebe Marie?"

„Weil — weil —"

„Weil ich ein recht garstiger Bruder Liederlich bin, nicht wahr? Ich kann es Ihnen eigentlich gar nicht verdenken, wenn Sie nichts von mir wissen wollen."

„Das sage ich ja nicht!" rief das Mädchen lebhaft. „Aber — aber —"

„Nun aber —?"

„Sie sind ein guter Mensch, ein Mensch von seltener Herzensgüte, den ich achte und schätze —"

„Nur achten und schätzen?"

„Ist das nicht genug?"

„Von Ihnen möchte ich nicht nur geachtet und geschätzt, sondern auch ein wenig geliebt werden. Ist

denn das gar nicht möglich? Denken's ein klein's bisserl nach, liebe Marie."

„Wie Sie mich quälen!"

„Thut mir leid, aber ich muß Ihnen die Daumschrauben ansetzen, um Sie zum Geständniß zu foltern. Heraus mit der Sprach, oder ich fang an zu schrauben! Spricht Ihr Herzerl nichts für mich?"

„Können Sie noch immer fragen?" rief das Mädchen hingerissen und innig. „Daß ich Sie liebe, von ganzer Seele liebe, müssen Sie ja längst schon aus meinen Augen gelesen haben."

„Viktoria! Wie gut es ist, daß unter den Verliebten die Folter noch nicht abgeschafft ist!"

„Sie wissen jetzt, daß ich Sie liebe, aber —"

„Noch ein Aber? Jetzt gibt's kein Wenn und kein Aber mehr für mich!"

„Aber für mich. Wohin soll diese Liebe führen? Das Schicksal hat eine Scheidewand zwischen unsere Herzen gebaut."

„Das thut nichts! Ich klett're hinüber. — Aha, ich errathe! Diese Scheidewand ist wahrscheinlich die schöne Madame Nestroy, nicht wahr?"

„Die Ehe ist ein heiliges Band."

„Ihr Strumpfband ist mir heiliger als mein Eheband."

„Abscheulich!"

„Meine Frau hat mich vor drei Jahren betrogen, verrathen, ist mit Einem ihrer Liebhaber davongelaufen

und seitdem wie eine Münze aus einer Hand in die andere gefallen. In den drei langen Jahren hat sie sich nicht einmal mit einem einzigen Wörtchen um das Schicksal ihres Kindes bekümmert. Lebt solch ein Weib, solch eine Mutter noch für mich und meinen Sohn? Kann mir ein solches Eheband noch heilig sein?"

Marie Weiler schwieg. Sie fand keine Antwort auf die Frage.

„Seit zwei Jahren bin ich von meinem Weibe gerichtlich geschieden. — Soll ich nun dafür, daß ein leichtsinniges Weib mein Vertrauen getäuscht, allein und einsam durch ein liebeleeres Dasein wandeln? Wollen Sie mir entgelten lassen, was eine pflichtvergessene Gattin und Mutter an mir und meinem Kinde verschuldet?"

„Nein, nein!" rief das junge Mädchen von seinem Gefühle überwältigt, indem es sich unserm Freunde in die Arme warf. „Nehmen Sie mich hin! Ich will Ihnen eine treue liebende Freundin sein, wenn ich auch nicht Ihr treues liebendes Weib werden kann!"

„Meine gute liebe Marie! Wie unaussprechlich glücklich wirst Du mich machen!"

„Auch ein wenig solid, hoffe ich," erwiederte lächelnd das Mädchen, „denn ich bin eine gute und strenge Wirthschafterin, lieber Nestroy. Aber es soll Ihr Schade nicht sein, wenn ich das Ihrige zu Rathe halte."

„Ja, ja, es wird nothwendig sein, wenn Du das Pantoffelregiment bei uns einführst."

Noch an demselben Tage bezog die junge Sängerin

Nestroy's Wohnung und sein Gustel hatte richtig das junge hübsche Mütterchen bekommen, wie der Herr Papa vor drei Jahren scherzend das kleine muntere Mädchen nannte.

Und somit wurde eine Art von Civilehe geschlossen, die schon seit Jahrhunderten auf den Brettern, die die Welt bedeuten, stillschweigend und ohne Opposition geduldet wird.

Es war eine innige, kluge und dauernde Verbindung — und Nestroy hat sie nie zu bereuen Ursache gehabt.

Die hübsche Marie wußte schnell eine andere Hausordnung einzuführen.

Für's Erste opferte sie ihre Sparpfennige, um Nestroy mit seinen Gläubigern zu arrangiren.

Dann suchte sie ihn sehr geschickt und vorsichtig seinen „fidelen Brüderln" zu entziehen, und ihn immer mehr und mehr an den häuslichen Herd zu fesseln.

Excessirte er noch hin und wieder, machte sie ihm keine Vorwürfe — kam er spät nach Mitternacht nach Hause, fand er sie noch vor einem Buche oder am Stickrahmen sitzend und wurde aufs freundlichste von ihr empfangen — hatte er sein Geld verspielt, streichelte sie ihm tröstend die Wangen und versprach recht zu kargen und zu sparen, um den Schaden zu ersetzen.

Kurz und gut — der Bruder Liederlich wurde mit so feinem weiblichen Takt geleitet, daß er, eh' er sich's

versah, am Gängelbande des klugen Mädchens hing und wie ein frommes Kind von Mutterhand sich führen ließ.

So kam der Juli und mit ihm der Austritt Nestroy's aus dem Verbande des Grazer Theaters.

Nach seiner vorletzten Rolle soupirte er mit seiner Marie und seinem Gustel im Gasthofe „zur Kaiserkrone.“

Er saß noch nicht lange bei Tische, als sich ihm artig grüßend ein untersetzter junger Mann mit stattlichem schwarzen Backenbart näherte.

Es war Herr Franz, der pfiffige Sekretär des noch pfiffigern Schauspieldirektors Carl.

„Ich bringe Ihnen Freundesgruß aus Wien, Herr Nestroy,“ sagte Franz, indem er am Tische der kleinen Gesellschaft Platz nahm, „und brauche Ihnen wohl nicht den Namen dieses Freundes zu nennen, wenn ich mich Ihnen als Sekretär des Theaters an der Wien vorstelle.“

„A — von meinem Wenzel! Meinen besten Dank, Herr Sekretär!“

„Er freut sich herzlich, Sie recht bald in Wien willkommen zu heißen, und stellt Ihuen zwei Zimmer seiner Wohnung zur Verfügung.“

„Gott soll mich bewahren! Ich habe zu viel Respekt vor seiner Xantippe!“

„Ja, Madame Scholz ist ein böse Sieben, wie man zu sagen pflegt!“ stimmte der Sekretär lachend bei.

„Sie sind wahrscheinlich in Theatergeschäften in Graz, Herr Sekretär?“ frug Marie.

„Zu dienen, mein Fräulein. Ich sollte Herrn Karschin als zärtlichen Vater für unsere Bühne engagiren — aber er stellt Bedingungen, in die ich nicht eingehen kann, wenn ich meine Vollmacht nicht überschreiten will.“

„Ihre Vollmacht wird wahrscheinlich lauten, dem zärtlichen Vater die Gage einer Köchin zu bieten,“ bemerkte Nestroy, „denn Ihr Herr Direktor freut sich des Rufes, ein außerordentlicher Schmutzian zu sein.“

„Seine ersten Mitglieder haben nicht zu klagen über ihn — aber sein untergeordnetes Personal ist allerdings sehr karg bedacht,“ erwiederte Franz und fügte mit einem schweren Seufzer hinzu: „Leider zählt mein Herr Direktor auch mich zu seinem untergeordneten Personal.“

„Sie? Seine rechte Hand, die für ihn die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen muß.“

„Er wird seine rechte Hand verlieren — denn jeder Diurnist lebt sorgenloser als ich. — Meine Gage wäre nicht viel besser als die eines Choristen, wenn ich mir nicht kontraktlich ein Benefice gesichert hätte.“

„Im Theater an der Wien?“

„So glaubte ich — darum traf es mich wie ein Donnerschlag, als mir der Herr Direktor vor einigen Tagen anzeigte, mein Benefice sei unwiderruflich für nächsten Samstag im Theater in der Josefstadt bestimmt.“

„O Poveretto! Poveretto!“

„Kein Scholz — kein Kunst — keine Kneisel — ja, nicht einmal der Kläglich darf mir spielen. — Auch weiß ich nicht, wo ich in aller Eile ein neues Stück hernehmen soll?“

„O Sie unglücklicher Beneficiant!“

„Ich wüßte wohl einen Mann, der mir helfen könnte, wenn er wollte.“

„Ferdinand Raimund vielleicht?“

„Nicht Ferdinand Raimund — Johann Nestroy hieße dieser Freund in der Noth.“

„Ich? So ein unbedeutender Gaukler aus der Provinz?“

„O, Ihr Name hat auch in Wien schon einen guten Klang. — Alle, die Sie kennen, rühmen Ihre Kollegialität, Ihre Herzensgüte — üben Sie ein gutes Werk an mir, Herr Nestroy, vielleicht bringt es Ihnen Glück in Wien.“

„Was sagst Du dazu, Marie?“

„Kannst Du fragen? Habe ich Dir denn jemals abgerathen, einem bedrängten Kollegen die Freundeshand zu bieten?“

„Na, wenn Sie glauben, daß meinetwegen ein paar Menschen mehr in's Theater gehen, steh' ich Ihnen zu Diensten, Herr Sekretär.“

„Dank — tausend Dank!“ rief freudig der Beneficiant. „Ich darf also Ihre gefällige Mitwirkung vorläufig ankündigen lassen?“

„Ich hab' nichts dagegen — aber nur nicht zu stark Posaune blasen, und nicht mehr aus mir machen als ich bin. — Das Publikum könnt sonst mit zu gespannten Erwartungen in's Theater gehen und ich möcht nicht gleich abbrennen bei meinem ersten Debut."

„O — diese Bescheidenheit dokumentirt Ihr Verdienst. — Jetzt noch eine Frage, lieber Herr Nestroy. Wünschen Sie in einem Stücke aufzutreten, das den ganzen Abend füllt?"

„Was meinst Du Marie?"

„Ein großes Stück könnte zuviel Umstände machen. Ich würde Dir den „Dorfbarbier" und „Die sieben Mädchen in Uniform" anrathen."

„Vortrefflich! Beide Singspiele stehen auf unserm Repertoir."

„Also abgemacht. Ich spiele den Adam und den Sansquartier."

„Morgen sollen die Proben beginnen, damit Sie ein gerundetes Ensemble finden, wenn Sie eintreffen."

„Ja, ich bitt recht sehr, denn ich probire nicht gern oft. — Apropos, wie schaut's denn mit der Zensur aus in Wien?"

„O streng — sehr streng! Für jedes Extempore einen Tag Arrest."

„So? Da kann ich mich gleich auf ein paar Monat gefaßt machen nach den „Sieben Mädchen in Uniform."

„Nur gescheidt sein, lieber Nestroy!" bat Marie,

„Wien ist nicht Graz, wo Du übersprudeln darfst. — Die Wiener könnten Deinen Spaß nicht verstehen, oder Dir ihn übel nehmen — und dann hättest Du es mit dem Hofoperntheater für immer verdorben. Duport ist ein sehr strenger Direktor."

Sie plauderten noch ein halbes Stündchen über die Wiener Theaterverhältnisse — dann wünschten die Grazer ihrem Gaste eine gute Nacht und ein fröhliches Wiedersehen in Wien.

Vierundzwanzig Stunden später empfing die rechte Hand des Direktor Carl schon ihr Belobungsdekret und am nächsten Samstage kündigten die Affichen des Josefstädter Theaters zum Benefice des Sekretärs Franz Adler die Singspiele: „Der Dorfbarbier" und die „sieben Mädchen in Uniform," und Demoiselle Marie Weiler und Herrn Johann Nestroy, Mitglieder des ständischen Theaters in Graz als Gäste an.

Dieser Theaterzettel war für Direktor Carl ein großes Los, mit dem er mehr als eine Million gewinnen sollte.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Ein Kontrakt Caligula's.

Es war ein glänzender Erfolg, den Johann Nestroy und Marie Weiler mit diesem Gastspiel errangen.

Direktor Carl saß in seiner Loge, und nach den ersten Szenen stand sein Entschluß fest, das Künstlerpaar um jeden Preis für seine Bühne zu gewinnen.

Am Tage nach der Vorstellung, schon in frühester Morgenstunde, erschien Sekretär Franz in der Wohnung Nestroy's.

Nachdem er dem Komiker und der jungen Sängerin für ihre gefällige Mitwirkung in seinem Benefiz den besten Dank abgestattet hatte — warf er hin, daß Direktor Carl mit der Vorstellung außerordentlich zufrieden gewesen sei.

„Applaudirt und gelacht hat er wenigstens genug in seiner Loge,“ bemerkte Marie.

„So wird er von jeder vortrefflichen Leistung zu lauten Akklamationen hingerissen,“ antwortete Franz. „Er nennt Sie eine Spezialität unter den lebenden Komikern, Herr Nestroy, — denn Ihre Darstellungsweise ist originell und frei von jeder Imitation.“

„Gehorsamer Diener!“

„Welch eine glänzende Stellung könnten Sie sich als Komiker der Volksbühne gründen — und ich bedaure von Herzen, daß Sie sich der Oper zuwenden wollen, die ihrem seltenen Talent keinen Wirkungskreis bieten kann.“

„Das ist auch meine Meinung!“ rief lebhaft Marie.

„Aufrichtig gestanden, mir wär's auch lieber,“ sagte Nestroy, „aber Wien hat Komiker genug und zehnmal bessere als ich.“

„Sie würden sie Alle überflügeln oder wenigstens sehr glücklich mit ihnen konkurriren.“

„Na — wir wollen's abwarten, bis sich irgendwo ein Loch findet, in das ich hinein kriechen kann.“

„Mein lieber Herr Nestroy, Sie haben mir eine Gefälligkeit erwiesen, und es hat sich mir sehr schnell eine Gelegenheit geboten, Ihnen dankbar zu sein. — Sie wissen, daß Direktor Carl große Stücke auf mich hält — ich bin, so zu sagen, sein Ministerpräsident.“

„Allen Respekt, Euer Excellenz!“

„Carl wagt nichts zu unternehmen, ohne sich mit mir früher zu berathen — und wenn ich sage: thun Sie das oder das, — so thut er das oder das — denn er weiß, daß ich ein Direktionstalent besitze, wie, ohne mir zu schmeicheln, in ganz Deutschland kein zweites zu finden sein dürfte.“

„Meine ganze Hochachtung, Euer Excellenz!“

„Gestern nach der Vorstellung sagte ich zu ihm: Mein lieber Direktor — mein lieber Direktor — die

beiden Leutchen gefallen mir — engagiren Sie sie, mein lieber Direktor — Herrn Nestroy als Komiker neben Ihnen und Scholz und Fräulein Weiler als Soubrette und Lokalsängerin."

„Nun — und Direktor Carl?"

„Wenn ich sage: engagiren Sie die Leutchen, mein lieber Direktor, läßt sich seine Antwort leicht errathen," erwiederte wohlgefällig schmunzelnd die rechte Hand.

„Also war er nicht abgeneigt —"

„Er ist nie abgeneigt, wenn ich nicht abgeneigt bin."

„Meinen Sie, mein kluger Freund Franz?" sagte er, indem er mir sanft am Kinn krabbelte. Das ist nämlich seine Gewohnheit. Er krabbelt mir immer am Kinn herum, wenn ich ihm einen guten Rath gebe. Wir sind, wie immer, auch heute mit einander einverstanden, mein kluger Freund. — Haben Sie die Güte, Herrn Nestroy zu bitten, mich noch heute im Laufe des Vormittags mit seinem Besuche zu erfreu'n."

„Gut — ich werde gegen zwölf Uhr dem Herrn Direktor meine Aufwartung machen," sagte Nestroy.

„Aber ich werde Dich begleiten, denn allein laß ich Dich nicht gehen," bemerkte die kluge Marie. „Ich trau' Dir nicht, Du frommes Lamm, denn Herr Direktor Carl hat eine Suada, die Dir sehr leicht gefährlich werden könnte. Wenn er so zuckersüß mit Dir plaudert, unterschreibst Du blindlings seinen Kontrakt, und den

muß man aufmerksam durchbuchstabiren, wenn man nicht schauderhaft aufsitzen will."

„Hast Recht, mein Kind — ich stelle mich ganz unter das Kuratel."

„Fräulein Weiler ist eine sehr — sehr vorsichtige Dame!" bemerkte der Sekretär mit einem sauren Gurkengesicht, denn diese kluge weibliche Vormundschaft schien ihm nicht besonders zu behagen.

Herr Franz empfahl sich sehr artig, wenn auch ein wenig verstimmt. Er fürchtete, und nicht mit Unrecht, den Kontrakt abändern zu müssen, den er bereits fix und fertig in der Tasche hatte.

Als Nestroy und Marie Weiler in der Mittagsstunde das Direktionszimmer des Theaters an der Wien betraten, empfing sie Carl mit jener ihm eigenen Liebenswürdigkeit, die Allen, selbst seinen Gegnern imponirte.

„Sowohl Ihre ausgezeichnete Leistung, Herr Nestroy, als die Ihrer liebenswürdigen Lebensgefährtin," begann er nach den gewöhnlichen Begrüßungskomplimenten — „haben in mir den lebhaftesten Wunsch erweckt, Sie beide für die Kunstanstalten zu gewinnen, deren Vorstand ich bin. — Daß ich Talente würdig zu placiren weiß, ist den Künstlern und dem Publikum bekannt — Sie können also der ehrenvollsten Stellung gewärtig sein, falls unsere Unterhandlungen zu einem erwünschten Resultat führen."

„Das hoffen wir, Herr Direktor," erwiederte Nestroy, „denn Sie werden unsere Ansprüche nicht unbescheiden finden."

„Ich erwartete das von Ihrem Billigkeitsgefühl — denn Sie werden bedenken, daß mein Personale vollzählig und ich eigentlich nur meiner Sympathie für Sie, ein Opfer bringen will.“

„O, ein Opfer sollen Sie für uns nicht bringen!“ sagte Nestroy ein wenig empfindlich. „Auch wäre uns sehr wenig damit gedient, Ihrem Personale als Ueberzählige zugetheilt zu werden.

„Ei, Sie scheinen mich mißverstanden zu haben. Mein Institut ist kein Staatsbureau, das Ueberzählige besoldet. — Wenn ich Sie auch jetzt entbehren könnte, bin ich fest überzeugt, Sie werden sich in sehr kurzen Zeit mir unentbehrlich zu machen wissen. Nun, welchen Jahresgehalt beanspruchen Sie, wenn ich mir zu fragen erlauben darf?“

„Für mich zwölfhundert und für Fräulein Weiler tausend Gulden.“

„Barmherziger Gott!“ rief Carl entsetzt, indem er in seinen Fauteuil zurücksank.

Sekretär Franz, der an der Thüre stand, fing mit den Beinen zu zappeln an, und wollte schaudernd in sich zusammenbrechen.

„Ist Ihnen übel geworden?“ frug Nestroy naiv.

„Zwölfhundert Gulden! Tausend Gulden!“ hauchte Carl. „Aber wahrscheinlich haben Sie — — Wiener Währung gemeint?“

„Nein Münze, Silbermünze, Herr Direktor!“

„Silbermünze!!! Reichen Sie mir doch mein Riechfläschchen dort von der Toilette, Herr Franz!“

Und sie rochen abwechselnd beide, der Herr Direktor und seine rechte Hand.

„Die beiden Herrn scheinen sehr schwache Nerven zu haben,“ dachte sich Nestroy.

„Zwei und zwanzig hundert Gulden für ein einziges Paar!“ seufzte Carl.

„Münze!!!“ ergänzte die rechte Hand.

„Und zwei Benefice, und zwei Gulden Spielhonorar!“ fügte Nestroy phlegmatisch hinzu.

„Mein Herr Nestroy,“ sagte Carl, indem er sich in seiner ganzen Majestät erhob, „Sie scheinen von dem Gagenetat eines Wiener Theaters ganz eigene Begriffe zu haben, — sonst könnten Sie unmöglich so enorme Ansprüche macheu!“

„Die höchsten Staatsbeamten beziehen kaum einen solchen Jahresgehalt!“ meinte die rechte Hand.

„Wir bitten tausendmal um Verzeihung, Herr Direktor, daß wir uns so hoch über unsern Werth taxiren,“ sagte Marie Weiler, indem sie und Nestroy sich erhoben, — „und um uns für unsere Impertinenz zu bestrafen, empfehlen wir uns.“

„O nicht doch — nicht doch. Ich kann Ihnen nicht zürnen, wenn Sie Ihre Talente so gut wie möglich zu verwerthen suchen — aber ich bin ein Geschäftsmann, der die Ordnung seiner Bücher im Auge hat, und sich nicht mehr aufbürdet, als er zu tragen vermag. — Auf

Ehre — ich schneide mir in's Fleisch, wenn ich Ihnen die Hälfte von dem biete, was Sie beanspruchen — noch mehr, ich sichere Ihnen für das nächste Jahr eine verhältnißmäßige Zulage zu — wenn Sie dem Publikum konveniren."

„So werden wir uns im nächsten Jahre wieder anfragen," antwortete Nestroy, indem er nach seinem Hut griff.

„Bedenken Sie, daß Sie Ihr Glück verscherzen —"

„Der Herr Direktor bietet Ihnen ja eine brillante Gage, lieber Herr Nestroy," sagte süß die rechte Hand.

„Es freut uns, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Herr Direktor."

„Wie? Sie wollen die Unterhandlung ganz kurz abbrechen?"

„Wir haben Ihnen unser Ultimatum gesagt."

„Ich muß Ihnen bemerken, daß ich sehr eigensinnig bin. — Ich pflege eine abgebrochene Unterhandlung nie zum zweiten Mal anzuknüpfen."

„Wir würden verzweifeln, Herr Direktor — aber von unsern Bedingungen weichen wir nicht ein Haar breit ab. — Wenn ich mich auch billiger geben wollte — meine kleine Haushofmeisterin erlaubt' mir's nicht. Wir empfehlen uns!"

„Gehorsamer Diener!"

„Eilen Sie ihnen nach!" flüsterte Carl seiner rechten Hand zu, als Nestroy und Marie Weiler kaum das Direktionszimmer verlassen hatten. „Und wenn sie ihren

Weg in's Opernhaus nehmen, halten Sie sie zurück, und sagen Sie ihnen, daß ich mich anders entschlossen habe, und auf alle mir gestellten Bedingungen eingehe. Ja, wenn sie diese auch noch höher schrauben sollten — thut nichts, — Sie haben den strengsten Auftrag, sie in jedem Falle wieder zu mir zurückzuführen. — Eilen Sie — ich mache Sie für die Folgen verantwortlich."

Es kam, wie Carl gefürchtet und gehofft.

Nestroy und Marie Weiler schlugen richtig den Weg in's Opernhaus ein, und wurden kaum zwanzig Schritte von demselben von Franz ereilt, der seine ganze Beredsamkeit aufbot, sie zur Rückkehr zu bewegen.

Eine halbe Stunde später waren Johann Nestroy und Marie Weiler Mitglieder des k. k. pr. Theaters an der Wien.

Sie schloßen vorläufig nur einen Jahreskontrakt ab.

Direktor Carl hatte ihnen zwar einen sechsjährigen Kontrakt vorgelegt, und Nestroy hatte schon die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen — aber Marie Weiler ließ die sechs Jahre auf ein Jahr reduziren — und die Folge wird es beweisen, wie wohl das kluge Mädchen daran gethan.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Eine arme Nähterin.

Wenn unserm Wenzel Scholz in Nestroy auch ein sehr gefährlicher Rivale zur Seite gestellt wurde, war er doch herzlich froh, wieder mit einem so treu bewährten Freunde und Kollegen vereint wirken zu können.

Er beneidete ihn um nichts, als um seine hübsche, kluge und freundliche Marie. O, welch ein Unterschied zwischen dieser Marie und seiner Toni!

Jene eine sanfte Fee — diese eine keifende Trude!

„Ach," sagte er eines Tages zu Nestroy, „wie jammerschade, daß mir mein Weib so fürchterlich treu ist! Wie glücklich wäre ich, wenn sie mir auch mit einem Liebhaber davon lief, wie Dir die Deinige — vielleicht fänd' ich auch so einen glänzenden Ersatz für sie. Es ist mir, als ob ich des Teufels Großmutter geheiratet hätt'!"

„Ist sie denn gar so böse?"

„Geprügelt hat sie mich noch nicht — aber ich schmeichle mir, auch dieses häusliche Glück noch zu genießen."

„So steht's mit Dir?"

„O, noch viel schlimmer. — Ich wandle herum wie

der ewige Jude, und bin überall zu Hause, nur zu Hause bin ich nicht zu Hause."

„Armer Wenzel!"

„Ich hätte große Lust durchzugehen, aber nicht allein. — Wenn ich eine junge saubere Reisegefährtin fände. —"

„Engagire Dir eine Choristin des Theaters an der Wien."

„O, pfui Teufel! Die Jüngste von ihnen könnte meine Mutter sein!"

„Gib den Gedanken ans Durchgeh'n auf, mein lieber Wenzel! Schon auf der nächsten Station hätten sie Dich beim Kragen, denn Direktor Carl ist der beste Polizeimann in Wien. — Du hast einmal in den sauren Apfel gebissen, also beiß weiter, bis Du ihn ganz hinuntergewürgt hast."

„Es ist kein saurer Apfel — sondern ein Gallapfel, an dem ich ersticken werde."

Die beiden Freunde promenirten auf der sogenannten Laimgrube, als sie das Gespräch mit einander führten.

Indem sie in die Kothgasse einbogen, eilte ein junges Mädchen, ärmlich aber nett und reinlich gekleidet, mit einem Päckchen unter dem Arm an ihnen vorüber, und schlüpfte in das kleine Gewölbe einer Putzmacherin hinein.

Unsere Helden hatten gleichzeitig einen Blick auf

das Mädchen geworfen — blieben in höchster Ueberraschung stehen und sahen einander fragend an.

„Sie war es!“ rief Nestroy.

„Unser Blumenmädel, so wahr ich leb’!“ bestätigte freudig Scholz.

„Aber wie wäre denn das möglich? — Die vergötterte Maitresse des reichen Bankier von Lilienfeld eine Putzmacherin, Grisette oder so was dergleichen.“

„Wie? Du hast noch nichts von dem Schicksal unseres lieben Blumenmädels erfahren?“

„Kein Wort!“

„Der Bankier hat seine schöne Maitresse schon vor drei Jahren verstoßen, und Niemand weiß bis zur Stunde, wohin sie gekommen und was aus ihr geworden ist. — Ich habe mehr als hundertmal bei ihrer Mutter nach ihr gefragt — aber die alte störrische Jüdin hatte nur eine Antwort für mich: Sie ist todt — Gott sei Dank, sie ist todt!“

„Na, wenn sie todt ist, kann sie keine Putzmacherin sein. Vielleicht hat uns eine zufällige Aehnlichkeit getäuscht, und wir haben uns beide geirrt.“

„Davon können wir uns ja überzeugen, wenn wir warten, bis das Mädchen den Laden verläßt.“

„Noch besser, wir gehen hinein und kaufen uns ein Dutzend Halskrägen oder Manchetten.“

Scholz erklärte sich einverstanden und trat mit seinem Kollegen in den Laden.

Die Madame und drei junge Mädchen saßen an

einem Tischchen und waren beschäftigt, Hüte und Hauben aufzuputzen. Aber die schöne Bertha war nicht unter den Mädchen.

Die Putzmacherin legte den neuen Kunden geschäftig die Waaren, die sie verlangten, zur Auswahl vor.

Die beiden Komiker musterten lange, aber nicht die Waaren, sondern die Mädchen, doch, das sie suchten, fanden sie nicht.

„Sagen Sie mir doch, schöne, gnädige Frau —“ sagte Nestroy, der wohl wußte, daß man jede Wiener Putzmacherin für sich gewinnt, wenn man sie schöne gnädige Frau nennt — „sagen Sie mir doch, schöne gnädige Frau, gehört das junge Mädchen, das so eben in den Laden trat, auch zu Ihren Modistinnen?“

„Ei freilich,“ antwortete die Madame freundlich, indem sie auf eine ihrer Arbeiterinnen deutete. „Fräulein Rosine ist ja meine erste Mamsell.“

„Nicht Fräulein Rosine — ein anderes junges Mädchen, das einige Minuten vor uns mit einem Päckchen unter dem Arm —“

„Das war ja Fräulein Rosine!“ fiel die Putzmacherin lachend dem Komiker in's Wort. „Sie hatte einige Ellen Seidenstoffe von meinem Lieferanten geholt. — Seit drei Stunden hat kein anderes Mädchen meinen Laden betreten.“

Die Madame sprach das zwar sehr unbefangen und aufrichtig — aber die beiden Komiker wollten ihr doch nicht recht traun, denn sie bemerkten gar wohl, wie die

jungen Mädchen heimlich einander anstießen und leise zu kichern anfingen.

Unsere Helden bezahlten ihre Vatermörder und entfernten sich.

Indem sie auf die Straße traten, machten sie die Entdeckung, daß sowohl die Modistin, als ihre Jungfern eiligst an's Fenster gelaufen waren, um ihnen nachzublicken.

Das war verdächtig, sehr verdächtig!

„Schaun wir uns nicht um, bis wir aus ihrem Gesichtskreise sind," sagte Nestroy.

„Geh'n wir um's Eck und in's Kaffeehaus hinein, dort können wir uns auch an's Fenster auf den Anstand stellen."

Gesagt, gethan.

Beide waren entschlossen, am Fenster des Kaffeehauses, von welchem sie die Aussicht auf den Putzladen hatten, zu warten, bis sich das Blumenmädchen vor ihnen sicher hielt, und sich aus seinem Versteck wieder auf die Straße wagte.

Aber das junge Mädchen schien die Luft auf der Straße lange — lange nicht rein zu finden — denn unsere Helden lauerten zwei volle Stunden wie die Polizeispione am Fenster des Kaffeehauses, und die Thüre des Putzladens blieb noch immer geschlossen.

„Was ist zu thun?" frug endlich Scholz. „Mir scheint, wir machen es wie Korntheuer und foppen uns selber."

„Ich rühr' mich nicht von der Stell, bis ich weiß, woran ich bin. Wenn's wirklich unsere Bertha ist, und Noth leiden muß — müssen wir sie unterstützen. Sie war uns dankbar — jetzt wollen wir ihr beweisen, daß wir ihr ebenso dankbar sind."

„Ja — wenn wir aber hier umsonst warten und sie uns durch eine Hinterthür entschlüpft ist?"

„So müssen wir zu erfahren suchen, wo sie zu finden ist."

„Aber wie und von wem?"

„Wenn ich meiner Marie nicht so beispiellos treu wäre, möcht' ich mit der Fräulein Rosine eine kleine Amour anfangen, um sie zum Plaudern zu bringen."

„Nein, nein, Du darfst keine Seitensprünge machen, das wär' charakterlos Bruder — aber ich werde mit der Putzmachermamsell anbandeln, denn ich bin meiner Toni nicht so beispiellos treu."

„O ich kenne Dich, Du Schlankel, Du! Es ist schon recht, daß Dein Weib den Korporalstock in die Hand genommen hat."

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Ladenthüre der Putzmacherin, und ein junges Mädchen trat mit einem Karton unter dem Arm, vorsichtig umherblickend auf die Straße.

Es wahr dieselbe Nähterin, in welcher unsere Helden ihr hübsches Blumenmädchen erkannt zu haben glaubten.

Als die Nähterin Niemanden sah, der ihr verdächtig schien, wandte sie sich links und lief davon, wie ein

fauler Zahler, der seinen Schneider oder einen anderen Gläubiger hinter sich weiß.

„Die holen wir nicht ein, wenn wir uns nicht die Schwindsucht an den Hals laufen wollen," sagte Scholz.

„Da kommt ein leerer Fiaker. — Wir wollen ihr unbemerkt nachfahren, damit wir für's Erste das Haus kennen lernen, in welchem sie wohnt," antwortete Nestroy.

Er winkte dem Fiaker — gab ihm seine Instruktionen — beide Freunde sprangen in den geschlossenen Wagen und dieser rollte in einer kleinen Distanz dem laufenden Mädchen nach.

Es war fast eine Reise, die unsere Helden zurücklegen mußten, denn die Nähterin wohnte dicht an der Währinger Linie, in einem großen, alten baufälligen Zinshause, das zu seinen Parteien fast nur Arbeiter und Wäscherinnen zählte.

Die Komiker ließen den Wagen in einer kleinen Entfernung halten — stiegen aus und traten durch das Hausthor in das bezeichnete Hotel des Proletariats.

„Ist kein Hausmeister da, guter Freund?" frug Nestroy einen Burschen, dessen mit Kalk bestaubte Arbeiterjacke den Handlanger der Maurer verrieth.

„Da links im Hof — gleich die erste Thür," antwortete der Gefragte. „Euer Gnaden werden die Frau Gruberl just beim Giftflascherl finden."

Unsere Helden traten in die Wohnung des weiblichen Cerberus, den man Hausmeisterin nennt.

Das Boudoir dieser Dame war so reich an Schmutz, als ob es eine Theaterkanzlei gewesen wäre.

Frau Gruberl, die Shakespeare als Ideal vorgeschwebt haben muß, als er seine Hexenszene in Macbeth schrieb, machte gerade einen Römerzug aus einer dickbäuchigen Branntweinflasche, als unsere Helden die Thüre öffneten.

„Schamste Dienerin!" rief die Hexe freundlich grinsend. „Euer Gnaden kommen ein Bissel zu früh oder zu spät — hihihihi — und gleich zwei auf einmal — hihihihi — das wird's nicht thun — hihihihi! Ich bitt — nehmens ein bißl Platz derweil!"

„Wir versteh'n die Frau nicht und müssen schon bitten, deutsch mit uns zu reden."

„O — vor mir brauchen sich Euer Gnaden nicht zu geniren! — Sie wollen zur Nannerl — ich kenn' mich gleich aus, ich! Aber sie hat jetzt g'rad Visit — 's ist heut schon die vierte — so geht's zu um sie. — Kruzitürken — 's ist aber auch ein bildsaubers Kernmadel. — Die feinsten nobelsten Herrn kommen zu uns in's Haus."

„Sie irren sich, meine liebe Frau Gruberl — wir wollen nicht zur Nannerl."

„Nicht?" sagte die Alte mit langem Gesichte.

„Nein. Wir wollen Sie nur um eine Auskunft bitten."

„Um eine Auskunft? Sind sie vielleicht Polizeispitzeln, meine Herrn?"

„Nein, wir haben nicht die Ehre — und wünschen nur zu erfahren, in welchem Stock die junge Putzmacherin wohnt, die g'rad nach Hause gekommen ist?"

„A — das Fräulein Zimperlich;" antwortete die Alte verächtlich. „Im vierten Stock logirt's — aber mit der ist's nix, meine Herrn. Das dumme Gansel nimmt keine Visiten an. Sie näht sich Tag und Nacht die Finger wund und könnt doch die nobelste Mamsell spielen, wenn sie nur wollt —"

„Aber sie will nicht?"

„Um keinen Preis der Welt. Gestern war ein feiner Herr hier — das muß schon gar was Nobles sein, denn er hat mir einen blanken Dukaten geschenkt — denken's Ihnen, drei Jahr hat er schon die Mamsell gesucht, bis er sie endlich gefunden hat —"

„Bankier Lilienfeld?" riefen freudig unsere Helden.

„Nein, nein, er heißt ganz anders — ich hab' den Namen mir nicht gemerkt — aber er ist ein reicher Baron und hat mir zehn Dukaten versprochen, wenn ich's nur dahin bring, daß er mit der Jungfer reden darf. Glauben Sie, es ist mir gelungen? Ja Schnecken! Mit der großen Scheer' hat sie mich erstechen und auf der Stell' auszieh'n wollen, der Giftnigl!"

„Nicht möglich!"

„Wie ich Ihnen sag. Sie hat eine zu schlechte Erziehung genossen. Da hab' ich meine Peppi ganz anders ausgebildet! — Darum hat sie's auch zu was gebracht. Jetzt ist sie schon im dritten Jahr Pfarrersköchin — und

der geistliche Herr hat sie noch immer zum Fressen gern! Seine Peppi liebt er über Alles!“

„Wohnt Fräulein Bertha Löbele hier?“ frug eine junge mit Putz und Schmuck überladene Dame, die in der Stubenthüre erschien.

„Vierten Stock, Nr. 9.“

„Ist sie zu Hause?“

„Zu dienen, gnädiges Fräulein. Sie geht nur früh Morgens auf ein halbes Stündchen aus, um ihre Arbeit in's Gewölbe zu tragen — den übrigen Theil des Tages rührt sie sich nicht aus ihrer Kammer.“

Die Dame zog sich zurück und hüpfte trillernd die vier Treppen hinauf.

Wenn meine freundlichen Leser das gnädige Fräulein schärfer als unsere Helden in's Auge gefaßt haben, werden sie in ihr sicher die geheime Vertraute des Herrn Baron Hermann von Henkelburg, vormals Stubenmädchen der Maitresse des reichen Bankiers von Lilienfeld, gegenwärtig Kammerjungfer der Gräfin von Elmenreich — wieder erkannt haben.

Die Schlange suchte ihr Opfer heim, das sie verloren und endlich wieder gefunden hat.

„Schau, Schau!“ sagte die Hausmeisterin. „Die keusche Judith scheint auch unter den Damen recht noble Bekanntschaften zu haben. Oder vielleicht ist's auch nur eine Kundschaft, die ihr eine Arbeit bringt — denn auf feine Stickereien und Nähtereien versteht sie sich, das muß man ihr lassen.“

„Da haben Sie ein paar Silberzwanziger, Frau Hausmeisterin, —“ sagte Nestroy, „aber thun Sie uns den Gefallen, und sagen Sie der Mamsell Bertha nicht, daß wir nach ihr gefragt haben.“

„O, ich werde mich wohl hüten! Ich darf von keinem Manne mit ihr reden, wenn ich nicht mit der Scheere durchbohrt werden will. Ihr ist nicht zu trauen! So schwach und kränklich sie auch ausschaut — wenn sie zornig wird, ist sie der leibhaftige Satan!

Unsere Helden entfernten sich, und entwarfen mit einander Pläne, sich ihrem lieben Blumenmädchen zu nähern, ohne gegen die Diskretion zu sündigen. Wir aber haben das Recht indiskret zu sein, meine freundlichen Leser — und wollen es im Kämmerchen der armen Nähterin geltend zu machen suchen.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Namensschwestern.

„Ich bin's — Ihre Bertha, mein gnädiges Fräulein! Ihre treue Dienerin werden Sie doch nicht zurückweisen!“ rief einschmeichelnd die Zofe, indem sie an die kleine Kammerthüre klopfte.

Diese öffnete sich schnell — und mit einem lauten

Digitized by Google

Freudenruf umschlangen sich die Schlange und das Opfer.

Ach wie bleich und kummervoll finden wir unser reizendes Blumenmädchen wieder! Wer vermag sie zu zählen die Millionen Thränen, die aus diesen großen dunklen Augen in den drei langen Jahren geflossen!"

Wer vermag sie zu berechnen die Schläge dieses Herzens, in welchem der Gram der Liebe wuchert!

„O mein gutes, gnädiges Fräulein!" rief die Zofe. „So — so muß ich Sie wiederfinden? Welch' einen Kummer haben Sie mir gemacht! — Mir und Allen, die Sie lieben, zu entflieh'n — sich wie eine Verbrecherin zu verbergen und gar nichts mehr von sich hören und sehen zu lassen! Wir Alle sollten Ihnen zürnen, Sie kleines böses Eisenköpfchen Sie!"

„Ach, wie herzlich freue ich mich, Dich wiederzusehen, meine gute Bertha — und doch bin ich traurig, daß ich mein Kämmerchen verlassen und einen entfernten Winkel der Erde aufsuchen muß, um ganz abgeschieden zu sein von allen meinen Freunden und Feinden. O mein Gott — mein Gott — drei lange Jahre konnte ich hier in Ruhe das Brechen meines Herzens abwarten — aber auch diese traurige Ruhe wollen mir die grausamen Menschen nicht lassen!"

„Zählen Sie auch mich zu diesen grausamen Menschen?"

„O nein, nein, mein gutes Mädchen! — Aber

nicht Du allein — auch Andere haben mein bescheidenes Asyl entdeckt."

„Ein sauberes Asyl, das eher einer Räuberhöhle, als einer menschlichen Wohnung gleicht. Ihr Kämmerchen werden Sie freilich verlassen, aber nicht um einen entfernten Winkel der Erde aufzusuchen, wie Sie sagen, sondern um wieder einen stattlichen Palast zu bewohnen, in welchem Sie wie eine anmuthsvolle Königin herrschen und Glück und Freude verbreiten sollen."

Die schöne Jüdin erzitterte — aus ihren großen Augen schoßen flammende Blitze auf die Zofe — und der süße Name Hektor stahl sich leise, wie ein Zephir von den Rosenblättern, von ihren bebenden Lippen.

„Hektor? Ach warum nicht gar!" rief muthwillig lachend die Versucherin. „Als ob es keinen schönen jungen Mann als Ihren Hektor mehr auf der Welt gäbe! Ihr Hektor vergeudet sein schönes Vermögen mit einer Tänzerin der Oper in Paris, und hat wahrscheinlich seine Bertha längst vergessen, die er so schmachvoll verrathen und verlassen hat."

Diese Worte bohrten sich wie glühende Dolche in das Herz des liebenden Mädchens.

„Der Mann, der Sie aus diesem abscheulichen Dunkel wieder an das glänzende Sonnenlicht ziehen will — ist aus soliderem Stoff geformt, als Ihr Herr Hektor."

Die schöne Jüdin schauderte. Sie erkannte endlich die Schlange an ihrem Zischen.

„Der junge reiche Kavalier, von dem ich spreche," fuhr die Kammerjungfer fort, „ist keiner jener Papillons, die die Blumen entblättern, sobald sie sich an ihrem ersten Duft berauscht. Seit drei Jahren liebt er Sie schon mit der glühendsten Leidenschaft — und schmachtet in stiller Sehnsucht dahin, seitdem Sie verschwunden, als ob er das verlorne Paradies betrauert."

„Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, hast Du schon früher für einen ähnlichen Phönix das Wort geführt," sagte die Jüdin, mit Mühe ihre Aufregung bekämpfend.

„Nicht für einen ähnlichen — für denselben Phönix, mein schönes Fräulein — für den Baron von Henkelburg, der gewiß und wahrhaftig ein Phönix ist unter den Männern."

„Mein Gott, welch ein Argwohn!" sprach die Jüdin, von einem Gedanken ergriffen, leise für sich.

„Und ich glaube, ein junger Mann, der drei lange Jahre ein Mädchen anbetet, hat die Feuerprobe in der Liebe bestanden, und das Recht, sich einen süßen Lohn für so seltene Beständigkeit zu erbitten."

Die Schlange blickte lauerd auf ihr Opfer, das sie umstrickte — aber das Opfer stand regungslos wie ein kaltes Marmorbild ihr gegenüber — und nichts als das glühende Auge verrieth, daß Leben war in dem Stein.

„Mein Gott, wie todtenbleich sind Sie geworden! Ist Ihnen nicht wohl, meiu gutes Fräulein?"

„Bertha," sagte das Marmorbild tonlos — „Du

kennst das entsetzliche Geheimniß, das Hektor zum Verräther an meinem treuen Herzen gemacht!“

„Ich? Wie sollte ich —?“

„Bertha, sei barmherzig, und sage mir: Was hat den Mann, den ich einzig und allein auf Erden geliebt habe und ewig lieben werde — so grausam von meinem Herzen gerissen?“

„Ei nun — seine Flatterhaftigkeit — seine Unbeständigkeit — was sonst?“

„Du verleumdest ihn, wie Du mich verleumdet hast, Ehrlose!“ sagte die schöne Modistin plötzlich mit erhobener Stimme. „Barmherziger Gott — Lüge und Verrath haben mein ganzes Lebensglück vernichtet!“

„Wie können Sie glauben, mein gnädiges Fräulein, daß ich —“

„Ich war mit Blindheit geschlagen, sonst hätte ich das Gewebe durchblicken müssen, das man um mich spann. Dieser Baron, der sich Hektors Jugendfreund nannte, und mich mit Anträgen verfolgte, die ich mit Verachtung zurückgewiesen — er ist mein Höllengeist, und Du bist der Dämon, der ihm dient!“

„Ganz recht — aber der Höllengeist ist besiegt und liegt in den Banden eines zürnenden Engels!“ rief Baron von Henkelburg, der leise in die Kammer getreten war, und plötzlich vor dem Judenmädchen stand.

„Sie sind ein Kavalier, mein Herr, also nach dem Recht der Geburt ein Mann von Ehre,“ sagte das arme Mädchen, indem es dicht vor den Baron trat und ihm

fest in's Auge blickte, „wohlan denn, bei dieser Ehre fordre ich Sie auf, mir Wahrheit zu geben. — Sind Sie es, der mir das Herz meines Hektors geraubt?"

„Ich leugne es nicht mein liebes Kind, und hoffe, Sie werden mir eine kleine List verzeihn, zu der mich meine Leidenschaft für Sie verleitet hat. Ja, ich habe Ihnen ein kaltes Herz entzogen und biete Ihnen ein glühendes dafür als Ersatz."

„O Hektor, Hektor, Du konntest mich verdammen, ohne nur ein einziges Wort der Rechtfertigung von mir zu hören!"

„Das konnte er ja! Ein Mann, der auf ein paar hingeworfene Worte seines Freundes, ein liebendes Mädchen von sich zu stoßen vermag, ist keiner Thräne aus schönen Augen werth, sollt ich glauben."

„Er verdient verachtet und in den Armen eines andern Mannes vergessen zu werden," fügte die leichtfertige Zofe hinzu.

Das Herz des armen unglücklichen Mädchens, weinte, — denn das Auge konnte es nicht. Es fand keine einzige Thräne mehr — denn es hatte sie in schlummerlosen Nächten Alle — Alle verschwendet.

Das Lamm blutete — aber es bat noch mit brechendem Auge den Priester um Erbarmen, der es geopfert.

„Ich will und kann den Mann nicht wiedersehen, der so grausam an meinem treuen Herzen zweifeln konnte," sagte die Unglückliche mit sanfter Stimme. „Hektor ist auf ewig für mich verloren. — Aber er soll, wenn auch

nicht mehr mit Liebe, doch mit Achtung seiner armen Bertha gedenken — darum bitte, beschwöre ich Sie, Herr Baron — geben Sie ihm Wahrheit, wie Sie sie mir gegeben haben, und auf meinem Sterbebette will ich Sie dafür segnen!"

„Hahahaha! Warum nicht gar, Sie kleines, närrisches Mädchen!" rief lachend der Baron. „Die Wahrheit taugt nicht für Jedermann — denn sie ist ein Schlüssels, der nicht nur die Thüre eines Tempels, sondern auch sehr oft die Thüre eiües Kerkers hinter uns schließt. Hektor würde mir zwar nicht zürnen, aber auslachen würde er mich, wenn ich so plötzlich als reuiges Beichtkind vor ihm träte — und sein Hohn würde mich mehr verletzen, als sein Zorn."

„Sie haben Recht, mein Herr — Sie haben Recht! Daran habe ich nicht gedacht," antwortete das arme Mädchen schmerzlich lächelnd, indem es sich mit den Händchen die bleiche Stirne strich.

„Nehmen Sie das Leben, wie es sich Ihnen bietet schönes Kind. Der Wechsel ist ein Götze, dem wir Alle dienen, denn die Beständigkeit gehört dem Himmel an, und wird von der Erde nie das Bürgerrecht erlangen."

„Und genießen Sie das Leben, so lange Sie noch jung und schön sind, gnädiges Fräulein!" schmeichelte die Zofe.

„Wenn Sie an meinem Arm diese Mördergrube verlassen, öffnet sich Ihnen die Pforte eines Palastes, und Alles was Auge und Herz begehren, will ich Ihnen

zu Füßen legen, und wenn ich es über den Ozean tragen müßte!“

„Leben Sie wohl!“ sagte das schöne Mädchen sanft nnd traurig, indem es auf die Thüre deutete. „Leben Sie wohl!“

„Heiter, heiter, geliebte Bertha! Schlagen Sie ein! Lassen Sie uns mit einander ein Stückchen Rosenbahn des Lebens durchwandeln — ich schwöre Ihnen, daß ich nicht sobald ermüden werde. Reichen Sie mir den Arm — mein Wagen erwartet uns.“

Die Unglückliche schüttelte gedankenlos das Haupt, und setzte sich schweigend zu ihrem Nähtischchen.

„Nun? Weisen Sie meinen Arm zurück?“

„Ich kann mein Kämmerchen nicht verlassen, denn ich muß heute noch fleißig arbeiten, wenn ich morgen ein Stückchen Brot haben will.“

In diesen Worten lag eine so rührende Entsagung, eine so geduldige Ergebung in den Willen Gottes, daß sowohl der leichtsinnige Kavalier als die leichfertige Zofe mit einer Art von Ehrfurcht auf die verlassene Maitresse blickten.

Wie eine büßende Magdalena saß sie da, die Gnade gefunden vor den Augen des Herrn.

„Bertha, liebe theure Bertha!“ sagte bittend der Kavalier. „Drei lange Jahre habe ich Sie mit sehnsuchtsvollem Herzen gesucht, bis mich Ihnen endlich ein Zufall auf die Spur geführt. Jetzt kann ich Sie nicht mehr verlassen! Sie müssen mein werden, und wenn ich Sie

mit dem Arm der Hölle aus den Armen Gottes reißen müßte!"

Die Worte des Frevels machten das junge Mädchen erbeben! — Wie gerne hätte sie um Hilfe gerufen gegen diesen wilden leidenschaftlichen Gotteslästerer — aber wer sollte ihr helfen in diesem Asyl des Lasters und vielleicht auch des Verbrechens?

Ach — für ein paar elende Silbermünzen erkaufte der Wollüstling vielleicht alle Bewohner des ganzen Hauses — denn wo Elend und Sünde hausen, überstimmt der Klang des Goldes jede Stimme des Herzens.

In solcher Bedrängniß hatte das schwache Weib keine andere Waffen als die Lüge und die List.

Bertha war unglücklich — aber es hat noch kein unglückliches Mädchen, keine büßende Magdalena gegeben, für die nicht noch ein wenig List und Lüge aus Mutter Eva's Rüstkammer zurückgeblieben wäre.

Auch Bertha hatte ihren Antheil.

Das arme schwache von aller Welt verlassene Mädchen wußte, daß Widerstand leisten hier ein Kampf der Ohnmacht gegen die Gewalt war, — darum sann es auf eine Kriegslist, um Zeit zu gewinnen — denn Zeit gewonnen ist in solchen Fällen viel, oft Alles gewonnen.

Es suchte sich zu fassen, und wandte dem Baron ein lächelndes Antlitz zu. Die Unglückliche war allein mit ihm. — Er hatte der Zofe ein paar Worte in's Ohr geflüstert und diese hatte eiligst und leise das Kämmerchen verlassen.

„Ei, mein schöner Feind scheint kapituliren zu wollen!“ rief er freudig überrascht, indem er einen Arm um das Mädchen schlang. „Also geschwind den Friedensvertrag geschlossen!“

„Solche Verträge schließt man nicht ohne Zeugen, und wie ich bemerke, haben Sie den einzigen Zeugen zu entfernen gewußt, Herr Baron.“

„Geheime Verträge schließt man unter vier Augen, mein schönes Kind. Wenn Sie aber zum Frieden entschlossen sind, will ich die ganze Welt zum Zeugen rufen — denn ich ziehe es vor, mit meinem Glück zu prunken, statt es zu verbergen.“

„Ach, mein Herr, Sie haben Ihren Sieg sehr mächtigen Alliirten zu verdanken. — Sie heißen Noth und Elend.“

„Ei, — indem Sie sich für besiegt erklären, schlagen Sie ja diese Aliirten aus dem Felde, und die Mächte Luxus und Ueberfluß nehmen Sie in Ihren Schutz.“

Er wollte die schöne Jüdin an sich drücken — aber sie drückte ihn sanft zurück — warf ihr Mäntelchen über sich und sagte entschlossen: „Lassen Sie uns aufbrechen, mein Herr!“

Am Arm des Barons verließ sie das Kämmerchen und das Haus.

Einige hundert Schritte von diesem entfernt, harrte die Equipage des jungen Kavaliers, der unbesorgt mit seiner schönen Beute am Arm derselben zuschritt.

Aber ehe er noch den Wagen erreichte, entriß sich

plötzlich das Mädchen dem Arm des Barons, schleuderte ihn mit aller Kraft zurück, daß er taumelnd in die Kniee sank — und warf sich den Pferden eines Fiakers entgegen, der von der Landstraße ebenfalls der Stadt zufuhr.

„Hilfe! Rettung!“ schrie die junge Jüdin mit gellender Stimme, indem sie den Pferden in die Zügel fiel.

„Hilfe? Gegen wen, mein armes Kind?“ rief ein junger Mann, der mit einer auffallend geputzten jungen Dame in dem Wagen saß, und sich aus demselben herausbog.

„Dort — gegen jenes Ungeheuer, das in meine Wohnung drang, und mich mit Gewalt bedrohte.

„Abscheulich!“ sagte die Madame, die Thüre des Fiakers öffnend. „Geschwinde in den Wagen, armes Mädchen! Wir werden Sie zu schützen und zu entschädigen wissen. Gerechter Himmel — was sind doch die Männer für entsetzliche Geschöpfe!“

„Gottes Segen wird Ihnen lohnen!“ rief Bertha, indem sie sich in den Wagen schwang. —

Der Baron hatte sich aufgerafft und wollte sich in blinder Wuth auf den Fiaker stürzen — aber als er die Dame erblickte, blieb er plötzlich überrascht steh'n, und ein triumphirendes Lächeln spielte auf seinen Lippen.

„Madame Nestroy!“ sprach er für sich. „Wenn Eine das wilde Täubchen zahm machen kann, wird sie es gewiß.“

Die Dame drohte dem Kavalier verstohlen mit dem Finger, nickte ihm lächelnd zu — gab dem Kutscher ein

Zeichen, und fuhr mit ihrem Begleiter und ihrem schönen Schützling davon.

Seelenvergnügt warf sich der Baron in seinen eleganten Phaeton.

„So ist sie denn aus der Schule der Armuth in die hohe Schule des Leichtsinns getreten — welch' ein Gewinn für mich! Ich werde mit ein paar hundert Dukaten erkaufen, für das ich Hunderttausende zu opfern bereit war. Die schöne lebenslustige Dame wird das wilde Täubchen schon zu zähmen wissen!“

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Ein Haus der Freude.

Außerhalb der Linie Wiens — liegt Neulerchenfeld.

Meine lieben Wiener kennen Lerchenfeld — aber für unsere Gäste erlaube ich mir zu bemerken, daß Lerchenfeld kein Feld ist, in welchem Lerchen nisten.

Die lustigen Vögel, die hier jodeln — sind nicht die gefiederten Boten des Frühlings, die der erwachenden Natur ihr fröhliches Liedchen trillern.

In Lerchenfeld ist ein dralles Wäschermädel die

Romantik — und eine Halbe Heuriger die Poesie des Lebens!

Lerchenfeld ist auch das Feld der allgemeinen Reaktion, denn auf ihm werden Zöpfe für Männer des Fortschritts und des Rückschritts kultivirt.

Man findet Humor — Jux — Gemüth — Prügel — Mutterwitz — Dummheit — Küsse — Ohrfeigen — Gesang — wilde Jagd — Räusche — Zetergeschrei — Kappelbuben — Grisetten — Despotie — republikanische Freiheit — Tugend und Unzucht in Lerchenfeld.

Der Fremde, der mit dem lauten Zecher beim „stillen Zecher“ kein Glas geleert, hat ein gutes Stück Wiener Volksleben versäumt.

An der äußersten Grenze dieses Schlaraffenländchens, stand zu der Zeit, die diese Erzählung gegenwärtig durchläuft, so ziemlich abgeschlossen von jeder Nachbarschaft — ein kleines freundliches Häuschen, das man für das Eldorado eines Weisen halten konnte, der sich aus dem Getümmel des Allerwelts-Narren, in ländliche Einsamkeit zurückgezogen hatte.

Aber mit der Weisheit war es nicht weit her in diesem Eldorado!

Die Weisheit fordert Arbeit am Tage und Ruhe in der Nacht — aber hier schien man die Nacht zum Tage zu machen, das heißt am Tage zu ruhen und in der Nacht zu arbeiten.

Am Tage hielten die Vorübergehenden das Haus

für völlig ausgestorben — aber in der Nacht sah man es glänzend beleuchtet, und es wurde laut und lebendig darin, wie beim festlichen Gelage.

Man hörte Musik — Gläser klirren — singen — jubeln — tanzen — kurz, es schienen allnächtlich hier die lärmendsten Orgien gefeiert zu werden.

Das war das Haus, welches die schöne Madäme Pauline mit einigen Cousinen bewohnte, in welchem sie ihre Cousins empfing und fetirte — und in diesem Augenblick ihren Schützling, das schöne Judenmädchen willkommen hieß.

Die arme Bertha hatte schon auf der Herfahrt die gute Dame zur Vertrauten ihrer ganzen Leidensgeschichte gemacht, und die rührendste Theilnahme, das herzlichste Mitgefühl gefunden.

„Hier biete ich Ihnen ein Asyl, Sie liebes unglückliches Mädchen!“ sagte Madame Pauline, indem sie ihren Schützling in ein kleines freundliches Zimmerchen führte. „Hier sind Sie vor jeder Verfolgung sicher und werden an mir und meinen Cousinen die zärtlichsten Freundinnen finden.“

„O wie gut und menschenfreundlich sind Sie, gnädige Frau!“

„Ja, das bin ich, mein armes Kind!“ versetzte die Dame, indem sie die Stirne ihres Schützlings küßte. „Aber so traurig dürfen Sie mir nicht bleiben! Das dulde ich nicht! Ich will lauter fröhliche Menschen um mich seh'n!“

„Ach, ich fürchte nie wieder fröhlich werden zu können!"

„In Ihrer Jugend — mit Ihren Ansprüchen an das Leben — welche Thorheit! Aber wir werden Sie in unserm kleinen Gesellschaftszirkel schon zu erheitern wissen."

„Ach nein, nein — ich will nicht erheitert sein!" rief Bertha heftig. „Lassen Sie mich unbemerkt in meinem Zimmerchen, bitte, bitte!"

„Damit Sie mir hinwelken wie eine Rose ohne Luft und Wärme — nein, nein, daraus wird nichts! — Wie blaß Sie sind, arme Kleine — aber das ist interessant und kleidet Sie ganz allerliebst."

„Gnädige Frau, Kosinsky ist da und will mit Wilhelminen noch eine kleine Spazierfahrt machen vor Tisch!" rief lebhaft ein junges Mädchen, das elegant gekleidet ins Zimmer hüpfte. „Er läßt um Erlaubniß bitten."

„Es thut mir leid — Fräulein Wilhelmine ist kränklich —"

„Kränklich? A bah! Sie hat ja nur einen kleinen Katzenjammer vom gestrigen Exceß. So was genirt uns nicht!"

„Auch schickt es sich nicht für ein junges Mädchen, mit ihrem Cousin allein eine Spazierfahrt zu machen —"

„Hahahaha! Was sagen Sie da? Es schickt sich nicht? A — das ist ein köstlicher Witz," rief ausgelassen lachend das Mädchen, unbekümmert um das warnende

Augenzwinkern der Dame des Hauses. „Seit wann schickt es sich denn nicht, daß unsere Adora —"

„Fräulein Christine," fiel Pauline der Muthwilligen strenge in's Wort. „verletzen Sie den Anstand nicht, und bedenken Sie gefälligst, daß wir nicht allein sind."

Das Mädchen, das, wie wir erfahren, Christine heißt, bemerkte jetzt erst die junge Jüdin, die sich an's Fenster zurückgezogen hatte, fixirte sie mit prüfenden Augen und sagte lustig: „Ein recht artiger Zuwachs — Sie haben Geschmack, gnädige Frau."

„Es ist eine verfolgte Unschuld, die Schutz in meinem Hause suchte."

„Schutz? Aha!" rief Christine mit einem possirlichen Gesicht. „Nun, wenn Sie des Schutzes bedarf, konnte sie nicht besser adressirt sein. Hahaha!"

Sie hüpfte lachend aus dem Zimmer, und bald hörte man mehrere weibliche Stimmen an dieser lauten Heiterkeit theilnehmen im anstoßenden Salon.

Bertha schien befremdet von diesem sonderbaren Zwiegespräch. „Sei auf der Huth!" flüsterte ihr leise, ganz leise die warnende Stimme ihres Herzens zu.

„Ich sollte diesen Wildfängen mehr die Flügel stutzen," sagte Pauline gutmüthig lächelnd, „aber ich lasse die muntere Jugend gerne flattern, weil sie uns leider früh genug entflattert. — Man darf die jungen Mädchen nicht gar zu strenge überwachen, denn allzu scharf macht schartig — die Jungfrauen, die dem Kloster entspringen, pflegen die sinnlichsten und lebenslustigsten zu werden."

„An Madame Pauline Nestroy," meldete der Briefträger, indem er den Arm durch die Thüre streckte und der Adressatin einen Brief zureichte.

„Madame Nestroy!" rief Bertha freudig überrascht.

„Monatlich fünfundzwanzig Gulden! Nun es ist nicht viel, aber immerhin eine kleine Beihülfe," sagte Pauline für sich, nachdem sie den Brief durchlesen. „Er hat ja gar keine Verpflichtung gegen mich — aber wenn der Narr den Großmüthigen spielen will, werde ich ihm die Freude nicht verderben."

„Gnädige Frau," sagte das Judenmädchen bewegt, „der Briefträger hat einen Namen genannt, den die Hand Gottes mir schon als Kind in's Herz geschrieben hat; Nestroy. Sind Sie verwandt mit dem Bühnenkünstler Johann Nestroy?"

„Ich bin seine Gattin, mein Kind!"

„O dann bin ich geborgen!" jubelte das arme Mädchen. „Der Gattin eines Ehrenmannes, wie Johann Nestroy, kann ich mich ja mit ganzer Seele anvertrau'n!"

„Ja, das kannst und darfst Du, mein gutes Mädchen!" erwiederte sanft die Dame, die so glücklich in ihrem Namen eine Esse fand, um ihre Pläne fertig zu schmieden.

„Er wird mir Nachricht von meiner theuren Mutter bringen! Ich liebe sie ja so warm und innig, wenn sie mich auch verachtet und verstoßen hat. Ach wüßte sie, wie ich von aller Welt verlassen, wie elend und unglück-

lich ich bin — sie würde den Mutterfluch von meinem Haupte nehmen, und ihr armes Kind segnen, das Gott so schwer für seinen Irrthum des liebenden Herzens gestraft!"

„Haben Sie es nie versucht, Ihre Mutter zu versöhnen, seitdem Sie Lilienfeld verlassen hat?"

„Ich durfte es ja nicht wagen, mich ihr zu nähern — mein Anblick hätte sie getödtet. — Aber mehr als hundert Briefe habe ich ihr geschrieben, doch alle erhielt ich uneröffnet zurück. Ach hätte sie nur einen, nur einen gelesen — das grenzenlose Elend ihrer Bertha hätte den Weg zum Mutterherzen wieder finden müssen!"

„Nun, vielleicht gelingt es mir, Ihnen diesen Weg zu bahnen."

„Nein, nein!" antwortete das Mädchen, schmerzlich lächelnd das Köpfchen schüttelnd. „Es leben nur zwei Menschen auf Erden, die Friedensengel werden könnten zwischen mir und meiner Mutter. Wann darf ich Ihren Herrn Gemal sprechen, gnädige Frau?"

„Sobald er mich besucht, mein armes Kind."

„Wie? Theilen Sie denn nicht eine Wohnung?"

„Das wohl — aber unsere Wohnung ist in der Nähe des Theaters. Das Häuschen habe ich nur gemiethet, um auf ein paar Monate so eine Art von Landleben zu genießen. Leider hat mein guter Nestroy selten ein Stündchen übrig für seine Pauline, denn sein Beruf nimmt fast seine ganze Zeit in Anspruch — und für Sie wäre es gewagt, Ihr Asyl zu verlassen, um —"

„Es wäre verwegen, tollkühn!“ fiel ihr Bertha heftig in's Wort. „Ich müßte ja bei jedem Schritte zittern, mich wieder der Gewalt meiner Verfolger preisgegeben zu sehen.“

„Nun so gedulden Sie sich mit mir — ich werde meinem Gatten schreiben, und hoffe, daß er sobald als möglich in meine Arme eilen und sich zu Ihrem Ritter erklären wird.“

„Zu Tische! Zu Tische!“ riefen mehrere muntere Mädchenstimmen, indem zugleich ein halbes Dutzend Fäuste an der Thüre trommelten.

„Kommen Sie — sonst stürmt das ungestüme Völkchen uns das Zimmer,“ sagte Pauline lächelnd und dem Judenmädchen den Arm bietend. „Heiter, heiter, liebe Bertha! Meine Cousinen dulden kein Magdalenengesicht im Hause der Freude.“

Als die beiden Damen in den Salon traten, fanden sie eine Gesellschaft von sechs Mädchen, jung und hübsch — aber alle in einer Toilette nach dem Journal, das der Leichtsinn redigirt.

Die trüben Augen und gefärbten Wangen der halb entblößten Schönen verriethen zu deutlich das traurige Gewerbe, das sie trieben.

Sie hielten sich umschlungen, und machten trillernd einen Rundtanz um den gedeckten Tisch.

„Seid Ihr mir denn heute ausgewechselt, Mädchen?“ rief Madame. „Habt Ihr unsere Hausordnung vergessen? Die Tage für die Welt und die Nächte für uns! Ihr

werdet mein Haus um Ruf und Kredit bringen, meine Damen! Ruhe!"

Die Mädchen stellten sich in Reih und Glied, und salutirten der Haus-Kommandantin. Man setzte sich zu Tische.

Ein altes Weib, das sich nur an Ostersonntagen zu waschen schien, trug die Speisen auf, und an jeder Schüssel ließ sie die Spuren zehn schmutziger Finger zurück.

Bei jedem Gange musterte die Alte unsere arme Bertha, unverschämt, wie der Pflanzer den Neger auf dem Sklavenmarkt, und jedesmal sprach sie mit der Zunge schnalzend und mit grinsendem Lächeln ihr Wohlgefallen aus.

„Eine junge schöne Jüdin!" schmunzelte sie in der Küche. „Ei, das ist ja ganz was Apartes."

Das war die Wohnung der von ihrem Gemahl gerichtlich geschiedenen Madame Pauline Nestroy, die sich vielleicht aus Achtung vor dem bereits gefeierten Bühnenkünstler — hier nur Madame Pauline nannte.

„Zu Tische! zu Tische!" riefen die jungen lustigen Damen.

Schon nach der Suppe hatte man eine Batterie Flaschen vorgefahren, als ob Nymphen Kanoniere wären — und man fing an noch lustiger und lebendiger zu werden.

Und warum denn nicht? Man brauchte sich ja nicht mehr zu geniren.

Fräulein Thekla, eine der Kousinen der Madame, hatte Wohlgefallen gefunden in den Augen eines hochgestellten Polizeibeamten, und in Folge dessen erfreute sich das Institut einer mächtigen Protektion.

„Die Gläser gefüllt, meine Damen!" rief die Begünstigte der Polizei. „Die Gläser gefüllt zum Toast für unsere neue Kameradin! Dein Name, hübsches Jammergesichtchen?"

„Bertha!" antwortete Madame für die Gefragte.

„Also hoch Bertha — hoch die jüngste Schwester der Freude!"

„Hoch! hoch!"

Und tapfer wie die Studenten leerten die Nymphen bis auf die Nagelprobe alle Gläser.

Die Verlegenheit der schönen Jüdin steigerte sich von Minute zu Minute.

Sie wußte nicht, was sie denken sollte von diesen Mädchen ohne Scham — von diesen Weibern, die alle Weiblichkeit abgelegt.

Ach die Maitresse war die Unschuld in diesem Kreise.

„Nicht den Kopf hängen lassen, kleines Mädchen!" nahm Thekla wieder das Wort. „Wer in unser Kloster eintritt, muß Weltschmerz und Trauerschleier hinter sich lassen — denn unser Orden heißt Genuß, weil wir nicht Bräute des Himmels, sondern Bräute der Erde sind. — Trinke! trinke! lerne trinken, wenn Du vergessen lernen willst!"

Die arme Bertha blickte starr und staunend auf das junge Mädchen.

„Laßt sie!“ ermahnte Madame. „Vergönnt ihr Zeit, sich an unsere Sitten zu gewöhnen.“

„Sitten! Hahahaha! Sitten sind abgetragene Kleider nach altem Schnitt, und wir sind Priesterinnen der neuen Mode. Hoch der Wein und die Liebe, Schwestern!“

„Hoch! hoch!“

Nach und nach nahm die Freude einen wilden bachantischen Charakter an.

Man küßte, umarmte sich — sprang auf Stühle und Tische, drehte sich auf einem Fuße — lärmte, jodelte, tanzte in tollen Sprüngen und trieb so schamlose Possen, wie sie in neuester Zeit nur in Possen getrieben werden. Und Madame?

Nun, Madame machte die Vortänzerin in dieser Teufels-Quadrille.

Die arme Bertha zitterte und bebte unter diesen Bachantinnen.

Madame Pauline suchte sie zu erheitern — drückte sie an ihre runde volle Brust — küßte sie mit ihren feuchten wollüstigen Lippen — hob sie auf ihre Arme und sprang mit ihr wie eine rüstige Amme mit dem Säugling herum.

So trieb man es bis der Abend dämmmerte — dann fanden sich die Herren Cousins nach und nach ein.

Die Herren Cousins waren aber keine Freuden-

störer, denn vor Verwandten genirt man sich bekanntlich wenig oder gar nicht.

Jeder Vetter suchte sich eine Muhme aus — und Herr Bachus zog auch Madame Venus ins Gelage.

Die zärtlichste rührendste Liebe beherrschte jetzt diesen Familienkreis.

Aber die Herren Cousins schienen das neue blasse Cousinchen mit den großen rabenschwarzen Augen ganz besonders interessant zu finden und schickten sich an, das Recht der Blutsverwandtschaft nach dem kommunistischen Gesetz des Direktor Carl und der Zigeuner alsogleich zur Geltung zu bringen.

Das konnte aber Madame Paulinen's Pläne durchkreuzen — darum ergriff sie den Arm des an allen Gliedern bebenden leichenblassen Mädchens, und führte es, der lauten Sturmpetition der Herren Cousins zum Trotz in das ihm angewiesene Zimmerchen.

„Ein zügelloses Volk das!" sagte die Dame des Hauses. „Aber sie sind jung und der Most muß gähren, wenn er Wein werden soll. Doch Dir scheinen diese lauten Freuden einer stürmischen Jugend peinlich zu sein, darum sollst Du ihnen künftig ferne bleiben, bis Du von Deiner Gemüthskrankheit vollkommen genesen bist. Schlumm're sanft, mein armes Kind! Ich hoffe auch Dich bald heiter und lebensfroh zu sehen."

Madame Pauline küßte zärtlich die Stirne des sprachlosen Mädchens und zog sich wieder in den Kreis ihrer lärmenden Verwandten zurück.

Bertha starrte einige Sekunden bewegungslos vor sich hin — dann athmete sie schwer auf, als ob sie aus einem entsetzlichen Traume erwachte.

Mit jedem ihrer fieberhaften Pulsschläge schienen ihre Blicke tiefer und tiefer in die Geheimnisse dieses Hauses zu dringen, und als sie den Schleier gelüftet sah, sprang sie mit einem Ausruf der fürchterlichsten Todesangst zur Thüre.

Die Thüre war von Außen geschlossen.

Verzweiflungsvoll stürzte sie zum Fenster.

Das einzige Fenster des Zimmerchens war fest vergittert.

„Allmächtiger Gott, sei mir gnädig und barmherzig!“ schrie die Unglückliche und brach bewußtlos in sich zusammen.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Das Pantoffelchen und der Pantoffel.

Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen Pantoffel und Pantoffelchen, meine freundlichen Leser. Den Pantoffel flieht und fürchtet man — das Pantoffelchen küßt und liebt man.

Ein Mann, der unter dem Pantoffel steht, fühlt sich unbehaglich und wird verspottet — ein Mann, der unter dem Pantoffelchen steht, fühlt sich glücklich und wird beneidet.

Wenzel Scholz stand unter dem Pantoffel, und dem Pantoffel hatte er viele, viele böse Stunden zu verdanken.

Johann Nestroy stand unter dem Pantoffelchen, und diesem Pantoffelchen hatte er ein schönes heiteres Künstlerleben zu verdanken.

Die liebenswürdige kluge Marie Weiler beherrschte Nestroy und wohl ihm, daß er sich beherrschen ließ, — denn ohne diesen kleinen Hauskommandanten wäre der leichtsinnige Hanns Sorgenfrei vielleicht arm und ruhmlos gestorben.

Daß Marie für Nestroy sorgsam sparte und sowohl das Seinige wie das Ihrige weise zu Rathe hielt — habe ich bereits früher angedeutet. Nestroy gewann dadurch den gewaltigen Vortheil, daß er sich unabhängig erhielt, und sich nicht, wie sein Kollege Scholz, mit Leib und Seele — dem Diriktor Carl verschreiben durfte.

Eines Morgens saß Marie allein in Nestroy's Studirzimmer und blätterte in seinen Manuskripten.

Sie fand Scenen — Lieder — Duetts — Monologe — Skizzen u. s. w. bunt durcheinander geworfen — Alles Bruchstücke — viel angefangen und nichts vollendet.

Marie las und prüfte aufmerksam jede Scene — jede Zeile — jeden Gedanken, den Nestroy flüchtig aufs Papier geworfen — und sie erkannte seinen Beruf zum Volksdichter früher als er selbst.

Was er bis jetzt da für die Bühne geschrieben, waren Versuche, zusammengestoppelte Komödien, wie sie Beneficianten in Verlegenheiten zu Tage zu fördern pflegen — Eintagsfliegen, die sich am ersten Lampenlicht die Flügel verbrennen.

„Ich habe Blei gesucht und Gold gefunden,“ sagte die kluge Marie. „Wir wollen Schätze schlagen aus diesem todten Gestein.“

„Unser Blumenmädchen ist uns abermals desertirt!“ rief Nestroy, indem er übel gelaunt in's Zimmer trat. „Die lebendige Branntweinflasche von Hausmeisterin wußte uns nicht mehr zu sageu, als daß das arme Ding ohne ein Wort zu sagen, ihre Kammer verlassen hat und nicht mehr zurückgekehrt ist.“

„Mein Gott, das ist recht trautig! Ich hätte Deine gute Bertha gerne kennen gelernt, und mit Freuden das Möglichste für sie gethan, wenn sie hülfsbedürftig ist. — Sonst habt Ihr gar nichts von ihr erfahren?“

„Sie soll sich vor einem vornehmen Herrn geflüchtet, und Schutz in einem vorüberfahrenden Fiaker gefunden haben, sagte uns eine Wäscherin. Fünf Gulden hätten wir ihr geschenkt, wenn sie sich die Nummer des Fiakers gemerkt hätte.“

„Vielleicht erfahret Ihr doch noch bei der Putzmacherin —“

„O — die und ihre Mamsells sind stumm wie die Fische. Es ist klar wie der Tag, daß sich das arme Mädel vor ihren Freunden und Bekannten zu verbergen sucht. — Aber was stierst Du da in meinen Papierschnitzeln herum?“

„Du hast ja recht hübsche Szenen und Lieder gedichtet, lieber Nestroy — wir hätten sie in manchem Stück als Einlagen brauchen können.“

„Welch ein Gedanke! Wir sind in Wien und nicht in Graz, mein Schatz. Hier gibts einen Raimund — einen Bäuerle — einen Gleich und einen Meißl — man würde mich kurios bedienen, wenn ich denen in's Handwerk pfuschen woate.“

„Ei, Du sollst ja keine Pfuscherarbeit liefern.“

„Willst Du etwa gar einen Meister aus mir machen?“

„Vielleicht, wenn auch nicht gleich auf der Stelle, denn es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Ich glaube, Talent hast Du — aber es hat Dir bis jetzt an Muth, Geduld und ernstem Willen gefehlt.“

„Auch an Talent, liebe Marie, auch an Talent.“

„Ich aber behaupte, Du hast Talent, und noch dazu ein entschiedenes Talent für die Volksbühne. Dieses Couplet und dieser Monolog bürgen dafür. Es ist so viel Satyre und Witz auf diesem kleinen halben Bogen Papier, daß man drei ganze Lokalpossen damit ausstatten könnte.“

„Aber Marie — Schatzerl — Herzerl — mir scheint, Du willst Dich lustig machen über mich. Wenn das Jemand angehört hätte, ich müßte erröthen wie eine Jungfrau vor ihm.“

„Denk ein wenig nach, lieber Nestroy. So jung ich auch noch bin, hab' ich Dir schon manchen guten Rath gegeben, nicht wahr?“

„A — das will ich meinen! Du bist ja mein kleiner Metternich in allen meinen geheimen Konferenzen. So einen klugen Premierminister hat kein Monarch in der ganzen Welt.“

„Ich habe Dir immer zu Deinem Besten gerathen, und folglich Dein Vertrauen verdient.“

„Wem soll ich denn sonst vertrauen, mein kleiner großer Haus-, Hof- und Staatskanzler?“

„Willst Du mir also folgen?“

„Mit verbundenen Augen.“

„Also ein Wort ein Mann! Wir abonniren uns heute noch in der Leihbibliothek und lesen alle Novellen und Erzählungen, um einen interessanten Stoff zu einem Bühnenwerk zu liefern.“

„Aha! Ich merk schon was!“

„Ich würde Dir anrathen, selbst zu erfinden, aber das Erfinden ist gegenwärtig noch Deine Achillesferse, lieber Nestroy.“

„Das ist ein Mädel? Vom Kopf bis zur Ferse herunter hat es mich durchstudirt.“

„Findet eines von uns dramatisches Element in

einer Erzählung, so lesen wir sie beide gemeinschaftlich aufmerksam durch, und berathen über Charaktere, Situationen u. s. w. mit einander."

„Und dann?"

„Dann stehst Du an jedem Morgen ein Stündchen früher auf, gehst an jedem Tage ein Stündchen später in's Kaffeehaus und legst Dich an jedem Abend ein Stündchen später zu Bette."

„Das wären drei gewonnene Stunden."

„In den ersten beiden mußt Du mir zu Liebe dichten — und in der letzten, der Abendstunde nämlich, setzen wir uns bei einem guten Gläschen Wein neben einander, Du schmauchst Dein Pfeifchen, liest mir Deine Dichtung vor, und ich werde sie mit aller Strenge kritisiren, wenn Du erlaubst."

„Und nach der Kritik mach ich mir Fidibus aus der Dichtung."

„Fidibus oder Banknoten — ich hoffe das Letztere. So lesen wir Szene für Szene, Akt für Akt mit einander — prüfen — berathen und ändern, bis wir ein gerundetes Ganze haben und unser Schifflein vom Stapel laufen lassen können."

„Um es an der Sandbank der öffentlichen Meinung scheitern zu sehen."

„Wer wagt, gewinnt, lieber Nestroy. Wage muthig! Ich habe Dich viel zu lieb, um Dich einer Gefahr auszusetzen, wenn ich nicht zu fest überzeugt von Deinem Beruf zum Volksdichter wäre."

„O, Viele sind berufen, aber Wenige auserseh'n."

„Nun, so wird man Dich einst zu den Wenigen zählen. Es lebte noch kein großer Feldherr, der nicht hin und wieder eine Schlacht verloren hat — auch Du wirst manche Niederlagen erleiden, — aber Deine Triumphe und Siege werden sie vergessen machen. Nun, sind wir einig?"

„Wie immer! Ich muß Dir ja wohl gehorchen, weil ich unter Deinem Pantoffelchen steh', Du superkluger Metternich Du!"

Marie dankte ihm mit einem innigen herzlichen Kuß.

Sie war nicht das erste liebende Mädchen — das einen schlummerden Genius geweckt.

So wurde das Pantoffelchen geschwungen — jetzt wollen wir auch mit dem Pantoffel fuchteln seh'n, meine freundlichen Leser.

„Rinaldo paß auf und pack an, wenn sie beißen will!" sagte kläglich Wenzel Scholz, der im Schlafrock und in der Nachtmütze im Lehnstuhl saß und vergebens eine neue Rolle zu studiren suchte.

„Dem Pudel geb' ich Rattenpulver ein, wenn er noch einmal auf mich knurrt!" schrie Madame Scholz, erbost ein kleines Stückchen Papier in der Hand zerknitternd. „Und Du darfst mir mit keinem Schritt mehr aus dem Hause — und wenn Du zur Probe oder Vorstellung gehst, werde ich Dich begleiten, mein lieber Herr

Gemal! Ich will Dich lehren, liederlichen Dirnen nachzulaufen, die Dir die Liebesbriefchen sogar ins Haus schicken! Ha, ich könnte Dir das Küchenmesser ins Herz stoßen, schwarzer Verräther!"

„Aber es ist ja kein Liebesbrief, mein Schatz!"

„Lieber Scholz — retten Sie Ihre Bertha!" las Madame Scholz ingrimmig aus dem Papier. „Ist das ein Geschäftsbrief vielleicht? — Lieber Scholz — Ihre Bertha! Hahahaha! Ich müßte ja mit Blindheit geschlagen sein, wenn ich mir weiß machen lassen wollte, was offenbar schwarz ist!"

„Liebes Kind, diese Bertha —"

„Wie viel Gulden braucht denn diese Bertha, um gerettet zu sein? — Dreißig bis vierzig, etwa für die Putzmacherin oder den Schneider, um nicht gepfändet oder eingesperrt zu werden. Ha, wenn ich sie erwisch' — wenn ich sie da hätt' — wenn diese Bertha —"

„Es ist ja das Blumenmädel!" schrie Scholz mit einer Stentorstimme, daß der Pudel vor Schreck zu niesen anfing.

„Schon wieder das Blumenmädel! Die Blumenmädel kennen wir schon! Jede Choristin — jede Tänzerin — jeder Dienstbot beim Röhrbrunnen ist Dein Blumenmädel! Die Fopperei hab' ich satt, und wenn Dir der Theaterdiener noch einmal solche Wische von Deinem geheimnißvollen Blumenmädel bringt, werf' ich ihn die Treppe hinunter und Dir den Wasserkrug an den Schädel!"

„Wenn Du mich nur zu Worte —“

„Ich will nichts hören!“

„Das Billet, liebe Frau —“

„Still, alle Donnerwetter!“

Der arme Scholz erkannte seinen überlegenen Feind im Zungengefecht, zog sich tiefer in seinen Lehnstuhl zurück und summte eine Coupletstrophe der noch immer populären parodierenden Posse: „Die schwarze Frau“ vor sich hin:

„Das gift mich — das gift mich —

Und warum soll ich mich denn nicht giften?“

„Sing' nicht, wenn ich mit Dir red!“ donnerte die zürnende Juno.

„Ich bitt' Dich, liebe Frau — schluck' Deine Gall' hinunter, und laß mich meine Rolle ein paar Mal durchlesen, damit ich mich nicht wieder ganz auf den Souffleur verlassen muß morgen auf der Prob'.“

„Studir' Nachmittag, statt Dein Geld zu verspielen im Kaffeehaus. Kurz und gut, die liederliche Wirthschaft muß ein End' nehmen — ich leid's nicht länger!“

„Rinaldo — niesen!“

„Hpsch! Hpsch!“

„Kusch Dich, Rabenvieh!“

„Hpsch! Hpsch! Hpsch!“

„Wo ist denn das Rohrstaberl?“

„Aha!“ dachte der Pudel. „Ich kenn' Dich und Dein Rohrstaberl schon!“ Er kroch zwischen die Beine seines

Herrn und fing recht fortissimo, wie zum Trotz zu niesen an in seiner Verschanzung.

„Kusch Dich!“

„Hpsch! Hpsch! Hpsch! Hpsch! Hpsch!“

„Na wart', Pudel, wenn ich Dich erwisch'!“

„Hpsch! Hpsch! Hpsch! Hpsch! Hpsch! Hpsch!“

Der Pudel nieste, als ob er seine Nase sprengen wollte.

„Sogar der verdammte Hund ist abgerichtet, mich zu malträtiren! Apropos Wenzel — ich brauch Geld — was ist's denn mit dem Vorschuß?“

„Nichts ist's damit. Der Direktor gibt nichts mehr her.“

„A — da muß ich bitten! Na wartens Herr Direktor — Sie werden bald andere Saiten aufzieh'n. — Du legst Dich in's Bett, wirst krank und nicht eher gesund, bis Du den Vorschuß hast.“

„Schon wieder? Ich bin ja erst im vorigen Monat ganz gesund krank gewesen.

„Du wirst krank werden, so oft Du keinen Vorschuß bekömmst — ich will's und damit Punktum! Zieh' Dich aus und leg Dich nieder!“

„Aber Weiberl —“

„Niederlegen, sag ich! Ich werd' Dir ein Tuch um den Kopf binden und Kamillenthee sieden.“

Da half kein Protestiren!

Der Patient wider Willen wurde entkleidet und

mußte sich nolens volens mit verbundenem Kopfe in's Bett legen.

Das Nachttischchen wurde eiligst mit leeren Medizinflaschen, Rezepten, Löffeln, Pulverschachteln u. s. w. bedeckt — zum Bett gerückt und das Krankenzimmer war fix und fertig.

„Es wird nichts nützen,“ sagte Scholz mürrisch. „Der Direktor hat den Braten schon längst gerochen und wird sich nicht mehr von uns foppen lassen.“

„Desto besser! Wenn er Deine Krankheit kennt, wird er auch das Mittel kennen Dich zu kuriren. Kathi lauf geschwind in die Theaterkanzlei, und sag' dem Sekretär Franz: Herr Scholz ist plötzlich krank geworden — er hat ein böses Fieber.“

„Ein Fieber?“ frug Nestroy bestürzt, indem er in's Zimmer trat.

„Ein sehr gefährliches! Schaun's nur, wie's ihn beutelt.“

„Brbrbrbrbrbr! Brbrbrbrbr!“ fröstelte Scholz.

„Wie ich seh', medizinirst Du schon.“

„Sehr fleißig — brbrbrbr — aber am liebsten möcht ich Vorschuß einnehmen, den will mir aber der Doktor Carl nicht verschreiben — brbrbrbr!“

„Aha, ich kenn mich schon aus. Du laborirst sehr oft an diesem Fieber, lieber Wenzel.“

„Ja, alle vier Wochen krieg ich's regelmäßig — Brbrbrbrbr!“

„Deine Krankheit wird wieder eine große Störung im Repertoir machen.“

„Thut mir sehr leid — aber Du siehst ja selbst wie schwach ich bin lieber Bruder. Ich kann mich gar nicht auf den Füßen erhalten — an's Ausgeh'n darf ich gar nicht denken — bis — bis —“

„Bis Du den Vorschuß hast.“

„Und doch wär's so nothwendig, daß ich ausging. Stell' Dir vor — unser Blumenmädel ist in Gefahr.“

„Bertha?“ frug Nestroy mit Theilnahme.

„Der Theaterdiener hat mir ein paar Zeilen von ihr gebracht — sie ist im Hause Deiner gewesenen Frau.“

„Nicht möglich!“ rief Nestroy erstaunt. „Mein Gott, wie ist denn das arme Mädel —“

„Herr Scholz krank?“ sagte der Sekretär Franz, indem er leise in's Zimmer trat.

„Brbrbrbrbr! Brbrbrbrbr!“

„Ueberzeugen Sie sich selbst, Herr Sekretär, wie ihn das Fieber schüttelt!“ lamentirte die Gattin des Patienten. „Ach, ich unglückliches Weib! Mein armer, armer Mann!“

„Entsetzlich! Am nächsten Samstag soll ja die neue Posse sein.“

„In dem Zustand wird er nicht spielen können — es scheint ihm aber auch an der nothwendigen Pflege zu fehlen,“ entgegnete Nestroy.

„Brbrbrbrbr — Vorschuß — Vorschuß — Brbrbrbr.“

„Hören Sie, er phantasirt schon! Von Vorschuß phantasirt er.“

„Hpsch! Hpsch!“ bestätigte nießend der Pudel.

„So, so! Von Vorschuß phantasirt er!“ sagte der Sekretär, indem er sich die Nase rieb, um besser riechen zu können — und auch er roch den Braten, den Carl schon längst gerochen hatte, wie Scholz früher bemerkte. „Hm! hm! Es scheint wieder ein Wechselfieber zu sein!“

„Um's Himmelswillen, schicken Sie uns geschwinde den Doktor!“

„Oder den Kassier.“

„Brbrbrbrbr! Vorschuß! Brbrbrbrbr! phantasirte Scholz.

„Einen großen Topf voll Kamillenthee sieden Kathi!“ rief seine Frau schluchzend.

„O nicht doch — keinen Kamillenthee!“ rieth lächelnd der feine Sekretär. „Eine Flasche Wein und ein guter Kalbsbraten wird dem Patienten wohlthätiger sein. Ich hoffe, Herr Scholz wird heut noch frisch und munter sein, wenn ihm der Herr Direktor einige Pillen aus seiner Hausapotheke schickt.“

Eine Stunde später erhielt Scholz den verlangten Vorschuß — verlängerte seinen Kontrakt wieder um ein Jahr — verlor auf der Stelle sein Fieber und spielte Nachmittags wohlgemuth Pagat ultimo in seinem Kaffeehause.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt.

Seite.
Kurze Vorrede, um einer langen Nachrede zu entgehen . . 1
Erstes Capitel. Im „Loch" 4
Zweites Capitel. Das Hotel Scholz 15
Drittes Capitel. Er wird in's Regiment Carl & Compagnie überſetzt 22
Viertes Capitel. Wenzel Scholz wird Dichter 30
Fünftes Capitel. Wenzel und Hansel 37
Sechstes Capitel. Eine fidele Gesellschaft 44
Siebentes Capitel. Eine Maitresse 54
Achtes Capitel. Eine alte Jüdin 63
Neuntes Capitel. Ein glänzendes Fiasko 71
Zehntes Capitel. Noch ein schwarzer Mann 80
Eilftes Capitel. Wenzel Scholz duellirt sich 89
Zwölftes Capitel. Die Equipage des Henkers und die Equipage der Maitresse 104
Dreizehntes Capitel. Die Fee lüftet den Schleier 113
Vierzehntes Capitel. Die alte Freundin 122
Fünfzehntes Capitel. Häuslicher Zwist 133
Sechzehntes Capitel. Die schöne Madame Nestroy 144
Siebenzehntes Capitel. Schwester Agatha 153
Achtzehntes Capitel. Requiescat in parce 164

Seite.
Neunzehntes Capitel. Das Bild und der Brief 170
Zwanzigstes Capitel. Der Tod einer fidelen Wienerin . . . 183
Einundzwanzigstes Capitel. Nestroy in Wien 193
Zweiundzwanzigstes Capitel. Ein Kontrakt Caligula's . . . 207
Dreiundzwanzigstes Capitel. Eine arme Nähterin 215
Vierundzwanzigstes Capitel. Die Namensschwestern 225
Fünfundzwanzigstes Capitel. Ein Haus der Freude 236
Sechsundzwanzigstes Capitel. Das Pantoffelchen und der Pantoffel 248

Scholz und Nestroy.

Roman

aus dem Künstlerleben

von

Karl Haffner.

Zweiter Band.

Wien.

Herm. Markgraf.

1866.

Erstes Capitel.

Vorpostengefecht.

Es war eine böse, böse Nacht!

Ach, es dämmerte auch ein trüber Morgen nach dieser bösen Nacht!

Als unsere arme Bertha aus dieser Betäubung erwachte, herrschte die Ruhe des Grabes rings umher.

Die kleine Lampe, welche man auf das Tischchen gestellt, zehrte an ihrem letzten Lebenstropfen, und erhellte nur noch matt und unheimlich die Zelle der armen Gefangenen.

Die junge Jüdin erhob sich schnell, betastete mit ihren Händchen die bleiche Stirne, und suchte ihre Gedanken zu sammeln — ach es waren Dolchstiche und Folterqualen, die sie sammelte.

Sie blickte noch einmal auf die geschlossene Thüre, auf das vergitterte Fenster — nur der Arm eines Samson hätte dieses Schloß sprengen — diese Eisenstäbe brechen können.

Zu entfliehen war unmöglich!

Sollte sie zum Fenster eilen und um Hilfe rufen auf die Straße hinunter?

Hilfe? Gegen wen? Hatte man sie nicht mit der herzlichsten Theilnahme, mit der liebevollsten Freundschaft in diesem Hause empfangen?

Ja, wenn sie auch bedroht worden wäre — würde ihr Hilferuf auch das Ohr des Helfers erreichen, aus diesem abgelegenen Hause?

Konnte ein solcher Ruf ihre Lage nicht verschlimmern, statt sie derselben zu entreißen?

Während sie mit sich zu Rathe ging, was sie zu thun und zu lassen habe — bemerkte sie ein kleines Metallknöpfchen an der Wand ihr gegenüber.

Allmächtiger Gott! Alle geheimen Tapeten und Fallthüren der Mordgeschichten und Schauderdramen tauchten in ihrem Gedächtniß auf.

Mit der Tollkühnheit der Verzweiflung stürzte sie zur Wand — drückte das Knöpfchen — und ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht — es sprang richtig eine kleine Tapetenthür auf, die in ein Seitengemach führte.

Entschlossen betrat sie dasselbe. Es hatte weder Möbel noch Fenster — aber eine andere ähnliche Tapetenthür, die in den Speisesaal zu führen und von Außen verriegelt zu sein schien, denn der Druck an dem Metallknöpfchen führte sie zu keinem Resultate.

Die junge Jüdin kehrte in ihr Zimmerchen zurück, schloß die Tapetenthüre wieder und schien beruhigter zu

sein, denn sie wußte jetzt wenigstens, von welcher Seite sie die Gefahr bedrohte.

Die Zimmerthüre konnte sie ja von Innen verriegeln — und vor der Tapetenthüre beschloß sie in nächster Nacht eine Barrikade zu bauen, um sich gegen jeden Ueberfall möglichst zu schützen, falls es ihr nicht früher zu entfliehen gelingen sollte.

Sie setzte sich zum Tische, stützte das sorgenschwere Köpfchen auf den Arm, und dachte an die glückselige Zeit ihrer ersten und einzigen Liebe — an den Dämon, der sich zwischen zwei treue und ehrliche Herzen geworfen, und an den Mutterfluch, dem sie alle welken Blumen ihres schönsten Lebensfrühlings dankte!

Ach, hätte sie doch weinen können!

Sind doch Thränen der Thau des Himmels, der auch die Köpfchen der geknickten Blumen wieder hebt!

Die junge Jüdin starrte brütend vor sich hin, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand, und es wieder lustig und lebendig wurde im Hause der Freude.

Der Schlüssel klirrte im Schlosse — die Thüre öffnete sich und Madame Pauline selbst trat heiter und unbefangen mit dem Frühstück in's Zimmer.

„Guten Morgen, mein liebes kleines Närrchen!“ grüßte sie zärtlich und im Tone einer kosenden Mutter. „Wie haben wir denn geschlafen, mein Püppchen? Ei, ei, was seh' ich? Das Bett noch unberührt — um's Himmelswillen, was hat denn das zu bedeuten?“

„Ich habe nicht schlafen können — der Schreck — der Kummer — die Angst —“

„Angst in meinem Hause? Unter meinem Schutz? Wie kindisch sind Sie doch, liebe Bertha!“

„Verzeihen Sie — meine Aufregung — mein Unglück — und hier die laute Freude —“

„Ja, ja, Sie haben recht — das junge Völkchen ist zu ausgelassen, und es wird sehr nothwendig sein, eine strengere Hausordnung einzuführen. Aber ich bin zu gut — die jungen Leutchen machen mit mir, was sie wollen, und ich kann ihnen nicht zürnen, denn ich bin ja selbst noch jung und man kann es mir nicht verargen, wenn auch ich mich gern noch meines Lebens freue.“

„O gewiß nicht, gnädige Frau, aber es thut meinem leidenden Herzen wehe, wenn —“

„Wenn andere junge Mädchen fröhlich sind? — Ei, das sieht ja beinahe wie Neid aus, Sie kleine Egoistin! — Kommen Sie — setzen Sie sich mit mir zum Frühstück und lassen Sie uns ein wenig plaudern mit einander.“

Bertha nahm mechanisch Platz an der Seite der jungen Dame.

„Wie alt sind Sie, meine schöne Freundin?“

„Neunzehn Jahre vorüber.“

„Neunzehn Jahre! Und in diesem Alter wollen Sie die Welt und ihre Freuden fliehen, weil ein Mann an Ihrem liebenden Herzen zum Verräther ward. Welch' eine Thorheit!“

„Thorheit?“

„Was denn sonst, mein kleines Kätzchen? — Eine Thorheit — eine unverzeihliche Thorheit ist es, sich zu Tode grämen zu wollen um einen treulosen Mann. Eine unglückliche erste Liebe sucht man durch eine glückliche zweite Liebe vergessen zu machen, wenn man ein kluges Mädchen ist.“

„Unmöglich!“ rief die junge Jüdin entrüstet.

„Unmöglich — ja, ja, so glauben viele nach der ersten Täuschung — aber nach ein paar Tagen sind sie oft schon überzeugt, daß nichts möglicher ist als das, was sie unmöglich gefunden haben.“

„Ich zähle mich nicht zu diesen, gnädige Frau!“ antwortete Bertha, mit Mühe ihre Aufregung bekämpfend.

„Wie empfindlich die Kleine ist — aber das gefällt mir! Kindisches Mädchen! Ihre Sentiments sind mir zu achtungswerth, um sie zu bekämpfen — und ich werde augenblicklich schweigen, wenn Sie den guten Willen einer liebenden Schwester oder mütterlichen Freundin verkennen.“

„O, ich erkenne ihn nur zu gut, und bin Ihnen sehr dankbar, gnädige Frau!“ antwortete Bertha bitter.

Madame Pauline lächelte wehmüthig und sah die junge Jüdin ein paar Sekunden ernst und schweigend an. Dann ergriff sie ihre Hand und sagte mit der gepreßten Stimme einer Seherin:

„Unglückliches Kind! Welch' eine Zukunft steht Dir

bevor! — Arm — verwaist — von aller Welt verlassen, wirst Du, prangend in Jugend und Schönheit, dem Schicksal der Bettler und Verbrecher preisgegeben sein. Dein so treu liebendes Herz wird die Quelle Deines Verderbens sein."

Sie wischte sich ein paar Thränen aus den Augen und schloß mit gepreßter Stimme: „Der gerechte Gott möge den Mann strafen, der an diesem seltenen Herzen zum Verräther ward!"

„Nicht strafen — segnen möge ihn der gerechte Gott!" lispelte das schöne Judenmädchen.

„O, Sie sind doch ein wenig zu viel Engel für unsere sündige Erde, mein Kind! Mit diesem reinen frommen Taubenherzen werden Sie untergeh'n auf dem Ocean unseres stürmischen Lebens!"

„Der Wille des Herrn geschehe! Ich danke Ihnen für die Theilnahme, mit der Sie einem armen unglücklichen Mädchen ein gastfreundliches Dach geboten, gnädige Frau — aber — verzeihen Sie — meines Bleibens ist nicht länger hier."

„Wie? Sie wollen fort? Warum denn, mein armes Kind?"

„Um mir ein Grab zu suchen, fern von meinem Vaterlande."

„Thorheit! Wahnsinn! Nein — nein — Gott hat Sie mir anvertraut — ich muß ihm für Sie bürgen und darf Sie nicht von mir lassen, liebe Bertha!"

„Gnädige Frau —"

„Hier sind Sie sicher – aber bedenken Sie, daß Sie mit dem ersten Schritt aus diesem Hause vielleicht Ihrem Verfolger in die Arme laufen."

„Der Arm der Gerechtigkeit wird mich schützen!"

Die Dame des Hauses warf einen Blick auf die junge Jüdin, als ob sie ihn bis in das Innerste ihrer Seele versenken wollte.

Bertha begegnete diesem Blicke fest und muthig und sagte, indem sie der Dame trübe lächelnd ihre Hand bot: „Leben Sie wohl, gnädige Frau!"

„Ich errathe, was Sie aus meinem Hause treibt," antwortete diese. „Es ist die laute ungezügelte Freude der vergangenen Nacht — nicht wahr, mein Kind?"

„Zürnen Sie mir nicht!" bat schüchtern das Mädchen.

„Wohlan — Sie sollen keinen Antheil nehmen an dieser Fröhlichkeit — ungestört in Ihrem Zimmerchen bleiben und von Niemandem, selbst von mir nicht mehr belästigt werden, bis Sie mein Haus ohne Gefahr verlassen können."

„Wie — Sie wollten —"

„Ihr Unglück soll uns Allen heilig sein, mein Kind!"

„Sie sind sehr gütig, aber —"

„Kein Aber mehr — Sie bleiben meine Gefangene — aber ich werde Ihre Ketten zu Rosenketten machen, bis Sie mir an der Hand der Freiheit beruhigt und sorgenfrei Lebewohl sagen können."

In diesem Augenblick hörte man den Klang einer Glocke — und gleich darauf männliche Schritte auf der Treppe.

Die Dame küßte die Stirne des Mädchens und entsprang, indem sie die Thüre des Zimmers hinter sich verschloß.

Bertha hörte den Ton einer bekannten Stimme, die ihr das Blut in den Adern zu Eis erstarren machte. Mit laut klopfendem Herzen öffnete sie die Tapetenthür, eilte in das heimliche Gemach und legte horchend das Ohr an die zweite Tapetenthür, welche in den Gesellschaftssaal führte.

Barmherziger Gott, sie hatte sich nicht geirrt.

Es war der Baron von Henkelburg, der soeben angekommen, scherzend und vertraulich die Dame des Hauses begrüßte.

Arme, unglückliche Bertha!

Sie konnte nicht länger zweifeln mehr — der Augenblick gab ihr die Wahrheit in ihrer drohendsten Gestalt.

Nach den ersten Worten lauter frivoler Begrüßung, sprach man mit gedämpfter Stimme — aber die Horchende hörte dennoch wiederholt den Namen Bertha aussprechen und dieser Name wurde stets mit schallendem Hohnlachen begleitet.

„O, ich kenne sie!“ rief der Baron lauter, den das Flüstern zu ermüden schien. „Ein hübsches Wildgänschen,

hahahaha! Wann werden Sie es gezähmt haben, schöne Frau?"

„Pst! Nicht so laut, Ungestümer! Sie ist kaum sechs Schritte von uns entfernt. Es ist keine so leichte Aufgabe, als Sie glauben."

„Bedenken Sie, es ist eine Leidenschaft, die ich schon drei Jahre nähre — aber jetzt stehe ich an der Grenze meiner Geduld. — Wenn Sie mich noch lange leiden lassen, zünde ich Ihnen das Haus über dem Kopfe an, oder mache einen andern tollen Streich!"

„Es wäre nicht der erste, mein Herr Baron. Das würde Ihnen aber nichts nützen. Das Mädchen ist keine Festung, die man im Sturm erobern kann — wir brauchen Zeit, um einen ordentlichen Operationsplan zu entwerfen."

„O weh — o weh — das droht langweilig zu werden. Wann darf ich mich wieder anfragen?"

„Nach drei vier Tagen — früher muß ich mir aber Ihre Visiten verbieten, um nicht meinen ganzen Plan vereitelt zu sehen."

„Wohlan, ich sage wie der Tyran Dionys: Drei Tage will ich Dir schenken, — doch wisse, wenn sie verronnen die Frist, — und Bertha noch immer die Meine nicht ist, — so — so —"

„Nun? So —"

„So werde ich mich erinnern, daß jedes Zimmerchen hier im Hause der Freude, — eine geheime Tapetenthür besitzt."

„Diese Brücke, die man den Verliebten gebaut, werden Sie aber nicht überschreiten, mein junger Herr, bevor uns nicht alle andern Wege abgeschnitten sind — und selbst dann werde ich Ihnen die Hand nicht bieten auf dieser *gefährlichen* Passage!“

„Besorgen Sie nichts, schöne Dame — ich mache Sie mit Vergnügen unverantwortlich für diese geheime Expedition — denn es könnte mir leicht einfallen, sie noch *heute* zu wagen — und in diesem Falle will ich wenigstens von *Ihrer* Seite keine Opposition zu befürchten haben.“

Wenn meine schönen Leserinnen und freundlichen Leser mein kleines unglückliches Judenmädchen nur ein bischen lieb gewonnen haben — werden sie sicher an der Todesangst ein wenig theilnehmen, die es in diesem Augenblick litt.

Es sah im Geiste schon die Tapetenthür offen, und sich in der Gewalt eines Wollüstlings, dessen wilde Leidenschaften alle Gesetze der Sitte und der Ehre verhöhnten.

Horch! Ein zweiter Gast trat in den Salon.

Erschien er als Bundesgenosse ihrer Verfolger, oder ihr als Freund in der Noth?

Sie grub ihr Ohr fast in die Mauer, um ja kein Wort zu verlieren, von dem, was im Nebenzimmer gesprochen wurde:

„A — wenn ich nicht irre, der Theaterdiener des Herrn Direktor Carl?“ rief Madame Pauline.

„Der Theaterdiener Mayerl, zu dienen Euer Gnaden. Herr Nestroy läßt sich schönstens empfehlen, und schickt Ihnen das Monatgeld, weil heut der Erste ist.“

„Herr Nestroy ist ein Mann nach der Uhr. Warum erscheint er nicht persönlich?“

„Soviel ich gehört hab', will er Euer Gnaden nach Kräften unterstützen, wenn Euer Gnaden einmal in der Noth sind — sonst will er aber von Euer Gnaden gar nichts mehr wissen, — aber gar nichts mehr!“

„Gehorsame Dienerin!“

„Bei dem Geld liegt auch eine Quittung — die sollen Euer Gnaden gefälligst unterschreiben, damit ich mich ausweisen kann.“

„Der Diener des Theaters an der Wien!“ lispelte Bertha athemlos, und ein Strahl der Hoffnung fiel in ihr an allen Hoffnungen längst verarmtes Herz. „Er ist vielleicht von Gott gesandt, mir einen Rettungsengel zuzuführen.“

Sie riß ein Blättchen aus ihrem Notizbüchlein, warf die paar Worte: „Lieber Scholz! Retten Sie Ihre Bertha!“ auf's Papier — adressirte es — wickelte es um einen Nagel, den sie aus der Wand zog — und eilte zum vergitterten Fenster in ihr Zimmerchen zurück.

Und als der Theaterdiener das Haus verließ, warf sie das mit dem Nagel beschwerte Papier auf die Straße hinab — ein freundlicher Zufall wollte, daß es dem Theaterdiener gerade auf die Nase fiel, und wie wir aus

dem letzten Kapitel des ersten Bandes ersehn, glücklich an seine Adresse gelangte.

Unsere schöne Berha schloß die Tapetenthür wieder — und würde laut aufgejubelt haben, hätte sie die gefährliche Nachbarschaft nicht gefürchtet.

„Scholz liebt ja sein Blumenmädchen!“ dachte sie „Er wird abermals mein Rettungsengel werden, wie er es einst uns armen Waisen an der Leiche unseres armen unglücklichen Vaters war!“

O, welch eine allmächtige Zauberin ist doch die Hoffnung!

Sie färbte mit einem Kuß Wangen wieder, denen Schmerz und Kummer in drei Jahren jeden Rosenschimmer genommen.

Es war der schönen Jüdin, als wäre sie aus einem schweren Todesschlummer erwacht, und sähe nach langer, langer Zeit den ersten Strahl des goldenen Sonnenlichtes wieder.

Nach und nach fing das kluge Köpfchen zu überlegen an, was jetzt zu thun sei.

Um jeden Verdacht von sich abzulenken und Madame Pauline ganz sorglos zu machen, beschloß das schöne Mädchen, sich unbefangen und heiter zu stellen — und das gelang der Tochter Eva's so vortrefflich, daß Madame Pauline sich völlig in Zärtlichkeit auflöste, als sie zur Mittagszeit ihren Schützling wieder besuchte.

„Mein liebes, gutes Kind,“ sagte sie zuckersüß — „wie glücklich bin ich, Dich endlich ein wenig lächeln zu

seh'n! Weißt Du auch, daß Dir das Lächeln ganz allerliebst steht? — O, mancher Krösus würde Dir alle seine Schätze zu Füßen legen für so ein holdseliges Lächeln. — Aber sage mir einmal, welch ein guter Geist hat denn so plötzlich die bösen schwarzen Grillen aus Deinem hübschen Köpfchen vertrieben?"

„Ich habe in meiner Einsamkeit ein wenig nachgedacht und gefunden, daß ich ein recht albernes undankbares Mädchen war."

„Undankbar gerade nicht, aber —"

„Undankbar, sehr undankbar ist es, Ihnen für Ihre Güte und Freundschaft ein so trübes schmerzenreiches Antlitz zu zeigeu!"

„Ach, wie froh werden meine Cousinen sein, wenn sie von dieser glücklichen Krisis hören! — Die lieben guten Mädchen waren und sind noch immer sehr besorgt um ihre neue schöne Freundin!"

„Ich war krank — und bin auf dem Wege der Genesung."

„Man sieht es Dir an, mein Kätzchen. — Aber wir wollen Dich auch schonen, wie das Auge im Kopf, damit Du uns nicht rezitiv wirst. Ich werde Dich nicht so d'rauf losstürmen lassen, wie das andere junge Völkchen — aber ganz zurückziehen wirst Du Dich auch nicht von uns, gelt?"

„O nein, nein! Nur einige Tage bitte ich —"

„Nicht einige Tage — nur einen Tag kann ich Dir bewilligen, denn morgen Abend feiere ich mein

Wiegenfest — ganz entre nous — im Familienkreise — und bei dem darf meine kleine Bertha nicht fehlen — denn ohne sie wäre mir ja der ganze schöne Abend verdorben. Willst Du mit einer so schweren Schuld Dein Gewissen belasten?"

„Wenn Sie mir versprecheد, daß die Herren Cou — Cousins —"

„Sei unbesorgt, mein Kind! Keiner der Windbeutel soll Dich mit einem Blick beunruhigen. Also bah — bah — auf Wiedersehen, mein kleiner Tugendspiegel!"

Noch eine zärtliche Umarmung und Madame Pauline ließ ihre schöne Gefangene wieder allein — die wie die Fürstin Blaubart, hoffend und fürchtend, nach dem Erlöser in die Ferne blickte.

Zweites Capitel.

Castelli, die Komiker und der Pudel.

Gegen eilf Uhr des nächsten Abends zog eine sonderbare Gesellschaft die Hauptstraße Neulerchenfeld's hinab.

Wer die Mitglieder dieser Gesellschaft nicht näher kannte, hätte sie für Musikanten und Bänkelsänger halten können, wie sie damals diesem oder jenem hausbacke-

nen Bürgersmann für ein paar Gulden und einige Flaschen Wein, an Fest- oder Ehrentagen ein Ständchen zu bringen pflegten.

Wir wollen uns diese Musikanten doch ein wenig näher anschau'n.

Der Kapellmeister, der mit einem langmächtigen Taktirstab ihnen voranschritt, war ein schlanker langer Mann, mit einem echten fidelen Wiener Vollbluts-Gesicht.

Es war der Dichter F. J. Castelli, eine durch Witz, Humor, Schwänke, Schnacken und lustige Abenteuer aller Art allgemein bekannte Persönlichkeit. — Eines der besten Stücke unserer alten lustigen Kaiserstadt stand also an der Spitze dieses Zuges.

Ihm folgte der Dichter und Komiker Ferdinand Raimund mit der Harfe. Diesem die Komiker: Scholz mit der Baßgeige — Tomaselli mit dem Fagott — Lang mit der Geige — Hopp mit der Pauke — Landner mit der Posaune — dann der Heldenspieler Kunst mit der Trompete, der schöne jugendliche Liebhaber Kläglich mit der Flaute — und endlich der Theaterdiener Maxel mit einer großmächtigen türkischen Trommel.

Hinter diesem Musik-Korps schritt ernst und gravitätisch der Pudel Rinaldo, dem man einen ganzen Stoß Musikalien auf den Rücken geschnallt hatte.

In einiger Entfernung rollte dem Zuge noch ein Fiaker nach, in welchem ebenfalls ein tüchtiges Stück altes Wien — nämlich der Komiker Johann Nestroy saß.

Was zum Teufel hatten die fidelen Brüder im Sinne?

Ei, es war ja der Vorabend des acht und zwanzigsten Mai — und man wollte der schönen Madame Pauline eine ganz extrafeine Nachtmusik bringen zu ihrem Geburtstag.

Es war zwar fast Keiner dieser lustigen Gesellen musikalisch — aber das kümmerte sie nicht. Castelli hatte das Konzert arrangirt, und es zu verantworten, wenn daran ein paar Lerchenfelder Familien elend zu Grunde gehen sollten.

Der grandige Raimund, den man gewaltsam zum Ehrenmitgliede dieses Musikvereines gepreßt hatte, war der Meinung, man wolle die Heuschrecken zurückschrecken, die sich von Siebenbürgen aus gemeldet hatten — und hielt eine Serenade für die beste Abwehr aller Landplagen, die jemals die Welt bedrohen könnten.

Man schritt rüstig vorwärts — bald hatte man Lerchenfeld und seine ewig durstigen Seelen im Rücken, und stand am Ziele.

Castelli stellte seine Mannschaft in Front vor dem Hause der Freude — nahm dem Pudel die Musikalien vom Rücken, und breitete die Notenblätter, wie sie ihm in die Hand fielen, zu den Füßen der Virtuosen aus.

Diese Unparteilichkeit machte zwar eine kleine Konfusion, denn der Fagottist erhielt die Stimme der großen Trommel — der Geiger die Stimme der Flaute — die Trompete die Stimme der Pauke u. s. w. — aber

Castelli meinte, Musik sei Musik, wenn auch die Geige geblasen und die Flaute getrommelt wird.

Als Alles in gehöriger Unordnung war — erhob Castelli gravitätisch seinen gewaltigen Taktirprügel — und nun ging es los!

O Du grundgütiger Herrgott, wenn Du zufällig diese Serenade mit angehört hast, läßt Du Deine lieben Englein im Himmel nie wieder Posaunen blasen!

Nach den ersten Takten dieser Musik war keine einzige Feldmaus zehn Meilen in der Runde mehr zu finden!

Der Pudel fing vor Höllenangst zu niesen an — und als er mit dem Niesen nicht durchdrang, versuchte er es mit Heulen und Zähneklappern, wie es die Offenbarung dem armen Sünder für den jüngsten Tag vorgeschrieben hat!

Schusterjungen von Anno 48 — hier hättet Ihr Katzenmusik studieren können!

Und unsere schöne Pauline im Hause der Freude?

Ich müßte unverschämt lügen, wenn ich sagen wollte, sie wäre besonders entzückt gewesen von dieser Serenade.

Sie saß, an der Seite Bertha's, im Kreise ihrer Cousinen, und schien nicht in der besten Laune zu sein — wahrscheinlich, weil die Herren Cousins gerade heute gar so entsetzlich lange auf sich warten ließen.

Die Serenade begann mit einem diabolischen „Bumbumbum! Trarah!" als Intrada auf der Trompete und der türkischen Trommel.

„Ach! Ich glaube gar, der Savoyarde will noch in der Nacht hier seinen Bären und Affen tanzen lassen," rief unwillig Madame Pauline. „Wirf ihm ein paar Kreuzer zu, Thekla, und sage ihm, dergleichen Produktionen verbiete ich mir in der Nacht."

Fräulein Thekla hüpfte hinaus — aber es hätte nicht viel gefehlt, wäre sie beim ersten Hupfer gestolpert und hätte Arme und Beine gebrochen vor Schreck über den Höllenspektakel, der jetzt begann.

„Himmel! Soll das eine Nachtmusik sein?" riefen erstaunt die jungen Damen, indem sie sich die Ohren verschlossen.

„Nur betrunkene Strabanzer können sich dergleichen Excesse erlauben," antwortete Madame Pauline.

„Nein, nein, gnädige Frau!" sagte die zurückkehrende Thekla, „keine betrunkenen Strabanzer, sondern ganz anständige Herren bringen Ihnen das Ständchen. — Wenn ich nicht irre, sind es Künstler — Schauspieler — denn ich habe ganz deutlich die Herren Kunst und Klüglich erkannt."

„Kunst und Klüglich?" rief Madame Pauline, indem sie an's Fenster eilte. „So wahr ich lebe, Du hast Recht — Kunst — Klüglich — Raimund — Land — Schuster — auch Scholz ist unter ihnen — dort links der Kleine, der so fürchterlich die Baßgeige streicht."

Wie mag Dein Herzchen geschlagen haben, meine kleine Bertha, als man Dir Deinen Freund in der Noth anmeldete?

Es schien ihr sonnenklar, daß dieser Schwank nur zu ihrer Befreiung in die Szene gesetzt sein konnte.

„Wer mag denn der Kapellmeister sein, der mit dem ungeheuren Knittel taktirt?“

„Kennst Du ihn nicht? Es ist ja der Flausenmacher Castelli, der schon halb Wien närrisch gemacht hat. — Pst! Pst! Er nimmt auch ein Notenblatt in die Hand — ich glaube gar, er will mir ein paar seiner „Schnadahüpfln“ zum Besten geben.“

Die Dame des Hauses hatte es errathen. Castelli räusperte sich, gab Raimund ein Zeichen, und fing bei Begleitung der Harfe zu singen oder vielmehr zu krähen an:

Was braucht auf der Welt wohl ein Wiener Gemüth?
Ein Tanzerl, ein Weinerl, ein lustiges Lied!
Ein Weinerl ein gutes, ob weiß oder roth,
Das schwemmt so leicht abi die Schockschwerenoth!

Chor:

(Mit Begleitung der ganzen höllischen Janitscharenmusik).
Ein Weinerl, ein gutes ꝛc. ꝛc.
Dudeldudeldududel — Dudeldudeldei!

Castelli:

Doch Brüderln, es braucht noch zum Tanzerl u. Schmaus,
Was Warmes für's Herz noch a recht fidel's Haus,
Was z'trinken, was z'beißen, das ist noch net g'nu,
A bildsaubers Madl g'hört a noch dazu!

Chor (wie früher).

Was z'trinken, was z'beißen ꝛc. ꝛc.
Dudeldudeldududel — Dudeldudeldei!

Castelli:

A Weinerl das kauft man für Geld in der Stadt —
A Dirnderl, das fangt man sich, wenn man's net hat, —
Und schaut bei den Dirnderln für uns nix heraus,
So leiht von der Freundschaft a Weiberl man aus!

Chor (wie früher).

Und schaut bei den Dirnderln ꝛc. ꝛc.
Dudeldudeldududel — dudeldudeldei!

Während des letzten Jodlers marschirte das wilde Heer im Sturmschritt der Thür des Hauses zu.

„Sie kommen, sie kommen!" rief Madame Pauline. „Ein paar Körbe Wein aus dem Keller, Brigitte! Und Du geschwinde in Dein Zimmerchen, liebe Bertha! Eine solche Gesellschaft wäre Dir zu gefährlich, mein frommes Täubchen!"

Madame Pauline schob eiligst das schöne Judenmädchen in sein Zimmer, verschloß die Thüre hinter ihm, und lief lachend ihren Gästen entgegen, die, verschiedene Musikstücke aus allen möglichen Tonarten unter einander trommelnd, geigend und blasend in das Haus der Freude stolperten.

„Einen Tusch der schönen Pauline!" brüllte Castelli, nachdem seine Bande Terrain gewonnen hatte.

„Hoch — Pauline hoch! Bumbumbum!“ Und es folgte ein so gewaltiger Tusch, daß allen Damen die Ringe in den Ohren zerbrachen.

„Danke — danke, meine Herren! Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, hören Sie mit Ihrem barbarischen Rumpelpumpel auf! Noch solch ein Concertstück halten wir nicht mehr aus!“

„Schade!“ meinte Scholz. „Jetzt hab' ich erst die neapolitanische Romanze „Cichori, Trikolori,“ singen wollen.“

„Nein, nein, keine Musik mehr, Herr Scholz!“

„Bedauere!“ sagte phlegmatisch Castelli. „Wir hätten Ihnen noch manchen Kunstgenuß geboten, gnädige Frau, denn ich schmeichle mir, ein ausgezeichnetes Ensemble zu dirigiren.“

„Aber starke Nerven braucht's Publikum, wenn's nicht hin werden soll!“ ergänzte Raimund.

„Ich nehme den guten Willen für die That, meine Herren, und bitte Sie, Platz zu nehmen und ein paar Flaschen Wein zu leeren auf mein Wohl. — Aber sagen Sie mir nur, wie Sie auf den Einfall gekommen sind, mir eine so großartige Serenade zu bringen?“

„Weil Ihr Geburtstag ist, schöne Frau,“ antwortete Schuster.

„Und weil Sie einen Namen führen, den wir Alle achten und ehren,“ fügte Lang hinzu, — indem die Gesellschaft sich so gut wie möglich um den Tisch placirte.

„Und weil endlich Ihre Cousinen die schönsten Cou-

sinen aller Cousinen sind," sagte Kläglich, der mit einer der Cousinen bereits „angebandelt" hatte.

„Nur zu wenig Cousinen für so viel Cousins," meinte Kunst. „Es kommt ja kaum ein halber Vogel auf den Mann."

„Hoch die schöne Pauline!"

„Hoch! Hoch!" rief die ganze Gesellschaft, indem die Gläser klirrten.

Die Herren und Damen fingen an fidel zu werden — wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn Schauspieler und Cousinen neben einander sitzen.

Nach und nach wurde der Kreis noch größer — denn auch die erwarteten Herren Cousins fanden sich zur Gratulation ein, und schloßen sich mit Vergnügen der lustigen Gesellschaft an.

Aber Scholz fing an melancholisch zu werden.

Seine Freunde und Kollegen hatten, ihm und seinem Blumenmädchen zu Liebe, diese Serenade improvisirt — aber wo steckte das Blumenmädchen?

Man hielt es offenbar absichtlich verborgen und gerade das sprach für die Gefahr.

Nach dem armen Mädchen geradezu zu fragen, wäre zwecklos und unvorsichtig gewesen — denn Madame Pauline mußte Gründe haben, es zu verbergen, und war zu schlau, um auf eine direkte Frage sich mit einer unüberlegten Antwort zu kompromittiren.

Wie sollte unser Held aber das Versteck der schönen Jüdin entdecken?

Indem er so nachdenkend vor sich hinstarrte, fiel sein Blick auf den Pudel, der alle Viere von sich gestreckt, zu seinen Füßen lag.

„Mein Pudel hat eine sehr feine diplomatische Nase," dachte Scholz. „Er riecht jeden Schinken, und wenn er noch so hoch im Rauchfang hängt, und meine Frau weiß keinen Winkel mehr im ganzen Hause, um eine Wurst vor ihm zu verstecken. — Wer weiß, ob er nicht hübsche Judenmädchen eben so gut, wie Schinken riecht. Vederemo!"

Er zog das Stückchen Papier aus der Tasche, das ihm Bertha durch den Theaterdiener zugesendeet hatte, und spielte damit seinem Pudel auf der Nase.

Anfangs glaubte der Pudel, sein Herr kitzle seine Nase nur — um sie zum Niesen zu reizen — und er nieste, wie es einem kunstfertigen Pudel geziemt.

Als aber sein Herr dennoch nicht zu kitzeln aufhörte, dachte das kluge Thier: „Aha, meine Nase ist zu etwas Höherem bestimmt!" und fing das Stückchen Papier mit mehr Aufmerksamkeit zu beschnüffeln an.

„Begreifst Du, Rinaldo?"

Und der Pudel erhob sich phlegmatisch — stellte sich vor seinem Herrn auf die Hinterbeine — sah ihn pfiffig an, und nieste ein sehr bedeutungsvolles: „Hpsch!"

„Also such' schön! Aportel, Rinaldo!"

Der Pudel legte seine Nase auf die Erde und fing seine Ronde zu machen an.

„Werdet Ihr einmal aufhören, zu karessiren?" rief

Hopp. „Der Kläglich ist ein Schnittling auf allen Suppen. Er denkt an keine Kollegialität und glaubt, alle Frauenzimmer sind für ihn allein auf der Welt!"

„Lang und Tomaselli haben sich auch versorgt — nur wir allein sitzen wie die verlornen „Hendeln" da," sagte kläglich Scholz.

„Haben Sie denn nicht auch einige Cousinen für uns, gnädige Frau?" frug Castelli, der leicht begriff, wo Scholz hinaus wollte mit seiner Frage.

„Bitte, bitte!" riefen die unversorgten Herrn.

„Ei, ei, meine werthen Gäste," antwortete Madame Pauline lachend, „halten Sie mich etwa für die Khaduna eines ganzen Serails?"

„Also haben Sie keine Reservetruppen mehr?"

„O doch — meine alte Brigitte in der Küche. — Sie würde unaussprechlich glücklich sein, wenn sie hier noch einen Ritter fände, der ihre Farbe zu tragen bereit wäre."

In diesem Augenblick fing der Pudel an der Tapetenthür zu kratzen und zu scharren an.

„Was hat denn mein Hund aufgestöbert?" rief Scholz. „Haben Sie vielleicht eine Katze im anstoßenden Zimmer?"

„Das nicht — wahrscheinlich ein Mäuschen "

„Ein Mäuschen für Kater unseres Gleichen?" frug Castelli.

„Hpsch!" antwortete der Pudel.

„Ei — ei — eine Bretterwand — ein Knöpfchen

zu einer Tapetenthüre — haben Sie hinter derselben vielleicht die Geheimnisse Ihres Herzens bewahrt, schöne Frau?" fuhr Castelli fort, nachdem er zur Wand getreten und diese aufmerksam untersucht hatte.

„Die bewahre ich in der Kammer meines Herzens und nicht in einer alten Rumpelkammer, in welche diese Tapetenthür führt, wie Sie sich überzeugen können, mein neugieriger Herr Castelli," antwortete die Dame des Hauses, indem sie an dem Knöpfchen drückte und die Thür aus ihren Angeln sprang.

Die Dame schrie laut auf vor Schreck und Unwillen — denn die Kammer war nicht leer — es zeigte sich auch kein Mäuschen in derselben — wohl aber sah man ein wunderholdes Judenmädchen wie Grillparzer's jugendliche Ahnfrau in der dunklen Klause.

„A — a — welch' ein niedliches Mäuschen!" rief überrascht die ganze fidele Bruderschaft.

Aber Scholz hatte sich bereits der schönen Beute bemächtigt und führte sie triumphirend aus der dunklen Kammer.

„Meine Herrn Kollegen," sagte er mit freudestrahlenden Blicken, indem er der reizenden Jüdin ehrfurchtsvoll das Händchen küßte — „ich und Nestroy haben Euch wohl hundertmal von unserem Abenteuer mit einem schönen Blumenmädel erzählt — das ist's — ich hab's — und bitt um einen Toast für diesen Engel in Menschengestalt!"

„Hoch! hoch!“ jubelte das Künstlervölkchen, die Gläser schwingend.

Das holde Judenmädchen schlug verschämt die Augen nieder, während Madame Pauline die Ihrigen rollte, als ob sie sich in der Rolle der Medea versuchen wollte.

„Auch der kluge Pudel lebe!“ rief Castelli. „Hoch Rinaldo! Hoch!“

„Hoch! Hoch!“

„Hpsch! Hpsch! Hpsch!“

„Lieber guter Herr Scholz,“ sagte Bertha schüchtern, „ich bitte Sie —“

„Ich weiß Alles mein Fräulein,“ fiel ihr dieser schnell in's Wort. „Ein Ungeheuer verfolgte Sie — die schöne Madame Pauline rettete Sie — nahm Sie in ihren Wagen — bot Ihnen Obdach und Schutz — o, es gibt doch noch zartfühlende und mitleidsvolle Frauenherzen auf der Welt.“

Unverschämtes Volk, diese Bühnenkünstler! Sie unterstanden sich, diese laute Anerkennung weiblicher Tugend ironisch zu belächeln.

„Allerdings habe ich diesem armen jungen Mädchen meinen Schutz versprochen, und sie wird ihn finden,“ sagte Madame Pauline sanft und milde, „denn sie würde in keinem Kloster so sicher vor Verfolgung sein, als in meinem Hause.“

Das unverschämte Volk lächelte schon wieder.

„Ich zweifle nicht Frau Aebtissin,“ erwiederte Scholz, „aber diese junge Dame ist nicht für ein Kloster

bestimmt, wie das Ihrige. — Noch haben die Freuden, der Welt an sie ihre Ansprüche. Auch hat sie Freunde, denen sie einst Gutes gethan, und die sehnsuchtsvoll eine Gelegenheit erwarteten, ihr vergelten zu können. Diese Gelegenheit hat sich gefunden."

„Nennen Sie mir diese Freunde — wenn ich sie meines Vertrauens würdig finde, werde ich ihnen selbst meine arme Bertha zuführen."

„O Sie sind zu gütig, und ich freue mich, Sie dieser Mühe entheben zu können — denn der Eine dieser Freunde bin ich, Wenzel Scholz, und der Andere ist — Johann Nestroy, meine Gnädige."

„Ei, was Sie sagen — Sie und Nestroy —?"

„Zu dienen, edle und zartfühlende Dame, und wir Beide danken Ihnen herzlich für alles Liebe und Gute, das Sie unserer jungen Freundin zugedacht. — Sie wird sich stets gerührt Ihrer schwesterlichen Theilnahme an ihrem Schicksal erinnern. — Sehen Sie, das liebe Kind ist so traurig, Sie verlassen zu müssen, daß es Ihnen nicht einmal Lebewohl zu sagen vermag."

„Wie heute noch — in der Mitternachtsstunde soll sie mich verlassen?"

„O, fürchten Sie nichts für sie! Ein paar hundert Schritte von den Mauern dieses Klosters entfernt, steht ein Fiaker und in diesem Fiaker sitzt ein Mann, dem ich zwar kein anderes hübsches Mädchen, aber dieses ganz ohne Bedenken anvertrauen kann."

„Mein Gott, wen meinen Sie?“ frug Bertha ängstlich.

„Meinen Pollux, würde ich sagen, wenn ich Castor wäre — jetzt sage ich meinen Nestroy, weil ich nur Scholz bin.“

„Nestroy!“ rief freudig das junge Mädchen. „O Dank Allmächtiger — Du sendest Männer, die das Unglück achten und ehren, zu meinem Schutz!“

Scholz bot seinem lieben Blumenmädchen den Arm, und sagte artig zu Madame Pauline. „Gute Nacht, schöne Frau! Ich hoffe, daß Sie sich am Vorabende Ihres Wiegenfestes sehr gut unterhalten haben!“

„Zum Aufbruch meine Herrn! Die Freuden des Mahles sind vorüber!“ rief Kunst mit seiner Donnerstimme.

„Noch einmal hoch die schöne Pauline!“

„Hoch! Hoch!“

„Und noch einen Abschieds-Tusch für die schöne Pauline!“

Die Trommel wirbelte — Pauken und Trompeten schmetterten — die Baßgeigen brummten — die Geigen und der Pudel heulten und die ganze höllische Janitscharen Musik verließ das Haus der Freude.

Scholz setzte sich mit seinem schönen Blumenmädchen zu Nestroy in den Wagen — und Alles war heiter und guter Dinge — nur die Aebtissin knirschte ingrimmig mit den Zähnen, weil das Satansvolk ihr eine so viel versprechende Novize entführte.

Drittes Capitel.

Mutterfluch und Kindesliebe.

Die reizende Maitresse des Banquier von Lilienfeld erschien längst nicht mehr in der Loge Nr. 4 des Theaters an der Wien.

Doch das alte Judenmütterchen mit dem Goldhäubchen und dem blassen steinernen Gesicht saß noch immer auf ihrem Plätzchen im „Paradiese" und weinte noch immer recht von Herzen, wenn ihre Lieblinge Scholz und Nestroy so pudelnärrisch Komödie spielten, daß das ganze große Schauspielhaus erbebte von Jubel und Beifall.

Aber seit acht Tagen sah man das Goldhäubchen nicht mehr flimmern auf der letzten Gallerie.

Und es waren doch in dieser Woche zwei ganz nagelneue Possen gegeben worden, die so schön und glänzend durchgefallen waren, wie nur eine Posse durchfallen kann — und das Mütterchen mit dem wackelnden Kopfe war doch nicht auf seinem Platze im „Paradiese". — Das war fürwahr ein Ereigniß für den Billeteur der letzten Gallerie.

Sollte Frau Sara Löbele dem Theater an der Wien untreu geworden sein, und es gegen das schön

herrliche Theater mit dem großen blauen Vorhang dort jenseits über uns vertauscht haben?

Sollte sie aus dem „Kreuzer-Paradies" in ein „Gratis-Paradies" übersiedelt sein?

Ei nun, alt genug war das Mütterchen ja, um mit gutem Recht Anspruch auf das gesteigerte Vergnügen machen zu können.

Ich muß wissen, woran ich bin mit Frau Sara Löbele — und auch meine freundlichen Leser sollen es wissen, wenn sie ein wenig Zeit verschleudern und mich in den uns schon bekannten Trödlerladen begleiten wollen.

Es sah in diesem Trödlerladen noch ebenso kunterbunt aus, wie vor drei Jahren — nur schienen die säubernde Hand und die flinke Nadel zu fehlen, denn die alten Fetzen lagen bestäubt und zerrissen in der buntesten Unordnung rings umher.

Wohl fehlte die ordnende schaffende Frauenhand — denn nicht Frau Sara Löbele — sondern Levi Herzig, der greise Sohn David's mit dem stattlichen grauen Barte, saß in seinem langen Talar von glänzendem Atlas auf dem Schemel seiner alten Freundin und Glaubensgenossin, und starrte gedankenvoll und gedankenlos auf die Trümmer früherer Größe und Herrlichkeit zu seinen Füßen.

Eine heilige Stille, wie im Tempel nach dem Gottesdienste herrschte in dem Laden — nur hin und wieder hörte man ein leises Wimmern und wirre unzusammenhängende Worte plaudern im anstoßenden Zimmerchen,

dem einzigen in diesem Palaste des Elends und der Armuth.

„Wie soll sie einen segnenden Vater finden, wenn sie als fluchende Mutter tritt vor Gott?“ murmelte düster der greise Jude.

„Abraham! Abraham!“ wimmerte es im Gemache. „Ach wie ernst und traurig bist Du, Abraham?“

„Er ist ernst und traurig, weil Du ihm sein liebstes Kind hast verflucht, Weib! Wie kannst Du Gnade finden vor den Augen des Herrn, wenn Dein eigenes Kind nicht Gnade fand vor dem Auge der Mutter?“

Die Kranke lallte unverständliche Worte des Gebetes in fieberhafter Hast — und auch der Jude faltete fromm seine Hände und betete leise und andächtig — denn wenn er auch der harten unversönlichen Mutter zürnte, so liebte er doch die treue und redliche Gefährtin, und wollte den ewigen Richter milde stimmen, wenn für sie gekommen sein sollte der große Tag der Vergeltung.

In diesem Augenblicke traten leise und lauschend zwei Männer und ein junges verschleiertes Mädchen in den Trödlerladen.

Aber der Greis ließ sich nicht stören im Gebet — denn wohl ist das Geschäft die Seele des Juden — doch der Glaube ist sein Herz — und das fromme Herz läßt Gott den Herrn nicht verkürzen durch ein Geschäft.

Stumm und schweigend standen die beiden Männer in der Thüre.

Aber das junge Mädchen war zitternd vorgetreten —

faltete unwillkürlich die Hände, vereinte sein Gebet mit dem des Greisen und sprach Worte des Glaubens, wie es sie gelernt in den Tagen der Jugend, als es noch rein und schuldlos an einem liebenden Mutterherzen lag.

Meine freundlichen Leser haben die beiden Männer an der Thüre längst erkannt — es sind die beiden Komiker Scholz und Nestroy, die aber gegenwärtig nicht ein Bischen komisch aussehen. Nur das schönste Attribut des Komikers — das G e m ü t h, das echte treue wahre ehrliche Wiener Gemüth spricht aus ihren Augen.

So denken ich mir unsere beiden Helden, als sie im Kreise der Witwe und der Waisen einst an der Leiche des armen Juden Abrahàm standen.

Ich brauche wohl auch nicht hinzuzufügen, daß das verschleierte Mädchen unsere schöne Bertha ist, die von der Krankheit ihrer Mutter in Kenntniß gesetzt, für den Fluch, mit einem Herzen voll Liebe und Segen zu danken eilt.

Mit dem Schluß des Gebetes stürzt das verschleierte Mädchen in der heftigsten Bewegung in die Arme des Greises — drückte seine Hand an ihre liebenden Lippen — und, glückliche Bertha, Du hast wieder Thränen gefunden, die milde und warm die Hand Deines väterlichen Freundes benetzen.

Der Greis erhebt schweigend den Schleier und blickt in das schöne jugendliche Antlitz, das unter Schmerz und Thränen ihm dennoch liebevoll entgegen lächelt.

„Du böses, böses Kind!“ sagte der alte Mann,

indem er die Stirne des weinenden Mädchens küßte. „Ich weiß es, daß Du Kummer und Elend erduldet hast — warum hast Du vergessen, daß noch ein Levi Herzig lebt auf der Welt? Kann ich Dir auch nicht wiedergeben das Mutterherz — so habe ich doch das Herz des redlichen Freundes für Dich! Warum hast Du Dich so lang verborgen vor dem?"

„Verzeihung! Verzeihung!" hauchte das Mädchen aus gepreßter Brust, indem es scheue Blicke auf das Seitengemach warf. „Wie geht es meiner armen Mutter, Levi?"

„Wie kann es geh'n einem alten Haus', wenn seine Balken und Säulen werden morsch und schwach? — Man kann es eppes stützen — aber die Zeit fordert dennoch den Menschen und seine Werke als Tribut."

„Aber darf ich noch hoffen, Levi? darf ich noch hoffen?"

„Wer darf nicht hoffen? Jeder, der an einen Gott glaubt, muß hoffen, mein Kind."

„Meine Mutter — meine Mutter —?" stammelte Bertha athemlos, das flammende Auge fragend auf den greisen Glaubensgenossen richtend.

„Sie steht, wie wir Alle, in Gottes Hand!"

„Schleichen Sie nicht so lang herum, wie die Katz um den heißen Brei, alter Herr!" rief Nestroy unwillig, indem er mit seinem Freunde in den Laden trat. „Sie sehen ja, wie das arme Mädel zittert in ängstlicher Er-

wartung. In solcher Gemüthsbewegung ist jede ausweichende Antwort eine Folterqual."

„Fräulein Bertha ist ein kluges Mädel, und weiß, daß ein Menschenleben nicht mit der Elle der Ewigkeit gemessen ist," fügte Scholz hinzu. „Was der liebe Gott auch beschließt, sie wird sich in seinen Willen fügen, — aber sehen will sie ihre Mutter — sie pflegen — für sie sorgen, wie ein gutes Kind, und ihr die Augen schließen, wenn Gott sie zu sich rufen sollte."

„Darf ich es wagen? Darf ich es wagen?" hauchte das Mädchen, krampfhaft die Hand ihres alten Freundes pressend. „Wird die fluchbeladene Tochter dem Engel des Todes nicht die Thüre öffnen?"

„Nein, nein, mein Kind — beruhige Dich!"

„Nicht? Nicht? O, sie soll mich hassen — verachten — mich noch einmal verfluchen — aber nur nicht von sich stoßen! — Nur das süße Glück in meinem schweren Unglück möge sie mir lassen, eine fromme Kindespflicht an ihr zu üben. Ich will ja nichts, als sie lieben, für sie sorgen, leiden, beten — und wenn ich könnte, mit Entzücken für sie sterben!"

„Sie wird Dich nicht verfluchen und von sich stoßen, denn sie liegt seit zwei Tagen im Fiebertraum. — Der Herr hat ihre Sinne in den Schleier der Nacht gehüllt, mein Kind."

„Sie wird mich also nicht erkennen, und ich darf mit voller Kindesliebe den Todesschweiß von ihrem theuren Antlitz küssen. — O, ich danke Dir, mein Gott —

wenn auch mit blutendem Herzen — für diese Gnade! Laß't mich nicht länger säumen, Levi — und bedenkt, daß jetzt ein jeder Augenblick den Werth eines Menschenlebens für mich hat!"

Der Greis schloß den Laden und öffnete dann leise und vorsichtig die Thüre des kleinen Gemachs, das Frau Sara Löbele als Boudoir, Schlaf-, Geschäfts-, Prunk- und Empfangszimmer diente — und dem Anscheine nach bald ihr Sterbezimmer werden sollte.

Sie schlummerte auf einem ärmlichen Lager, so ärmlich wie alle Geräthschaften dieses kleinen bescheidenen Gemachs.

Ihren Freunden auf den Zehenspitzen voranschreitend — näherte sich die fromme und gute Tochter der harten Mutter, die sie verflucht und verstoßen — und sich dennoch im Traum des Gerechten wiegte, denn seine lächelnden Genien spielten auf ihren welken Lippen.

Bertha warf sich auf die Kniee vor dem Krankenlager und küßte schüchtern aber innig jedes Fingerchen ihrer armen bleichen Mutter.

Auch streichelte sie leise, ganz leise ihre Wangen — wischte vorsichtig die schweren Schweißtropfen von ihrer Stirne und drückte das durchnäßte Tuch mit heiliger Inbrunst an Herz und Lippen.

Dann legte sie den Finger auf den Mund und behorchte jeden Athemzug der Kranken, und wenn die böse Mutter lächelte, lächelte auch die gute Tochter — und wenn die böse Mutter eine schmerzhafte Bewegung machte

— machte es gerade so auch die gute Tochter — ach, es war, als ob sich alle Genien und Furien der träumenden Mutter im holden Antlitz ihrer liebevollen Tochter spiegelten.

Der Greis und die beiden Komiker blickten mit Achtung und Bewunderung auf das schöne Judenmädchen mit seiner rührenden Kindesliebe.

Von einem peinlichen Gedanken ergriffen, schrak es plötzlich auf — blickte ängstlich suchend rings im Kreise umher, und endlich ernst und traurig auf den greisen Nachbar.

„Ich sehe keine Medikamente — keinen kühlenden Trank — was hat der Arzt verschrieben, Levi?"

„Ihre Aerzte heißen Gott und Natur — alle anderen Aerzte hat sie sich streng verbeten," sagte verlegen der Greis.

„O — o — die Armuth — die Armuth!" rief Bertha mit thränenerstickter Stimme.

„Beruhigen Sie sich! Doktor und Medizin werden augenblicklich da sein!" sagten die Komiker, indem sie sich der Thüre zuwandten.

„Nein, nein, meine Freunde!" antwortete Bertha, unsern Helden den Weg vertretend. „Meine Mutter bedarf keiner Unterstützung, so lange ihr Kind noch zwei Arme und das Augenlicht besitzt. Hier ist ein Ring, Levi — Hektors erste Liebesgabe — das einzige Kleinod, das ich aus dem Palaste in die Hütte trug — macht es zu Geld, Levi, um Doktor und Apotheker zu bezahlen."

Levi Herzig entfernte sich eiligst.

Das geräuschvolle Entriegeln der Ladenthüre weckte die Alte aus dem Schlummer — aus dem Schlummer, aber nicht aus dem Fiebertraum.

Sie warf einen wirren Blick umher, erhob ihre dürren Arme und ließ sie auf das Haupt der vor ihr zusammengekauerten Tochter sinken.

Ach wie unendlich selig fühlte sich diese! Es war ihr, als ob die segnende Mutterhand die ganze Last des Fluches von ihrem jugendlichen Haupte nahm.

„Ich bin Eis, starres Eis!“ fieberte die Kranke. „Gib mir Sonnenstrahlen, Abraham!“

Die Tochter drückte den Kopf der Mutter an das laut klopfende Herz und wärmte ihn an der Frühlingssonne des Lebens.

„Mir scheint, Deine Augen schwitzen, Wenzel?“ sagte leise Nestroy zu seinem Freunde.

„Schau auf Dich!“ brummte dieser. „Dir gehens selber über.“

„Dalk! Weil mir ein Bißl Staub hineingefallen ist. Sag' mir einmal, hast Du Geld bei Dir, Wenzel?“

„Nix, als fünf Gulden, die ich heut' meiner Toni geschnipft hab'.“

„Mein Kapital ist auch nicht viel größer, das ich gegenwärtig disponibel hab. Legen wir's zusammen, und praktiziren wir die Kollekte für die verschämte Armuth da in's Schubladel hinein?“

„Da hast Du des Faustes ganze Habe, Bruder. —

Spielen wir heute einmal nicht Tarock, so profitiren wir wenigstens hundert Prozent bei dem Geschäft."

Das Geld wurde heimlich in die Lade der alten Kommode geschoben — und das Bubenstück war glücklich gelungen.

Noch lag das Haupt der Mutter am Herzen der Tochter, als Levi Herzig und der Doktor in's Zimmer traten.

Nachdem dieser einige Fragen an den alten Juden gerichtet und die Kranke ein paar Minuten aufmerksam beobachtet hatte, sagte er bedenklich: „Typhus, wie ich mir gedacht, und es war die höchste Zeit, den Arzt zu Rathe zu ziehen. Vor Allem frische Luft! Oeffnen Sie die Fenster, Herr Herzig."

Der alte Jude that, wie ihm geheißen.

„Werden Sie mir meine arme Mutter retten?" frug Bertha mit zitternder Stimme.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht," antwortete lakonisch der Arzt, indem er eiligst ein Rezept schrieb. „Aber Sie schweben nicht minder in Gefahr, mein Kind. Das Fieber ist epidemisch, und ich muß Sie bitten, sich so wenig als möglich mit der Patientin zu beschäftigen, und sich um eine alte erfahrene Krankenwärterin umzusehen."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor!" sagte Bertha befremdet.

„Ei nun, ich warne Sie — Sie können sehr leicht das Fieber erben, das lieber junge als alte Leute hinwegrafft."

Bertha lächelte und rückte ihr Mütterchen noch inniger an ihre Brust.

„Ich bin ja ihre Tochter!“ sagte sie, liebevoll die Stirne der Kranken küssend.

„Der Tod nimmt auf keine Blutsverwandtschaft Rücksicht. Der Barbar reißt Kinder von den Herzen der Eltern, wie er Eltern von den Herzen der Kinder reißt. — Es wäre jammerschade um ihr schönes junges Leben. Ich werde Ihnen eine barmherzige Schwester schicken.“

„Nein, nein,“ erwiederte Bertha, indem sie mit Angst die Kranke deckte, als ob man sie ihr entreißen wollte. „Wer kann die arme Dulderin sorgsamer pflegen, als ihr Kind? — O — ich fürchte keine Gefahr, und wenn Gott befiehlt, daß ich meiner heiligen Kindespflicht mein Leben opfern soll — so geschehe sein Wille! Ich werde ohne Murren den süßen Tod für meine Mutter sterben!“

Sowohl das Auge des Arztes — als die Augen aller andern Anwesenden ruhten mit Rührung und Wohlgefallen auf dem schönen Mädchen.

Da riß sich plötzlich die Fieberkranke aus den Armen, die sie umschlangen, und richtete sich halb empor von ihrem ärmlichen Lager.

Ihre Augen blieben geschlossen — und dennoch war es, als ob sie, mit der wunderbaren Begabung der Seherin, der Sinne nicht bedurfte, um zu sehen und zu hören.

„Gott der Gerechte!“ rief sie mit gellender, mark-

erschütternder Stimme. „Warum brichst Du nicht endlich den alten morschen Bau zusammen! Steht er doch lange genug zum Hohne Deiner Werke in dieser großen unendlichen Schöpfung!“

„Mutter! Mutter!“ bat die Hände faltend das arme Mädchen.

Die Alte streckte beide Arme aus, ohne die Augen zu öffnen, ballte die Fäuste über dem Haupt ihrer Tochter und heulte mit dem Ingrimm einer Hyäne: „O, wären meine Arme Blitze und meine Worte Donnerkeule, ein Kind zu zerschmettern, das die Mutter geboren hat, um den Vater im Grabe schänden zu lassen!“

Bertha verhüllte leise schluchzend das Antlitz, um vor den Anwesenden ihre Schamröthe zu verbergen.

„Aber Mutterl, was sind das für Reden?“ sagte Scholz, indem er sich mit Nestroy der Kranken näherte. „Ich bin Ihr alter guter Freund — aber wenn Sie so unvernünftiges Zeug daherplauschen, werd' ich Ihnen meine Freundschaft aufkündigen müssen.“

„Ich auch — ich auch!“ fügte Nestroy hinzu. „Sie werden schön ruhig sein, und Ihr gutes braves Töchterl nicht kränken und beleidigen, sonst haben Sie es mit mir zu thun — und ich bin ein wahrer Wütherich, wenn ich einmal anfange.“

Die Alte lauschte auf dieses gutmüthige Poltern der beiden Komiker, — als ob sie Sphärenklänge hörte.

Sie ließ langsam ihre Arme sinken — das fast zur Fratze verzerrte Antlitz glättete sich — und der Dämon

des Hasses schien dem Engel des Friedens weichen zu wollen.

„Sie gaben meinem Abraham ein Grab und ein Leichentuch,“ murmelte sie vor sich hin, „und der Witwe und den Waisen Nächstenliebe und Brod, obgleich ihr Prophet nur Moses und nicht der Gekreuzigte war.“

Levi Herzig, der schon früher mit dem Rezept in die Aptheke geeilt war — kehrte mit einer großen Flasche Medizin zurück.

Auf den Wink des Arztes füllte Bertha eine Schale und hielt sie der Kranken an den Mund — und o Wonne und Entzücken — die Mutter wies den Trank nicht zurück, den ihr die arme ängstlich zitternde Tochter bot.

„Alle zwei Stunden eine halbe Tasse,“ sagte der Arzt, indem er nach dem Hut griff. „Ich werde gegen Abend wieder kommen. Sollten Sie sich selbst ein wenig unwohl fühlen, liebes Kind — lassen Sie mich augenblicklich rufen — augenblicklich, hören Sie — ich muß selbst einer harten zürnenden Mutter eine so liebevolle Tochter zu erhalten suchen.“

Und freundlich grüßend entfernte sich der Mann der Wissenschaft.

Auch der greise Levi zog sich in den Trödlerladen zurück, um wo möglich ein Geschäftchen zu machen — und die beiden Komiker blieben mit Mutter und Tochter allein.

Unsere Helden ergriffen ein paar alte Strohstühle,

setzten sich zum Krankenlager und bedeuteten Bertha leise, sich auf ein paar Minuten dem Gesichtskreise ihrer Mutter zu entziehen.

Das schöne Judenmädchen gehorchte. — Sie trat hinter die alte zerrissene spanische Wand — und harrte in der ängstlichsten Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

„Na — wie ist's Frau Mutterl?“ frug Nestroy, indem er die eine Hand der alten Frau ergriff. „Fühlen Sie sich etwas leichter?“

„Kann man es jetzt riskiren ein gescheidtes Wort mit Ihnen zu reden, Frau Eigensinn?“ ergänzte Scholz, indem er sich der andern Hand der Kranken bemächtigte.

„O meine Freunde — meine Wohlthäter!“ rief gerührt Frau Sara Löbele. „Welch eine Freude macht es mir, Sie beide bei mir zu sehen! — Wie kommt denn die arme alte Jüdin dazu, daß sich so gute Menschen um ihr Schicksal bekümmern?“

„Nicht um Ihr Schicksal, denn wir sind Beide bitter böse auf Sie!“

„Sie hätten wir unser Lebtag nicht mehr angeschaut!“

„Mein Gott — warum — warum zürnen Sie mir denn?“

„Weil Sie eine Rabenmutter sind!“

„Eine Mutter, die ein Kind verstoßen kann, — das der Kaiser, ja selbst der Papst mit Stolz seine Tochter nennen würde.“

„Meine Herren — meine Herrn —“

„Ein Mädchen, das nach dem ersten und einzigen Fehltritt, den es beging, — ein wahres Muster aller weiblichen Tugenden ist.“

„Und lieber mit Noth, Elend und allen Entbehrungen kämpft, als einen zweiten Fehltritt sich zu Schulden kommen zu lassen.“

„Die ihre Mutter wie ihr Augenlicht liebt.“

„Und ihr junges Leben zu opfern bereit ist.“

Die Kranke warf sich mürrisch brummend auf die andere Seite.

„Da hast es jetzt!“ sagte Nestroy unwillig. „Sie will uns nicht länger anhören, und dreht uns den Rücken zu.“

„Das heißt so viel, als: Schaut's, daß Ihr weiter kommt!“ antwortete Scholz.

„Na, wir können ja auch gehen.“

„O ja, gehen können wir, aber wiederkehren können wir unter solchen Bedingungen nicht mehr. Unsere Ehre erlaubt uns das nicht.“

Frau Sara Löbele machte mit einiger Heftigkeit wieder Rechtsumkehrt auf ihrem Lager.

„Aha! der Feind kapitulirt!“

„So ist's recht, Mutterl — der Gescheidtere gibt nach — darum wollen wir Ihnen auch Friedensbedingungen stellen, in die Sie eingehen können ohne sich nur im geringsten was zu vergeben.“

Die Kranke runzelte die Augenbraunen, und sah unsere Helden so recht bärbeißig an.

„Schneiden Sie uns so grimmige Gesichter, wie sie wollen — nützt Ihnen alles nichts. — Es muß biegen und brechen. Entweder geben Sie nach —“

„Oder es ist aus mit unserer Lieb!“

„Und Sie sind für uns eine ganz fremde Person.“

„Wir schaun auf die Seite, oder drücken uns den Hut über die Augen herunter, wenn wir einer gewissen Frau Sara Löbele begegnen.“

„Ach nein, nein, meine Herren! bat die Kranke. — Gute Menschen, wie Sie, können eine arme alte Frau nicht so kränken und betrüben!“

„O, wir können's — wir können noch mehr als das!“ bramarbasirte Scholz.

„Ja, uns ist nicht zu trauen!“ sekundirte Nestroy.

„Also kurz und gut — wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Mein Gott, was soll ich denn wollen?“ rief Frau Sara Löbele in fast komischer Angst.

„Die Krankenwärterin dulden, die wir Ihnen gebracht haben.“

„Die — die — die — die —“

„Ja, die — die — die — die! Dort guckt sie hinter der spanischen Wand hervor. — Wenn Ihnen an unserer Freundschaft was gelegen ist, werden Sie sich von unserer lieben barmherzigen Schwester bedienen lassen,

bis Sie gesund sind, Frau Mutterl. — Dann können Sie ihr den Abschied geben, wie es Ihnen beliebt."

„Und jetzt keine Spomponaden mehr! Nur näher schöne Alliirte! — Die alte Festung ist gehörig beschossen — es ist Zeit die Sturmleiter anzulegen!"

Und Bertha stürzte in heftigster Bewegung aus ihrem Versteck, und abermals auf die Knie vor der alten Frau — faltete ihre Hände und bat, wie die büßende Magdalena den Heiland, ihre fieberkranke Mutter in Demuth, um Gnade und Verzeihung.

Noch einmal glänzte das Auge der Kranken in wilder Gluth — aber der Engel der Liebe, den der alte Gott in das Herz jeder Mutter gebettet, erhob seinen geweihten Oelzweig, — und dem bösen Geiste, der hier so lange geherrscht, hatte seine letzte Stunde geschlagen.

Die Mutter legte ihre welke Hand zum Segen auf das Haupt des Kindes — und die Thränen der Mutter und der Kindesliebe begegneten sich an diesem schönen und heiligen Tage der Versöhnung.

Ohne Bimbam der Glocke — ohne lateinisches oder hebräisches Geplapper und ohne Kirchen- oder Tempelgepränge wurde hier in der Hütte der Armuth ein schönes und erhebendes Fest der Liebe und der Versöhnung gefeiert!

„Friede sei mit Dir, mein armes Kind!" rief Frau Sara Löbele, indem sie aus den Armen ihrer Tochter in die Kissen zurück und in einen sanften wohlthätigen Schlummer sank.

Die Worte des Friedens waren das Schlagwort für unsere Komiker, von der Bühne abzutreten und sich hinter die Koulissen zurückzuziehen.

Es war ein ruhiger Abgang — kein einziger Mensch applaudirte. — Aber der alte Gott rief ihnen, wie damals in der Todtenkammer, an der Leiche des blaßen Juden mit dem gebrochenen Herzen — ein „Bravo! Bravissimo!“ aus dem Paradiese zu.

Viertes Capitel.

Wilhelm Kunst und die Kammerjungfer.

Das schöne Judenmädchen hatte ihre Freunde Scholz und Nestroy zu Vertrauten ihrer ganzen Leidensgeschichte gemacht.

Sie hatten von ihr erfahren, das der junge Baron von Henkelburg und ihr früheres Stubenmädchen, durch irgend eine Intrigue zwei treue und wahrhaft liebende Herzen von einander getrennt.

Als Scholz den Namen Henkelburg hörte, — dachte er an den Handel, den er mit einem Kavalier dieses Namens im Gewölbe des Juweliers gemacht — und unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf — daß vielleicht das Bild, für welches er den Brillantring ein=

getauscht, zum Hebel dieser Intrigue benützt worden sei. —

Auch Nestroy theilte diese Meinuug.

Was war aber zu thun, um den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften — denn gelüftet mußte er werden, — unsere Helden hatten es ja geschworen, um ihr liebes Blumenmädel von dem Verdachte der Untreue zu befreien, mit dem man es belastet.

„Wir müssen das falsche Stubenmädel zum Plaudern bringen suchen,“ meinte Nestroy. „Sie ist jetzt Kammerjungfer der Gräfin von Elmenreich, die ihre eigene Loge in unserem Theater hat.“

„Ich werde mit der Kammerjungfer anbandeln,“ antwortete Scholz, indem er sich in die Brust warf. Es dürfte mir nicht schwer werden, ihr eine heftige Leidenschaft für mich einzuflößen.“

„Ich glaube nicht, daß Du der Mann bist, heftige Leidenschaften einzuflößen, mein lieber Wenzel — aber Einer unserer Liebhaber vielleicht — z. B. Klüglich, das ist ein Teufelskerl bei den Weibern.“

„Klüglich? Der plaudert ja selber wie ein altes Weib — und wenn die Kammerjungfer sauber ist, lüftet er lieber für sich als für uns den Schleier eines Geheimnisses. Da würde ich Dir lieber den Kunst empfehlen. — Das ist ein Weiberfeind, und macht sich ein Vergnügen daraus, wenn er ihnen einen Schabernack spielen| kann.“

Meiner Treu, Du hast Recht, Wenzel. Kunst ist

ohnehin der Mann, der alle Kammerjungfern und Stubenmädchen närrisch gemacht hat. — Wir können keinen besseren Beichtvater für diese falsche Namensschwester finden."

Lupus in fabula!

Die Thüre des Direktionszimmers öffnete sich geräuschvoll — und Wilhelm Kunst trat groß und erhaben wie Richard Löwenherz in die Theaterkanzlei — denn diese war es, in welcher unsere Helden ihren Operationsplan entwarfen und das Netz für die Fliege zu spinnen anfingen.

„Wenn Ihr etwa auch auf Vorschüsse spekulirt, meine Herren Käsperles," rief ingrimmig der Heros, „hättet Ihr Euch den Weg ersparen können. Heute mag man den lebendigen Geldsack schütteln, wie man will, es fällt kein einziger Kreuzer heraus."

„O weh, o weh!" klagte kläglich Scholz. „Keinen Vorschuß? Es meldet sich schon wieder das Fieber bei mir an."

„Tod und Verderben dem Tyrannen! Wir dreie sind die Stützen seines Reiches — verschwören wir uns gegen ihn!"

„Eh bien! kriegen wir das Faulfieber, alle Drei!"

„Nein — das ist nicht Tell's Geschoß! Mein Pfeil heißt Durchbrennen, Brüder! Wenn Wilhelm kein Geld hat, wird Wilhelm gehen, und nimmer kehrt er wieder!"

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" sagte

Nestroy. „Geh'n wir hinunter in's Bierhaus, um fern von Madrid darüber nachzudenken."

„A — guten Morgen — guten Morgen, mein kostbares Trifolium!" rief Sekretär Franz, der glatt wie ein Aaal aus dem Direktionszimmer schlüpfte. „Ohne dies Trifolium, gibt's kein rechtes Gaudium! singe ich mit Caspar."

„Und ich sage Krokodillenbrut, mit Carl Moor!" donnerte Kunst mit rollenden Augen, indem er den verblüfften Sekretär am Rockkragen ergriff. „Aber ich werde nächstens unter Euch treten, und eine fürchterliche Musterung halten!"

„Göttliches Organ!" rief Franz entzückt. „Edles Metall — jeder Ton Gold — reines Gold!"

„Gold? Ja, Du Natternbrut! Ihr schlagt Gold aus meinen Tönen, und bezahlt mich mit Blei und Kupfer dafür. Vorwärts Kameraden! Ich muß meinen Groll in edlem Niersteiner ertränken, wenn ich nicht wie Samson dieses Tempels Säulen stürzen und mich und Euch unter seinen Trümmern begraben soll!"

Der Held und die beiden Komiker verließen die Kanzlei.

„Er hat kein Geld — gut — gut — er wird einen neuen Kontrakt machen müssen, wenn er Vorschuß will," sagte pfiffig der Sekretär, indem er sich in's Fäustchen lachte. „O, unser System könnte jedem Staatssystem als Muster dienen. Jetzt will ich ein wenig das Manuskript durchblättern, das mir der kleine Bruder Studio

gebracht. — Ein ganz nettes kluges Bürschchen — aber er kann kaum fünfzehn bis sechzehn Jahre zählen — und in dem Alter brachte nur ein Schiller was Gediegenes zur Welt. — J nun, vielleicht steckt ein zweiter Schiller in dem Bürschchen. Wie heißt denn seine Komödie?"

Der Sekretär nahm ein zierlich geschriebenes Manuskript aus der Lade, und las vom Titelblatte desselben: „Das Rendezvous. Romantisch komisches Schauspiel in fünf Akten von Friedrich Kaiser."

„Das Rendezvous! Der Titel ist nicht so übel. — Nun, wenn das Stück auch nicht aufführbar ist — kann man vielleicht das Sujet benützen. — Man ändert Titel und Personal, und vertraut das Ding einer praktischen Feder zur Bearbeitung an. — Für diese zahlt man ein paar Gulden und hat ein ganz neues Stück gewonnen. O — wir haben schon aus manchem Erstlingswerk den Stoff zu einem ganz tüchtigen Bühnenwerk genommen."

Während die diebische Elster in der Theaterkanzlei auf das geistige Eigenthum eines jungen Poeten spekulirte — hatten unten in der Theaterkneipe die beiden Komiker den Heldenspieler bereits für ihren Plan gewonnen.

Wilhelm Kunst gefiel sich in dergleichen Intriguen. Er liebte die Weiber nicht. Für ihn waren sie nur um zu kochen und zu waschen geboren.

Abends spielte er die Titelrolle in dem militärischen Spektakel-Schauspiel „Graf Waltron."

Nach dem ersten Akte streckte der Logenmeister der

Kammerjungfer der Gräfin von Elmenreich, die in ihrer Loge der Vorstellung beiwohnte, ein duftendes Liebesbriefchen auf zartem Rosapapier zu.

Die Zofe hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als in den Logengang hinaus zu schlüpfen, das Briefchen zu entfalten und zu lesen, wie folgt:

„Holde angebetete Bertha! Umsonst habe ich die Glut meines Herzens zu ersticken gesucht — sie droht mich zu verzehren, — denn die Liebe ist eine Macht, die sich von uns armen Sterblichen nicht bekämpfen läßt. — Ja, ich liebe Dich, Bertha, zärtlich, innig, ewig, wie Romeo seine Julie liebte — und wenn Du Mitleid mit den Qualen eines Herzens hast, das einzig und allein für Dich nur schlägt — so gib mir morgen in der Mittagsstunde ein Rendezvous im Volksgarten. — Am Tempei des Theseus wird Dich sehnsuchtsvoll erwarten Dein Dich anbetender Wilhelm Kunst."

Die Kammerjungfer wollte sich auflösen in Wonne und Entzücken.

Kunst, dieses Ideal männlicher Schönheit, liebte sie — und wie liebt er sie! Wie Romeo seine Julie, liebte er sie!

Sie war außer sich! Sie vergaß wer und wo sie war — und wäre beinahe über den Kopf der Frau Gräfin auf die Bühne hinunter in Waltron's Arme voltigirt, wenn ihr die Frau Gräfin nicht noch zu rechter Zeit einen Fußtritt applizirt hätte.

„Mon dieu, was ist denn Ihrer Bertha begegnet,

liebe Tante?“ rief lachend der junge Baron Henkelburg, indem er in die Loge trat.

„Die Mamsell scheint plötzlich närrisch geworden zu sein,“ antwortete indignirt die Gräfin. „Sie wurde vor ein paar Minuten abgerufen, kehrt wieder zurück — stürzt auf die Brüstung der Loge vor — drängt mich hinweg, als ob sie die Gräfin und ich die Kammerjunfer wäre — und wirft, so wahr ich lebe, Kußhändchen auf die Bühne hinunter.“

„Hahahahaha! Haben Dich die Grenadiere da unten so verwirrt, meine arme Bertha?“

Aber die arme Bertha sah und hörte nicht, was uumittelbar in ihrer Nähe vorging und gesprochen wurde — denn Graf Waltron stand da unten und blickte mit furchtbar rollenden Augen auf die Loge.

„Er ist eifersüchtig auf den faden Baron!“ dachte triumphirend die Kammerjungfer. „Welche Seligkeit, er ist schon eifersüchtig! O nicht doch, Wilhelm! Du liebst mich wie Romeo seine Julie — und ich bleibe Dir ewig treu, wie Julie ihrem Romeo!“

Indem sie diese Worte für sich sprach, spitzte sie das Mäulchen wie einen Trichter, blinzelte mit den Aeuglein, lächelte schalkhaft auf ihren Waltron hinunter, und machte ein krauses Näschen, wie ein naives Eichkätzchen, das eben niesen will.

Scholz und Nestroy beobachteten aus der Theaterloge dieses Manöver und lachten wie die Spitzbuben in die Bärte.

„Sie hat angebissen,“ sagte Scholz.

„Und zappelt schon an der Angel!“ bemerkte Nestroy.

Der Vorhang fiel. — Das Publikum verlor sich — und auch die Equipage der Gräfin von Elmenreich rollte in den Hofraum ihres Palastes.

Aber die gute Dame hatte heute beim Auskleiden ihre liebe Noth mit ihrer vollig ausgewechselten Kammerjungfer.

Statt ihr die Seidenlocken abzulösen, wollte sie ihr das echte kleine Stückchen Haarzopf aus dem gräflichen Haupte reißen — statt der Schlafhaube, wollte sie ihr die Pantoffeln aufsetzen — und statt auf die Toilette, warf sie das falsche Gebiß in ein Geschirr, das nicht die Sonne, sondern nur der Mond oder die Nachtlampe bescheinen darf.

Die arme, arme Kammerjungfer! Und welch' eine unruhige Nacht hatte sie erst!

Sie träumte vom Grafen Waltron! Er sollte erschossen werden und stand vor einer großen Kanone, die auf ihn gerichtet war. Der Kanonier legte die Lunte an — ein furchtbarer Knall — Bumberbum — aber statt der Kugel flog sie selbst, die Kammerjungfer nämlich, aus dem Schlund der Kanone — und dem Grafen Waltron mitten in das Herz hinein.

Um zehn Uhr des nächsten Tages promenirte Mamsell Kanonenkugel in der reizendsten Toilette, trotzdem es platzregnete, den Volksgarten auf und ab.

Dann trat sie in den Theseustempel, bewunderte

mit Kenneraugen den kräftigen Gliederbau des griechischen Helden und lispelte halb verschämt: Ach, auch mein Wilhelm hat solche kräftige Glieder! Was ist Canova gegen die Natur! Was der Marmor gegen Fleisch und Blut!"

Die Glocke brummte ein Viertel — zwei Viertel — drei Viertel auf eilf — und Wilhelm kam noch nicht.

Die Glocke brummte eilf — ein Viertel — zwei Viertel — drei Viertel auf zwölf — und Wilhelm war noch nicht da!

„Bist untreu Wilhelm oder todt? Wie lange willst Du säumen?"

Und die Glocke brummte wieder — aber als sie ausgebrummt, stand Wilhelm naß wie ein begossener Pudel vor der holdlächelnden Jungfrau, Kammrrjungfrau natürlich.

„Ach Bertha!" lispelte Wilhelm.

„Ach Wilhelm!" lispelte Bertha.

„O Mädchen, Mädchen, so hab' ich Dich denn finden müssen, um Dich auf ewig zu verlieren!" rief Wilhelm.

„Wär' nicht übel!" rief erschrocken Bertha. „Warum denn verlieren?"

„Ich weiß Alles!" sagte Kunst, dumpf vor sich hinbrütend.

„Ja, was wissen Sie denn!"

„Ich kenne ihn, der Dir Dein Herz und mir mein Erdenglück und meine Seligkeit geraubt?"

„Wer soll denn das sein, um's Himmelswillen?"

„Wer? Du kannst noch fragen? — O, alle meine Freunde haben mich gewarnt. — Du hoffst umsonst, Wilhelm, sagten sie. — Ein armer Künstler wie Du, darf gegen einen Kavalier, gegen einen Baron von Henkelburg nicht in die Schranken treten."

„Aha — der Baron!"

„Ha, wie Du erröthest! Es ist wahr, schauderhaft wahr, und mein Schicksal ist entschieden! Lebe wohl auf ewig, Du meine erste und einzige Liebe! — Wenn Du mich wiedersehen willst, suche mich morgen in den Fluten der Donau, Bertha!"

„Bleiben Sie, lieber Wilhelm und fassen Sie sich! Ich kann es zwar nicht leugnen, daß mich viele Kavaliere mit ihrer Liebe bestürmen —"

„Ha, sie gesteht! Ihr Götter, sie gesteht!"

„Aber der junge Baron Henkelburg fühlt nichts für mich!"

„Mädchen, Du willst mich täuschen! Wie kann ein Mensch ein Baron sein, oder wie kann ein Baron ein Mensch sein und nichts für Dich fühlen?"

„Weil eine Andere der Gegenstand seiner Sehnsucht ist!"

„Eine Andere ist sein Gegenstand?"

„Ja, eine Andere — eine arme Jüdin!"

„Eine Jüdin? Ein Baron eine Jüdin? Hahahaha! Und mit solch' einem Kindermärchen glaubst Du mich einzulullen, Bertha?"

„Nein, nein, ich lulle Sie nicht ein. Ich spreche die Wahrheit. Haben Sie die frühere Maitresse des Bankiers Lilienfeld gekannt?“

„Die junge reizende Brünette mit den großen schwarzen Augen?“

„Nun, man kann auch reizend sein, wenn man keine so großen schwarzen Wagenräder im Kopfe hat,“ antwortete pikirt die Zofe. „Ohne die geringste Mühe hätte ich ihr sehr gefährlich werden können, als ich noch ihre Kammerjungfer war. Aber für diesen Herrn Bankier von Lilienfeld kann ein Herz, wie das meinige, keine zärtlichen Gefühle hegen. Er ist mir zu „kleber“ — ihm fehlt die gewisse männliche Schönheit — der kräftige Gliederbau des klassischen Alterthums.“

„Du schmeichelst, Bertha, aber mit Schmeicheleien tödtest Du den Wurm nicht, der an meinem Herzen nagt. Der Bankier hat seine Maitresse verstoßen — warum ist sie also nicht die Maitresse des Barons, wenn er sie so liebt, wie Du behauptest?“

„Er hat Alles gethan, sie für sich zu gewinnen — aber sie spielt noch immer die Spröde gegen ihn — ja, er weiß nicht einmal, wo sie sich jetzt vor ihm verborgen hält.“

„Hahahaha — ein artiges Märchen — hahahaha!“

„Lachen Sie nicht so gräßlich, wie der Abällino. Sie sollen Alles, Alles wissen, damit Sie beruhigt sind, Wilhelm! Nur heute nicht! Unsere Liebe ist noch in der jüngsten Blütenzeit — wir müssen erst intimer werden.

wenn ich Sie zum Vertrauten meiner kleinen Geheimnisse machen soll. Du wirst Deine Bertha rein wie Gold finden, theurer Wilhelm!"

„Aber bald — bald mein holdes, süßes Kind — laß' mich nicht lange diese Folterqualen dulden. — Doch die Stunde ruft, vorbei sind unsere Spiele — ich bin auf ein Bruckfleisch mit Knödel eingeladen."

„Was sagst Du, Geliebter?"

„Bruckfleisch mit Knödel! Wann schlägt mir die süße Stunde des Wiedersehens, göttliche Bertha?"

„Heute nach dem Theater werde ich Dich an unserem Hausthor erwarten."

„Gut — am Hausthor — aber laß sich keinen Hausmeister zwischen unsere Herzen drängen. Lebe wohl, holde Bertha!"

„Auf Wiedersehen, theurer Wilhelm!"

Das Pärchen nahm zärtlichen Abschied von einander.

„Das ist Eine, die für meinen kräftigen Gliederbau schwärmt. Es wird mir nicht schwer werden, ihr die Zunge zu lösen," sprach Kunst für sich, indem er den Volksgarten verließ, und sich rechts dem Glacis zuwandte.

„Er liebt mich wahnsinnig — es befremdet mich nur, daß er von Bruckfleisch mit Knödel sprechen kann bei einem zärtlichen Rendezvous," dachte die Zofe, indem sie links durch's innere Burgthor dem Palast Elmenreich zueilte.

Fünftes Capitel.

Direktor Carl und seine Dichter.

Der Mann, der Millionen aus einem Schachte graben sollte, dem ein hochherziger Kavalier fast sein ganzes Vermögen geopfert hatte — saß lächelnd, mit einem Manuskript in der Hand, in seinem Lehnstuhl.

Es war Carl Carl, einer der größten Egoisten und Theaterdirektoren seiner Zeit.

Ihm gegenüber stand bescheiden und schüchtern ein hübsches blondes Bürschchen, dem Anschein nach kaum den Kinderjahren entwachsen.

Es war der später so produktive und tüchtige Bühnendichter Friedrich Kaiser.

„Ich habe Ihr Schauspiel aufmerksamer, als je ein klassisches Werk gelesen, mein junger Freund, und stelle Ihrem seltenen Talent das günstigste Prognostikon,“ begann Carl mit seiner einnehmenden Liebenswürdigkeit.

„Also zählen Sie mich zu den Berufenen?“ frug freudetrunken der junge Poet.

„In die erste Reihe der Berufenen. Sie haben Poesie — Witz — Laune — Satyre — das kostbarste Material, ein Meisterwerk zu bauen — aber es fehlt Ihnen noch der praktische Blick und die sichere Hand des

Bauherrn, um Stein auf Stein zu fügen, und aus dem reichen Materiale ein schönes Ganze zu formen."

„Ein Kuß und eine Ohrfeige!" rief Kaiser tragikomisch.

„Aber eine Ohrfeige, wie sie das tändelnde Mädchen dem Geliebten gibt. — Wenn Sie ein alltägliches Talent hätten, junger Mann, würde ich wahrscheinlich Ihr Erstlingswerk zur Aufführung bringen, aber das Resultat wäre ganz sicher eine Niederlage, die Sie muthlos machen könnte."

„Eine Niederlage?"

„Leider! — Ich habe aber keine Lust, einen jungen vielversprechenden Tummler des Pegasus den Hals brechen zu lassen, — denn ich hoffe mit ihm noch manchen kühnen und glücklichen Ausflug zu machen — und darum muß ich Sie bitten, Ihr „Rendezvous" einstweilen ad acta zu legen."

„Ach, mein armes „Rendezvous!"

„Es ist das Erste — beim zweiten Rendezvous werden Sie die Volksmuse nicht so spröde finden. — Mein Sekretär hat den Auftrag, Sie heute Abend dem Billeteur vorzustellen, — denn Sie haben fortan freien Eintritt in mein Theater, um sich mit seinen Kräften und der Geschmacksrichtung des Publikums vollkommen vertraut zu machen."

„Meinen besten Dank, Herr Direktor. Ich verspreche, Ihr täglicher Gast zu sein."

„Spielen Sie ein paar Wochen den ruhigen Zu-

schauer und Beobachter — dann entwerfen Sie den Plan zu einem neuen Stück — und besprechen Sie sich mit mir. Sie werden einen väterlichen Freund und kundigen Führer an mir finden, der Ihnen zu jeder Zeit mit Rath und That zur Seite stehen wird."

„Ich lege meinen Geist in Ihre Hände, Herr Direktor."

„Nur fleißig sein, junger Freund! Sie können Ihr Glück bei meiner Bühne machen. — Ich zahle für jedes Stück, das einen ganzen Abend füllt, gleich nach der ersten Vorstellung — baare zwanzig Gulden Konventions-Münze. Ein Dichter kann sich eine ganz anständige Existenz gründen bei mir."

„Zwanzig Gulden!!" rief Kaiser mit Emphase. „Da kann man sich ja kinderleicht jährlich zehntausend Gulden verdienen, — man braucht nur fünfhundert Stücke zu schreiben im Jahr."

Direktor Carl schielte mit dem linken Auge das kleine kluge Männlein an. Es kam ihm vor, als ob er ein bischen gefoppt würde, denn die Schuljugend war schon damals ein impertinentes Völkchen — aber er ließ den Gedanken schnell wieder fallen — stand doch der kleine Friedrich Kaiser gar so unbefangen und ehrlich vor ihm da.

„Je reicher die Saat, desto reicher die Ernte, junger Mann," sagte der Herr Direktor salbungsvoll, „und je edler die Produkte, desto berühmter der Sämann. Ich hoffe, wir haben heute einen dauernden Verkehr einge-

leitet, und werden mit einander zufrieden sein. Man nennt mich einen herzlosen Knicker, ja einen Schmutzian sogar, und hat vielleicht in manchen Fällen Recht, denn das traurige Schicksal meines edlen Vorgängers hat mir eine strenge Kontrolle und äußerst vorsichtige Gebahrung vorgeschrieben — indeß haben sich die Leute, die mir und meinem Institute nützlich sind, nicht zu beklagen über mich. Ich habe oft genug sowohl in München, als in Wien bewiesen, daß ich auch generös sein kann gegen Männer von Talent und von Verdienst."

In diesem Augenblick öffnete sich leise die Thüre — und ein kleines gebücktes Männchen im aschgrauen Rocke, trat mit fünf bis sechs Manuskripten unter dem Arm, pfiffig schmunzelnd in's Direktionszimmer.

„Guten Morgen, guten Morgen! herzlich willkommen!" rief Direktor Carl, indem er dem Ankommenden entgegeneilte, ihm freundlich die Hand schüttelte, und die Manuskripte entriß. „Ohne Zweifel Schätze für mich! Das nenn' ich Produktivität! Ihre Phantasie ist ja ein wahres Faß der Danaiden für mich!"

„Zwei Schauspiele — zwei Spetaktelstücke und zwei Possen, Herr Direktor."

„Sechs Stücke!" jubelte Carl. „Gleich werde ich darüber herfallen, wie die Juden über Manna und Ambrosia in der Wüste! In fünf bis sechs Tagen spätestens haben Sie ein Resultat."

„O, ich weiß es!" antwortete der productive Dich-

ter. „Jeder Zoll ein Direktor, wie jeder Zoll Lear's ein König war!"

„Kennen Sie diesen Mann im schlichten grauen Rock, junger Poet?" frug Carl, indem er sich an Friedrich Kaiser wandte.

„Wenn ich nicht irre — Herr Carl Meißl."

„Ja, Carl Meißl, der gefeierte Verfasser der „schwarzen Frau" und anderer berühmten Bühnenwerke. — Ich empfehle ihn Ihnen als Vorbild und Meister, wenn Ihr Name einst in der Kunstgeschichte in goldenen Lettern neben dem Seinigen prangen soll."

Stolz und groß stand Carl Meißl dem jungen Poeten gegenüber, der ihn wie einen Koch anstarrte, der für Direktor Carl die besten Krautstrudeln zu backen verstand.

Da öffnete sich abermals die Thüre und ein dritter Poet, Johann Nestroy nämlich, der auch schon auf dem Felde der Volksmuse, wenn auch mehr zu ihrem Verdruß als Vergnügen, ein wenig geackert hatte, — steckte den Kopf auf dem langen Halse ins Direktionszimmer hinein.

„A — unser Nestroy — nur näher, nur näher, mein Hogarth!" rief Carl. „Gratulire von Herzen zu Ihrem neuesten Bühnenwerk. „Der gefühlvolle Kerkermeister" ist eine herrliche Dichtung. Ich werde kein Opfer scheuen, sie auf das Würdigste in die Scene zu setzen. Für den zweiten Akt werden ganz neue Versetzstücke gemalt."

„A—a! Sie werden sich ruiniren, Herr Direktor!" antwortete Nestroy mit seinem Faungesicht.

„Herr Friedrich Kaiser," nahm Carl wieder das Wort, ohne den Sarkasmus zu beachten, indem er den Studenten dem Komiker verstellte. „Verfasser des gediegenen Schauspiels „Das Rendezvous." Ich empfehle auch Ihnen dieses neu auftauchende Genie, Herr Nestroy. Er hat versprochen, Ihnen in seinem nächsten Volksstück eine Glanz- und Parade-Rolle zu schreiben."

„Der Herr Direktor lügt wie gedruckt," dachte sich Kaiser.

„Gehorsamer Diener!" sagte artig Nestroy, indem er auf den kleinen Knirps hinunterblickte, den er beinahe in die Tasche stecken konnte. „Herr Friedrich Kaiser ist noch ein bissel jung — aber das thut nichts — früh übt sich, wer ein Meister werden will."

„Meine Muse ist noch ein ungetauftes Kind, Herr Nestroy," fügte Kaiser bescheiden hinzu, „und ich hoffe, Sie werden mir keinen Korb geben, wenn ich Sie zu Gevatter bitte."

„Das nenn' ich einen klugen jungen Poeten!" bemerkte lachend Carl. „Er wählt sich einen Gevatter, der solche Kindlein am besten zu heben versteht."

„Allein bin ich zu schwach — mein Wenzel muß mir helfen," bemerkte Nestroy. „Setzen Sie nur recht bald einen feschen Kronprinzen in die Welt, mein kleiner Kaiser Friedrich, Ihre Gevatterschaft wird das Möglichste für ihn thun."

Da öffnete sich noch einmal die Thüre — und ein kugelrundes Männchen mit lächelndem Vollmondsgesicht und freundlich blinzelnden Augen, trat ebenfalls mit einem Manuskript unter dem Arm ins Zimmer und machte seine devoteste Reverenz.

Es war der noch immer beliebte Komiker und Verfasser mehrerer pudelnärrischer Possen — Friedrich Hopp.

„A — mein Zimmer ist ja heute zum österreichischen Parnaß geworden!" rief Carl gut gelaunt. „Auch meine sammelnde Biene — mein berühmter Bonmotjäger und Witzkorsar ist da! Nun, was bringen Sie mir, mein lieber Hopp? Doch nicht etwa schon das dramatisirte Postbüchel für anno Zweiunddreißig?"

„Ein Stück, ein wahres Prachtstück, Herr Direktor!" antwortete Hopp mit der Zunge schnalzend. „Ausverkauf noch in der vierzigsten Vorstellung — ich steh' gut dafür. — Und Rollen habe ich für Sie, Nestroy und Scholz geschrieben — Perlen — Juwelen — so was ist noch gar nicht dagewesen!"

„Und für Sie —?"

„Für mich habe ich einen böhmischen Schreiber geschrieben, der sehr fleißig ist, aber kein Geld hat, und seinen edlen Herrn Prinzipal inständigst um ein bischen Vorschuß bittet."

„Aha! Ich verstehe! Sie sind der arme Schreiber, der Geld braucht —"

„Und Sie der edle Prinzipal, der in die Brieftasche greift —“

„Solche Rollen spiele ich nicht gern, sie sagen meiner Individualität nicht zu, mein lieber Hopp.“

„Ich weiß, Herr Direktor, aber die Rolle ist so geschrieben, daß sie auch im Nothfalle Ihr Kassier Held spielen kann.“

„Nun, ich werde bis Mittag Ihr Stück gelesen haben — dann wird sich's finden, ob der edle Prinzipal überhaupt gespielt, oder aus Ihrem Stücke ganz herausgestrichen wird.“

„Herausgestrichen kann er nur werden, wenn er Geld hergibt.“

„Besuchen Sie mich nach zwei Uhr und bringen Sie einen Stempelbogen mit. — Ich muß mich Ihnen schon gefällig zeigen, weil Sie mir ein Manuskript als Empfehlungsbrief gebracht. Ja, merken Sie sich, meine Herrn Dichter — Novitäten sind für mich, was Diamanten für eine Tänzerin sind. Bringen Sie mir nur recht viele neue Stücke, wenn Sie mich erobern wollen.“

Hopp — Meißl und der kleine Friedrich Kaiser beurlaubten sich — und Nestroy blieb bei seinem Herrn Direktor allein zurück.

„Nun mein lieber Nestroy — Sie wollen wahrscheinlich noch die Betheilung Ihres neuen Stückes mit mir besprechen?“

„O nicht doch, Herr Direktor. Ein Dichter kann nur gewinnen, wenn er sein Werk Ihrer unbeschränkten

Verfügung überläßt. — Ich bin heute als Bittsteller hier."

„Brauchen Sie Vorschuß?" rief Carl freudig überrascht. „Ich stehe mit Vergnügen zu Ihren Diensten."

„Gott soll mich bewahren! Meine Marie hat mir auf's strengste verboten, einen Vorschuß anzunehmen."

„Fräulein Weiler — ja, ja, das eigensinnige Mädchen ist es, das mir immer das Vergnügen vereitelt, Ihnen Beweise meines Wohlwollens zu geben. — Also es ist keine Geldfrage, die —"

„Nein, eine Engagementsfrage ist es. — Eine junge schöne sehr gebildete Dame wünscht Schauspielerin zu werden."

„Jung? Schön? — Noch Anfängerin wahrscheinlich?"

„Sie hat noch nie die Bühne betreten — aber ich bin überzeugt, daß sie nicht ohne Talent ist."

„Nun, so kann man es ja mit ihr versuchen, wenn sie im ersten Jahre keine Gage beansprucht."

„Die beansprucht sie allerdings und zwar gleich. — Sie ist arm, hat eine alte kränkliche Mutter zu ernähren — und eben darum haben Scholz und ich ihr angerathen, sich der Bühne zu widmen. Das Mädchen ist bildschön, Herr Direktor. — Wenn es auch nur ganz kleine Rollen spielt, ist es mit dreißig, vierzig Gulden nicht zu theuer bezahlt.

„Sie interessiren sich sehr warm für die junge Dame."

„Sehr warm — denn sie ist ja unser Blumenmädel, Herr Direktor."

„Was? Die reizende Maitresse des Banquier Lilienfeld?“

„Gewesen! Jetzt ist sie ein Spiegel, vor dem alle Tugenden Toilette machen können.“

Herr Direktor Carl, der bekanntlich in keiner platonischen Schule die Freuden des Lebens studirt hatte — erinnerte sich lüstern an das wunderbar schöne Judenmädchen in der Loge, an dem alle Habitués die Vorzüge ihrer Lorgnetten erprobt, und blickte mit Behagen auf seine Finger, die die geschmeidigsten waren, um den Gürtel einer Venus zu lösen.

„Darf ich dem armen Kinde ein Wörtchen der Hoffnung sagen, Herr Direktor?“

„Stellen Sie mir die schöne Dame vor, Herr Nestroy — ihr Engagement ist so gut wie abgeschlossen. Ich sichere ihr indeß eine Monatsgage von vierzig Gulden zu.“

„O großmüthigster aller Theaterdirektoren!“

„Noch mehr! — Ich selbst werde ihr täglich eine Lektion geben, um so schnell als möglich ihre Talente zu entwickeln.“

„O — da würden Sie sich vergebens bemühen — denn die Talente, an welche Sie denken, werden Sie schwerlich entwickeln.“

„Ich denke nur an das darstellende Talent, Herr Nestroy — und Sie sind in einem großen Irrthum, wenn Sie glauben —“

„Ich glaube, daß Niemand wie Sie junge Talente

auszubilden versteht, besonders weibliche Talente — es laufen lebendige Beispiele in allen Straßen herum. Aber an dieser Dame werden sie keine gelehrige Schülerin finden."

„Wenn auch keine gelehrige — doch eine gefällige, hoffe ich."

„Sie werden sich täuschen, Herr Direktor."

„Thor!" dachte sich lächelnd Carl. „Du kennst den Cäsar nicht, vor dem Du stehst. Wenn auch kein Julius, so ist er doch ein Carolus Cäsar, der eben so geschickt wie Jener zu kommen, zu sehen und zu siegen versteht."

„Wann darf ich mir erlauben, Ihnen die junge Dame vorzustellen?"

„Morgen nach der Probe, wenn es Ihnen gefällig ist. Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Nestroy. Ich habe vor Tische noch einige Stücke zu lesen. Ob diese Lektüre meinen Appetit befördern wird, weiß ich nicht — aber so viel ist gewiß, daß ich noch vor dem Speisen Viel zu verdauen haben werde."

Nestroy empfahl sich und eine Stunde später war er im Trödlerladen Frau Sara Löbele's, um dem schönen Judenmädchen zu einer Laufbahn auf Rosen und Brennnesseln zu gratuliren.

Dank der Sorge und liebevollen aufopfernden Pflege ihres Kindes — war die alte Jüdin auf dem Wege der Genesung.

Frau Sara Löbele war noch immer das kalte stör-

rische Mütterchen — aber sie hatte keine harten verletzenden Worte mehr für ihre Tochter — ja, es schien dieser zuweilen, als ob das Auge der Mutter mit Milde und Mitleid auf ihr ruhte.

Ein stiller Friede war zurückgekehrt in diese Hütte — aber wie mit jedem Frieden auch das Gefolge des Krieges — die Sorge, die Noth und die Armuth.

Mutter und Tochter waren zu stolz, um von ihren Freunden Scholz und Nestroy Unterstützungen anzunehmen — und das kleine, armselige Gewerbe trug früher trotz aller Betriebsamkeit der Frau Sara kaum das Brot — jetzt kaum das Wasser mehr ein.

Den ganzen Kram hatte der alte Lewi während ihrer Krankheit verschleudert — der ganze Erlös war in die Apotheke gewandert — und das nackte Elend drohte grinsend aus jedem Winkel.

Ach, wie gerne hätte die arme Bertha sich wieder die Fingerchen wund genäht — aber sie fand keine Arbeit, und die Sorge für die Mutter, ließ ihr keine Zeit, von Gewölbe zu Gewölbe zu laufen und eine Arbeit zu suchen.

Das gute Kind hatte nichts mehr, als was sie auf und an sich trug. Sie hatte gestern ihr letztes Kleidchen verkauft, um ihrer lieben Mutter heute eine kräftige Suppe bieten zu können, und dachte in Todesangst an morgen — als ihr Scholz und Nestroy den Rath ertheilten, sich als Schauspielerin zu versuchen.

Anfangs schüttelte sie zwar heftig das Köpfchen —

aber das Kopfschütteln dauerte nur ein paar Sekunden — dann fing sie ein wenig nachzudenken, und zu überlegen an. Hatte sie doch sehr viel gesehen und noch viel mehr gelesen, als sie noch — eine vornehme Dame war, und es kam ihr so vor, als ob sie sich nicht gar so ungeschickt und unbeholfen auf der Bühne bewegen würde.

„Was sagst denn Du zu dem närrischen Einfall, Mütterchen?“ frug sie halb scherzend halb schüchtern die alte Frau.

„Ich möchte zuvor hören, was Du dazu sagst, mein Kind?“ antwortete Frau Sara.

„Ei nun, ich denke, es wäre nicht so übel, mit unsern beiden lieben guten Freunden gemeinsam ein wenig zum Vergnügen des Publikums beizutragen.“

„Und ich sage: das Theaterleben ist ein glänzendes Elend — aber besser ein glänzendes Elend, als ein elender Glanz.“

„Sie hat nichts dagegen!“ rief freudig Bertha. „O — jetzt vermittelt mir geschwinde ein Engagement, meine Freunde! Ich will und muß eine Künstlerin werden, um meinem lieben Mütterchen ein sorgenfreies Alter zu sichern!“

Frau Sara Löbele blinzelte ein wenig mit den Augen und streckte wie zufällig die zitternde abgemagerte Hand zum Bette hinaus.

Bertha ergriff die böse Hand, die sich zum Fluche gegen sie ausgestreckt, die liebe Hand, die sich aber auch

zum Segen auf ihr Haupt gesenkt, und drückte sie mit rührender Zärtlichkeit an ihre Lippen.

Dann sprang sie mit so kindischer ausgelassener Freude im Zimmerchen herum, wie eine Bettlerin, die einen Schatz gefunden. — Ach, sie hatte ja auch Schätze gefunden, die schöne arme Bettlerin, — Schätze wieder gefunden, die sie verloren, Mutterliebe und Hoffnung, und mit freudestrahlenden Blicken sah sie wieder in's schöne Leben und in eine heitere Zukunft hinaus.

Das war die Stunde, in welcher Bertha sich der Kunst zu weihen entschloß — und wie wir wissen, war es Nestroy, der ihr die Pforte des Tempels geöffnet hatte, in welchem sie der Oberpriester Carl, mit leckerem Munde, zum Aergerniß der keuschen Vesta erwartete.

Sechstes Capitel.

Die Katze in der Falle.

Vor vollen Humpen und einem kräftigen Imbiß saß Otto von Wittelsbach an der Seite seiner holden Maid im traulichen Gemache.

An der Wand blitzten Harnisch, Helm, Dolch und Ritterschwert des gewaltigen Helden.

Die holde Maid nippte bereits am sechsten Gläschen, und hatte, wie man sagt, schon tüchtig Feuer gefangen.

Wir erkennen Wilhelm Kunst und die Zofe Bertha in diesem Pärchen.

Bertha liebte ihren Wilhelm wahr und innig, mit aller Glut der fünf und dreißigsten Liebe.

Auch Wilhelm liebte seine Bertha glühend und verlangend — wie der Pudel die Katze, wie der Fuchs das junge Hühnchen liebt.

Aber diese Art bissiger Liebe behagte der Zofe nicht. — Sie wollte nicht das Hühnchen, sondern die Füchsin sein für den Fuchs.

„Ach, Wilhelm!“ lispelte sie, „Dein Herz ist noch starr wie Eis — und das meinige ist glühende Lava. Wie lange willst Du noch Wetter von Strahl für Dein Käthchen von Heilbronn sein?“

„Vergleiche Dich mit dieser Unschuld nicht, schwarze Verrätherin!“ sprach düster Kunst. „Ich habe Dich zu Deinem letzten Abendmahl eingeladen, denn ich bin gesonnen, mit Dir die Bluthochzeit zu feiern.“

„Ach, mein Gott, fängst Du schon wieder an?“

„Ich fange noch einmal an, um für immer aufzuhören!“ antwortete der Held mit furchtbar rollenden Augen, indem er sich erhob, die Thüre verschloß, und sein gewaltiges Ritterschwert von der Wand und aus der Scheide riß. „Laß uns noch einen Humpen mit einander leeren, und wenn der letzte Tropfen meine

Lippen netzt, stoß ich mir meinen wackern Flammberg durch die Brust."

„Herr Je — mach' keine Dummheiten und thu' weg das Ding!"

„Schweige, Schlange!" donnerte Kunst, indem er mit der Waffe fuchtelte, „Du sollst sehen, wie Dein Wilhelm den Heldentod stirbt!"

„Ha, mir wird nicht gut! Ich schrei!"

„O nicht schreien — lachen wirst Du in den Armen Deines Buhlen! O, Deine Limonade ist matt, matt wie Deine Seele!"

„Wie oft soll ich Dir denn noch sagen, daß ich nicht die Geliebte, sondern nur die Vertraute des Barons bin. — Ich habe Dir ja schon ein vollständiges aufrichtiges Geständniß abgelegt."

„Wiederhole es mir! Ich will noch einmal prüfen, ob es Wahrheit oder Lüge ist, ehe ich sterbe."

„Wie ich Dir gesagt habe — ich war Stubenmädchen der Maitresse des Bankiers —"

„Weiter!"

„Der Baron von Henkelburg verliebte sich in die Maitresse, und wollte sie mit ihrem Geliebten entzweien, um sie für sich zu gewinnen."

„Hahahaha! Gut gebrüllt, Löwe! Nur weiter!"

„Er suchte mich für einen Plan zu gewinnen, den er entworfen —"

„Weiter!"

„Er hatte ein Porträt meiner Gebieterin gegen einen Brillantring eingetauscht —“

„Weiter!“

„Pst! Mir war's, als ob ich dort im Seitenzimmer Jemanden niesen hörte —“

„Wahnsinn! Ich würde den verwegenen Gauch erdrosseln, der bei mir zu niesen wagte! Weiter!“

„Mit diesem Porträt und einem Brief, den ich auf Befehl des Barons, angeblich an meinen Geliebten, meinem Fräulein in die Feder diktirte, und an den Baron von Henkelburg adressirte, mußte ich mich vom Herrn Bankier erwischen lassen —“

„Aha! Nur weiter!“

„Der Plan gelang. — Nun zeigte der Spitzbube seinem Freunde selbst das Porträt und den erlisteten Brief — und ich hatte mich nur als Vertraute zu bekennen, die dem jungen Baron die Liebespfänder überbracht. — Der Bankier glaubte sich von der Untreue seiner Maitresse oder vielmehr seiner Braut vollkommen überzeugt — verstieß sie, und verschwand noch an demselben Tage aus der Residenz.“

„Und die schöne Jüdin —“

„Verschmähte alle glänzenden Anträge des Barons, und zog es vor, sich arm und verlassen vor aller Welt Augen zu verbergen. Der junge verliebte Herr suchte sie drei lange Jahre in jedem Winkel der Stadt — endlich war er so glücklich, sie aufzufinden — aber das Glück

war von kurzer Dauer, denn es gelang ihr abermals, ihm zu entfliehen."

„Weiter! Weiter!"

„Wenn also ein Kavalier drei lange Jahre für ein Mädchen schwärmt, verliebt er sich nicht leicht in ein anderes, und wäre das auch der Fall — eine Dame mit meinen Vorzügen verschmäht ein getheiltes Herz."

„Das Alles kann ich glauben und kann es bleiben lassen," sagte Kunst mit gerunzelter Stirne. „Beweise, Beweise habe ich gestern schon verlangt. — Das Porträt und den Brief muß ich sehen, wenn ich die ganze Geschichte nicht für erdichtet halten soll."

„Nun so sieh', Ungläubiger!" antwortete die Zofe, indem sie Porträt und Briefchen aus dem Busen zog und ihrem Wilhelm reichte. „Der Baron bewohnt seit einigen Wochen die zweite Etage unseres Palais, und ich bin Dir zu Liebe heute sogar zur Diebin geworden. Nun, bist Du jetzt von meiner Unschuld überzeugt, mein theurer Wilhelm?"

„Hpsch! Hpsch!" erklang es abermals im Seitenzimmer.

„Schon wieder! — Mein Gott, ich habe mich nicht getäuscht!" rief ängstlich die Zofe.

„Himmel und Erde — wer wagt es, hier zu niesen!" donnerte der Held.

„Hpsch! Hpsch!"

„Prosit! Himmelkreuz Donnerwetter!"

„Hau! Hau! Wauwau!" dankte bellend der Pudel

Rinaldo, der aus der geöffneten Seitenthüre sprang — aber der Pudel war niche allein, er hatte die Komiker Scholz und Nestroy als Gefolge.

„Ha, Verwegene, Ihr wagt es, in meinem Schlafgemach mein Schäferstündchen zu belauschen?“ schrie der Heros, indem er sein Ritterschwert auf seinen Beinkleidern wetzte, und die Zofe laut aufkreischend in einen Stuhl sank. „Zitt're nicht, holde Bertha! Nur über meine Leiche geht der Weg zu Dir!“

Die beiden Komiker sprangen zur Wand, bewaffneten sich mit ein paar großen Reiterpistolen und richteten sie auf Kunst.

„Kein Wort, oder ich zerschmettere Dir den Hirnschädel!“ rief Nestroy.

„Und ich jage Dir eine Kugel in den Wanst!“ bramarbasirte Scholz.

„Halt! Halt! Tödtet mir nicht den Geliebten!“ zetterte Bertha. „Nehmt mich hin und thut mit mir, was Ihr wollt — nur schont mir meinen Wilhelm! Auf meinen Knieen beschwör' ich Euch!“

„Her mit dem Brief und dem Porträt, oder ich lasse krachen!“

„Nein, nicht krachen! Gib Wilhelm — gib!“

„Entsetzlich! Meine eigenen Kollegen dringen wie die Banditen in meine Wohnung, um mich zu berauben! O Menschen, Menschen, falsche, heuchlerische Krokodillenbrut! Ich möchte ein Bär sein, um alle Bären des Nordpols gegen Euch zu hetzen! — Nehmt, was

Ihr verlangt, aber wir werden uns wieder finden, Ihr Schnapphähne!"

„Was wollen Sie denn mit dem Porträt und dem Brief?" frug ängstlich Bertha.

„Einen Fuchs und eine Katze fangen, die ein paar Tauben aus einander jagten," antwortete Nestroy. „Komm' her da, Katzerl, nimm eine Feder in's Pfoterl, und schreib' unter den Brief, was ich Dir diktiren werde."

„Nie! Nimmermehr!"

„Schreiben oder krachen!" drohten die Komiker.

„Laßt die Hähne in Ruh'! Meine holde Bertha wird schreiben, was Ihr wollt, Ihr Gäuche, um ihren Wilhelm zu retten — aber zittert! Die Natur, die halb nichts thut, gab mir Krallen, gab mir Zähne, gab zu der Hyäne Wuth, mir auch Waffen der Hyäne!"

Scholz zog die Zofe zum Tische, breitete den Brief vor ihr aus und steckte ihr eine eingetauchte Feder zwischen die Finger.

Nestroy diktirte:

„Ich bekenne, daß der Herr Baron Hermann von Henkelburg das Porträt meiner früheren Gebieterin Fräulein Bertha Löbele, von dem Komiker Wenzel Scholz im Laden des Juweliers Swoboda gegen einen Brillantring eintauschte, — und mich bestochen hat, diesen Brief, angeblich an meinen Geliebten, meinem Fräulein listiger Weise in die Feder zu diktiren. — Der Herr Baron von Henkelburg, welcher meine Geliebte vergebens mit seinen Bewerbungen verfolgte — hat Porträt und Brief

benützt, sie zu verdächtigen und von ihrem Geliebten zu trennen. Ich schwöre, daß Fräulein Bertha Löbele rein und schuldlos den Palast des Banquier von Lilienfeld verlassen hat. — Bertha Mausig, vormals Stubenmädchen des Fräulein Bertha Löbele — gegenwärtig Kammerjungfer der Gräfin von Elmenreich."

Die Zofe hatte mehrmals entrüstet die Feder weggeworfen, um diesen sie kompromittirenden Brief nicht zu Ende zu schreiben — aber die Komiker machten mit ihren Reiterpistolen so drohende Bewegungen und schnitten so fürchterliche Grimassen, — daß die Unglückliche in den saueren Apfel beißen und ihn mit Putz und Stiel verschlucken mußte.

„Ach, mein grundgütiger Himmel — der Brief und sein Postscriptum werden mich in's Unglück stürzen!" jammerte sie.

„Ja wohl, Du falsche Katze, wenn Du nicht zum Kreuze kriechst!" antwortete Nestroy, dämonisch die Augen verdrehend.

„Auf dem Pranger und eine Schandtafel auf dem Bauch!" setzte Scholz mit satanischem Grinsen hinzu.

„Fluch — tausendfacher Fluch! Und aller Flüche höchster Fluch zurück auf meine Brust, weil ich im Staub gekrochen!" donnerte Kunst, indem er mit dem Schwerte fuchtelnd und ungeheueren Schritten das Zimmer maß.

„Schonung! Schonung!" bettelte die Zofe.

„Um Schonung bittest Du! — Wohlan, wir wollen Dir gnädige Richter sein! Es soll Dir kein Haar

auf Deinem Pelz gekrümmt werden, Katze, wenn Du Reue und Buße thust!“ sagte Nestroy mit der Salbung eines Großinquisitors.

„Alles, Alles will ich thun, was Sie verlangen!“

„Vor Allem wirst Du die Wahrheit sprechen, wenn Dich Deine frühere Herrschaft befragt, und ihr sagen, daß Du eine falsche häßliche Meerkatze bist!“

„Häßlich auch!“ rief die Zofe entrüstet. „Falsch, ja! Aber häßlich — nie!“

„Ferner wirst Du das ganze schwarze Komplot mit Deinem sauberen Baron auch mündlich bekennen, — denn lügen nützt Dir nichts mehr. — Du hast bereits vor einigen Minuten hier Alles gestanden — ich, Scholz und sein Pudel waren Zeugen.“

„Ich werde so wenig als möglich lügen — wenn Sie mir die Verzeihung meiner früheren Herrschaft verbürgen.“

„Zugestanden! Bei den Pforten der Hölle sei's geschworen!“

„Ha, bei Gott, ich bin ein Mann — ich vermag, was Einer kann!“ deklamirte wuthschnaubend Kunst. „Stellt den Teufel mir entgegen, und zählt an der Pulse Schlägen, — ob die Furcht mein Herz bewegt! Doch —“

„Ach, schweige,“ fiel die Zofe dem Jaromir verdrießlich in's Wort. „Wenn Du sonst nichts kannst, als brüllen, wenn ich mich in Gefahr befinde, bist Du mir ein sauberer Beschützer!“

„Nicht schmollen, Katzerl!“ sagte Nestroy. „Dein Wilhelm gehört zu den Helden, die besser mit der Zunge, als mit dem Säbel fechten. — Reich' mir Deinen Arm!“

„Und mir das andere Flügerl!“ setzte Scholz hinzu.

„Warum? Wohin wollen Sie mich denn führen?“

„Zu Deiner Namensschwester, schöne Bertha!“

„Schon? Ach, mein Gott, ich bin noch nicht gefaßt genug!“

„Noch nicht gefaßt genug? Fassen wir sie fester, Wenzel!“

„Zittere nicht, Holde!“ rief Kunst mit Emphase. „Ich verlasse Dich nicht! Arm in Arm mit Dir zum Blutgerüste! Arm in Arm mit Dir zur Hölle! Es soll mich kitzeln, Mädel, mit Dir verdammt zu sein!“

Und der Held, die beiden Komiker, die Katze und der Pudel verließen das Haus, und wanderten dem Trödlerladen der Frau Sara Löbele zu.

Eine halbe Stunde später weinte das schöne Judenmädchen Thränen des Schmerzes, weil es das Opfer einer so boshaften Kabale geworden.

Aber mit den Thränen des Schmerzes mischten sich auch Thränen der Freude, — denn es war ja nur Eifersucht, die zwei innig liebende Herzen getrennt.

„Wenn er es wüßte, wie man ihn getäuscht —“ dachte sie, — „wenn er es wüßte, mit welchem Entzücken würde er zu seiner armen Bertha zurückeilen! — Aber er wird es nie erfahren — ich will ihn nie wie-

derſehen, nie, weil er an einem ſo treu liebenden Herzen zweifeln konnte!“

Frau Sara Löbele, die gegen das Verbot des Arztes bereits das Krankenlager verlaſſen hatte, und ſchon recht wacker herumtrippelte, warf dem Komiker recht bitterböſe Blicke zu — denn es ärgerte die alte Frau gewaltig, an einen Mann erinnert zu werden, der ihr ſo ſchweres Herzeleid zugefügt — ihr das Einzige, was ſie auf Erden beſaß, ihr liebes Kind geraubt und ſie zum Mutterfluch verleitet hatte.

Aber die beiden Spaßmacher ließen die Alte ganz unbekümmert ihre Raketen ſchleudern und ſchwatzten ruhig fort von dem betrogenen Banquier, dem man die Augen öffnen müſſe, um ſeine geliebte Bertha wieder im fleckenloſen Kleide der Unſchuld und Treue zu ſehen.

Darum hätten ſie auch um die Welt das Porträt und den Brief nicht aus den Händen gelaſſen — denn ſie bedurften ja eines Corpus delicti in den Schranken des Ehrengerichtes, die ſie ſo bald als möglich für ihr gutes, liebes Blumenmädchen zu eröffnen gedachten.

Nachdem man ſich gehörig ausgeplaudert hatte, und Wilhelm Kunſt mit ſeiner Meerkatze entlaſſen worden war — wollten die Komiker wiſſen, wie weit ihre junge Kollegin — denn ihre Kollegin war die ſchöne Bertha bereits — im Studium ihrer Debutrolle vorgeſchritten war, und Neſtroy nahm Schiller's „Jungfrau von Orleans“ zur Hand, und ſchickte ſich zum Souffliren an.

„Wir wollen ein paar Hauptſcenen probiren,“ ſagte

Nestroy. „Du kannst den Dunois und den Lionel spielen, Wenzel.“

Das war zwar etwas viel verlangt von unserem ehrlichen Scholz — aber dieser dachte sich: Ein Schelm gibt mehr als er hat, und sprach die Verse Schillers so gut es ging, obgleich er sich an den klassischen Jamben ein paar Stockzähne zerbrach und Frau Sara Löbele über den possierlichen Bastard von Orleans so zum Lachen reizte, daß sie sich heimlich die Thränen aus den Augen wischen mußte.

Aber nebenher hatte die alte Frau nicht wenig Stolz und Freude über das schöne, klangvolle Organ ihres Kindes und das tiefe Gefühl, mit dem es die herrlichen Worte der gottbegeisterten Johanna rezitirte, und die unsterbliche Dichtung zur Geltung zu bringen versprach.

„Bravo! Bravo!“ riefen die Komiker enthusiastisch nach der Scenenprobe. „Bravo! Bravissimo, Johanna!“

„Glauben Sie, daß Herr Director Carl zufrieden sein wird?“ frug Bertha schüchtern.

„Doppelte Gag' muß er Ihnen zahlen, nach dem ersten Debut — nur keinen Kontrakt früher unterschreiben!“ antwortete Nestroy. „Morgen halten wir eine kleine Theaterprobe, zu der wir den Dichter und Kritiker Kanne eingeladen haben.“

„Ach mein Gott — der strenge Kanne —“

„Er ist streng, aber gerecht. Wenn der Ihnen

Talent zuspricht, dürfen Sie stolzer sein, als wenn das Publikum das Theater stürmt vor Entzücken.

„Er ist keiner jener Lotterbuben, die schamlos mit Lob und Tadel hausiren, und wie die Banditen: „Geld oder Ehre“ rufen, wenn sie dem Künstler den Federkiel auf die Brust setzen, um ihn zu plündern.

„Wäre es nicht gerathen, Herrn Kanne zu besuchen?“

„Um Alles in der Welt nicht! — Der ist nicht arrangirt, um Visiten zu empfangen, und würde Sie eben so barsch als alle Präsente zurückweisen, die man ihm sendet.

„Von mir hat er doch einmal eine Pfeife Tabak angenommen. Aus Erkenntlichkeit hat er den nächsten Tag geschrieben, daß ich wie ein Bajazzo gespielt habe.“

Man sprach noch einige Minuten über die Eigenthümlichkeiten des Komponisten, Dichters und Kritikers Friedrich August Kanne, der mehr als die Gerechtigkeit geachtet ward — in einer elenden Wohnung seine Unabhängigkeit bewahrte und auf seine Armuth eben so stolz, als eine Maitresse auf die Grafenkrone ihres Wagens war.

Dann trennte man sich — die Komiker, um in ihrem Kaffeehause noch einen kleinen „Tapper“ zu machen — Frau Sara, um zum ersten Male nach langer Zeit wieder einen Gunkel'schen Frack auszuflicken — und unsere schöne Bertha, um ihre Johanna zu studiren — und an ihren lieben, lieben, grausamen Hektor zuerst

recht lebhaft zu denken — und dann recht süß von ihm zu träumen.

Dachte auch Hektor noch an seine arme, verlassene Bertha?

Ich glaube nicht — denn die Männer sind so undankbare Spitzbuben, daß mir Keiner in die Nähe kommen dürfte, wenn ich ein Mädchen wäre.

Siebentes Capitel.

Vor und nach der Theaterprobe.

In der nächsten Morgenstunde durchschritt in aller Eile eine alte Jüdin, sauber aufgeputzt, in geblumtem Kleide, geputzter, glänzender Goldhaube und mit einer Korallenschnur am Halse, in welcher ein echter Kremnitzer Dukaten funkelte — die Haupt- oder Taborstraße der Leopoldstadt.

Alle zehn Schritte mußte das Mütterchen Halt machen — Athem schöpfen und sich ein wenig ausruhen — denn man sah es ihm deutlich an, daß es jüngst erst von einer schweren Krankheit genesen und noch sehr schwach auf den Beinen war.

Der freundliche Leser weiß, daß es Frau Sara

Löbele in ihrem schönsten Sabbatkleide ist, der wir auf der genannten Straße begegnen.

Das Mütterchen biegt in die große Pfarrgasse ein, mustert aufmerksam alle Nummern an den Häusern — und als es das Haus Nr. 211 gefunden hat — schlüpft es durch das große Thor, steigt oder kriecht vielmehr keuchend drei Stockwerke hinauf und klopft, nachdem es sich ein wenig gesammelt hat, ganz schüchtern und furchtsam an eine kleine Thüre nächst der Treppe.

Das Mütterchen klopft, sage ich, weil es nicht läuten konnte — denn das Loch, durch welches einst ein Glockendraht gelaufen sein konnte, war im Laufe der Jahre fast schon verwachsen an der Thüre.

Frau Sara klopfte einmal — zweimal — dreimal — und das dritte Mal sogar schon etwas kühner — wer aber nicht „herein" sagte, war der gestrenge Kritiker Friedrich August Kanne, der hier ein höchst bescheidenes Junggesellen-Quartier bewohnte.

Als Frau Sara ein paar Minuten geklopft, gehorcht und gewartet hatte — hörte sie plötzlich auf dem Klaviere klimpern.

Das heißt, sie hörte klimpern — ein musikalisch gebildetes Ohr hätte eine Symphonie von Meister Beethoven spielen gehört.

„Er macht Musik und wird mich jetzt noch schwerer hören, wenn ich klopfe," sagte Frau Sara. „Ich wag's und geh' hinein, wenn die Thür nicht verschlossen ist. — Er soll sein barsch und schroff — ei, mag er mich doch

schelten, ich will es gerne leiden für mein Kind, hat doch mein Kind genug gelitten für mich."

Rasch ergriff sie den Drücker der Thüre — diese öffnete sich — und muthig und entschlossen trat Frau Sara in das Zimmer des Kritikers.

Aber mit einem Schrei des Entsetzens blieb die arme Frau wie Loth's Weib in eine Salzsäule verwandelt, an der Thüre stehen.

Drücken Sie geschwinde die Augen zu, meine schönen Leserinnen! Um's Himmelswillen, werfen Sie keinen einzigen Blick auf den Kritiker, wenn Sie nicht ebenfalls in Salzsäulen verwandelt werden wollen.

Nackt wie Adam im Paradiese vor dem Sündenfall, saß Kanne in seiner kolossalen Gestalt am Klavier. Nichts als ein großer, zugespitzter Cylinder auf dem Kopfe — sonst war kein Faden Wolle oder Leinwand an seinem ganzen Körper zu finden.

Das nannte Kanne sein Luftbad, das er an jedem Morgen gebrauchte.

„Heda! Was giebt's?" rief er, ohne sich stören zu lassen. „Sind das Töne, he? Ja, das ist ganz was Anderes, als Eure armselige Narrenmusik!"

„Gott der Gerechte!" stammelte die Jüdin, mit dem Busentuch ihre Augen verhüllend. „Gott der Gerechte, welch ein Anblick!"

„Nur näher — nur näher! Geniren Sie sich nicht!"

„Ich soll mich nicht geniren?" rief unwillig die

alte Frau. „Sitz' ich so blank da, wie das Kind nach der Geburt oder Sie? O, wie kann man sich solche Blöße geben, wenn man ist ein so gewaltiger Kritiker, wie Sie?"

„Kreuzdonnerwetter — Sie haben Recht! Ich habe in meiner Begeisterung ganz vergessen, daß ich noch in meiner Morgentoilette bin."

„Toilette, sagt er! Gott der Gerechte, das nennt er eine Toilett'!"

„Die Toilette zu meinem Luftbade, ja! Aber ich kann's nicht ändern — vor neun Uhr steig' ich nie aus dem Bade. — Wenn's Ihnen nicht recht ist — gehorsamer Diener!"

„Schicken Sie mich nicht fort, Herr Kanne, schicken Sie mich nicht fort. Hab' ich doch ein Anliegen, Herr Kanne."

„Nun, so reden Sie! — Und wenn Sie sich fürchten, von meinen Reizen bezaubert zu werden, so reden Sie mit verbundenen Augen."

„Ich habe eine Tochter, Herr Kanne. Wie froh bin ich, daß sie nicht ist gekommen selbst —"

„Nu, blind wäre sie auch nicht geworden, sollt' ich meinen. Was ist's mit der Tochter?"

„Sie soll Montag spielen im Theater an der Wien."

„Aha — Ihre Tochter ist also die gewisse Johanna d'Arc? — Freut mich, freut mich! Heute Probe — werde auch dabei sein — muß mir ja die schöne Jungfrau in der Nähe anschau'n."

„Ich weiß es und darum komm' ich, Sie um Nachsicht zu bitten.“

„Nachsicht? Kreuzdonnerwetter — was heißt Nachsicht?“ polterte Kanne, indem er sich kerzengerade in die Höhe richtete, und Frau Sara geschwinde das Tuch noch fester auf die Augen drückte. „Soll ich etwa sagen, daß Ihre Johanna eine gute Jungfrau ist, weil sie zufällig eine schöne Jungfrau ist?“

„Das nicht — aber ein erster Versuch —“

„Der erste Versuch einer talentlosen Schauspielerin ist nicht viel besser, als der erste Versuch eines talentvollen Diebes. Jene befördert man in's Elend, diesen auf die Galeere mit einer gewissenlosen Aufmunterung. Lassen Sie sich und Ihre Tochter nicht durch Schmarotzer irre führen, meine gute Frau. Schönheit ohne Talent auf der Bühne ist ein gefährlich placirtes Kapital — man zehrt es sehr schnell auf und legt für seine Zukunft nichts — als die Prostitution zurück.“

„Sollten Sie aber finden, daß meine Bertha Talent hat —“

„Glauben Sie, daß ich ihr's dann abläugnen werde, he? Halten Sie mich für einen jener Buschklepper, die der Lüge die Schleppe nachtragen und die Wahrheit wie eine feile Dirne verkuppeln, wenn es ihnen ein Schäferstündchen oder ein Stück Geld einträgt? Wenn die junge Dame Talent hat, werde ich das ganze Gesindel mit der Hetzpeitsche von ihr abwehren — wenn sie aber die kostbaren Perlen, die Schiller uns Deutschen als

heiliges Erbe zurückgelassen hat, wie Erbsen oder Linsen aus dem schönen Mäulchen kollert — dann werde ich es mit der Königin Isabeau halten, und der verwegenen Hexe selber einen Scheiterhaufen bauen."

Während dessen hatte Kanne seine Flanelljacke angezogen, aber in seinem Eifer an Hemd und Beinkleid noch nicht gedacht.

Frau Sara wagte es, durch die Fingern ein wenig zu blinzeln, aber eiligst drückte sie die Augen wieder zu. Sie sah sich gezwungen, noch länger „blinde Kuh" zu spielen.

„Sie sprechen mit keiner eitlen Mutter, die für ihre Tochter Ihre Protektion zu gewinnen sucht," sagte die alte Frau. „Nein, eine arme, besorgte Mutter steht vor Ihnen, die nicht an den bekannten Kritiker, sondern an den bekannten Menschenfreund eine warme Bitte richten will."

„Ah — das ist was Anderes. — So strenge auch der Kritiker ist, ebenso milde ist der Mensch, meine gute Frau. — Frisch heraus mit der Sprache — was kann ich armer Teufel für Sie thun?"

„Wenn Sie heute auf der Probe nicht zufrieden sind mit meiner Tochter, sagen Sie ihr kein hartes Wort."

„Gewiß nicht — denn die Zunge des kritischen Richters darf nur die Feder sein."

„Das arme, gute Mädchen hat viel gelitten und

erduldet — und will mehr aus Liebe zu ihrer Mutter, als aus Liebe zur Kunst, sich der Bühne weihen."

„Ei, ei — das empfiehlt die Tochter, aber nicht die Künstlerin, gute Frau."

„Das harte Wort eines Mannes wie Sie, würde sie traurig und verzagt und mir ein neues Herzeleid machen. — Darum sprechen Sie nach der Probe nicht mit ihr, sondern mit mir, Herr Kanne. — Wenn Sie mir sagen, sie hat Talent, so sei Gottes Segen mit ihr auf ihrer neuen Bahn. Wenn Sie mir aber sagen, sie hat kein Talent — zerreiß ich das Papier, auf welchem geschrieben ist die Jungfrau, und lass' meine Tochter gar nicht wagen den ersten Versuch. — Sie darf mir nicht erwählen einen Stand, für den sie nur hat ein glattes Lärvchen und keinen Beruf."

„Das heißt wie eine kluge Frau und gute Mutter gesprochen. — Nach der Probe werden Sie mich im Augarten finden. — Sie sollen nicht nur das Urtheil eines ehrlichen Kritikers, sondern auch den Rath eines ehrlichen Mannes von mir hören — denn ich meine es wahrlich gut mit dem armen, unglücklichen Mädchen, von dem mir Scholz und Nestroy so viel Liebes und Gutes erzählt. — Auf Wiedersehen, mein wackeres Mütterchen!"

Frau Sara Löbele machte ihren Knix und entfernte sich, ohne die Hand von den Augen zu ziehen.

Als sie auf der Straße war, dachte sie ebenso erfreut als ärgerlich an dieses sonderbare Tête-à-Tête.

„Was ich habe gehört von dem ehrlichen Mann,

hat mein Herz erfreut," murmelte sie vor sich hin. „Aber was ich habe gesehen von dem ehrlichen Mann, gesehen durch die Finger — Gott der Gerechte, ich möchte es mein Lebtag nicht wiedersehen. — Wie kann man nur sein so ungenirt und sonst gar nichts tragen, als eine kurze Flanelljacke als Negligée. O — die Männer! Die Männer! Gott über die Welt, über die Männer!"

Auf der Probe ging Alles wie am Schnürchen.

Tausendsapperlot — das war eine Jungfrau!!

Die älteren Damen des Theaters an der Wien kochten Gift und Galle, die Jüngeren spieen Feuer und Flammen, aus Neid und Aergerniß über diese gefährliche Rivalin!

Dagegen waren die Männer vom zärtlichen Vater bis zum scheußlichen Bösewicht, vom schönen Kläglich bis zum buckligen Friseur ganz bezaubert von dieser Hexe, oder vielmehr ganz behext von dieser Zauberin.

Kanne saß, das dicke Kinn auf den Knopf seines Rohrstockes gestützt, im Orchester — und schmunzelte.

Nun, wenn Kanne schmunzelte, war das eben so viel, als wenn ein Kritiker brüllt heut zu Tage.

Aber wahrhaft begeistert von dieser poetischen Erscheinung war nur Direktor Carl, der die Regie heute führte.

Er war ganz Vater der Debutantin, so eifrig beschäftigte er sich mit ihr.

Bald hob sie ihm die Arme nicht hoch genug —

bald streckte sie die Beine zu wenig — bald warf sie ihm den Oberkörper nicht genug vor oder zurück — und dabei betastete er ihre Glieder vom schönen Lockenköpfchen bis auf die winzigen Füßchen hinunter und wieherte vor Entzücken, wie ein altes Kavalleriepferd, wenn es die Trompete blasen hört.

Die Probe ging vorüber — und Freunde und Feinde mußten, wohl oder übel, der talentvollen Debutantin das glänzendste Prognostikon stellen.

Direktor Carl wollte ihr noch geschwinde den Brustharnisch anmessen — aber Scholz und Nestroy, die hinter den Coulissen als stille Beobachter standen, hatten den Fuchs mit der Zunge schnalzen gehört und beeilten sich, ihm ihr Täubchen zu entführen.

Jedermann hatte unserer schönen Bertha seinen Glückwunsch dargebracht — nur der alte, bärbeißige Kanne hatte geschwiegen. — Ach — und sie hätte doch gar so gerne ein freundliches Wörtchen von ihm gehört!

Stumm wie ein Fisch und ohne Jemanden zu grüßen, verließ er das Orchester.

Eine halbe Stunde später saß er schon, in seinem langen dunkelblauen Ueberrock, den hohen zugespitzten Cylinder auf dem Kopfe und seine große Meerschaumpfeife im Munde — auf seiner Bank im Augarten und komponirte, Töne vor sich hinsummend, die Musik zu einem Liedchen, das unser rühmlichst bekannter Balladensänger Johann Nepomuk Vogl für ihn gedichtet hatte.

Sein Pfeifchen schmauchend, und in seine Kompo-

sition vertieft — bemerkte Kanne die beiden jungen Kavaliere nicht, die vor ihm auf und ab promenirten.

Der Eine der jungen Männer, in der eleganten Toilette einer Modepuppe — schwatzte wie ein abgerichteter Staar oder Papagei, indem er mit seinem Spazierstöckchen die Blätter von den Bäumen herunterfuchtelte.

Der Andere, welcher schweigend vor sich hinstarrte, und das Geschwätz wenig oder gar nicht zu beachten schien, hatte seinen Anzug auffallend vernachlässigt — und aus seinem edlen, aber blassen Antlitz, las man klar und deutlich, daß er nicht das Hemd des Glücklichen auf dem Leibe trug.

„Drei lange Jahre nichts von sich hören zu lassen, es ist unverzeihlich!“ sagte der geputzte Schwätzer. „Wenn ich Dein Erbe wäre, mein lieber Hektor, hätte ich Deinen Namen ohne Bedenken in das Register der Verschollenen eintragen lassen.“

„Noch immer der alte Egoist!“ bemerkte Hektor von Lilienfeld bitter lächelnd, denn dieser war es, der, vor einigen Tagen von seiner geheimnißvollen Reise zurückgekehrt, heute mit seinem Jugendfreunde Baron Hermann von Henkelburg im Augarten promenirte. „Ich wette, Du sehnst Dich auch, Deine Tante zu den Verschollenen oder Verstorbenen zu zählen.“

„Du würdest die Wette gewinnen, denn aufrichtig gestanden, ich wünsche der guten Dame schon lange die ewige Ruhe. — Ich habe ihr einen silbernen Sarg

versprochen, — aber der Tod scheint erst an ihren Palast klopfen zu wollen, bis ich ihr kaum mehr einen bleiernen Sarg bezahlen kann. — Daß doch die alten reichen Leute ein gar so zähes Leben haben heut zu Tage!"

„Wahrlich — die Frau Gräfin ist um die Liebe ihres Neffen nicht sehr zu beneiden."

„A bah! Ich liebe junge, muntere Mädchen und nicht alte, mürrische Matronen. — Ah, guten Tag, Herr Kanne! Wieder im Dienste der Musen wahrscheinlich?"

„Servus! Servus!" antwortete Kanne, ohne aufzublicken — indem er ein halbes Dutzend Noten auf's Papier warf.

„Werden wir bald wieder ein hübsches Melodram, oder so was dergleichen von Ihnen zu hören bekommen?"

„Tralalalala — Tralalalala!" sang Kanne. „So — das Ding wird sich recht hübsch machen, wenn es ein Sänger vorträgt, der noch eine Oktave in der Kehle hat." —

„Gewiß ein Liedchen zu Schickh's Zauberspiel: „Philipp und Suschen," das sie für das Leopoldstädter Theater komponiren?"

„Fehlgeschossen! Es ist die neueste Ballade von Vogl, die ich so eben hier in Musik gesetzt habe."

„So danken wir Ihrem Rendezvous mit der Muse im Augarten abermals ein artiges Kindlein, —" sagte Baron Henkelburg, „und dennoch hätte ich Lust, das

tägliche Rendezvous um ein Stündchen abzukürzen, Herr Kanne."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich soutenire eine junge Dame, die sich für die Oper ausbilden will. — Sie wünscht täglich eine Musikstunde zu nehmen, die ich mit einem Dukaten in Gold zu honoriren mich verpflichte."

Kanne machte große Augen — aber nach kurzem Nachdenken schüttelte er unwillig den Kopf.

„Wie, Sie weisen meinen Antrag zurück?" frug der Baron erstaunt.

„Zum Henker ja, das thu' ich!" sprudelte Kanne. „Mein Nacken ist zu breit, ihn in ein Joch zu schmiegen — mein Geist zu gesund, um mich in die Zwangsjacke stecken zu lassen, und meine Freiheit mir zu kostbar, um sie für Gold zu verkaufen. Apage! Führe mich nicht in Versuchung, Satan!"

Die beiden Kavaliere lächelten über den Sonderling, der, wie allgemein bekannt, in den beschränktesten Verhältnissen lebte und dennoch eher darben, als eine Stunde seiner Unabhängigkeit opfern wollte.

„Verzeihen Sie, Herr Kanne," nahm der Baron wieder das Wort, „ich habe vergessen, daß Ihre Zeit dem Helikon und der Tribüne des kritischen Gerichtes angehört, — daß Sie zu richten und nicht zu unterrichten, zu belehren und nicht zu lehren berufen sind. — Apropos, wie ich höre, haben wir nächstens ein interessantes Debut zu erwarten. Ein junges, talent-

volles Mädchen von seltener Schönheit soll Anfangs künftiger Woche als Jungfrau von Orleans ihren ersten theatralischen Versuch wagen."

„Auf der Bühne an der Wien — ganz recht. — Ich habe heute der ersten Theaterprobe beigewohnt."

„Nun, was sagen Sie zu der jungen Dame?"

„Ich sage, daß die Fama diesmal Recht hat, aus vollen Backen zu blasen. Die Debutantin ist ein reich begabtes, junges Mädchen — eine wahrhaft poetische Erscheinung, die für Schillers Jungfrau wie geschaffen ist."

„Ist die junge Dame die Tochter einer hiesigen Künstlerin?"

„I bewahre — die Tochter einer alten Jüdin, die in einer Winkelgasse der Leopoldstadt einen kleinen Trödlerladen haben soll."

„Und der Name — der Name?" riefen beide Kavaliere, indem der jüngere derselben auffallend die Farbe wechselte.

„Der Name der jungen Dame ist Bertha Löbele, aber ich glaube, sie will unter einem anderen Namen debutiren."

Das Herz Hektor's klopfte so stürmisch, daß es seine Brust zu zersprengen drohte. — Um seine Bewegung zu verbergen, setzte er sich mit abgewandtem Antlitz zur Seite des Kritikers und stützte sein Haupt auf die Lehne der Bank.

Der junge Baron jedoch, der nichts mehr zu hoffen,

wohl aber viel zu fürchten hatte von dem verfolgten und verläumdeten jungen Mädchen — sah sich gezwungen, die letzten Bolzen vom Bogen der Bosheit zu schnellen, um die Liebenden von einander ferne zu halten, und eine Erklärung unmöglich zu machen, die sein ganzes ehrloses Gewebe enthüllen konnte.

„Bravo! Bravo!“ rief er lachend. „Unsere schöne Bertha hat den ganzen Ozean der Liebe als Priesterin der Venus umschifft, um als Jungfrau im Hafen der Kunst zu ankern. Hahahahaha!“

„He — he — was soll das heißen, junger Herr?“ frug Kanne die Stirne runzelnd.

„Das soll heißen: ich möchte Ihrer Jungfrau als zweites Debut die Lukretia empfehlen. Die Unschuld und die Keuschheit können nicht possierlicher vertreten werden. Hahahaha!“

„Ei, ei, das ist ein gewagter Scherz!“

„Scherz glauben Sie!“

„Was denn sonst als Scherz? Denn sprächen Sie im Ernst, würde ich Ihnen, wie einen frechen Schuljungen, den Rücken tüchtig mit meinem Rohrstock gerben! Verstehen Sie mich, junger Herr?“

„Alle Millionen Donnerwetter —“

„Alle Donnerwetter auf den Kopf des Elenden, der ein braves Mädchen zu verleumden wagt.“

„Zu verleumden?“

„Ja, zu verleumden, niederträchtig zu verleumden! Ich kenne zufällig die ganze Lebens- und Leidensgeschichte

der jungen Dame, deren einziger Fehltritt das zu feste Vertrauen eines innig liebenden Herzens war. Wer sie eines andern Fehltrittes beschuldigt, ist ein Elender, dem ich die Lästerzunge aus dem Halse reißen werde, so wahr ich Friedrich August Kanne heiße, junger Herr!"

Der Baron knirschte mit den Zähnen weniger über die Injurie, die ihm der wackere Kritiker so trocken in's Gesicht schleuderte, als über die Seitenblicke seines Jugendfreundes, die zwar noch unsicher, aber doch schon ziemlich verständlich eine sehr ernste Gewissensfrage aussprachen.

Die drei Männer fixirten sich gegenseitig ein paar Augenblicke düster und schweigend, da bogen Scholz und Nestroy, ersterer Frau Sara Löbele führend, aus der nächsten Seiten-Allee.

„Da sitzt er ja — der Krampus!" riefen lustig die Komiker.

„Gott zum Gruß, Ihr fidelen Brüder!" erwiederte Kanne. „Ich danke Euch, daß Ihr mir Eure alte Freundin zuführt, denn ich sehne mich, ihr vom Herzen Glück zu wünschen zu ihrem reich begabten Töchterlein. Nur näher, mein altes Mütterchen, nur näher!"

Aber das alte Mütterchen kam nicht näher.

Wie eingewurzelt stand Frau Sara Löbele auf dem Rasen. Ihre Kniee zitterten, — ihr Antlitz erbleichte — und ihre Augen sprühten Flammen auf den jungen Mann, der an der Seite des Kritikers saß.

Sie hatte den Mann erkannt, der ihr den kleinen

Rest ihres Lebens so verbittert und ihr die Ehre des Hauses geraubt.

Der kaum eingeschlummerte Dämon erwachte wieder in der Mutterbrust.

Auch Scholz hatte die beiden jungen Lebemänner in's Auge gefaßt.

„Herr von Lilienfeld und sein zärtlicher Busenfreund!“ jubelte er.

„Ist's wahr?“ frug Nestroy freudig überrascht.

„Dacht ich's doch!“ rief Kanne. „Ich habe die Vögel am Zwitschern erkannt! Aber Kreuz Donnerwetter — was ist denn der armen alten Frau geschehen? Sie wankt — sie sinkt — helft ihr geschwinde auf die Füße — ich will indeß ein Glas Wasser aufzutreiben suchen.“

Während sich die Komiker mit der ohnmächtigen Frau Sara beschäftigten, und der Kritiker davon eilte, hatte sich der Baron des Armes seines Freundes bemächtigt, — und dieser ließ sich zerstreut und willenlos zum Phaeton führen, der vor dem Thore des Gartens ihrer harrte.

Als Kanne mit der vollen Wasserflasche aus der Wachtstube trat — rollte der Wagen der Kavaliere schon die Taborstraße hinunter.

Achtes Capitel.

Die Hochzeit der Jungfrau von Orlean.

Am andern Tage in der Mittagsstunde hatten Scholz, Nestroy und die Kammerjungfer der Gräfin von Elmenreich, eine geheime Unterredung mit dem Bankier Hektor von Lilienfeld in dessen Hotel.

Ich habe nicht erfahren können, was in dieser geheimen Konferenz unterhandelt wurde — aber meine freundlichen Leser werden es vielleicht errathen, wenn ich ihnen sage, daß unsere Helden äußerst vergnügt und die Kammerjungfer äußerst niedergeschlagen das Hotel verließen — in welchem der Bankier in der höchsten Aufregung schleunigst einige Zeilen auf's Papier warf, dasselbe in ein Couvert schloß, und durch einen seiner Diener dem Herrn Baron Hermann von Henkelburg zusandte.

Viele meiner freundlichen Leser werden sich vielleicht auch noch an ein Gerücht erinnern, das im September des Jahres 1832 in Wien zirkulirte. In der hintern Brühl sollte nämlich ein Duell zwischen zwei Kavalieren

statt gefunden, und Einer derselben seine schöne Adlernase bis auf die Wurzel verloren haben.

Sollten meine freundlichen Leser in diesen Duellanten den Baron von Henkelburg und den Bankier von Lilienfeld errathen — so kann ich auf's heiligste versichern, daß es der Herr Bankier von Lilienfeld nicht war, der seine Nase einbüßte — denn ich habe ihn noch im Jahre 1862 im Salon unserer neuen Börse aus einer kostbaren Tabatiere schnupfen gesehen und, wenn ich nicht irre, ihn auch niesen gehört, kräftig, volltönig niesen — was mit der Nasenwurzel allein nicht gut möglich sein soll.

Soviel ist gewiß, daß der Herr Bankier nach dem Duell abermals spurlos verschwunden war.

Unsere schöne Bertha erfuhr von der ganzen Affaire nicht ein Sterbenswörtchen.

Frau Sara Löbele war nach dem Rendezvous im Augarten, in sich verschlossener als je, — und unsere beiden Helden hatten dem Bankier Verschwiegenheit geloben müssen, bis er selbst sie ihres Gelübdes entbände.

Die Debutantin wurde also von keiner Seite beunruhigt. —

O doch, doch! Direktor Carl fing an, seine Nüstern aufzublasen.

Wissen Sie, meine liebenswürdigen Leserinnen, was das zu bedeuten hatte, wenn Direktor Carl seine Nüstern aufblies?

Wenn Sie noch nicht den Frühling Ihres Lebens

durchflattert haben, werde ich mich wohl hüten, Sie aufzuklären — und sind Sie schon über den Sommer oder etwa gar schon über den Herbst hinaus, bedürfen Sie keiner Aufklärung mehr. —

Die aufgeblasenen Nüstern des Schauspiel-Direktors Carl — waren die geheimen Memoiren des Theaters an der Wien.

Als unsere schöne Bertha den plastischen Uebungen auszuweichen suchte, und sich nicht mehr den Brustharnisch anmessen lassen wollte — wählte die Spinne goldene Fäden, um die Fliege mit einem flimmernden Netz zu umstricken.

„Sie sind so schön und so talentvoll, mein Fräulein," sagte Carl eine halbe Stunde vor der Generalprobe zu der Debutantin, „daß ich mir die Aufgabe gestellt habe, Sie vor Allem Ihren drückenden Verhältnissen zu entreißen, und Ihnen ein glänzende Zukunft anzubahnen."

„Ich habe diese Bahn an Ihrer Hand ja schon betreten, Herr Direktor — und wenn ich sie mit Glück zurücklege, werde ich mich stets dankbar meines freundlichen Führers erinnern."

Das närrische Mädchen! Direktor Carl wollte ja nicht ihr freundlicher Führer, sondern auch ihr freundlicher Verführer sein!

„Wenn Sie mir erlauben—" fuhr er zuckersüß fort — „werde ich Ihnen gleich nach der Probe einen Kontrakt unterbreiten, der Ihnen eine sorgenfreie Existenz

sichert — auch habe ich bereits eine Wohnung mit allem Komfort für Sie ausstatten lassen, die Sie heute noch beziehen können, meine reizende Jungfrau."

„Lassen Sie uns zuvor den Erfolg meines ersten Debuts abwarten, ehe wir einen Kontrakt unterfertigen."

„Dieser Erfolg wird ein glänzender sein, ich bürge dafür. Sollten Sie aber auch überstrenge Richter finden — ich werde Ihnen der mildeste Richter sein."

„Ein milder Richter — ist sehr oft ein ungerechter Richter."

„Nur ein parteiischer, wenn man sein Herz zu bestechen versteht, wie Sie. Die Stimme des Publikums wird kein Jota meines Kontraktes ändern — ja, es wäre mir sogar erwünscht, wenn Sie mit Ihrem ersten Versuche ein wenig verunglücken würden."

„Erwünscht?"

„Wenn auch nicht Ihrem Direktor, doch Ihrem feurigsten Verehrer, schöne Bertha, — dem sie ja eine entzückende Gelegenheit böte, noch ferner das Recht des Lehrers an seiner liebenswürdigen Schülerin geltend machen zu können."

„Nun, als Lehrer junger Mädchen haben Sie sich seltene Verdienste erworben, Herr Direktor," antwortete Bertha nicht ohne Ironie, „denn die ganze Stadt spricht von Ihrer vortrefflichen Schule."

„Ja, ich kann mir schmeicheln, schon manches Talent

auf das rühmlichste ausgebildet zu haben. Auch das Ihrige soll seine Triumphe mir verdanken."

„Glauben Sie?"

„Ohne Zweifel! Aber Sie müssen sich meiner unbeschränkten Leitung anvertrauen. Ich werde Ihnen täglich ein Morgen- und ein Abendstündchen opfern, um ungestört mit Ihnen in Ihrer Wohnung —"

„In unserem kleinen Trödlerladen?"

„Bewahre! In Ihrer neuen Wohnung, meine ich, die ich im Freihause für Sie gemiethet habe."

„Welch' eine Aufmerksamkeit!"

„Sagen Sie Anerkennung Ihrer seltenen Vorzüge, schöne Bertha. — Dort im Freihause — im stillen heimlichen Gemache, beim Murmeln des Mühlbaches wollen wir —"

„Ach — das wäre entzückend schön — aber ich zweifle, daß mir meine Mutter erlauben wird, mit Ihnen den Mühlbach murmeln zu hören."

„Ihre Mutter? — Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich kein großer Freund von den Frau Müttern bin. — Lassen Sie die alte Frau in Ihrem Trödlerladen. — Jung und schön wie Sie, und mit solchen Ansprüchen an die Freuden des Lebens, muß man sich von einer Frau Mutter zu emanzipiren suchen, reizende Bertha."

„Unmöglich, Herr Direktor, denn ich habe mein Mütterchen viel zu lieb. — Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir recht viele Lektionen geben —

das heißt in der Deklamation, nicht in der Plastik — aber mein Mütterchen muß bei allen Lektionen gegenwärtig sein, damit es eine Freude hat, wenn ich eine recht fleißige und gelehrige Schülerin bin."

Direktor Carl schnitt ein bittersaures Gesicht, denn er gab den schönen Mädchen, unter der Aufsicht strenger Mütter, nicht gerne Lektionen.

Die Schauspieler, welche in der „Jungfrau von Orleans" beschäftigt waren, hatten sich indeß eingefunden — die Generalprobe begann, und ging gerundet und ohne Störung vorüber.

Unter den Zuschauern zwischen den Coulissen befand sich auch die Mutter der Debutantin, Frau Sara Löbele, die in auffallender Aufregung und Ungeduld das Ende der Probe erwartet hatte.

Kaum hatte der Soufleur das Buch zugeklappt, trat sie zu Direktor Carl auf der Bühne und sagte mit fester und feierlicher Stimme: „Probiren Sie eine andere Komödie, oder suchen Sie sich eine andere Jungfrau — meine Bertha kann sie morgen nicht spielen, Herr Direktor."

„Nicht?" rief dieser — und alle Schauspieler blickten mit höchstem Befremden auf die alte Jüdin.

„Um Himmelswillen, was ist geschehen?" frug Bertha ängstlich. „Warum darf ich morgen nicht spielen, liebe Mutter?"

„Weil der Postwagen unser harrt, und wir eine kleine Reise antreten müssen."

„Eine Reise? Welche Reise?"

„Eine Reise zur Hochzeit, liebe Bertha," antwortete die alte Frau bewegt, indem sie ihrer Tochter einen Brief reichte. „Lies mein gutes Kind — lies, und freue Dich mit mir, denn wir haben Gnade gefunden vor den Augen des Herrn."

Das Mädchen entfaltete mit zitternden Händen den Brief, las leise für sich mit bebenden Lippen — und auf jede Zeile, die sie gelesen, rollte eine Thräne aus ihren dunklen, glänzenden Augen herab.

Es war ein Brief des Innigstgeliebten an ihre Mutter.

„Meine gute Frau Löbele!" schrieb er. „Der Elende, der mich von dem treuen Herzen meiner geliebten Bertha riß, ist gezüchtigt — und ich bin durch jahrelange Leiden dafür bestraft, daß ich der Verleumdung ein gefälliges Ohr geliehen. Alle Hindernisse sind beseitigt, Ihrem Hause die Ehre wieder zu geben, die meine Liebe ihm geraubt — und wenn Sie den Kummer mir verzeihen können, den diese Liebe Ihrem Herzen gemacht, so eilen Sie, Ihrem Sohne den Muttersegen und die sehnsuchtsvoll erwartete Braut zu überbringen. Ich sende Ihnen den Wagen, um Sie und meine Bertha zum Hause Gottes zu führen, in welchem der Priester harrt, zwei treue liebende Herzen auf ewig zu vereinen. Gruß und Kuß an Sie und meine holde Braut. Hektor von Lilienfeld."

„O Mutter! Mutter!" rief das Mädchen unter

Thränen, indem es sich an die Brust der alten Frau warf. „Ich habe auf ihn und auf meinen Gott vertraut, und er und Gott haben uns nicht verlassen!"

„Der Name des Herrn sei gelobt!"

Die Umstehenden wußten es sich nicht zu erklären, warum Schillers Tragödie wie ein Iffland'sches Familiendrama schloß — aber zwei lustige Kampeln, die sich hinter Mutter und Tochter vergnügt die Hände rieben wußten oder erriethen es auf's Haar — unsere beiden Helden Scholz und Nestroy nämlich, die zu der glücklichen Entwicklung dieses Dramas redlich das Ihrige beigetragen hatten.

Das alte Mütterchen und ihr Blumenmädchen mußten wohl etwas dergleichen vermuthen, denn sie drückten ihren beiden Freunden wärmer und herzlicher als je die Hände — ja das Blumenmädchen vergaß sich sogar so weit, sie ganz ungenirt zu umarmen und zu küssen, daß der Direktor Carl vor Aerger und Neid seine Nüstern bis zu beiden Ohrenflügeln aufblies.

„Was auch vorgefallen sein möge, spielen müssen Sie morgen, mein Fräulein!" sagte er diktatorisch. „Ihr Gastspiel ist annoncirt, und ich darf mein Publikum nicht mystificiren."

„Warum muß sie?" rief Frau Sara, indem sie ihre Tochter deckte, wie die Henne ihr Küchlein, wenn der Habicht kreis't. „Wer kann sie zwingen? Wer?"

„Ich und die Behörde. — Wenn Ihre Tochter

morgen nicht spielt, beanspruche ich einen Schadenersatz von wenigstens zweitausend Gulden!"

„Herr Direktor, die Debutantin wird durch Familienverhältnisse verhindert, die Bühne zu betreten," sagte Scholz. — „Wenn Sie sie aber dennoch durch einen Gewaltstreich zwingen wollten, morgen die Jungfrau zu spielen — werde ich wahrscheinlich auf ein paar Monate krank werden — ich fühle mich jetzt schon ganz kaput und miserabel."

„Lassen Sie unser Blumenmädel ruhig fortreisen," fügte Nestroy hinzu, „oder ich verbrenne meine neue Lokalposse, die ich schon in der Tasche habe, und Ihnen nach der Probe zu überreichen entschlossen war."

Das wirkte! Eine neue Posse Nestroy's war damals schon ein fetter Köder für diesen feinen Hecht.

„Geben Sie mir das Manuskript," sagte er nach kurzer Ueberlegung, „ich will mich überzeugen, ob das jüngste Kind Ihrer Laune mir Ersatz für meine schöne Jungfrau zu bieten verspricht."

„Nichts überzeugen — nichts lesen! diesmal müssen Sie die Katze im Sack kaufen, Herr Direktor. Freien Abzug für die Jungfrau, oder ich verbrenne mein Kind, wie Luther die Bulle, obgleich ich es mit Schmerzen geboren habe."

„Nur den Namen des Kindes lassen Sie mich wenigstens wissen!" bat Carl lüstern.

„Es ist der Name eines lateinischen Heiligen, den ich aus dem Kalender des Jocus genommen habe," er-

wiederte Nestroy, indem er ein Manuskript aus der Tasche zog, und dem Direktor das Titelblatt vor Augen hielt. „Da haben Sie seine Visitkarte indeß.“

„Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt,“ las Carl.

„Das liederliche Kleeblatt sind wir drei!“ rief Scholz. „Sie der Tischler — ich der Schneider und Nestroy der Schuster!“

„Her mit dem Lumpaci — ich gebe Ihnen meine Jungfrau für ihn!“ jubelte Carl indem er mit einem raschen Griff dem Dichter sein Werk aus den Händen riß. „Glückliche Reise, meine Damen!“

Direktor Carl entsprang mit dem Manuskripte, wie der Pudel Rinaldo, wenn er eine Wurst gestohlen.

Scholz nahm sein altes Judenmütterchen — Nestroy sein schönes Blumenmädchen unter den Arm, und entführten sie den heißen Brettern, die die Welt bedeuten.

Ein halbes Stündchen später saßen Mutter und Tochter im Reisewagen, und riefen ihren Freunden und Beschützern ein herzliches Lebewohl und ein fröhliches Wiedersehen zu.

Schon nach einigen Tagen erhielten unsere Helden einen Brief aus der Schweiz, in welchem ihnen das schöne Blumenmädchen seine Vermählung mit dem Bankier Hektor von Lilienfeld anzeigte. Das junge Ehepaar und ihr altes Mütterchen schrieben Ihnen sehr viel Liebes und Gutes, und auch des braven Kritikers Kanne, der die Ehre eines armen Mädchens gegen einen ehrlosen

Verleumder so warm und wacker vertreten hatte, wurde mit dem innigsten Danke gedacht.

Lebe wohl, Du reizendes Blumenmädchen! Wann und wo werden wir Dir wieder begegnen?

Ach bald — bald! Aber es wird nur eine kurze und traurige Begegnung sein — am Sarge eines bleichen Sängers, um dankbar seine Schläfe zu bekränzen.

Sein edles Haupt hatte die Dichter- und Bürgerkrone ehrlich verdient — aber seine undankbaren Zeitgenossen brauchten ihre Blumen, — um sie für die Tänzerinnen der großen Oper zu vergeuden.

Neuntes Capitel.

Lumpacivagabundus.

Direktor Carl hatte die Posse gelesen — und legte sie unwillig bei Seite.

„Der Titel ist gut," murmelte er, „aber er ist eine schöne Auslage vor einem leeren Gewölbe — ein hübsches Kleid, in welchem eine Mißgeburt steckt."

Er suchte Nestroy zu bewegen, das Stück zurückzulegen, um einem Fiasko auszuweichen. Nestroy war unentschlossen, aber seine kluge Marie bestand auf der

Aufführung der Posse — denn sie wußte, daß Menschen irren können, und Menschen, welche Bühnenwerke beurtheilen, am allermeisten.

Wie uns bereits bekannt ist, stand Nestroy unter dem niedlichen Pantoffelchen seiner Marie — ihr Ausspruch war daher ein Votum gegen das kein Protest möglich war.

Aber das kluge Kreuzköpfchen schien sich diesmal doch ein wenig verrechnet zu haben.

Die Posse „Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt“ kam am 10. April 1833 im k. k. priv. Theater an der Wien zur ersten Aufführung — und ihr Schicksal war, trotz des vortrefflichen Kleeblattes, Carl, Scholz und Nestroy — ein gelindes Fiasko.

Ja, es wurde sogar hin und wieder gezischt und gepfiffen.

Daß sich die drei Handwerksburschen im Wirthshause auf dem Stroh herumwälzten und Zoten rissen, wollte das Publikum nicht toleriren, und es wies die unsaubere Szene mit Entrüstung zurück.

Am nächsten Abende wurde die Vorstellung vor einem leeren Hause wiederholt.

Am folgenden Tage ließ sich Scholz unpäßlich anmelden — es wurde eine andere Posse gegeben und für den Samstag war eine andere Novität vorbereitet.

Diese Novität wurde ausgetrommelt und ausgepfiffen — eine Wiederholung war nicht zu wagen — und Direktor Carl mochte wollen oder nicht — der „Lumpacivagabundus“ mußte noch einmal vor's Lampenlicht. —

Der fromme Glaube sagt: Ein Schutzgeist wache über schwache Kindlein, und helfe ihnen wieder auf die Beine, wenn sie straucheln.

Der „Lumpacivagabundus“ war zwar kein schwaches Kindlein, vielmehr ein robuster, kräftiger Kerl — aber ein Kindlein des Geistes war er dennoch, darum fand er auch seinen Schutzgeist, nachdem er gestrauchelt.

Hat der Doktor einen Patienten aufgegeben, läßt er ihn Griesknödel und Fisolen-Salat speisen, wenn er noch bei Appetit ist. — Dem Sterbenden schadet und nützt ja nichts mehr.

Wenn die Schauspieler ein Stück aufgegeben haben — lassen sie das Stück und sich ungenirt gehen und machen sich einen Jux in der Repetition. — Der durchgefallenen Komödie schadet und nützt ja auch nichts mehr.

Aber bei der Repetition des „Lumpacivagabundus“ habt Ihr Euch dennoch fabelhaft verrechnet, meine Herren!

Carl, Scholz und Nestroy extemporirten so glücklich und machten so drollige Privatspäßchen in der dritten Wiederholung dieser Posse, daß das ganze Publikum, wie man zu sagen pflegt, sich vor Lachen kugelte.

Das liederliche Kleeblatt hatte den Wunderdoktor Humor zu Rathe gezogen — und der kranke „Lumpacivagabundus“ war gerettet.

Bei der nächsten Aufführung dieser Posse war das Haus gedrängt voll — bei den ferneren täglich ausver-

kauft — und so ging es fort — Tage — Wochen — Monate hindurch, bis sich Direktor Carl, vom Ertrage dieses gesunden lebenskräftigen Volksstückes, in dem benachbarten Sommerorte Hietzing, eine ganze Gasse bauen konnte, die der Wiener noch heut zu Tage „die Lumpacigasse" zu nennen pflegt.

Mehr als fünfzigtausend Gulden gewann Direktor Carl durch diese Posse — aber dankbar wie immer, vergaß er auch den Dichter nicht — und zahlte ihm das Honorar von zwanzig Gulden baar bei Heller und Pfennig und ohne den mindesten Abzug aus.

Welch' ein Glück, mein guter Nestroy, daß Du auch ein tüchtiger Schauspieler warst!

Wärst Du nur Dichter gewesen, Carl hätte Dich durch Hunger dressirt, und Dir, trotz der Triumphe, die Du gefeiert, das Los des Taglöhners zugetheilt.

Im gelästerten Paris hättest Du Dir durch diese einzige Posse eine sorgenfreie Existenz gegründet — im gepriesenen Wien hättest Du im Jahre 1833 einem Dutzend solcher Bühnenwerke kaum die Existenz eines Advokatenschreibers verdankt.

„Lumpacivagabundus" war nicht das erste Bühnenwerk, mit welchem Nestroy vor das Forum des Wiener Publikums trat.

Fünf bis sechs Stücke waren bereits gegeben worden — aber sie sprangen vorüber wie junge, fröhliche Wanderburschen, die trotz der gastfreundlichen Aufnahme sich am Ufer der Donau noch keine Hütten gebaut.

„Lumpacivagabundus“ war der erste muntere Geselle, der mitten unter dem fröhlichsten Volke der Erde seine Heimat fand — von hier aus Ausflüge nach aller Herren Länder machte, und überall, so weit die deutsche Zunge reicht, mit seinem harmlosen, noch nicht von der Politik geätzten und vom exotischen Schmutz besudelten, echten Wiener Humor die Ehre unserer Volksbühne vertrat.

„Lumpacivagabundus“ war das erste Volksstück, mit welchem Nestroy seine lustigen Kobolde und neckenden Poltergeister seiner Fantasie entflattern ließ, die hüpfend und lachend jubelten: „Aufgehorcht und aufgeschaut! Ein Mann des Volkes ist gefunden!“

Ein Mann des Volkes — ja das war Nestroy! Mit Kopf und Herz, mit Geist und Gemüth, ein Mann des Volkes!

Kindisch und harmlos freute sich der Mann des Volkes, daß er auf dem Wege war, einem herzlosen Egoisten Millionen zu erwerben — und kindisch und harmlos dachte der Mann des Volkes nicht daran, daß seine Kraft einst schwinden, und ihn der herzlose Millionär mit dem Bettelstabe abfertigen könnte!

Aber wie das Kind seinen Schutzgeist — hatte Nestroy seine kluge Marie als Gefährtin, die für ihn dachte und sorgte.

Sein Kontrakt mit der Direktion des Theaters an der Wien war dem Ablauf nahe.

Carl hatte alle List und Ueberredung aufgeboten,

ihn zu einen neuen Vertrage zu bewegen — versteht sich unter den alten Bedingungen — und Nestroy hatte schon oft die Feder ergriffen, um zu unterfertigen — aber zu seinem Glück fiel ihm noch immer zu rechter Zeit seine Marie ein — er legte dann gewöhnlich die Feder nieder und sagte phlegmatisch: „Warten wir noch ein Bisserl, Herr Direktor."

Das Pantoffelchen eines klugen Weibes ist nicht mit Gold zu bezahlen!

„Dein Talent ist eine Urne, aus der Herr Direktor Carl noch manchen Treffer ziehen wird," sagte Marie Weiler — und wer einen sichern Gewinn zu erwarten hat, soll mit dem Einsatz nicht kargen. Der Herr Direktor kann schon Silbermünzen säen, um Goldstücke zu ernten. Wir sind unabhängig und haben keine anderen Verpflichtungen gegen ihn als unsere kontraktlichen — sind wir derselben enthoben, kannst Du Deine Ansprüche bedeutend steigern, ohne unbescheiden zu sein."

„Aber wenn er so süß und zärtlich mit mir spricht, habe ich keine Courage, Prätensionen zu machen."

„Ich weiß es, darum habe ich Dich unter meine Vormundschaft gestellt. Vergiß das nie, und laß Dich in schwachen Stunden ja nicht überrumpeln."

„Ich werd' halt immer sagen: Warten wir noch ein Bisserl, Herr Direktor."

„Thu das, mein liebes Männchen — und wenn Deine Parodie „Robert der Teuxel" vollendet ist, werde ich mit dem Herrn Direktor ein Wörtchen sprechen. —

Für ein Honorar von zwanzig Gulden darfst Du ihm kein Stück mehr liefern."

„Gar keine Idee! — Wenigstens dreißig Gulden — die kann ich mit Recht beanspruchen!"

„Nicht mit dreißig — mit hundert Gulden und mehr muß er jedes Deiner Stücke honoriren, und das kann er auch, ohne sich wehe zu thun."

„Hundert Gulden?! A — a — wo denkst Du hin? — Wir dürfen ja den armen Direktor nicht ruiniren, liebe Marie!"

„Ruiniren? O Du Tschaperl Du! Du bist und bleibst ein Kind, das man am Gängelbande führen sollte. Thu nur nichts, ohne mich, ich bitte Dich — denn wenn Du Dir selbst überlassen wärst, würdest Du mit Deiner Bescheidenheit und Gutmüthigkeit einst im Armenhause sterben."

„Sie haben Recht, Herr „Gouverneur" — darum bleiben Sie mein Herr Oberkommandant pour jamais!"

Nachdem wir diesen Gardinen-Vertrag belauscht — legen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf die Spindel.

Im späteren Verlaufe der Vorstellungen des „Lumpacivagabundus" wurde Wenzel Scholz — so possierlich er auch auf der Bühne war — in der Garderobe und hinter den Coulissen von Tag zu Tag melancholischer.

Nestroy hörte den Wurm an dem Herzen seines alten Freundes und Kunstgefährten nagen, und fing an besorgt zu werden — um so besorgter, da Scholz seit

einigen Tagen seinen „Tapper“ nicht mehr im Kaffeehause machte.

Beide Komiker suchten eine Gelegenheit, sich unter vier Augen zu sprechen. Diese hatte sich bald gefunden, und es entwickelte sich folgendes Zwiegespräch:

„Was hast denn, Wenzel?“ frug Nestroy. „Du läßt ja seit einiger Zeit den Kopf hängen, wie Dein Pudel, wenn er Tabak geschnupft hat.“

„Ach, wäre ich mein Pudel — ich ließe meinen Pudel gern Scholz sein!“ antwortete der Gefragte tragikomisch.

„Wenn Du Geld brauchst, so red'! Haus Prix hat mir baare hundert Gulden für meinen „Lumpaci“ gezahlt — und Haus Nestroy kann Dir daher schon einen Kredit eröffnen auf ein paar Fünfer-Banknoten.“

„Das nützt nichts, Hansel — denn ich steck' in einer Sauce, aus der Du mich nicht herauswuzeln kannst.“

„Nicht? Tausendsapperlot — was ist Dir denn gescheh'n?“

„Ach — bedaure mich! — Das schwarze Verhängniß stellt mir Vaterfreuden in Aussicht.

„Schon wieder? Wie ist denn das möglich? Deine Toni hat ja erst vor zwei Monaten entbunden.“

„O — nicht diese Mutter — es ist eine andere Mutter, die mich mit Vaterfreuden bedroht.“

„Ha verflucht!“

„O unglückseliges Flötenspiel, das mir nie hätte einfallen sollen!"

„Mir geht ein Licht auf! Die neue Choristin — die hübsche blonde Peppi —"

„Oui! Sie ist's die Unglückselige! Wenn das bekannt wird — was wird die Welt dazu sagen?"

„Du meinst nicht die Welt, sondern Deine Frau, Du Hallodri! — Das ist ja eine schauderhafte Geschichte! O Wenzel — Wenzel, warum hast Du mir das gethan?"

„Es ist ein jugendlicher Fehltritt — ich zähle ja erst fünfundvierzig Frühlinge — verzeihe mir, Bruder, und rette mich! Du kannst mir schon helfen, wenn Du willst."

„Ich? Aber wie?"

„Deine Marie ist ein gutes, sanftes Wesen — und meine Frau ist eine Xantippe. Wenn Du mir einen schönen Beweis Deiner Freundschaft geben willst — so nimm Du diese Vaterschaft auf Dich!"

„Sonst nichts? A, das ist denn doch ein Bissel zu viel verlangt von der Freundschaft. Ich kann allenfalls einen komischen Vater für Dich spielen — aber nur auf der Bühne, im gewöhnlichen Leben nicht! Das wäre eine zu undankbare Rolle!"

„Nicht? Du willst mein Freund sein und schlägst mir so eine kleine Gefälligkeit ab? O — wie grausam habe ich mich in Dir getäuscht!"

„A — da schaut's her! Ich glaub', wenn Du ge-

köpft werden solltest, würdest Du verlangen, daß ich mich statt Deiner köpfen lassen soll?"

„Ja wohl, weil Du mein Freund bist, lieber Bruder."

„Gehorsamster Diener! Alles — also auch die Freundschaft hat ihre Grenzen. Ich bedaure Dich, daß Dir dieser kühne Wurf bei der blonden Peppi so gelungen ist — das ist aber auch das Einzige, was ich für Dich thun kann.

„O, Du Natter, die ich an meinem Herzen gewärmt! — Aber es gibt, Gott sei Dank, noch Menschen, denen Vaterfreude keine Chimäre ist — ich werde mich an Kläglich wenden."

„Thu' das nicht! Kläglich hat seine eigenen Verdienste um die Population, und wird sich keine fremden zueignen wollen. Aber halt — ich hab' eine Idee, Wenzel!"

„Was Idee! Einen Vater brauch' ich und keine Idee!"

„Die Idee ist ja der Vater, welchen ich gefunden hab'."

„Welchen Vater? Gib ihn Guter, gib ihn mir, für jeden Vater dank ich Dir! Wer — wer soll der Vater meines geliebten Kindes sein?"

„Direktor Carl!"

„Was? Unser Herr Direktor?"

„Er ist der Mann, den wir brauchen! Ob er neunundneunzig oder hundert kleinen Weltbürgern das Dasein

gegeben hat — ist ja Alles eins. Es bleibt dabei — wir setzen dem Herrn Direktor einen kleinen Klapperl als kleinen Staberl auf die Rechnung."

„Aber wie kommt denn der dazu?"

„Das geht uns nichts an — er muß Vater sein!"

„Und wenn er protestirt —?"

„Nützt nichts — er muß Vater sein!"

„Er hat ja aber mit der Peppi gar kein Verhältniß —"

„Alles eins — er muß Vater sein. Mach' Dir keine Skrupel! Du bist nicht der erste und wirst nicht der letzte sein, dem Direktor Carl seine Vaterfreuden verdankt. Uebrigens gefällt ihm die blonde Peppi. Ich hab' es neulich selber geseh'n, wie er ihr in die Backen gezwickt hat."

„Aber davon kann sie doch nicht Mutter geworden sein."

„Wer weiß! Die Natur hat schon ganz andere Wunder gethan. Im sechzehnten Jahrhundert hat ein tugendhaftes Burgfräulein nur eines Ritters Dänenroß gestreichelt, und neun Monate später ist sie von Zwillingen genesen. Das war doch offenbar ein Wunder — das Burgfräulein ist dafür auch heilig gesprochen worden nach ihrem Tode."

„Ruft mir den Hausknecht herein — ich will einen guten Freund hinauswerfen lassen!"

„Sei so gut und mach' Dich eines Attentats schuldig an Deinem Rettungsengel. Im Ernst, Wenzel, ich

will mit Deiner blonden Peppi reden und ihr begreiflich machen, daß ein Vater, der viel G e l d hat, ein bedeutend respektablerer ist, als ein Vater, der viel S c h u l d e n hat — und wenn die blonde Peppi ein kluges Mädl ist, woran ich nicht zweifle, wird sie nächstens einen kleinen S t a b e r l statt einen kleinen K l a p p e r l unter dem Herzen tragen."

„Bruder, wenn dieser Staatsstreich gelingt," rief Scholz entzückt, „laß ich mir zehn Flaschen Champagner zahlen von Dir!"

Ob dieser Staatsstreich gelang oder scheiterte, werden wir später erfahren.

Ein paar Stunden nach dieser Unterredung im Kaffeehause, hatte Nestroy eine andere, ganz geheime Unterredung mit der blonden Peppi hinter den Coulissen vor der Vorstellung — und im Laufe derselben war die blonde Peppi auffallend freundlich gegen ihren Herrn Direktor, lächelte äußerst liebenswürdig und verhielt sich ganz passiv, als er ihr wieder in die Backen zwickte.

Zehntes Capitel.

Kaiser Franz und Wenzel Scholz.

„Als der „Lumpacivagabundus“ auf kurze Zeit aus dem Repertoir verschwand, wurde Scholz aufgefordert, vor Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin und den Prinzen des Hauses in dem reizenden Kurorte Baden einige Gastrollen zu spielen.

Ob der beliebte Komiker diese ehrenvolle Aufgabe meisterhaft löste, ist eine Frage, die nur ein Preuße nicht beantworten kann.

Nach der dritten Gastrolle wurde Wenzel Scholz durch den Grafen von Czernin zur Audienz bei Seiner Majestät berufen.

Im schlichten Rock und mit der Sprache des gemüthlichen Wiener Bürgers, begrüßte Kaiser Franz den Mann, dem er schon manchen vergnügten Abend verdankte.

„Ich hab' Sie zu mir rufen lassen, mein lieber Scholz,“ sprach der Kaiser, „um Sie mir einmal beim Tageslicht anzuschau'n und Ihnen zu sagen, daß ich nach

dem Tode Weidmann's noch über keinen Komiker so herzlich gelacht hab', als über Sie."

„Das ist eine Kritik, Eure Majestät, die mich stolz machen wird."

„Sie haben schon Recht, wenn's ein Bissel stolz sind auf Ihr Talent. — Auch die Kaiserin hat sich gestern sehr gut unterhalten. Ich hab's ein paar Mal stupfen müssen, weil's gar so laut gelacht hat."

„O, ich weiß! Ich hab's selber bemerkt, wie Euer Majestät gestupft haben!"

„'s ist mir nur leid, daß ich mir nicht auch Ihren Kollegen, den Nestroy ausgebeten hab' — da hätten's vielleicht seinen „Lumpaci" spielen können?"

„Wenn Euer Majestät befehlen, könnte Nestroy —"

„Nein, nein nein — ich will mich mit dem Herrn Direktor Carl nicht verfeinden. — 's ist g'nug, daß er mir seinen Scholz geliehen hat — ich will ihm seinen Nestroy nicht auch noch entführen. — Wir können uns ja den „Lumpaci" wieder in Wien anschauen. — Apropos — warum dichten denn Sie nix mehr?"

„Mein Pegasus hat den Dampf, Euer Majestät," antwortete Scholz, verlegen die Nase krausend.

„Der schwarze Mann" ist ja von Ihnen, geltens?"

„Ach ja, Du lieber Gott!"

„'s ist mir leid, daß ich mir damals das Ding nicht angeschaut hab'. — Ich hätt' mich recht gut unterhalten, hat mir der Erzherzog Franz g'sagt. Warum geben's denn das Stück nicht mehr?"

„Weil — weil — weil —“

„Na, weil?“

„Weil es auf allgemeines Verlangen des Publikums nur einmal gespielt worden ist.“

„Nur einmal?“

„Auch einmal war um einmal zu viel.“

„Ja, warum denn?“

„Weil dieses zarte Kind meiner Phantasie ausgezischt und ausgetrommelt worden ist.“

„A geht's! Schau, schau, davon hat mir mein Franzl nix g'sagt. Wissen's was! Wenn wieder ein neues Stück von Ihnen aufgeführt wird, komm' ich in's Theater, da wird Ihnen vielleicht kein Malheur passiren. Wenn ich in der Log' bin, trommeln meine Wiener selten, weil's sich doch ein Bissel vor mir geniren. O, ich bin ein famoser Claqueur in ersten Vorstellungen.“

„Weil die Wiener ihren guten Kaiser zu innig lieben, um in seiner Gegenwart laute Zeichen des Mißfallens zu geben.“

„Aber ganz gutstehen kann ich doch nicht für sie. Ein paar Mal hab' ich schon kuriose Katzenmusiken anhören müssen. — Ja — was ich noch fragen wollt. Wie lang haben's denn Kontrakt mit dem Direktor Carl?“

„O du grundgütiger Himmel — bis in die graue Ewigkeit hinaus.“

„Sapperlot, das ist ein Bissel lang. — Schaun's, daß er Ihnen Ihre Entlassung gibt — ich hab' den

Auftrag gegeben, Sie für das Burgtheater zu engagiren."

„Ach — diese allerhöchste Gnade —"

„Direktor Carl wird Umstände machen, und ich kann's ihm nicht verdenken, denn Scholz und Nestroy tragen sein Glück auf ihren Schultern — aber vielleicht setzen wir's doch durch mit einander. — Erzherzog Franz interessirt sich auch für uns, und will ein gutes Wort für uns einlegen bei Ihrem Herrn Direktor."

„O mein Kaiser — mein gütiger, gnädigster Kaiser!" rief Scholz gerührt, die Majestät vergessend. „Ich bin auch ein Tiroler und wünscht', ich könnt' mich wie Hofer zusammenschießen lassen für unsern Franz'l!"

Der Kaiser runzelte ein wenig die Stirn in der Erinnerung an das traurige Schicksal des wackern Sandwirths — erheiterte sich jedoch schnell wieder und sagte gutmüthig: „Ihre Sendung ist der Scherz und nicht der Ernst des Lebens, mein lieber Scholz. Möge Ihre Kunst mir eben so viele fröhliche Stunden machen, als mir der Tod unseres Andreas traurige gemacht hat. B'hüt Sie Gott — und vergessen Sie nicht, daß mein Hoftheater Sie als Ersatzmann für seinen Weidmann erwartet."

Glücklicher vielleicht als der Kaiser verließ Scholz den Audienzsaal.

Als er in den Hofraum trat, begegnete ihm ein niedlicher Kinderwagen, der, von kaiserlichen Dienern gezogen, dem Garten zurollte.

„Hott! Hott!“ rief ein kleiner, niedlicher, dreijähriger blonder Knabe, der in dem Wagen saß und lebhaft mit den Beinchen zappelte, um seine zweifüßigen Pferde in Galopp zu bringen.

Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß der kleine Mann einen seiner Schuhe verlor.

Die Diener bemerkten es nicht und galoppirten in den Garten mit ihrer winzigen Equipage.

Scholz ergriff den Schuh, steckte ihn geschwinde und verstohlen in die Brusttasche — und schlich sich mit seiner Beute wie ein routinirter Beutelschneider davon.

Das dreijährige blonde Männchen in der winzigen Equipage — war Franz Josef der Erste, gegenwärtig von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich, — und wenn meine freundlichen Leser den Kinderschuh Seiner Majestät sehen wollen — bitte ich sie, die Witwe des Komikers Wenzel Scholz zu besuchen, die den gestohlenen Schuh als eine heilige Reliquie bewahrt.

Seine Aussicht auf ein lebenslängliches und ehrenvolles Engagement, die der gütige Monarch unserm Scholz eröffnete, — machte die Ketten noch drückender, mit denen der gewissenloseste Sklavenhändler der deutschen Bühnenwelt ihn belastet hatte.

Direktor Carl hatte gerade zu dieser Zeit durch Geldstrafen, Gagenabzüge und kleinliche Neckereien aller Art, den Mißmuth des beliebten Komikers fast bis zur offenen Empörung gesteigert.

Aber Scholz war ein Mann des Friedens, — er zog

es vor, seine Freiheit zu erbittern, statt zu ertrotzen, und richtete folgenden Brief an den Mann ohne Herz:

„Euer Wohlgeboren! *)

„Diese Zeilen hat das beklommene Herz eines bekümmerten Familienvaters diktirt, und wenn Sie als Mensch den Menschen, als Vater den Vater sprechen hören, müssen Sie Ihr Verfahren gegen mich als hart und gefühllos erkennen, indem Sie mich durch zu große Gagenabzüge dem Taglöhner gleichstellen, der Frau und Kindern kaum das tägliche Brot mehr zu bieten vermag. Diese trostlose Lage gibt mir den Muth der Verzweiflung, Ihnen mein und das Glück meiner Familie an's Herz zu legen. Es ist Ihnen bekannt, daß unser allergnädigster Kaiser mir nach meinem Gastspiel in Baden ein Engagement als Hofschauspieler zugesichert hat — wenn Sie mich meiner Verpflichtung entheben, — und Seine kaiserliche Hoheit, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz hat höchstselbst, wie ich ganz bestimmt weiß, sich für meine Entlassung bei Ihnen verwendet. — Ich kann und darf Ihnen nicht beweisen, daß ich Ihnen entbehrlich bin — denn Sie sind ein so vorzüglicher Direktor,

---

*) Die Witwe des Komikers Wenzel Scholz, gegenwärtig Gattin des talentvollen Komponisten und Orchesterdirektors Krottenthaler, hat mir diesen Briefwechsel im Originale gefälligst anvertraut, und ich finde ihn interessant genug, um ihn in kurzen Auszügen meinen freundlichen Lesern mitzutheilen. C. H.

daß Sie dem Publikum jeden, selbst den bedeutendsten Künstler vergessen machen können, um so leichter einen Künstler von meinem bescheidenen Verdienst. Auch steht Ihnen ja mein Freund Nestroy zur Seite, der mich schon längst in den Hintergrund gedrängt. Ja, selbst wenn ich als Spezialität mit diesem in die Schranken treten könnte — würde ich ja als Mitglied des Hoftheaters nur in sogenannten feinen Lustspielen beschäftigt werden — es hätte also Ihre Posse in keinem Falle irgend eine Konkurrenz zu befürchten. — Endlich ist meine Gesundheit so erschüttert, daß ich in meinem vorschreitenden Alter, selbst mit dem redlichsten Willen Ihnen die Dienste nicht mehr leisten kann, die ich Ihnen bis jetzt geleistet und Sie mit aller Strenge beanspruchen und beanspruchen können. Was sollte nun aus meiner Familie werden, wenn mich meine Kräfte ganz verlassen? Wenn Sie nur ein wenig gerecht und billig denken, Herr Direktor, können Sie mir den Weg nicht sperren, der mir einst eine Pension und den Meinen eine bescheidene Versorgung in Aussicht stellt. Mit meinem Weibe und meinen Kindern trete ich daher vor Sie hin, und lege das Glück unserer Zukunft in Ihre Hände. Fordern Sie jede Entschädigungssumme — ich werde sie als die heiligste Schuld erkennen, die ich zu tilgen habe — und das Herz eines beruhigten Gatten und Vaters wird Sie in meiner Todesstunde segnen. Das hat der Mensch, nicht der Komiker gesprochen. —

Gott gebe, daß der Mensch und nicht der Direktor mir antwortet. Euer Wohlgeboren ergebenster

Wenzel Scholz."

Schon am nächsten Tage erfolgte die Antwort, aber nicht der Mensch, der Direktor antwortete, wie folgt:

„Euer Wohlgeboren!

„Mit dem lebhaftesten Bedauern muß ich die Beantwortung Ihres Schreibens gleich mit der bestimmten Erklärung beginnen: daß es mir ganz unmöglich ist, Sie Ihrer kontraktlichen Verpflichtungen zu entbinden. Zwei wesentliche Gründe werden Sie, wie jeden billig Denkenden, sogleich von der Unzulässigkeit der Erfüllung Ihres Gesuches vollkommen überzeugen.

„Erstens eignet sich Ihr Talent nur für volksthümliche Possen — im feinen Lustspiele der Hofbühne würde Ihre Darstellungsweise nur störend einwirken, und folglich den Erwartungen des allerhöchsten Hofes und des Publikums nicht entsprechen. Ich, als ein mit dreiundzwanzigjähriger Erfahrung begabter Bühnenleiter sehe daher mit Bestimmtheit voraus, daß die Acquisition Ihres Talentes die umsichtige kaiserliche Hofburgtheater-Direktion sehr bald veranlassen dürfte, einen eigenen Genre von belustigenden Vorstellungen zu gründen, in welchen Ihrem Talente zwar ein angemessener Wirkungskreis eröffnet — aber auch meine Anstalt mit einem unabsehbaren Schaden bedroht werden dürfte. Ich darf jedoch durch Unkenntniß in der

Leitung meines Geschäftes nicht den Untergang einer Anstalt veranlassen, bei der dreihundert Familien ihren Lebensunterhalt finden — das bin ich meiner Ehre und meinem Gewissen schuldig.

„Zweitens gestehe ich Ihnen und der Welt ganz unverholen, daß ich nicht nur den Vortheil meiner Anstalt, sondern auch meinen eigenen Vortheil berücksichtige, den ich als Lohn meiner anstrengenden Thätigkeit stets im Auge habe — und dieser Lohn würde geschmälert werden, wenn ich das schöne Ensemble meiner Bühnenkräfte so unklug zerstückelte.

„Was die großen Gagenabzüge betrifft, über welche Sie sich so bitter beklagen — so muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß diese Gagenabzüge nur Folgen Ihrer Wechselfieber sind, die doch ein wenig zu oft mein Repertoir durchkreuzen, um sie nicht verdächtig zu finden.

„Sie belieben sich ferner zu äußern, Sie sähen sich dem Taglöhner gleichgestellt, der Frau und Kindern kaum das tägliche Brot zu bieten vermag. Bezüglich dessen erlaube ich mir Folgendes zu bemerken:

„Sie haben einen fixen jährlichen Gehalt von 1450 fl. Konv.-Münze, erhalten an jedem Abende, an welchem Sie eine Rolle darstellen, ein Spielhonorar von 2 fl., haben jährlich zwei halbe Einnahmen, welche Sie, gering gerechnet, auf 700 fl. Konv.-Mze. anschlagen können, und können endlich, mit Belassung Ihres Gehaltes jährlich über einen vierwöchentlichen Ur-

laub verfügen, der Ihnen wenigstens 300 fl. Konv.-Münze einträgt.

„Summa Summarum erfreuen Sie sich also einer jährlichen Besoldung von 2850 fl. Konv.-Mze., — das ist nicht die Besoldung eines Taglöhners, sondern eine Besoldung, die kaum ein Staatsdiener höheren Ranges bezieht.

„Ohne sich großen Abbruch zu thun, können Sie von diesem Gehalte sehr leicht jährlich 1000 fl. K.-M. zurücklegen, welches schon nach zehn Jahren ein Kapital von 10.000 fl. K.-M. — respektive ein jährliches Einkommen von 600 fl. sichert. — Ich zweifle, daß das k. k. Hoftheater nach Ihrem Ableben Ihrer Familie eine so bedeutende Pension bieten könnte.

„Allem hier Gesagten habe ich nur noch beizufügen, daß es ganz allein von Ihnen abhängt, die schwebenden Differenzen auszugleichen und unser freundliches Verhältniß wieder so angenehm zu gestalten, wie es noch vor Kurzem bestand. Euer Wohlgeboren ergebenster — Carl, Direktor des k. k. pr. Theaters an der Wien."

Es war also der trockene berechnende Geschäftsmann, der eine Frage des Herzens beantwortete.

Der Komiker hatte zwar eine herzlose, doch keine verletzende Antwort erwartet. — Darum fühlte sich mehr der Künstler als der Familienvater verletzt durch sie. Seine Verstimmung spricht Scholz in folgen-

dem Briefe aus, mit welchem diese Korrespondenz geschlossen wurde:

„Euer Wohlgeboren!

„Daß ein Mann von Ihrer Denkungsart meine Bitte zurückweisen würde, war vorauszusehen — auch hätte ich sie sicher nicht an Sie gerichtet, wenn mich unser allergnädigster Kaiser nicht selbst dazu veranlaßt hätte. Daß Sie ferner die schönste Hoffnung einer ganzen Familie zertrümmern, verzeihe ich Ihnen, dem die Natur statt eines Herzens einen Geldsack in die Brust gelegt, — daß Sie aber einen Mann, dessen Talent und unermüdetem Eifer Sie Tausende verdanken, offenbar herabzuwürdigen suchen, entwürdigt Sie selbst, mein Herr Direktor.

„Indem Sie aussprechen, daß meine Darstellungsweise in das Ensemble des feinen Lustspiels störend eingreifen würde — bemessen Sie meine Kunst wahrscheinlich nach der Ihrigen, die kein anderes Verdienst hat, als mit ihren Staberliaden die Possenreißerei auf unsere Volksbühne geschmuggelt zu haben.

„Sie erklären mich für zu talentlos, um in den Verband des Hofburgtheaters zu treten. — Das ist ein Vorwurf, der unsern allergnädigsten Kaiser trifft, der mich auf's Huldvollste für berufen hielt, den berühmten und allgemein beliebten Hofschauspieler Waidmann zu ersetzen.

„Genug davon! Es ist traurig für mich, der Leibeigene eines Mannes zu sein, der nach und nach

so listig mein Unglück benützte, um mich in ewige und unauflösliche Fesseln zu schmieden. Doch das ist die Folge meines Leichtsinns, für den ich leider zeitlebens zu büßen haben werde.

„Was meine Gagenabzüge betrifft — so sind es Ihre bekannten Kniffe und Lügen, mit denen Sie Ihre Willkühr zu rechtfertigen suchen. — Ich habe an fünfzig Abenden ununterbrochen die Bühne betreten, und zu Ihrem Vortheil meine Kräfte aufgerieben — verdiene ich eine mir so empfindliche Geldstrafe, wenn ich mich am einundfünfzigsten Abende unpäßlich melden lasse? — Wenn mich nächstens meine Kräfte ganz verlassen, rechten Sie mit sich selbst und nicht mi mir — Lust und Laune läßt sich nicht erzwingen, und den guten Willen kann man aneifern, aber auch tödten, wie Sie wissen.

„Mit der Addition eines Wucherers berechnen Sie mir endlich ein jährliches Einkommen von 2850 fl. zahlen mir aber kaum die Hälfte desselben, und selbst diese Hälfte wird durch Ihre Abzüge fast auf ein Achtel reduzirt. — Jede meiner Einnahmen taxiren Sie auf wenigstens 350 Gulden — entblöden sich aber dennoch nicht, meine Bedrängniß zu benützen, und mir meine Einnahme um 50 Gulden abzuschachern. — Wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, mit welchem Namen ich eine solche Handlungsweise taufen soll?

„Man kann sich eher Millionen zusammenbetteln,

als sich in Ihrem Engagement zehntausend Gulden ersparen, mein Herr Direktor.

„Nochmals, daß es so weit mit mir gekommen ist, schreibe ich nur meinem Leichtsinn zu, den Sie jederzeit so katzenfreundlich beförderten und unterstützten — denn jede Ihrer Aushilfen war ein neues Glied zu meiner Kette.

„Ich war ein lustiger Vogel, der sorgenlos der Schlange in den Rachen flog, und darf mich nicht beklagen, wenn ich gefressen werde. Aber weder Gott noch Menschen können mir verargen, wenn ich mich, wo möglich, dem Giftzahn noch durch irgend einen Gewaltstreich zu entreißen suche. —

Wenzel Scholz.“

Der Herr Direktor schnäbelte zwar, als er diesen Brief gelesen — aber mit eiserner Konsequenz zog er die Kette immer straffer und straffer, an welcher der eine unserer Helden zappelte.

Dank seiner klugen Marie — Nestroy hatte dem Herrn Direktor neue Engagements-Bedingungen vorgeschrieben, die, wenn auch noch immer bescheiden, für ihn dennoch ein saurer Apfel waren, in den er mit eben so saurem Gesicht zu beißen gezwungen war.

Scholz brütete Rache!!

Er hatte sich vorgenommen, auf der Bühne so wenig komisch als möglich zu sein — aber je mürrischer und

verdrießlicher er seine Rolle spielte, desto possierlicher fand ihn das Publikum.

Armer Scholz! Du wolltest einen Intriguant spielen — und es ward ein Sakripandos aus Dir!

Eilftes Capitel.

Der Tod eines armen Sängers.

Es war am sechszehnten Dezember desselben Jahres, als Scholz einer neuen Vorstellung im Leopoldstädter Theater beiwohnte, dessen Leitung der Eigenthümer und Sohn des Erbauers, der zwar schwache, aber humane und gutmüthige Marinelli übernommen hatte.

Nach der Vorstellung machte unser Held noch einen kleinen Seitensprung in das Gasthaus „zur Weintraube," um mit den Mitgliedern der Bühne ein Viertelstündchen zu plaudern, und nebenbei ein oder ein paar volle Gläschen zu leeren. — Er kam am liebsten so spät als möglich nach Hause, denn sein Weibchen hatte sich nach und nach zu des Teufels Großmutter ausgebildet.

Er fand die Gesellschaft sehr verstimmt und traurig, denn der anwesende Theaterarzt hatte so eben die Nachricht gebracht, daß der allgemein beliebte und ver-

ehrte Komponist, Dichter und Kritiker Friedrich August Kanne im Todeskampfe läge und schwerlich die Mitternachtsstunde schlagen hören würde.

Am schmerzlichsten wurde Scholz von dieser Trauerkunde ergriffen — denn er hatte noch kein Sterbenswörtchen von der gefährlichen Krankheit seines alten biederen Freundes gehört.

Ernst und schweigend verließ unser Held das Gastzimmer und schritt eiligst der großen Pfarrgasse zu, um dem scheidenden Schwan das letzte Wörtchen der Bruderliebe zuzuflüstern.

Es war eine rauhe, dunkle Dezembernacht.

Der Himmel hatte sich schon in den Trauerschleier gehüllt — und die Lampen in den Straßenlaternen flackerten unheimlich, wie die Lebenslampe des armen Sängers.

Als Scholz in die genannte Straße bog, bemerkte er einen großen Mann, der in einen Mantel gehüllt, unter den Laternen stand — und aus einem Notenblatte in zitternder Hand, mit schwacher, aber sonorer Stimme — ein Sterbelied sang.

Der schauerliche Gesang wirkte wie das Lied der Sirene auf unsern Helden und zog ihn mit Zaubermacht in die Nähe des Sängers, der ihm langsam sein marmorbleiches Leichenantlitz zuwandte.

Scholz war kein Mann der bleichen Furcht — aber in diesem Augenblicke standen ihm seine Haare zu Berge, denn es war der sterbende Kanne, der sein Leichenlied

sang — und langsam die Straße hinabschritt, bis er unter dem Thore des Hauses Nr. 211, wie ein Gespenst nach der Geisterstunde, plötzlich verschwand.

Zur Bildsäule erstarrt vor Entsetzen, stand Scholz noch an der Straßenecke — als ihm ein dritter Nachtwandler freundlich „guten Abend!" zurief.

Es war der Redakteur des „Wanderer," der verdienstvolle Tondichter Ignaz Ritter von Seyfried, den ebenfalls die Pietät für den kranken Freund die Straße führte.

Scholz suchte sich zu fassen und theilte dem Redakteur das Abenteuer mit, das ihm soeben begegnet war.

„Bilden Sie sich ja nicht ein, ein Neusonntagskind zu sein, mein lieber Scholz," sagte Seyfried trübe lächelnd, „denn es war kein Gespenst, sondern leibhaftig unser armer, sterbende Kanne, den Sie geseh'n."

„Mein Gott, wie ist denn das möglich?"

„Wahrscheinlich ist er seiner Wärterin entsprungen. Ich saß vor einer halben Stunde im Kreise einiger Freunde im Gasthause „zur Sonne" — als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und Kanne, bleich wie der Tod, mit fieberhaft glühenden Augen zu unserem Tische trat. — Sprachlos starrten wir ihn an — da ergriff er schnell ein volles Weinglas, leerte es in einem Zuge, sagte mit einer Grabesstimme, die uns erbeben machte: „Das war mein letzter Trunk, jetzt will ich sterben geh'n!" und ehe es uns noch klar geworden, ob wir ein

Gespenst oder einen Menschen vor uns sähen, war Kanne wieder verschwunden.

Die beiden Künstler schritten schweigend und mit klopfenden Herzen die Straße hinab und traten in das Haus Nr. 211, in welchem Kanne wohnte.

Als sie die Treppe hinaufstiegen, stürzte ihnen die Wärterin weinend und händeringend entgegen und theilte ihnen das Unglück mit, das ihr mit ihrem Patienten begegnete.

Seyfried hatte es errathen.

Die Wärterin hatte sich auf ein paar Augenblicke in die Kammer zurückgezogen, um einen kühlenden Trank für den Kranken zu bereiten.

Dieser war in der Hitze des Fiebers aus dem Bette gesprungen, hatte eiligst einige Kleidungsstücke um sich geworfen und war in sein Gasthaus „zur Sonne“ gegangen, um sich noch einmal am Rebensaft zu laben und gestärkt die große Reise in die Ewigkeit antreten zu können.

Der Redakteur und der Komiker betraten leise das Krankenzimmer.

Viele kleine Singvögel des armen Sängers, die er geliebt, gepflegt und genährt, schwirrten ihnen lustig um die Köpfe.

Ach — die kleinen Kraniche wußten nicht, daß ihr Ibicus sie auf ewig verlassen wollte!

Da lag sie auf dem Sterbebette, bleich und lächelnd,

die scheidende Redlichkeit, die ein Engel zur Rechten des Heilandes zu tragen berufen war.

Therese Krones sang das süße Lied der liebenden Nachtigall als sie starb.

Auch Kanne sang — aber er sang das fromme Lied eines heiligen Cherubs auf dem Sterbebette — es war Mozart, der göttliche Mozart, dem er mit seinem letzten Athemzuge noch den Tribut der Verehrung zollte.

Die Hände gefaltet — das ehrliche Auge zu Gott erhoben, sang er leise — ganz leise — denn er sang ja nicht mehr für die undankbaren Bürger der Erde, sondern für die dankbaren Bürger des Himmels, die dem armen Sänger eine Krone aus dem Immergrün des Paradieses wanden.

Sein brechendes Auge sah die beiden Zeugen seines Todeskampfes nicht mehr.

Aber als die letzten Töne des Requiems verklangen, schwirrte ein kleines Vögelchen herbei, und ließ sich zwitschernd auf die Brust des Sterbenden nieder.

Da streckte dieser seine zitternden Hände aus — ergriff seinen gefiederten Liebling — erhob ihn langsam zum Munde, und drückte ihn sanft aber innig an seine Lippen.

Und als der Vogel entflatterte — entflatterte auch eine reine Menschenseele in's unendliche Reich der ewigen Liebe und Herrlichkeit.

Der kleine Vogel theilte den Vaterkuß mit seinen Brüdern — ach, sie fanden kein Körnchen mehr zu theilen — Kanne ließ sie als arme vaterlose Waisen zurück.

Mein armer Sänger! — Du lebtest wie Diogenes und starbst wie Hiob! Der gute Gott gab Deiner Seele den blauen Himmel — und gute Menschen gaben Deinem Leibe eine Scholle Erde und ein letztes Haus.

Am frühen Morgen des Begräbnißtages wollten Scholz und Nestroy noch einmal das edle Antlitz ihres lieben hingeschiedenen Freundes sehen — und betraten das Kämmerchen, in welchem er in unbedecktem Sarge aufgebahrt lag.

Befremdet bieben sie in der Thüre stehen.

Am Sarge stand eine schwarzgekleidete tief verschleierte Dame, und umschlang die Schläfe des bleichen Sängers mit einem grünen Lorbeerkranz.

Wie die trauernde Muse stand die schlanke Gestalt neben dem schlummernden Priester der Kunst.

Auf das Geräusch der knarrenden Thüre wendete die Dame langsam das Haupt, und mit einem Ausruf der Ueberraschung machte sie eine Bewegung, als ob sie unsern Helden in die Arme eilen wollte.

Aber zwischen ihr und ihnen stand der Sarg — und ein Sarg ist eine Mauer, die keine laute Freude überspringt.

Scholz und Nestroy blickten einander fragend an, aber keiner von beiden konnte errathen, wer die Dame war, die am Sarge dieses genialen Mannes eine Schuld des Jahrhunderts zahlte, und ihnen ein so lebhaftes Zeichen der Zärtlichkeit gab.

Da erhob die geheimnißvolle schwarze Dame lang-

sam den Schleier, und — Wunder über Wunder — das Madonnengesichtchen unseres reizenden Blumenmädchens begrüßte wehmüthig lächelnd unsere beiden Helden.

Jetzt machten diese eine Bewegung, ihrer lieben holden Bertha entzückt in die Arme zu stürzen — aber die Mauer — die Mauer! Wie die Freude jenseits konnte das Entzücken diesseits sie nicht überspringen.

Wie lange hatte die schöne Jüdin ihre Freunde ohne Nachricht gelassen.

Seit dem Briefe aus der Schweiz kein Wörtchen von sich hören zu lassen, und sogar kein Lebenszeichen von sich zu geben — sich so absichtlich zu den Verschollenen zählen zu lassen — die Undankbare!

Undankbar? — Oho — oho — ein wenig langsam Ihr Herren! Schleudert nicht so vorschnell eine Anklage über den Sarg — denn gerade dieser Sarg ist zum Altar des dankbarsten Frauenherzens geworden.

Der kalte bleiche Mann da hat einst die Ehre eines armen verleumdeten Mädchens vertreten — dafür legt das dankbare Frauenherz eine schöne Gabe der Liebe — die Krone der Cäsaren und der Sänger auf den Altar!

Wenn Ihr mit Undank um Euch schleudert — so schleudert ihn auf Eure Zeitgenossen, Euer Jahrhundert und Euer Vaterland, Ihr Herren!

Auf Eure Zeitgenossen, die das Genie verkümmern lassen — auf Euer Jahrhundert, das statt edle Sänger, frivole Tänzerinnen kränzt — und auf Euer Vaterland endlich, das in seinem reichen Marmor-

brüchen — für Friedrich August Kanne kein Stückchen Leichenstein fand.

„Bertha — ich sollte sagen Frau von Lilienfeld, aber ich nenne die schönen Damen am liebsten beim Taufnamen — Bertha küßte die edle Stirne ihres bleichen Ritters und verließ den Sarg.

Ein munterer Zeisig flog ihr auf den Nacken.

„Arme Thierchen!“ sagte sie leise. „Er liebte Euch so innig, aber wie sollte er Euch auch nicht lieben? Ihr seid ja keine Menschen!“

Als die schöne Dame auf die Hausflur trat, begrüßte sie unsere Helden herzlich, wie eine Schwester ihre Brüder — und diese Brüder vergaßen nicht den Gruß noch etwas mehr als brüderlich zu erwiedern.

„Zürnen Sie uns nicht,“ sagte sie schmeichelnd, „daß Sie so lange keine Nachricht von uns erhielten — aber unser Glück kannten Sie ja, und unser Unglück zögerten wir, Freunden mitzutheilen, die uns so lieb und werth geworden sind!“

„Unglück?“ frugen die Komiker theilnehmend.

„Die Verbannten sind nie glücklich, weil ihnen der Boden ihres Glückes, die liebe Heimat fehlt!“

„Verbannt — Sie verbannt?“

„Wenn auch nicht ich — mein armer Hektor ist's. Er darf sein schönes Oesterreich nicht betreten, bevor sein Prozeß nicht entschieden.“

„Prozeß?“

„Mit der Familie Henkelburg. Ach meine Freunde

— Sie erinnern sich wohl noch an das unglückselige Duell —"

„Bei welchem der Herr Baron seine schöne Nase verlor."

„Seine Anverwandten stehen dem Throne nahe — sie haben die Motive dieses Duells entstellt — und meinen Gemahl mit der Anklage einer schweren Schuld belastet."

„Ist es eine schwere Schuld, einen elenden Verleumder zu züchtigen?" sagte Nestroy.

„Der Mensch war ja nicht einmal eines ehrlichen Zweikampfes werth!" fügte Scholz hinzu.

„In der Anklage ist von keinem ehrlichen Zweikampf, sondern von einem versuchten Meuchelmord die Rede."

„Welch' eine Erbärmlichkeit!" riefen unsere beiden Helden entrüstet."

„Es war für uns ein großes Unglück, daß die beiden Gegner sich ohne Zeugen schlugen. Der Baron hat Freunde — mein Hektor steht allein und ist ein Jude — in solchen Fällen hat der Stärkere Recht."

„Der Baron war aber der Schwächere in jenem Zweikampfe, weil er seine Nase verloren hat!" polterte Scholz im komischen Eifer.

„Wenn kein Sedlnitzky wär, hätt' ich Lust, aus dieser chronique scandaleuse eine Komödie zu schreiben," bemerkte Nestroy.

„Das würde Ihnen Feinde zuziehen, ohne der ge-

rechten Sache zu nützen. Noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Meinem Gemahl ist ein Jurist empfohlen, der schon mancher Unschuld ein siegender Anwalt war. Es ist möglich, daß auch Sie noch in diesem Prozeß als Zeugen berufen werden —"

„Wir sind da! Wir sind da!" fielen ihr die Komiker hastig in's Wort.

„Wir werden die besten Entlastungszeugen sein!"

„Niemanden ist die Veranlassung zu jenem Duell so bekannt als uns."

„Der Kammerjungfer Bertha muß auch auf den Zahn gefühlt werden."

„Wilhelm Kunst mit dem Rittersabel hinter ihr."

„Wir werden dem falschen Baron mit der falschen Nase schon einheizen!"

„Er soll unserm lieben herzigen Blumenmädel keinen Kummer mehr machen!"

„O ich weiß, wenn es in Ihrer Macht stände, wären wir morgen wieder in unserem lieben Wien," sagte lächelnd die junge Dame. „Nun, vielleicht hat Ihnen die Vorsehung abermals die Sendung meiner Schutzgeister zugewiesen. Ich würde der Vorsehung nicht innig genug dafür danken können."

Begleitet von ihren so treu bewährten Freunden hatte die junge Dame das Hotel „zum goldenen Lamm" erreicht, in welches sie eingekehrt war.

Sie reichte unsern Helden die kleinen Händchen und sagte freundlich und innig: „Wir werden uns heute noch

am Grabe unseres lieben Dichters wiederfinden. Er hat zwar im Leben alle Gaben hart und schroff zurückgewiesen, die wir ihm liebevoll geboten — aber ein Gebet zu Gott und eine Handvoll Erde kann er heute nicht verschmäh'n. Wenn ihn der kleine Hügel deckt, verlasse ich den Gottesacker und eine Stunde später Wien."

„O — heute schon?"

„Ich muß! Mein Hektor kann seine Bertha ja nicht lang entbehren — er hat sonst Niemanden, der seinen Schmerz und seine Freuden mit ihm theilt. Auf Wiedersehn am Grabe, meine Freunde!"

Unsere Helden drückten noch ein paar brennend heiße Küsse auf die zarten Händchen und entfernten sich.

Die Beerdigung Kanne's war durch keinen eitlen Prunk entweiht — sie war ärmlich und rührend einfach, wie die Beerdigung eines Gelehrten.

Der Kreis der guten Menschen war klein, die dem armen deutschen Sänger im Leben nahe standen — die sein edles, treues Herz gekannt, und ihn geliebt und geehrt.

Diese wenigen geleiteten ihn zum Grabe.

Unmittelbar hinter dem Sarge schritt eine schwarz gekleidete, tief verschleierte, schlanke Dame — nur zwei der Leidtragenden kannten sie — für alle andern war sie Schillers Mädchen aus der Fremde — man wußte nicht, woher sie kam.

Schon längst war die letzte Hand voll Erde über den Sarg gerollt — schon längst hatte sich der kleine

Hügel sanft über dem müden Erdensohn gewölbt, und schon längst hatte sich das kleine Häuflein der Getreuen entfernt — nur zwei Leidtragende befanden sich noch auf dem Gottesacker: unser Wenzel Scholz und ein kleines sieben- bis achtjähriges, hübsches, blondes Mädchen, das wie ein betender Engel an dem frischen Grabeshügel kniete.

Das Kind war leicht gekleidet, aber es fror nicht, — die heißen Thränen, die aus seinen klaren Augen träufelten, schienen es zu schützen gegen den Frost des strengen Decembertages.

Wenzel Scholz vergaß seinen Nestroy und sein Blumenmädel im Anblicke dieses frommen, andächtig betenden Kindes.

Endlich erhob es sich, trocknete seine Augen an dem lüftigen Kleidchen und schritt langsam auf unser Aller letztem Wege, zwischen den Gräbern, unserm Helden näher.

Mein freundlicher Leser weiß, daß ich mich schon mit ziemlichen Glück als Prophet versucht habe. Als Nestroy seine kluge Maria Weiler zum ersten Mal erblickte, erlaubte ich mir ihm zuzurufen:

Sieh' Dir das holde Kind, dem Du hier begegnest, ja gut an. Du wirst das Kind aus den Augen verlieren, um es nach Jahren als Jungfrau wiederzufinden — denn Ihre Sendung ist: Dir eine getreue Führerin zu werden im großen Irrgarten Deines Lebens.

Und Nestroy hat seinen treuen Leitstern bereits gefunden.

Was ich damals unserm Nestroy zurief, ruf' ich heute unserm Scholz zu — und ehe noch der freundliche Leser meinen Roman überstanden hat, wird er sich abermals überzeugen, daß ich mit ziemlich sicherem Auge in die Zukunft blicke.

Nestroy fand das Glück der Liebe — an der Wiege seines Kindes.

Scholz das Glück der Liebe — am Grabe seines Freundes.

„Wer bist Du denn, meine liebe Kleine?" frug er.

„Ein armes Mädchen, wie Sie sehen," antwortete das Kind.

„Und Dein Name?"

„Therese Müller."

„Frierst Du nicht in Deinem leichten Kleidchen?"

„Heute habe ich noch gar nicht daran gedacht, zu frieren."

„Du kanntest wohl den Mann, den wir heute begraben haben?"

„Ach ja — ich habe den großen dicken Herrn — sehr — sehr lieb gehabt!" rief bewegt die Kleine, und ihr lebhaftes Auge badete sich wieder in Thränen.

„Und warum hast Du denn den dicken Herrn so lieb gehabt?"

„Weil er unser Nachbar war — und weil er meiner armen Mutter Medizinen brachte, als sie das Fieber

hatte — und weil er mich sehr schön singen gelehrt hat."

Scholz dachte an Kanne's eigene Armuth, und auch ihm fing es in den Augen zu krippeln und zu krabbeln an.

„Mein Kind," sagte er nach einer kleinen Pause, „die Menschen haben dem großen dicken Herrn zuweilen sehr wehe gethan, und doch hat er den Menschen wohl gethan mit seinem reichen Geist und seinem edlen Herzen. Er wird in Frieden schlummern. Du hast da einen wackern Freund verloren — aber verzage nicht, es leben noch viele Freunde guter Kinder. Sieh' mich einmal genau an, mein Töchterchen — kennst Du mich?"

„Mir scheint, Sie sind der Seifensieder aus der Hafnergasse?"

„Höher, viel höher hinauf! Warum nicht gar ein Seifensieder? Hast Du schon einmal den Namen Wenzel Scholz gehört?"

„Wenzel Scholz? Warten Sie einmal! — Ach ja — ja — der große dicke Herr hat einmal gesagt, daß Wenzel Scholz der beste Hanswurst ist, den er in seinem ganzen Leben gesehen hat."

„Hanswurst? Hanswurst hat er mich genannt? Na freu Dich, dicker Herr, wenn wir uns wiedersehen dort oben!"

„Also Sie — Sie sind Herr Wenzel Scholz?"

„Ja, ich bin der Hanswurst."

„Aber ich finde Sie gar nicht komisch!“

„Mein Kind, wir stehen hier auf einer Bühne, auf welcher allen Hanswursten der Spaß ausgeht. Jetzt komm in meinen Fiaker — ich will Dich recht fest in meinen Carbonari einwickeln, sonst kommst Du zu Deiner Frau Mutter als Eiszapfen nach Hause.“

Als Scholz mit dem hübschen Kinde im Wagen saß, dachte er sicher nicht daran, daß er seine zweite Frau an seinem Herzen wärmte.

Zwölftes Capitel.

Ein sehr verdrießlicher Vater.

Das aufgeregte Gemüth des Komikers Wenzel war beruhigt. Er schleppte die Kette, die Carl abermals ein wenig versilbert hatte, wieder geduldig hinter sich nach, und hatte den Gedanken aufgegeben, k. k. Hofschauspieler zu werden.

Indeß hatte Nestroy's parodirende Posse „Robert der Teuxel“ das Schicksal seines Lumpacivagabundus erlebt — auch er war in der ersten Vorstellung auf bedeutende Oppositionen gestoßen, und dennoch ein Kassastück ersten Ranges geworden.

Eines Morgens erschien Direktor Carl in äußerst übler Laune zur Szenenprobe eines neuen Stückes, in welcher auch seine beiden ersten Komiker beschäftigt waren.

Er begrüßte seine Mitglieder kalt und förmlich — und an Scholz ging er sogar mit majestätischem Stolz vorüber, ohne ihn nur eines einzigen Blickes zu würdigen.

Das befremdete und verblüffte den armen Komiker.

Er war lange Zeit nicht unpäßlich gewesen, hatte sich keiner Störung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit und keines Subordinationsvergehens schuldig gemacht — kurz gar keine Veranlassung zu dieser allerhöchsten Ungnade gegeben.

„Vielleicht hat er meinen guten Morgen überhört," dachte er sich. „Na wir werden bald wissen, woran wir sind."

Nachdem die Probe begonnen, und er in der dritten und vierten Szene die Bühne betrat, zog er den Hut vor Seiner Majestät Carl dem Kleinen, und frug in tiefster Devotion: „Wünschen Sie einen Zopf oder einen Haarbeutel an meiner Perrücke, Herr Direktor?"

„Besprechen Sie sich mit dem Friseur!" stieß Carl heraus, indem er furchtbar die Augen verdrehte.

Scholz kratzte sich hinter den Ohren, denn er kannte sich nicht aus. — Aber sein Freund Nestroy kannte sich sehr gut aus, und lachte sich wie ein Mephisto in's Fäustchen hinter den Coulissen.

„Soll ich die Rolle mit einem kleinen Schnauzbart'l spielen, Herr Direktor?“ erlaubte sich Scholz abermals, aber ziemlich kleinlaut zu fragen.

„Fragen Sie mich nicht um dergleichen Bagatellen und stören Sie die Probe nicht,“ antwortete Carl wie früher.

Was zum Teufel hatte denn der Bühnentyrann gegen eine der ersten Stützen seines Reiches?

Hatte sein lustiger Rath ihm etwa einen boshaften Streich gespielt?

Oder hatte vielleicht irgend ein trauriges Ereigniß die Laune seiner Majestät so getrübt, daß sie ihres lustigen Rathes besondere Verdienste um den Staat so ganz und gar vergessen konnte?

Das allerunterthänigste Völkchen sprach aber von keinem traurigen, wohl aber von einem sehr lustigen Ereigniß.

Die blonde Peppi war vor einigen Tagen von einem gesunden Büblein genesen, das dem lustigen Rathe Wenzel Scholz so ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem andern war.

Wäre der patschete Junge in der Uniform und der Zopfperücke auf die Welt gekommen, er hätte augenblicklich als kleiner Klapperl debutiren können.

O Wonne, Jubel und Entzücken! Die blonde Pepi war Mutter, und Staberl Vater eines kleinen Klapperl geworden.

Und dennoch so mürrisch, Herr Direktor?

O pfui! pfui! Alle Hühner gackern — alle Gimpel pfeifen — alle Säugethiere grunzen oder brüllen, wenn sie Vater oder Mutter geworden — und Sie können ein Gefühl verleugnen, das die Natur in die warmen Herzen aller Geschöpfe gelegt?

Doch was nützen alle Exklamationen: Carl war diesmal sehr verdrießlich, ja sogar sehr unangenehm als Papa.

Als er mit einem furchtbaren Blick auf unsern armen Scholz die Probe verließ, begleitete ihn Nestroy, der sich im Direktionszimmer irgend etwas zu thun zu machen suchte.

„Ich habe den Herrn Sekretär Franz heute noch mit keinem Auge geseh'n," sagte er, „vielleicht können der Herr Direktor mir Auskunft geben, ob mein neues Couplet zensurirt worden ist?"

„O schon gestern. Sie haben nur eine einzige Strophe zu ändern — alle anderen sind gestrichen worden."

„Schön! Ich werde mir einen andern Sedlnitzky verschreiben."

„Die Strophen waren auch ein wenig zu freisinnig! Berühren Sie doch um's Himmelswillen die Politik — den Beamtenstand und die öffentlichen Anstalten nicht. Sie haben ja ganz andere Quellen, die unerschöpflich sind für eine reiche Phantasie. Die kleinen Semmeln — die Zuwage der Fleischer — die Greisler — der Tandelmarkt — die Schneider — die groben Hausmeister — die reitenden Kom-

mis — und den Koth auf den Straßen. Darüber läßt sich ja noch genug sagen. Wünschen Sie sonst noch etwas, Herr Nestroy?"

„Ja, Herr Direktor. Ich bitte Sie, mich morgen gefälligst von der Probe zu dispensiren."

„A — Sie wollen gewiß den letzten Akt ihres neuen Stückes beenden?"

„Das nicht. Fräulein Pepi hat mich zu Gevatter gebeten," antwortete der Mephisto mit dem unschuldigsten Gesichte von der Welt.

„So? Ist Herr Scholz vielleicht auch zu Gevatter gebeten?"

„Ja wohl!" erwiederte der Mephisto wie bisher. „Wir haben mit einander verabredet, dem kleinen, lieben Buberl den Taufnamen Carl zu geben."

Der Herr Direktor biß sich in die Lippen, nahm eine Prise, und warf einen schielenden Seitenblick auf den boshaften „Teuxel," der unschuldig wie ein harmloses Kind ihm gegenüber stand.

„Der Mutter ist der Name Carl auch am liebsten, wahrscheinlich Ihnen zu Ehren, Herr Direktor."

„Der Teufel soll die Mutter holen!" stieß der unglückliche Papa wüthend heraus. „Untersteht sich die Dirne, mich als Vater bekannt zu geben, himmelschreiende Prätensionen zu machen, und den pfiffigsten Advokaten von ganz Wien zu ihrem Vertreter zu wählen!"

„A na!" rief der Spitzbube mit dem einfältigsten Gesichte von der Welt.

„Es sind kaum sechs Monate, als ich der blonden Pepi das erste und einzige Zeichen meines Wohlwollens gab — wie ist es nun möglich, daß ich der Vater ihres Jungen sein soll, der rund und fett wie eine Blutwurst, und groß wie ein Grenadier auf die Welt gekommen ist?"

„Sonderbares Spiel der Natur!"

„Die Natur spielt nicht so sonderbar falsch!" polterte Carl.

„O doch — doch! Man hat Beispiele in der Naturgeschichte —"

„Machen Sie mir nicht auch noch ein X für ein U! Es ist ein kospieliges Vergnügen, daß ich für diesen Eulenspiegel Scholz bezahlen muß."

„A was Sie sagen!"

„Es ist allgemein bekannt, daß er sich sehr warm für diese Dame interessirte, und daß er in jeder Vorstellung mit ihr hinter den Coulissen steckte."

„Das beweißt nichts, Herr Direktor. Ich bin schon mit vielen Choristinnen hinter den Coulissen gesteckt — aber noch keine einzige ist davon Mutter geworden."

„Machen Sie nicht noch Späße, wenn ich vor Wuth aus der Haut fahren will."

„Na, na, im Ernst, Sie thun unserm Scholz Unrecht, Herr Direktor. Wenn er sich wirklich Vater fühlte, würde er keinen Eingriff in seine Rechte dulden, und sich sein zärtlich geliebtes Kind nicht entreißen lassen, denn das Herz meines Kollegen ist viel zu edel, um nicht für

Vatergefühle empfänglich zu sein. — Nein, nein, ich kann's nicht glauben, daß uns der Wenzel so betrüben kann!"

„Ich bitte Sie um's Himmelswillen, mir nicht den „Robert der Teuxel" vorzuspielen. Es ist sonnenklar, die Schlange hat mich sehr schlau in ihr Netz gelockt, um zwischen zwei Vätern eine Wahl treffen zu können!"

„Und ihre Wahl fiel auf Sie. — Ich gratulire, Herr Direktor!"

„Ich empfehle mich, Herr Nestroy — ich empfehle mich!" schrie Carl, und mit einem solchen Ingrimm, daß Nestroy es für gerathen fand, zum Rückzug zu blasen.

Auf seiner Retirade zur Thüre, öffnete sich diese.

„Herr Scholz!" meldete der Kammerdiener.

„Ich haben zu thun — bin nicht zu Hause!" brüllte Carl. — Der Kammerdiener machte erschrocken einen Satz zur Thüre hinaus — und Nestroy machte einen Satz ihm nach.

Die beiden Komiker verließen Arm in Arm das Theatergebäude, wispelten und zischelten mit einander — so leise wie die Hochverräther — aber es muß sie dennoch Jemand gehorcht haben — denn bald darauf erzählte man sich in der Residenz eine Geschichte, wie ein reicher Mann zuweilen Vater werden kann.

Die blonde Pepi gewann ihren Prozeß.

Direktor Carl mußte für sein Junges, das er gern gefressen hätte, aber nicht aus Liebe — ein ziemlich

bedeutendes Kapitälchen anlegen, und blieb noch lange Zeit — ein sehr verdrießlicher Vater.

Es war das ein theures Späßchen!

Aber das Bühnenvölkchen lebte damals in der Zeit der goldenen Launen — und bot eine Unzahl von theuren und billigen Späßchen im Ausverkauf feil.

Räthsel und sogenannte Bären, die in der Mode waren, wurden in der Herrengarderobe des Theaters an der Wien an jedem Abende zu Hunderten aufgegeben und gelöst.

Wenn Scholz mit seinem eisernen Ernst im Gesichte, seine patscheten Bären vorführte, zerbrach man sich vergebens die Köpfe — und wenn er endlich die Lösung bekannt machen mußte, war diese gewöhnlich so schauerlich blitzdumm, daß er regelmäßig nach jedem seiner „Räthsel" zur Thüre hinausgeworfen wurde.

Er mußte demüthig um Einlaß bitten — wurde ihm dieser bewilligt, gab er ein neues „Räthsel" auf, wo möglich noch blitzdümmer als das vorige, und wurde abermals zur Garderobe hinausexpedirt — ja, wenn er es gar zu arg trieb, regnete es sogar Schläge von allen Seiten auf seinen breiten Rücken.

Wenn man der Bärenspiele müde war, spielte man gewöhnlich dem Schauspieler Ignaz Stahl einen kleineren oder größern Schabernak.

Stahl war ein sehr verwendbares Mitglied des Theaters an der Wien, und eine grundehrliche Haut — aber er war dabei so possirlich zänkisch und bärenbeißig,

daß er jahrelang der Mann des Juxes war für seine Kollegen.

Wenn man es zu arg trieb, wurde er grob wie ein Sesselträger — und man ließ ihn einige Tage in Ruhe.

Aber zu seiner Zeit juckt es den Arm, der an den Aderlaß gewohnt ist — so juckte es auch den Schauspieler Stahl, wenn man ihm zu seiner Zeit keinen Possen spielte, an den er gewohnt war.

„Laßt mich ungeschoren!!“ schrie er — und wenn man ihn ungeschoren ließ, schien sein Auge wehmüthig zu fragen: „Warum schert Ihr mich denn nicht?“

Der Arme konnte den Aderlaß nicht mehr entbehren.

Bitte, bitte, meine freundlichen Leser — begleiten Sie mich nur auf ein paar Minuten in die Theater-Garderobe! bitte, bitte recht schön!

Es ist eine Stunde vor der Vorstellung jenes Stückes, dessen Probe wir den Direktor Carl als verdrießlichen Vater leiten geseh'n.

Servus! Servus! Da finden wir sie ja schon Alle bei einander, die lustigen und traurigen Räthe des Kleinen! die Komiker Scholz, Nestroy, Hopp — der heroische Kunst — der schöne Kläglich — der grimmige Spielberger und andere Musensöhne, die einen Spektakel machten, daß ihre jungfräulichen Mütter ihnen einen Schilling gegeben hätten, wenn den Pieriden der Weg vom Apollo bis zum Direktor Carl nicht zu weit gewesen wäre.

„Aufgepaßt! Eine Charade, meine Herren! Eine famose Charade!“ rief Kunst.

„Heraus — heraus damit!“

„Die Erste ist das Haus eines Gimpels — die Zweite war Friedrich der Große, und das Ganze ist der Vater eines sehr bekannten Lumpen.“

„Nest—roi! Nest—roi!“ riefen alle nach ein paar Sekunden.

„Du hast Dich blamirt, Richard Löwenherz!“ bemerkte Spielberger.

„Da weiß ich ein anderes Räthsel,“ sagte Scholz mit höchst wichtiger Miene.

„Oho — das wird wieder was Sauberes sein!“

„Macht indeß die Thür auf!“

„Drück los, Wenzel, drück los!“

„Es ist ein „Räthsel“ in vier Silben: die erste ist ein Engländer — die zweite ein Vieh — die beiden letzten eine Engländerin und das Ganze hat heute mein Pudel gefressen. Was ist das?“

Die Gesellschaft sann nicht lange nach — denn die „Räthsel“ des Komikers Scholz waren zu berüchtigt, um sich mit ihnen so lange zu befassen.

„Die Lösung! die Lösung!“ schrieen Alle.

„Ser—vi—ladi!“ sagte Scholz.

„Anpacken und expediren!“

„Halt! Gnade! Gnade!“ appellirte der Verurtheilte. „Ich hab' noch ein „Räthsel“, das mich mit Euch wieder versöhnen wird!“

„Kein Pardon!“

„Ich verwende mich für den Malefikanten!“ sagte Nestroy. „Er soll seinen Pluzer ausbessern, wenn er kann!“

„Zugestanden! Der Angeklagte hat das Wort!“

„Ein dreisilbiges „Räthsel“: Die erste findet man in Schlössern, Palästen und Gasthäusern — die beiden letzten sind ein Freund der Franzosen — und das Ganze frißt zwar auch mein Pudel — aber ich eß' es lieber selber.“

„Die Lösung! die Lösung!“ brüllte wieder der große Hause.

„Sal—ami!“

„Hinaus, hinaus mit ihm!“

Man ergriff den Unglücklichen Wurstmacher, drängte ihn gegen die Thüre, und rannte den eintretenden Stahl mit ihm nieder.

„Kreuz Million Donnerwetter, so gebt doch Obacht!“ schrie dieser wie ein Zahnbrecher. „Die Fetzen vom Leibe werden Einem gerissen, als ob man unter wilden Thieren wär'!“

Er arbeitete sich durch den Knäuel, stürzte wüthend in die Garderobe, und warf den Mantel von sich.

In strengster Ball-Toilette — die Haare geschneckelt — die Kravatte blendend weiß — die Stiefel spiegelblank — im schwarzen Frack und in eng anschließenden Beinkleidern präsentirte er sich im Kreise seiner staunenden Kollegen.

„Was Teuxel hast denn Du heut' vor, Nazi?" frug Nestroy.

„Ich bin zum Ball und Hochzeitsschmaus geladen," antwortete der Gefragte mit wohlgefälligem Schmunzeln. „Wenn nur die verflixte Komödie schon aus wär'!"

„Zu einer Hochzeit?"

„Ja wohl! Fräulein Bertha, Kammerjungfer der Frau Gräfin von Elmenreich, hat heute den Herrn Koch des Herrn Barons von Henkelburg geheiratet — und gibt einen Nobelball, zu dem ich geladen bin."

„Tod und Hölle! Meine geliebte Bertha untreu?" donnerte Kunst.

„Schau, schau, unser pfiffiges Kammerkatzl hat seine Karriere gemacht!" sagte Nestroy. „Wir müssen der jungen Frau nächstens gratuliren geh'n, Wenzel!"

„Mein Ballkleid — Kravatte und Stiefel bleiben unberührt auf meinem Platz," befahl Stahl, indem er sich in's Kostüme seines zärtlichen Bühnenvaters warf, auf's strengste dem Garderobier. „Ich muß mich über Hals und Kopf umkleiden nach meiner letzten Szene."

Die lustigen Brüder rings umher waren zwar mäuschenstill, aber sie blinzelten einander sehr verdächtig zu.

Armer Stahl! Ich fürchte, Dir wird heute abermals ein Schabernak gespielt!

Die Vorstellung begann und haspelte sich ziemlich rasch und lebendig aus der durstigen Kehle des Souffleurs.

Im dritten Akte, als der zärtliche Vater mit aller

Salbung das Liebespärchen segnete, dachte er wahrlich nicht daran, daß der Fluch dem Segen auf der Ferse folgen würde.

Während Stahl salbungsvoll segnete — stand Hopp mit einem vollen Bierkruge, umringt von den Verschwornen, in der Garderobe — und füllte jedes der glänzenden Ballstiefelchen mit einer guten Halbe des edlen Gerstensaftes an.

Ich habe zwar in vielen Wirthshäusern gesehen, daß die Leute ihr Bier aus gläsernen Stiefeln tranken — aber auf keinem Balle habe ich noch einen Tänzer gefunden, der mit einer Halbe Bier in jedem Stiefel getanzt hätte.

Der Vorhang fiel.

Stahl stürzte in die Garderobe, warf das Theaterkostüme von sich, brachte eiligst seinen Kopf in Ordnung, schlang sich die weiße Kravatte um den Hals, zog seine Beinkleider an, und fuhr hastig mit dem einen Fuß in den Stiefel hinein.

Wehe! Wehe! Wehe!

Der edle Gerstensaft machte sich Luft und sprudelte in zwei rothen Fontainen in beiden Strupfen empor.

A tempo hörte man ein gewaltiges Grunzen wie in Van Akens Gesellschaftssaal bei der Fütterung — dann schnellte ein großes „Mandelstehauf“ bis zur Zimmerdecke empor, und rothe Liesinger Jauche regnete auf alle Anwesenden herab — hierauf sah man einen unförmlichen Klumpen dem kleinen Schneiderjungen in die

Haare fahren, der ein so fürchterliches Zetergeschrei erhob, daß es der Thurmwart von St. Stephan für Feuerlärm hielt, und ihn in alle vier Weltgegenden signalisirte.

Die Anwesenden blickten mit der rührendsten Theilnahme auf den unglücklichen Kollegen — doch dieser grinste sie wie der blutdürstige Nero an, und wünschte ihnen einen einzigen Hals, um sie mit einem Streich köpfen zu können.

Und dennoch brachte das gutmüthige Künstlervölkchen eiligst sein ganzes Schuhwerk herbei, um dem Verunglückten so schnell als möglich aus der Noth zu helfen.

Scholz bot ihm Filz-Galoschen — Hopp ein paar alte Pelzstiefel — Kläglich sogenannte Kanonen- oder Courirstiefel — Nestroy rothe Schnabelschuhe aus den Zeiten der Pompadour, Kunst seine hirschledernen Ritterstiefel u. s. w. u. s. w.

Aber Stahl schleuderte seinen Kollegen die Gaben der Liebe an die Köpfe, und manches edle Haupt trug eine Beule davon aus diesem Bombardement.

„Gebt mir den Bösewicht her! Gebt ihn mir her!" schrie er zähneknirschend die Fäuste ballend. „O hätt' ich ihn, wie wollt ich ihn! Mir kommt's auf einen kleinen Mord nicht an! Es soll der letzte Streich sein, den ihr mir gespielt habt, das schwör' ich Euch!"

Indeß hatte Nestroy von einem Schuhmacher aus der benachbarten Jägergasse die eleganteſten Ballstiefelchen zur Auswahl bringen lassen — und ein paar Mi-

nuten später stolzirte Herr Ignaz Stahl versöhnt, und um ein paar Stiefel reicher, dem hochzeitlichen Festgelage zu.

Aber er hatte falsch geschworen — denn in derselben Woche wurden ihm noch zwei lose Streiche gespielt.

Er hatte sich oft auf das Bitterste beklagt, daß er in allen Novitäten nur mit unbedeutenden kleinen Rollen — mit Episoden betheilt werde.

Am Abende des nächsten Tages brachte ihm der Theaterdiener eine Rolle zu der neuen Posse in die Theatergarderobe.

„Morgen um 9 Uhr Probe und Abends Vorstellung, Herr Stahl," sagte Maxel, indem er sich den Empfang der Rolle bestätigen ließ.

Stahl nahm sie mit einem Gesicht, das kein Spiegel wiedergeben kann, in die Hand — sie war ein Ungeheuer, wie es kein Mime noch geseh'n!!

Eine Rolle von wenigstens zwanzig Bogen — die sollte Stahl bis morgen memoriren — es schwindelte ihm vor Entsetzen und Entzücken!

Nach der Vorstellung lief er nach Hause, als ob ihm der Kopf brannte — ließ eine halbe Klafter Holz in den Ofen werfen — schwarzen Kaffee machen — warf sich in den Schlafrock — zündete sich zwei Kerzen an, und nahm das riesige Ungeheuer in die Arbeit.

Es war von der ersten bis zur hundert und sechzig-

sten Seite ein schwülstiger bombastischer Unsinn, aber Stahl deklamirte ihn mit kräftiger sonorer Stimme.

Er brauchte sechs volle Stunden, bis er die Rolle ein einziges Mal durchgelesen hatte — und wußte dann noch kein Sterbenswörtchen von dem, was er eigentlich gelesen hatte.

„Was muß denn das für ein Charakter sein?“ sagte er kopfschüttelnd, „Ich kenne mich nicht aus. Die Sprache ist bald in Versen, bald in Prosa — bald lokal, bald rein deutsch — bald im jüdischen, bald im böhmischen Dialekt — sogar hebräisch oder türkisch hab' ich eine halbe Seite zu reden. Und gar kein Zusammenhang — man weiß gar nicht, was der Mensch will und warum er so viel plauscht — eine verflucht schwierige Aufgabe das! Aber ich will sie lösen, damit sich der Herr Direktor endlich überzeugt, welch' ein brauchbares Mitglied er an mir hat!“

Stahl büffelte fort bis zum frühen Morgen — da hatte er sich fast verrückt gebüffelt und wankte wie ein Betrunkener zur Probe.

„Hinaus, hinaus! Ihr Schlagwort, Herr Stahl!“ rief der Inspizient nach der dritten Szene.

Mit über einander geschlagenen Armen betrat Stahl die Bühne und deklamirte mit Pathos:

„Ihr Götter seht, zum hüpfenden Gesellen
Springt nackt die schöne Nymphe aus den Wellen,
Und die Kanonen donnerten am Meeresstrande,
Heil Dir im Siegesglanz im Vaterlande!

„Was zum Teufel sprechen Sie denn da?“ rief höchst erstaunt Direktor Carl.

Aber Stahl ließ sich nicht dekontenanciren und deklamirte weiter:

„Und innig küßt die leichtgeschürzte Dirne
Des weißen Stieres hochgewölbte Stirne,
Indeß Endymion ganz ruhig saß
Und noch sein Beafsteak mit Sardellen aß.“

„Sind Sie toll geworden! Geben Sie mir Ihre Rolle!“ schrie der Direktor, indeß das lose Gesindel auf der Bühne und hinter den Coulissen sich die Bäuche hielt vor Lachen.

„Nachdem Carl das Ungethüm von Rolle empfangen und durchblättert hatte, rief er den Theaterdiener.

„Wie kommt Herr Stahl zu dieser Rolle, Maxel?“ frug der verdrießliche Vater.

„Sie gehört ja ihm. — Da steht der Titel der Posse — sein Name und auch der Ihrige, Herr Direktor,“ antwortete der Theaterpudel.

„Und wie kamst Du zu dieser Rolle?“

„Ich hab' sie in der Kanzlei unter den andern Rollen in meinem Portefeuille gefunden.“

„Schon gut! Herr Stahl, man hat sich wieder ein Späßchen mit Ihnen gemacht. — Sie haben in dem heutigen Stücke einen alten ehrwürdigen Diener zu spielen, und nichts weiter zu sagen, als: „Die Pferde sind gesattelt!“

„Die Pferde sind gesattelt!“ brüllte Stahl, daß die

Logen zitterten und die Sperrsitze krachten, und lief davon, daß das ganze Podium erbebte.

„Ich kann den Eulenspiegel errathen, dem wir diesen Witz verdanken,“ sagte Carl, indem er einen Seitenblick auf Nestroy warf — und er hatte gut gerathen.

Freilich war es Nestroy, der aus hundert Blättern der Theater-Makulatur eine Rolle geschaffen, die den armen Stahl so stolz und fast verrückt gemacht hatte.

Aber auch diesen Schabernack hatte er bald vergessen, und plauderte während des Zwischenaktes einer der nächsten Vorstellungen ganz gemüthlich mit Nestroy, der, nebenbei gesagt, für jeden losen Streich, den er seinem armen Kollegen spielte, ihm auch eine Freude zu machen wußte, entweder mit einer hübschen Meerschaumpfeife oder einem andern artigen Geschenk.

Im größten Muthwillen — konnte der wackere Komiker sein gutes Herz nicht verleugnen.

„Ich bin heut' springteufelswild, Nazi!“ sagte Nestroy, indem er mit Stahl die Bühne auf- und abschritt. „Ich muß heut' noch auf einen Gesellschaftsball, dem ich nicht ausweichen kann. Lauter lustige Brüder! Da wird wieder gejuxt, geschmaust und champagnersirt werden die ganze Nacht, und morgen steig' ich wieder mit einem Katzenjammer herum.“

„Ja, es ist ein recht fideler Fasching heuer.“

„Und es ist nicht einmal ein Vergnügen, sich eine ganze Nacht mit wildfremden Menschen zu unterhalten! Nicht einen einzigen Kollegen hat man ein-

geladen. Man hat mich freilich gebeten, Einen meiner Freunde mitzubringen — aber unsere Kameraden wollen Alle schon um zwölf Uhr in den Federn sein. Mit den Philistern kann man nichts unternehmen."

„Da bin ich ein anderer Kampel!" prahlte Stahl, dem der Mund schon nach Champagner wässerte. „Ich halt aus, bis mir die Sonne in's Glas hineinscheint."

„Sapperlot, ja — daran hab' ich gar nicht gedacht. Du wärst der rechte Mann für mich, Nazi. Machen wir uns heut' den Jux miteinander."

„Hm — wenn man nicht eine zu elegante Toilette —"

„Nix, nix! Das Kostüme ist vorgeschrieben. Weiße Kravatte — schwarzen Frack — weiße Pantalon —"

„Das könnt' ich mir allenfalls holen lassen von Hause —"

„Thu' das — und unsere Toilette machen wir in der Garderobe. Bruder, Du nimmst mir einen Stein vom Herzen! Jetzt hab' ich doch wenigstens einen guten Freund, mit dem ich ungenirt plaudern kann auf dem Ball."

„Aber ich bin nicht bei Kasse —"

„Dalk, der, den Johann Nestroy einladet, braucht keine Kasse. Punkt halb zehn Uhr steht der Fiaker vor dem Thore — sorg' Du nur für Deine Toilette — für alles Andere laß mich sorgen!"

„Kurios — weiße Pantalon in dieser Kälte —"

„Vorschrift des Ballgebers, der ein origineller Kauz ist. Wir werden uns mit ihm köstlich unterhalten!“

Kurz vor zehn Uhr stiegen Nestroy und Stahl — beide in schwarzen Fracks — weißen Pantalons — blendend weißen Glacehandschuhen und auf das Sorgfältigste frisirt, in den Fiaker, der langsam und bedächtig mit ihnen dahinrollte.

Der Wagen fuhr über die Wien — das Glacis — durch die Stadt — durch die Leopoldstadt — immer weiter und weiter, und der gute Stahl fing bereits vor Kälte zu schnappern, und vor Ungeduld Pfeffer zu reiben an auf seinem Sitz.

„Sapperment, wo ist denn der Ball?“

„Nur Geduld, Geduld, Nazi! Wir haben's bald überstanden!“

Und der Fiaker rollte schwerfällig weiter, immer weiter — die Laternen und Lampen verschwanden und es herrschte eine egyptische Finsterniß rings umher.

„Donnerwetter, hier ist ja schon die ganze Welt mit Brettern vernagelt.“

„Nur noch ein paar Sekunden, und wir sind an Ort und Stelle.

Aber die Sekunden schienen nach der Zeitrechnung der Unglücklichen bemessen zu sein — denn der Wagen rollte immer weiter, immer weiter — durch die Wüsten Arabiens in die schwarze Ewigkeit hinaus.

Man war an der äußersten Grenze der Brigittenau.

Der Fiaker machte endlich vor einem Hause Halt, das den Beschauer in Zweifel ließ, ob es die Hände der Menschen oder die Pfoten eines Bibers erbaute.

„Wir sind da, Euer Gnaden!“ rief der Fiaker, und seine Passagiere sprangen eiligst zum Wagen hinaus.

„Was Teufel, hier?“ frug Stahl zähneklappernd. „Es brennt ja nicht einmal eine Lampe in der ganzen Baracke.“

„Der Hausherr wohnt im hintern Trakt. Ich bin überzeugt, sein Salon wird wie ein Feenpalast beleuchtet sein,“ antwortete Nestroy, indem er an einem Glockenstrick zog, worauf man die dumpfen Töne einer Art Kuhglocke hörte.

Nach wiederholtem Läuten hörte man Tritte wie die eines Elephanten und ein altes Weib in schweren Holzschuhen öffnete die knarrende Thüre.

„Geh' indeß hinein, Nazi! ich will nur den Fiaker zahlen und expediren,“ sagte Nestroy, schob seinen Kollegen in die Baracke, dem alten Weibe in die Arme, sprang zurück, schwang sich in den Fiaker, und dieser flog wie mit Höllengespann in die Stadt zurück.

„Teuxel, man kann sich ja Arm und Bein brechen — warum brennt denn da keine Lampe, meine gute Frau?“ frug Stahl, indem er sich den Armen der halbnackten Hexe entwand.

„Hat sich was zu brennen? 's Oel ist theuer und Kerzen sind ein Luxus für uns arme Leut',“ antwortete das Weib. „Aber was schaffen's denn, Euer Gnaden?

Suchen's epper meinen Alten, den Seppel? — I — der Lump steckt wieder in der Gifthütten *), und kommt vor morgen Früh nicht z'ruck."

„Ich brauch' keinen Seppel — führ' mich die Frau nur geschwind in den Salon."

„Wohin soll ich den Herrn führen?"

„In den Salon — in den Tanzsaal.

„Hihihihi! Will der Herr tanzen mit mir?"

„Mach' die Frau keinen Spaß und lass' Sie mich da nicht erfrieren. Sei Sie so gut und rufe Sie den Ballgeber — den Hausherrn her."

„Den Hausherrn soll ich rufen? — Der wohnt ja gar am Währinger-Spitz draußen — da müßt' ich kurios schrei'n, bis der mich hört."

„Ja, bin ich denn närisch, oder ist's die Frau? Es ist doch heut ein Hausball hier?"

„Hier? Hihihihi! Da müßt nur die Katz den Mäusen 'nen Hausball geben — hihihihi!"

Der arme Stahl fing an Lunte zu riechen.

„Nestroy! Nestroy!" schrie er aus vollem Halse. „Laß den Fiaker nicht fort! Nestroy! Kruzifix, wo ist er denn?"

O Du lieber Himmel, wo war Nestroy schon!

„Suchen Euer Gnaden den Wagen? Ja, haben's ihn denn nit davonfahren g'hört?"

---

*) Gifthütte — Branntweinkneipe. C. H.

„O Du Regimentsschnipfer, Du! heulte der Gefoppte, indem er sich in seiner Wuth die Haare aus dem Kopfe riß. „Ich bring ihn um — ich zerreiß ihn — ich brech ihm den Hals! Morgen Früh gibt's keinen Nestroy mehr in Wien!"

„Mir scheint — mir scheint — es hat Euer Gnaden wer aufsitzen lassen?"

„Und wie! Kannibalisch!" pfiff der Grimmige zwischen den Zähnen. „Wohin jetzt in der schneidenden Kälte und in der Balltoilette? Und weiße Hosen hat er mich auch noch anziehen lassen! Kann mir die Frau ein Nachtquartier geben heut?"

„Hihihihi — warum denn nicht, wenn Euer Gnaden mit mir in einem Kammerl schlafen wollen? — Hihihihi — wir riskiren nix — Schläg gibts keine — denn mein Seppel kommt erst, wenn es heller Tag ist, nach Hause — und dann immer mit 'nen Tampus. Sie müssen sich halt ein Bissel früher aus'm Staub machen — hihihihi!"

Man kann sich denken, wie süß der arme Stahl diese Nacht schlummerte!

Als er am nächsten Morgen in sein Zimmer trat — fand er es warm geheizt — und ein delikates Gabelfrühstück — zwei Flaschen guten alten Oesterreicher Wein — zwei Pfund Tabak und ein langes türkisches Weichselrohr mit einer schönen Bernsteinspitze auf dem Tische.

Die weißen Beinkleider — die halb gefrornen Glieder — die schauerliche Nacht — das alte Weib und die alte Spitzbüberei war vergeben und vergessen.

Dreizehntes Capitel.

Eine kleine Kabale und eine traurige Begegnung.

Nestroy bat die Direktion in einem sehr artigen Briefe, seine Benefize bis auf die nächste Woche zu verschieben.

Direktor Carl antwortete entschieden und lakonisch: Unmöglich!

Scholz bat die Direktion in einem sehr artigen Briefe, um einen kleinen Vorschuß von fünfzig Gulden.

Direktor Carl antwortete entschieden und lakonisch: Unmöglich!

Der Herr Direktor hatte den losen Streich errathen oder erfahren, den ihm die beiden Komiker mit der blonden Pepi gespielt — und er war nicht nur ein sehr verdrießlicher Vater, sondern auch ein sehr verdrießlicher Direktor geworden.

Die unglücklichen Bittsteller, ein Herz und eine Seele, beriethen sich mit einander, und ließen sich beide wieder einmal krank melden zu gleicher Zeit.

Der Theaterarzt Dr. Bondy wurde zu der Direktion beschieden.

„Meine Komiker Nestroy und Scholz haben Gesuche an mich gestellt, die ich zurückgewiesen habe," sagte Direktor Carl. „In Folge dessen wollen die beiden Herren heute krank sein und die Vorstellung stören. Daß diese Krankheiten fingirt sind, liegt offen am Tage — aber um in solchen Fällen mit seinen kontraktlichen Rechten einschreiten zu können, bedarf ich des ärztlichen Parères. — Ich ersuche Sie daher, den beiden Patienten ein wenig den Puls zu fühlen, Herr Doktor, und mir ein gewissenhaftes Resultat Ihrer Untersuchung mitzutheilen."

Doktor Bondy zuckte die Achseln und lachte.

„Warum lachen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Weil wir alle beide die Gefoppten sein werden, Herr Direktor."

„Sie glauben —"

„Das wir in diesem Manöver in die Luft fechten."

„Verdammt, wenn Sie Recht hätten! Aufrichtig gestanden, ich wäre heute in der äußersten Verlegenheit, wenn mir die Komiker nicht spielten."

„Darum wäre es gerathen, sie beide heute noch zu kuriren, und das steht in Ihrer Macht, nicht in der meinigen."

„Ja, was soll ich denn thun?“

„Kapituliren und dem Feinde Zugeständnisse machen.“

„Zugeständnisse? Dergleichen Zugeständnisse würden mein Theater zu einem Spital machen, in welchem die Patienten mir abtrotzen könnten, was ihnen beliebt. — Nein, nein — ich werde meinen Leuten zeigen, daß ich gepanzert bin gegen alle Intriguen und Kabalen.“

„Und ich werde als gewissenhafter und unparteiischer Theaterarzt Ihre Patienten besuchen — um mich von ihnen foppen zu lassen.“

Doktor Bondy wendete sich gegen die Thür, aber ehe er dieselbe noch erreichte, rief ihn Direktor Carl zurück.

„Ich darf indeß nicht den Geschäftsmann vergessen,“ sagte er umsattelnd, „und muß in besonderen Fällen der Spekulation einen Theil meiner Autorität zum Opfer bringen.“

„Sehr klug und weise, wie immer.“

„Wenn Sie fürchten, daß wir die verkappten Karbonari nicht demaskiren können — so sagen Sie Herrn Nestroy, ich wäre allenfalls entschlossen, sein Benefize bis zum Anfange künftiger Woche zu verschieben, wenn er heute spielt.“

„Die Medizin ist gut.“

„Und Herrn Scholz geben Sie diese fünfzig Gulden, unter derselben Bedingung.“

„Die Pillen sind noch besser.“

„Der Spitzbube!“ fügte Carl mit komischem In-

grimm hinzu. „Nicht nur, daß er mich listig mit seinen Vaterpflichten belastet, und mich sein Kind füttern läßt, schwindelt er mir auch noch Geld heraus. Aber die blonde Pepi ist ihm nicht vergessen!“

Doktor Bondy entfernte sich verstohlen lachend über den komischen Ingrimm des verdrießlichen Vaters — und machte zuerst Herrn Nestroy eine Visite.

Der Patient saß in einem Lehnstuhl, das rechte Bein erhoben, und stützte, mit einem vor Schmerz verzerrten Gesicht, das Kinn auf sein Knie.

„Grüß Dich Gott, mein lieber Nestroy!“ sagte mit familiärer Theilnahme der Arzt. „Ich höre, daß Du plötzlich sterbenskrank geworden bist. Man wird, wie gewöhnlich übertrieben haben, hoffe ich.“

„O dieser Schmerz — dieser wahnsinnige Schmerz!“ schrie der Patient, indem er die Augen schloß, die Nase krauste und mit den Zähnen knirschte.

„Du armer Mensch, es muß entsetzlich sein, was Du leidest! Aber Direktor Carl traut dem Landfrieden nicht recht, und hat mich beauftragt, Dich zu untersuchen.“

„Na ja, ja, untersuch mich! Da guck hinein, lieber Bondy!“ antwortete Nestroy, indem er mit dem linken Zeigefinger auf sein rechtes Knie deutete. „Ich möchte selber gern wissen, was mich da inwendig so sticht und prickelt.“

Nun lebte damals leider noch kein Arzt, für den das Knie eine Laterne, und die Kniescheibe eine Glas-

scheibe gewesen wäre, durch die man ganz ungenirt hineingucken konnte.

Doktor Bondy biß sich in die Lippen, indeß sein Patient in jeder Sekunde eine andere Grimasse schnitt.

„Vielleicht kannst Du doch noch heute spielen?"

„Heut? Welch' ein wahnsinniger Gedanke! Ich kann nicht einmal auftreten mit dem Fuß! Au—au—aueweh! Es zwickt wie mit glühenden Zangen in dem Knie!"

„Apropos — Direktor Carl läßt Dir sagen, daß Dein Benefize bis auf die andere Woche hinausgeschoben ist."

„A na! Hat sich der Herr Direktor anders besonnen?"

„Wahrscheinlich — weil Dein Benefize nicht stattfindet in dieser Woche."

„Was ist denn das? Mein Knie hört plötzlich auf, rebellisch zu sein."

„Er glaubt, daß Dein Stück noch tüchtiger Proben bedarf, damit es gerundet in die Szene geht."

„Der Schmerz läßt nach. Da schau her, ich kann schon steh'n auf dem Fuß."

„Nestroy verdient es, daß ich ihm gefällig bin, sagte er, um so mehr, als mein Geschäft durch ihn noch nie eine Störung erlitt."

„Merkwürdig! Der ganze Höllenschmerz ist wie weggeblasen!"

„Was Du sagst! Am Ende kannst Du doch noch heute spielen?"

„I freilich! Sag' nur dem Herrn Direktor, Du kamst, sahst und siegtest! Die Gicht ist in die Flucht geschlagen!"

„Also auf Wiedersehen in der Garderobe!"

„Halt — halt Brüderl! Den Castor habt Ihr, aber den Pollux noch nicht! Mit mir allein ist Euch nicht gedient — der Wenzel soll ja auch sehr gefährlich erkrankt sein!"

„Ohne Sorge! Ich hoffe auch ihn zu kuriren."

„Na viel Glück! Aber Du wirst Dich zusammen nehmen müssen, weil der Kranke am nervum rerum leidet."

Der Theaterarzt fand Wenzel Scholz, die Beine über einander geschlagen, auf dem Sopha sitzend.

Sein Kopf steckte bis zur Nasenspitze hinauf, in einem großen, dicken, wollenen Shawl, den er um den Hals geschlungen hatte.

„Servus, Servus Wenzel! Sag' mir nur, was treibst Du denn schon wieder?"

Scholz zog den Kopf ein wenig aus dem Futteral, reichte dem Arzte kläglich die Hand, und flüsterte kaum vernehmbar: „Ich hab' einen Kapuziner geschluckt und bring' kein lautes Wort über meine Lippen."

„Also heiser?"

„Nicht nur heiser — gar nix reden kann ich! Ach der Hals — der Hals — da ganz unten muß ein Knödel d'rin stecken."

„Unten?"

„Ganz unten — eine halbe Klafter unter dem Kehlkopf!“ flüsterte der Patient.

„Hm — hm! Es scheint ein sehr bedenkliches Halsübel zu sein!“

Scholz versuchte zu sprechen — aber es ging nicht, er brachte keine Silbe heraus, und konnte nur mit einem kläglichen Kopfnicken antworten.

„Man sieht's Dir an, was Du leidest — aber der Direktor hat einen eigensinnigen Schädel und ist ein ungläubiger Thomas. Du kannst ihm das nicht verargen, wenn Du an Deine verschiedenen Wechselfieber denkst. Er hat mich hergeschickt, um Deinen Hals zu untersuchen.“

„Ich ersticke! Ich ersticke!“ hauchte leise der Patient.

„Es ist Ernst, das ist klar wie der Tag, aber meine Pflicht muß ich dennoch thun. Mach's Maul auf, lieber Bruder!“

„Na, so kriech hinein, Chineser!“ stieß Scholz verdrießlich heraus, und ließ seinen Mund wie einen Wallfischrachen auf. „Kriech abi untern Kehlkopf, und untersuch!“

Das war abermals eine schwierige Aufgabe für den Theaterarzt. Er drehte sich um und lachte wie eine Köchin, die von ihrem Korporal gekitzelt wird.

Scholz saß eine Weile da mit offenem Munde, als aber der Doktor nicht hineinkriechen wollte, schloß er die Versenkung wieder und fing wie früher unter den schmerzlichsten Geberden leise und jämmerlich zu wimmern an.

„Du armer Wenzel! Spielen wirst Du heute nicht können, gelt?“

„Noch eine solche Frage, und ich laß den Hausmeister rufen.“

„Na, na, na, nur nicht gleich übersprudeln! Soll ich Dir was verschreiben, lieber Bruder?“

„Was Du willst — aber für diesen Hals ist keine Hilfe mehr!“ erwiederte Scholz mit melancholischem Flüstern, und so kläglich, daß es einen Stein erbarmte.

„Nur nicht verzagen! Ich habe da ein Rezept, auf das ich sehr großes Vertrauen setze,“ tröstete der Arzt, indem er eine Banknote von fünfzig Gulden auf den Schooß des Patienten gleiten ließ. „Nun, was sagst Du dazu?“

„Juheißa hoppsaßa! Juheißa trallala!“ sang Scholz plötzlich laut und lebendig, indem er mit der Banknote in der Hand fidel im Zimmer herumtanzte. „Juheißa, hoppsaßa, trallalala!“

„Um's Himmelswillen, schone Deinen Hals, lieber Bruder.“

„Dein Kropfpulver hat ihn kurirt — wir müssen es sobald wie möglich repetiren! Juheißa, hoppsaßa! Trallalala!“

„Potz tausend! Vielleicht spielst Du heute sogar?“

„Das versteht sich! Sag' nur dem Herrn Direktor ich werde heute con amore spielen, um dem Vater meines geliebten Kindes eine rechte Freude zu machen!“

„Ich werde mich hüten, ihm das zu sagen.“

„Aber halt Bruder Bondy. Nestroy soll ja auch plötzlich und gefährlich erkrankt sein, wie ich höre?“

„Da schau Dir den gefährlich Erkrankten an!“ sagte lachend der Arzt, indem er auf Nestroy deutete, der so eben jodelnd in’s Zimmer trat. „Behüt Euch Gott, meine Herren Patienten! Ich hoffe, Ihr werdet dem Doktor Bondy das Zeugniß geben, daß er ein sehr praktischer Theaterarzt ist.“

„Erste Klasse mit Vorzug!“ riefen ihm die Komiker nach — dann sahen sie sich einander an, und lachten wie die Spitzbuben über die vortrefflichen Daumschrauben, mit denen sonst gewöhnlich nur die Sänger und Sängerinnen der großen Oper ihren Herrn Impresario zu foltern pflegen.

„Jetzt zieh’ Deinen Rock geschwind an, Wenzel! Baron Wezlar hat uns eine famose Whistpartie arrangirt in seinem Kaffeehause auf dem Graben.“

„Ich hab’ heute keine rechte Schneid.“

„Du wirst sie gleich haben, wenn Du hörst, wer der vierte Mann unserer Partie ist.“

„Castelli — Bäuerle — Löwe oder vielleicht gar Deinhardstein?“

„Nein Spezi — ein alter Verehrer unseres Blumenmädel’s ist’s — der Herr Baron von Henkelburg mit der silbernen Nase.“

„A sapperlot, das ist ein interessanter vierter Mann,“ rief Scholz überrascht, indem er sich eiligst in den Oberrock warf. „Aber was hat das zu bedeuten,

daß der mit uns Whist spielen will? Mit uns, denen er seine zweite Nase zu verdanken hat?"

„Das ist allerdings verdächtig. — Er hofft uns vielleicht im Laufe des Gespräches zu Plaudertaschen zu machen — da heißt's auf der Hut sein, Wenzel! Wir wollen tapfere Ritter unseres Blumenmädels bleiben!"

„Und uns durch keinen hinterlistigen Stoß aus dem Sattel heben lassen."

Arm in Arm mit seinem Freunde verließ Scholz das Haus ohne seinem Weibchen in den Wurf zu kommen, das ihm nicht himmlische, sondern höllische Blumen in's irdische Leben flocht.

Als unsere Freunde über den Kohlmarkt schritten, flatterten jene unglückseligen Fledermäuse umher, die, wie jene berüchtigte Nonne Tofana, kitzelnd den Schaum gewinnen, aus dem sie das Gift für unsere Kinder und Enkel brauen.

Sie paarten sich Alle — Alle! Die eine mit einem Zeisig; die andere mit einem Stieglitz — die dritte mit einem Gimpel, die vierte mit einem alten Nußknacker oder Widehopf u. s. w.

Nur Eine suchte und lockte vergebens — es fand sich nicht einmal ein armseliger Spatz für den entwertheten Leib.

Lachend und keck warf sie auch auf unsere Helden den begehrenden Blick.

Es war der Blick der Medusa, der sie getroffen — denn wie bezaubert starrten sie regungslos in dieses ab-

gemagerte bemalte Antlitz — in diese trüben und verglasten Augen.

Auch die Unglückliche erblaßte. Wie eine geschminkte Leiche stand sie da.

Dem Bühnendichter und Schauspieler Johann Nestroy stand Madame Pauline gegenüber.

Wie tief — wie schauderhaft tief war das schöne Weib schon gesunken!

Nestroy wandte das Gesicht von der Unglücklichen, drückte ihr seine Brieftasche in die Hand — eilte mit seinem Freunde davon, als ob er ein Verbrechen begangen hätte, und wagte erst aufzuathmen, als er in das Kaffeehaus auf den Graben trat.

Baron Wezlar erwartete die Komiker und stellte ihnen einen elegant gekleideten Herrn mit einer Nase, die offenbar nicht auf diesem Grund und Boden gewachsen war — als Herrn Baron Hermann von Henkelburg vor.

Der Kavalier begrüßte die beiden Künstler mit den artigsten Komplimenten — aber sein Mund lächelte, indem sich in seinen blitzenden Augen die Tücke der lauernden Tiegerkatze spiegelte.

„Ich habe schon vor einigen Jahren das Vergnügen gehabt, Ihnen außer Ihrem Wirkungskreise zu begegnen. Herr Scholz,“ sagte er, nachdem man die Marken gezogen und sich um den grünen Tisch placirt hatte, „und dieser Begegnung verdankte ich mein meisterhaftes Kunstwerk, das mir leider entwendet worden ist.“

„Schade!“ antwortete Scholz. „Das Bild war schön — aber das Original ist noch viel schöner, — und der Herr Baron würden dem Diebe gerne verzeihen, wenn Sie für das Werk der Kunst, mit dem Werk der Natur entschädigt worden wären.“

Der Herr Baron blinzelte wieder, denn seine falsche Nase hatte Ironie gerochen.

Man spielte — aber auffallend zerstreut, mit Ausnahme Wezlars, der nicht genug brummen konnte über die drei Patzer, von denen einer größer als der andere war.

Aber die drei Herren dachten an ganz was Anderes als an die Kombinationen im Gesellschaftsspiel. Nestroy dachte an das Schicksal des Weibes, das seinen geachteten ehrlichen Namen durch den Schlamm der verächtlichen Leidenschaften zerrte.

Scholz dachte an die silberne Nase des vierten Mannes, die er mit so süßem Lächeln betrachtete, als ob sie das Stumpfnäschen der blonden Peppi gewesen wäre.

Und Baron Henkelburg endlich dachte daran, ein goldenes Schloß zu schmieden, mit dem man jeden vorlauten Schwätzer zum Schweigen bringen kann.

„Warum nehmen Sie mir denn meine Dame, Herr Partner?“ frug er lächelnd, nachdem Scholz die Dame mit dem König gedeckt.

„War das Ihre Dame? Bitt' um Verzeihung,

Herr Baron. Ich glaubte, dem Feinde die Dame zu nehmen."

„O Sie haben geschwinde Revange bekommen, Herr Baron!" sagte mürrisch Wezlar. „Nestroy hat mir soeben meinen Atout-Buben gestochen."

„Das ist meine alte Schwachheit!" entgegnete Nestroy. „Ich pflege den Buben gern zu stechen, besonders wenn der Bube ein Haupt-Atout ist."

„Aber mit dem Buben hätten wir das Tric gemacht."

„Ich will keinem Buben einen Vortheil verdanken."

„Ein sauberes Whistspiel das! Der Eine nimmt seinem Partner die Dame mit dem König —"

„Weil die Dame am besten gedeckt ist durch Seine Majestät."

„Und der Andere nimmt seinem Partner wieder den Buben mit der Dame."

„Wenn die Dame durch den König gedeckt ist, muß ihr der Bube unterliegen — lassen wir dem schönen Geschlechte diesen gerechten Triumph."

„Am meisten wird mir gepatzt!" brummte Wezlar. „Da können Sie freilich lachen, Herr Baron!"

„Glück im Spiel, Unglück in der Liebe!"

„Das ist auch ein Sprichwort, das bei mir seinen Kredit verloren hat," sagte Henkelburg.

„Oho! Nimmt man Ihnen vielleicht auch in der Liebe Ihre Damen?" frug Scholz naiv.

„O, ein so schöner Kavalier läßt sich seine Da-

men nicht nehmen," bemerkte Nestroy. „Er nimmt lieber Andern ihre Damen."

Man endete das Spiel. Baron Henkelburg war Sieger geblieben.

„Meine Herren," sagte er artig, indem er sich erhob. „Sie würden sehr liebenswürdig sein, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen morgen in meinem Salon Revange zu bieten. Ich habe so eine Art musikalischer Soiree arrangirt, an der sehr talentirte jugendliche Dilletanten theilnehmen werden, deren Namen einst in der Kunstwelt einen guten Klang gewinnen dürften. Ich kann Ihnen daher mit Zuversicht einen genußreichen Abend verbürgen."

„A — das ist etwas für mich!" rief Wezlar. „Ich werde mich als Kritiker versuchen, wenn Sie erlauben."

Die Komiker sahen einander an — und jeder las ganz deutlich „Leimruthe" auf dem Gesichte des andern.

„Nun, meine Herren?" fuhr Henkelburg fort. „Man gibt morgen im Theater an der Wien ein Trauerspiel, in welchem natürlich keine Komiker beschäftigt sind, ich hoffe daher mit keinem Körbchen abgefertigt zu werden."

„Bah, Körbchen!" rief Wezlar wieder gut gelaunt. „Ich packe sie punkt acht Uhr in meinen Fiaker und bringe sie lebend oder todt in Ihr Hotel, lieber Baron. Diable! Wir können Sie ja nicht entbehren, wenn wir Whist spielen wollen. So tapfere Patzer sind in der ganzen Residenz nicht mehr zu finden."

Aber Henkelburg ließ nicht nach, bis ihm die Ko-

miker selbst das Wort gegeben hatten, morgen Abend seine Gäste zu sein — dann verließ er, liebenswürdig grüßend, das Kaffeehaus.

„Jeder Zoll ein Kavalier! sagte Wezlar schmunzelnd, indem er dem dahinsausenden Phaeton des jungen Barons nachblickte. Dem fehlen nichts als Perücke, Staatskleid und Schnabelschuhe, um ein vollkommener Ritter der Madame Pompadour zu sein. Geschwinde eine Kegelpartie, Louis! Aber ich bitte um einen ebenbürtigen Gegner, damit ich nicht abermals gegen Patzer zu kämpfen habe!"

Nestroy und Scholz empfahlen sich.

Auf der Heimkehr in den Musentempel steckten sie die Köpfe zusammen, zischelten einander in die Ohren, und wer die beiden Eulenspiegel näher kannte, konnte darauf wetten, daß sie sich wieder über irgend einen Schelmenstreich beriethen.

Als sie das Theater an der Wien erreichten, empfing sie der Herr Sekretär Franz auf das Feierlichste, um ihnen im Namen des Herrn Direktors den besten Glückwunsch zu ihrer so schnellen und wunderbaren Genesung abzustatten.

Vierzehntes Capitel.

Im Salon Henkelburg.

Am nächsten Nachmittage machten unsere Helden abermals eine Whistpartie im Kaffeehause mit Baron Wezlar und einem fremden sehr bescheidenen jungen Mann, der mit seinem feinen und meisterhaften Spiel den Herrn Baron völlig enthusiasmirte.

„Welch' ein Coup! Göttliche Maske! Bravo! Bravo! Das nenn' ich Whistspielen! Jeder Zug reines gediegenes Gold!“

„Sie sind sehr nachsichtig, Herr Baron!“

„Paperlapapp! Nichts nachsichtig! Mit Ihnen möchte ich eine Partie ferme für's ganze Leben machen, junger Herr!“

„Mit mir nicht?“ frug Scholz.

„Oder mit mir?“ Nestroy.

„Mit Euch? Eher mit meinen jungen Katzen, die mir meine Bella geworfen hat, als mit Euch, Ihr heillosen Patzer!“

„O — wir fürchten Sie nicht!“ bramarbasirte Nestroy. „Ich mach' mit meinem Wenzel gleich Partie ferme gegen Sie!“

„Ja, jetzt Ihr Poltrons, da das Spiel zu Ende ist. Aber wenn ich heute im Hotel Henkelburg —“

„Schade, daß der Herr Doktor nicht auch von der Partie ist!“

„Ein Doktor sind Sie, junger Herr?“

„Doktor juris, zu dienen, Herr Baron!“

„Ich lasse Sie nicht mehr aus, Herr Doktor! Wir müssen diesen Prahlhänsen noch eine Schlacht liefern, heute.“

„Wo mein Herr, wenn ich fragen darf.“

„In einem sehr respektablen Privatzirkel, in den ich Sie einzuführen um Erlaubniß bitte.“

„Sie sind sehr gütig aber —“

„Kein Aber! Der junge Baron von Henkelburg ist ein Lebemann — er wird sich freuen, einen solchen Matador im edlen Whistspiel kennen zu lernen. — Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie ihm sehr willkommen sein werden.“

„Nun, wenn Sie die Verantwortung überneh-men —“

„Ei, das versteht sich! Ich bin wie zu Hause im Hotel Henkelburg — Sie dürfen sich gar nicht geniren. Und wer weiß, wozu es gut ist, junger Herr! Baron Henkelburg hat fortwährend allerlei kitzliche Prozesse aus-

zufechten — vielleicht danken Sie der heutigen Soiree eine Praxis, mein Herr Doktor juris!"

Der anspruchslose junge Mann versuchte noch einige Einwendungen zu machen — aber umsonst — er war einmal für den Whisttisch im Salon Henkelburg gepreßt — und Wezlar war der Mann, der dergleichen Gefangene nie entwischen ließ.

Scholz und Nestroy hatten weder für noch gegen dieses Engagement Partei genommen — sie spielten die Gleichgiltigen und Neutralen — aber unter dem Tische traten sie sich auf die Füße wie die Verliebten, gaben sich einander heimliche Rippenstöße, und Nestroy schnitt dabei seine teuflische Fratze, als ob er sein populär gewordenes „Krx! Nur böses!" sagen wollte.

Punkt acht Uhr hielt ein Fiaker vor dem Hotel Henkelburg.

Nestroy, Scholz, Wezlar und der junge Jurist sprangen aus dem Wagen, eilten an dem faulen gutgemästeten Portier vorüber und über die breiten, hellbeleuchteten Granitstufen in den Vorsaal hinauf.

Dem Herrn Baron Hermann von Henkelburg war schon der Kredit, wie dem Lastwagen das Rad gesperrt, wenn es bergab geht — da war die reiche Frau Tante Gräfin so gefällig gewesen, das Zeitliche zu segnen — und jetzt galt ihr Herr Neffe und Universalerbe wieder als flotter und arrangirter Kavalier.

Als unsere Partie en quartre in den Vorsaal trat,

eilte ihr Herr von Henkelburg entgegen, und rief ihr das freundlichste Willkommen zu.

„Ich leiste mehr, als ich versprochen habe,“ nahm Wezlar das Wort, „denn ich bringe Ihnen nicht nur unsere beiden Pfuscher, sondern erlaube mir auch, im Vertrauen auf Ihr gastliches Dach, Ihnen diesen jungen Whist-Virtuosen vorzustellen — einen Paganini würde ich sagen, wenn die Kartenblätter Notenblätter wären.“

„Also jedenfalls ein Künstler, den ich zu begrüßen die Ehre habe?“ sagte der Baron, indem er sich artig gegen den jungen Juristen verneigte.

„Leider kein Künstler!“ antwortete dieser lächelnd. „Nur ein Mann der Wissenschaft — Doktor Mühlfeld — gegenwärtig noch Beamter der Kammer-Prokuratur.

Die große Flügelthür des angrenzenden Speisesaales wurde in diesem Augenblicke lärmend aufgerissen — und zwei junge Damen, nicht nur in der üppigen Schönheit, sondern auch im reizenden Negligee der Grazien — erschienen mit gefüllten Champagnergläsern unter der Thüre.

„Ich bitte um einen Toast, meine Herren und Damen! Hoch mein Nestroy!“

„Hoch mein Scholz!“ riefen die beiden Grazien.

„Hoch — hoch — tausendmal hoch!“ erscholl es im Saale und einige Dutzend klirrende Gläser begleiten den Toast.

Auch die beiden Grazien ließen lustig die ihrigen klingen, und leerten sie wie wackere Bachantinnen bis auf die Nagelprobe.

Dann hüpften sie mit dem reizendsten Lächeln zu den beiden Komikern, bemächtigten sich ihrer Arme und führten sie auf die ihnen reservirten Ehrensitze an der Tafel.

Baron Wezlar fand in der Mitte einiger ihm bekannten Zechbrüder seinen Sitz — und Doktor Mühlfeld suchte sich in die nächste Nachbarschaft unserer Helden zu placiren.

Wer war die Gesellschaft, die im Salon des jungen Kavaliers fast täglich ihr bachantisches Gelage feierte?

Ruinirte Roués, die ihren Durst aus fremdem Keller löschten, und ihren Hunger an fremder Tafel stillten.

Wollüstlinge, die den Männern die Weiber, den Weibern die Töchter verführten, und sich so mancher Ehre des Hauses als guter Beute rühmten.

Junge, schöne Weiber, denen Putzsucht oder Sinnlichkeit das ehrliche Ehebett zu enge gemacht — und die im größeren Wirkungskreise Gewerbe oder Vergnügen suchten.

Tänzerinnen und Korifäen der großen Oper endlich, denen die erste Pirouette den Kitzel eingeimpft, der aus der Hütte auf die Bühne, von der Bühne in den Palast, aus dem Palast auf die Straße, und von der Straße — in's Hospital oft führt.

Eine Gesellschaft, die der Genuß verbindet — und der Eckel auflöst.

„Sie müssen sich schon einige Toaste gefallen lassen,“ sagte Henkelburg zu den beiden Komikern. „Denn Sie befinden sich hier im Kreise Ihrer größten Verehrer, meine Herren!“

„Auch Verehrerinnen!“ riefen die beiden Grazien, die als Korifäen des Hofoperntheaters erst vor Kurzem in die Mode gekommen waren.

„Ei, ei, meine Damen, Sie sind noch zu jung und zu schön, um ihre Herzen schon auf den Zungenspitzen zu tragen.“

„A bah! In vino veritas, soll einmal so ein alter römischer Knasterbart gesagt haben, —“ rief die Erste der jungen Damen, „und der Mann hat recht gehabt, Wenn ich Champagner getrunken habe, muß ich reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Du bist mein Ideal! Ich liebe Dich, Nestroy!“

„Laßt mich noch ein Gläschen leeren!“ rief die Andere, indem sie dem Bedienten die Champagnerflasche entriß — „ich bin noch nicht begeistert genug, um meinem Scholz eine Liebeserklärung machen zu können.“

„Angestoßen meine Herren und Damen! Es lebe die Liebe!“

„Aber nur die verbotene Liebe! Die erlaubte lassen wir den Philistern! Hoch!“

„Hoch! Hoch! Die verbotene Liebe! Hoch!“

„Wir genießen, was uns reizt, und verbotene Früchte schmecken am besten, sagt man.“

„Wohlan denn, ich bin Eva und Nestroy soll mein Adam sein!“

„Und der meinige Scholz, wenn er mit mir vom Baume der Erkenntniß naschen will.“

„Na, so beißen wir eini in den Paradeisapfel!“ sagte Scholz.

„Noii — ah!“ antwortete Nestroy, und man wußte nicht recht, ob dieses „Noii — ah!“ eine Bejahung oder eine Verneinung sein sollte.

„Meine Herren, ich warne Sie vor diesen listigen Armiden!“ bemerkte scherzend Henkelburg. „Sie müssen sehr gut gepanzert sein, wenn Sie nicht verwundet werden wollen!“

Wir schnallen unsere Panzer ab. Nur zugeschossen, meine Damen!“

„Bravo! Bravo!“ jauchzten in die Hände klatschend die beiden Mädchen.

„Grausame Irene!“ rief tragi-komisch Einer der Roués. Sie verschmäht meine Rose und opfert sie einem Blatt des „liederlichen Kleeblattes“ auf*).

„Unbarmherzige Gabriele!“ klagte ebenso ein Anderer. „Seit acht Tagen jage ich nach Dir im Forste

*) Carl, Scholz und Nestroy, das liederliche Kleeblatt in der Posse: „Lumpacivagabundus.“ C. H.

der Liebe — aber mir hast Du einen Waidmann gesetzt und läufst freiwillig einem Andern in den Schuß!"

Demoiselle Irene war eine schlanke, achtzehnjährige Blondine mit schmachtenden blauen Augen, die den Himmel begehrten, — aber nicht den Himmel, an dessen Pforte ein Petrus, sondern ein Rothschild steht.

Gabriele, um ein paar Jahre älter, war eine üppige Brünette mit großen, schwarzen Augen, aus denen die Glut der Hölle leuchtete — aber einer Hölle, der zu Liebe alle Heiligen arme Sünder gewesen sind.

Der Champagner — dieser Wein, den Apollo baut und Pluto erntet — hatte schon wacker gesprudelt, um zu entflammen, zu begeistern und Begierden zu wecken — und es bildete sich nach und nach ein recht traulicher Familienkreis aus der zusammengewürfelten Gesellschaft.

Das edle Rebenblut hatte alle Herzen geöffnet und alle Zungen beflügelt — nur zwei Mitglieder der Gesellschaft hatten ihre stoische Ruhe bewahrt, um zu beobachten — der Baron von Henkelburg und der junge Rechtsgelehrte Mühlfeld.

Man verließ die Tafel — promenirte Arm in Arm in die angrenzenden Zimmer — musizirte — sang — tanzte — lachte — scherzte und plauderte ganz familiär und gemüthlich miteinander.

„Wir Menschen sind ja Alle Brüder!" sang Schiller, — und wir Menschen sind auch alle Brüder, aber nur, wenn wir benebelt sind. Hat Schiller kluge,

nüchterne Menschen gemeint, dann muß er selber benebelt gewesen sein, als er sein Trinklied sang.

Nestroy spazierte mit seiner Irene — Scholz mit seiner Gabriele den großen Saal auf und ab.

Ihnen dicht auf den Fersen folgte Dr. Mühlfeld — und diesem in einiger Entfernung der Herr Baron von Henkelburg.

Nestroy und Scholz waren zwar Muster von Treue und Beständigkeit — aber wenn ihnen eine blonde Peppi, eine schöne Irene oder Gabriele einen Apfel bot, bissen sie dennoch gerne hinein — besonders Scholz, seitdem er einen Apfel auf Kosten seines Herrn Direktors verspeist hatte.

„Sie sollten Sirene statt Irene heißen, mein schelmisches Fräulein — denn der alte grandige Jupiter scheint Ihnen ein Privilegium zum Bezaubern gegeben zu haben!“ sagte Nestroy, indem er den runden Arm der Tänzerin an sich drückte. „Ist denn nur ein Wörtchen von allen dem wahr, was der Champagner aus Ihrem kleinen schönen „Goscherl“ herausgesprudelt hat?“

„Nicht aus dem „Goscherl“ — aus dem Herzen — und aus dieser Quelle sprudeln keine Lügen,“ antwortete mit einem schmelzenden Blick die Tänzerin.

„O, zuweilen doch! Ich kenne so manches Weiberherz, in das ein Münchhausen zur Schule gegangen sein könnte. Aber eine Laterne hätte er mitnehmen müssen — denn es ist so schwarz und finster d'rin, daß man

leicht stolpern und in eines der Millionen Löcher versinken kann."

„Abscheuliches Lästermaul!"

„Aber Ihnen glaub' ich — denn Sie sind ein Balletmädel, und man hat noch kein Beispiel, daß ein Balletmädel einen Mann belogen oder getäuscht hätte."

„Ihre Zunge ist eben so böse als Ihre Feder — aber wenn Sie auch spotten, ist es dennoch wahr, daß wir sehr treu und innig lieben können, wenn man unser Herz gewinnt."

„Treu und innig lieben? Noii—ah! Nicht nur treu und innig, auch fleißig — alle Tag einen Andern, wenn's viel zu thun gibt."

„Schweigen Sie! Ach, in welch' einen garstigen Bösewicht habe ich mich verlieben müssen!"

Na — na, wegen dem Bissel Bösewicht lassen Sie sich nicht abschrecken. Lieben Sie mich nur zu — Sie haben keine plötzlich eintretenden Hindernisse zu befürchten."

„Ei, seht doch! Er spricht wie ein Sultan, der nur das Schnupftuch auszuwerfen braucht, wenn er sich lieben lassen will."

„Sapperlot — um türkisch zu lieben, muß man viel Schnupftücher brauchen."

„Pst! Wer ist der junge Mann, der hinter uns schleicht?"

„Das ist derselbe, der dem Franz Moor nachge-

schlichen ist, damals als die Gräber die Geister ausgespieen haben."

Doktor Mühlfeld zog sich ein wenig zurück und gewann durch diesen Rückzug den Vortheil, statt eines Pärchens beide zu behorchen.

„Also können Sie mich ein wenig lieben?" lispelte Gabriele.

„O Gott — o Gott welche Seligkeit!" gurgelte Scholz.

„Mein Herz gehörte schon Ihnen, als ich Sie zum ersten Male als dummen Pamphili sah."

„Wie meinen Sie das?" frug Scholz ein wenig verblüfft.

„Sie spielten so dumm — so entsetzlich dumm — daß ich mich bis zum Wahnsinn in Sie verliebte."

„Ich kenn' mich nicht aus bei der!" dachte sich Scholz. „Wenn sie mich foppen will, laß ich ihr das Vergnügen — wenn sie mir auch ein Bissel Vergnügen läßt."

„Aber Sie sind verheiratet —"

„Das ist Nebensache."

„Und Ihre Frau soll sehr eifersüchtig sein?"

„Sie eifert sogar mit meinem Pudel. Darum wedelt er nur hinter dem Rücken meiner Frau mit seinem Schweif."

„Ah, dann ist es sehr gefährlich, Sie zu lieben!"

„O ja, das heißt, wenn ich dümmer als mein Pudel wär'."

„Es bleibt indeß immer ein peinliches Gefühl für ein liebendes Mädchen, die Gattin des Geliebten als Nebenbuhlerin fürchten zu müssen."

„Meine Frau ist gar keine Nebenbuhlerin. — Wir haben uns nie anders als platonisch geliebt."

„Aber Sie haben ja Kinder —"

„Ja, aber nur platonische Kinder!"

„Hahahaha! So sinnlos naiv kann nur ein Wenzel Scholz sein, Hahahaha!"

Die beiden Liebespärchen kosten und tändelten so fort mit einander und wurden immer vertrauter und zärtlicher. Da schlug ein junger blonder Mann in die Tasten des Klaviers und sang mit sonorer, kräftiger Stimme das Lied an die Freude aus dem „Mädchen aus der Feenwelt."

Alles gruppirte sich um das Klavier.

Auch die Promenirenden unterbrachen ihr Geschwätz — blieben in der Mitte des Saales stehen und horchten.

„Wer ist denn der hübsche blonde Sänger?" frug Irene.

„Wie, Sie kennen ihn nicht?" antwortete Nestroy. „Es ist Eduard Weiß, der Gesangskomiker des Leopoldstädter Theaters — außer Johann Lang der talentvollste Schüler Raimund's."

„Eduard Weiß? Beim Himmel, den hätte ich nicht erkannt. Aber ich habe ihn auch nur auf der Bühne gesehen und immer in abscheulichen Masken, unter denen

ich einen so hübschen Blondin nie gesucht hätte. Pst! Lassen Sie uns noch ein wenig horchen."

„Bravo! Bravo!" applaudirten die Umstehenden.

„Das Liedchen ist schön, aber bekannt!" rief Wezlar. „Wir bitten um etwas Neues!"

Eduard Weiß zog ein Stückchen Notenpapier aus der Brieftasche, breitete es auf dem Pulte vor sich aus, lächelte geheimnißvoll und sang:

Da streiten sich die Leut' herum
Oft um den Werth des Glücks,
Der Eine nennt den Andern dumm.
Am End' weiß Keiner nix.
Da ist der allerärmste Mann
Dem Andern viel zu reich,
Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt Alle gleich.

„Herrlich! herrlich! allerliebst!" jubelten die Zuhörer.

„Welch' eine einfache und doch so reizende Melodie!"

„Aus welchem Singspiele ist denn das artige Liedchen?"

„Es ist das Hobellied aus dem neuesten Feenmährchen Raimunds, das noch in diesem Monat auf der Josefstädter Bühne in die Szene gesetzt werden soll," antwortete Weiß.

„Der Verschwender! Der Verschwender!"

jauchzte man, indem man abermals die Gläser füllte. „Einen Toast für Ferdinand Raimund und Konradin Kreutzer!“

„Ja hoch, der edelste Volksdichter unseres Jahrhunderts!“ rief Nestroy.

„Und hoch Conradin Kreutzer und Wenzel Müller!“

„Vergeßt auch unsern Adolf Müller nicht!“

Und abermals klangen die Gläser auf's Wohl der drei Schöpfer der melodienreichsten Volkslieder — und auf's Wohl des edlen Dichters mit dem reinen kindlichen Gemüthe, der mit dem Hobel auch die Harfe niederlegen sollte, zu der er seinen lieben Wienern schon sein Schwanenlied gesungen.

Ein Toast folgte dem andern.

Wenn aber Bachus Apollo mit Rebenblättern bekränzt — hat der Spitzbube Cupido eine freie Gasse.

Der muthwillige Junge schien es heute vorzugsweise auf unsere beiden Helden gemünzt zu haben — und seine Pfeile waren nicht umsonst verschossen.

Scholz und Nestroy hatten mit ihren Schönen am Kamine Platz genommen, und sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben.

„Ach, Gabriele!“ seufzte Scholz, indem er mit kleinen verliebten Aeuglein blinzelte. „Wenn wir jetzt auf einer kleinen wüsten Insel wären, ich würde mich auf dem grünen, duftenden Rasen sehr gut mit Dir unterhalten.“

„O Schelm! Wozu bedarf es da einer wüsten Insel?“

„Ach, Irene!“ schwärmte Nestroy. „Wenn wir uns jetzt ohne Zeugen in einer kleinen Gondel auf den blauen Wellen des Meeres wiegten — ich würde mit Dir gondeln, wie ich in meinem ganzen Leben noch nicht gegondelt habe! O, wiegen und gondeln — nur wiegen und gondeln möcht' ich jetzt!“

„Also schlägt Ihr Herz ein wenig für mich?“

„Noii—ah!“

„Was heißt das?“

„Noii—ah heißt: Ich bitte um ein Rendezvous. Noii—ah?“

„Ich hab' der Meinigen auch g'rad Noii—ah? zugeflüstert,“ sagte Scholz.

„Meine Herren, Sie begehren, was wir uns zu gewähren sehnen,“ sprach Irene, indem sie sich zu unsern Helden neigte. „Aber die Liebe ist eine Göttin, der man opfern muß, ehe sie selbst uns ihre Opfer bringt.“

„Opfer?“ riefen die Komiker, indem sie unwillkürlich beide zugleich in ihre leeren Taschen griffen.

„Hören Sie mich!“ fuhr die Tänzerin geheimnißvoll fort. „Der Herr Baron von Henkelburg ist ein Mäcen der Kunst — und jede Bühne der Residenz hat Mitglieder, denen er ein Freund in der Noth und noch immer ein großmüthiger Wohlthäter ist.“

„Noii—ah!“

„Alle Künstler lieben ihn, und würden es vom

Herzen bedauern, wenn ihm irgend etwas Unangenehmes begegnete."

„Noii—ah!"

„Gegenwärtig ist er in einen fatalen Prozeß gegen den Bankier von Lilienfeld verwickelt —"

„Aha — der ihm die Nase weggesäbelt hat. Nur weiter."

„Morgen ist das Zeugenverhör. Auch Sie werden eine Vorladung des Kriminalgerichtes finden, wenn Sie nach Hause kommen."

„Wie kämen wir dazu?"

„Wir wissen es nicht — aber soviel wissen wir, daß es dem Herrn Baron nicht gleichgiltig ist, ob Ihre Zeugenschaft für oder gegen ihn in die Wage fällt, und daß er für jede Diskretion dankbarer als ein König zu sein pflegt."

„Und unsere Herzen werden nicht minder dankbar sein," fügte zärtlich Gabriele hinzu.

„Wenn ich recht versteh'," sagte Nestroy mit gerunzelter Stirne, hat Euch der Herr Baron den Auftrag gegeben, uns als falsche Zeugen zu werben?"

„Zwischen einer falschen und einer ehrlichen Zeugenschaft liegt noch eine goldene Mittelstraße — die Straße des Schweigens, meine Herren."

„Die Straße ist gesperrt, meine schönen Damen," — sagte plötzlich Doktor Mühlfeld, der hinter dem Kamin hervortrat, und seinen klugen Kopf zwischen beide

Paare steckte, „sowohl für unsere Freunde, als für Sie, die so allerliebst zu plaudern verstehen.“

„Himmel! Er hat uns behorcht!“ riefen erschrocken die Tänzerinnen.

„Ja wohl, weil auch mir ein Stückchen Erbsünde aus dem Paradiese zugefallen ist. Ich bin zuweilen ganz entsetzlich neugierig, meine Damen.“

„Dann wird man vor Ihnen auf der Hut sein müssen, mein Herr.“

„Im Interesse des Herrrn Barons hätten Sie es schon früher sein sollen.“

„Sie werden doch nicht aus der Schule schwatzen —“

„Ich schwatze nie aus der Schule — nur aus der Lästerschule zuweilen.“

„Und wenn Sie schwatzen, werden wir Sie Lügen strafen.“

„Ich werde mich mit Vergnügen von Ihnen strafen lassen.“

„Wenn wir Sie aber recht artig bitten, zu schweigen —?“

„Dann würde ich in Verzweiflung sein, Ihnen nicht dienen zu können — denn ich bin zum Sprechen und nicht zum Schweigen berufen.“

„Aber wir werden schweigen, wenn man uns befragt, wir!“

„In diesem Falle haben wir ein Instrument, mit dem man Ihnen die Zungen lösen wird.“

„Mit welchem Instrument?“

„Mit dem Schwerte der Gerechtigkeit!“

„Entsetzlich! Sie sind vielleicht gar —“

„Doktor Mühlfeld, seit einigen Tagen Hof- und Gerichts-Advokat, und der Herr Bankier Hektor von Lilienfeld der Erste meiner Klienten.“

„Gerechter Himmel — ist denn das wahr?“ riefen die Tänzerinnen, indem sie in höchster Aufregung ihre Blicke auf unsere Helden richteten.

„Noii—ah!“ sagte Nestroy.

„Noii—ah!“ plapperte Scholz phlegmatisch nach.

„Sie haben im Auftrage des Herrn Barons,“ nahm Doktor Mühlfeld wieder das Wort, „durch die Zaubermacht Ihrer Reize, die Herren Scholz und Nestroy verleiten wollen, eine Zeugenschaft gegen Ehre und Gewissen abzulegen vor Gericht. — Das ist eine Thatsache, die Sie nicht leugnen können — denn ich nicht allein, auch diese beiden Herren werden für die Wahrheit in die Schranken treten.“

„Sie — Sie auch?“ riefen beide Damen kläglich.

„Noii—ah!“ antworteten unsere Helden mit barbarischem Phlegma.

„Darum rathe ich Ihnen ein offenes und ehrliches Geständniß an, wenn Sie morgen berufen oder befragt werden sollten, meine schönen Damen.“

„Na ja, ja — der Feind hat uns überlistet, und uns bleibt nichts mehr übrig, als zu kapituliren. Aber schweigen Sie jetzt nur — wir bitten Sie! Der Baron wendet kein Auge von uns und überwacht uns wie ein

Argus. Er soll es wenigstens heute noch nicht merken, daß wir so blind in die Falle gegangen sind."

„O, wenn es Ihnen Freude macht, ziehe ich mich zurück, damit Sie mit einem vollständigen Triumphe prunken können. Es wird ohnehin Zeit zur Whistpartie sein — denn Baron Wezlar blickt schon lange mit stiller Sehnsucht nach den fünfundzwanzig Blättern auf dem grünen Tische."

Der junge Advokat zog sich zurück, um den alten Baron Wezlar zum Glückseligsten der Sterblichen zu machen.

Die Tänzerinnen fanden es für gerathen, ihre zärtlichen Tändeleien mit unseren Helden fortzusetzen — aber während sie ihre zwei Mündchen zum Kusse spitzten, zwickten sie mit ihren zwanzig Fingern so ingrimmig in die Dickbeine unserer Helden, daß diese die fürchterlichsten Gesichter schnitten vor Schmerz.

Als sie endlich zum Spiele gerufen wurden, machten sie einen gewaltigen Bocksprung aus den Kneipzangen ihrer Grazien, und trugen vorsichtig ein paar Landkarten auf die gepolsterten Stühle am grünen Tische.

An diesem grünen Tische vertrat heute Doktor Mühlfeld den Baron von Henkelburg — morgen hatte er am Tisch der Justitia seinen Gegner gegen ihn zu vertreten.

„Nun, meine reizenden Kinder," flüsterte der Baron den Tänzerinnen im Vorübergehen zu, „sind die beiden Bären gezähmt?"

„Gezähmt noch nicht," antwortete Irene, „aber wir haben sie mit Maulkörben versehen, damit sie wenigstens nicht beißen können."

„Auch das ist ein Sieg! Ihre Trophäen sollen ein paar Diamanten-Kolliers sein."

„Ach, wenn wir sie nur schon hätten," dachten seufzend die Tänzerinnen.

Fünfzehntes Capitel.

Ein Sieg und ein Triumph.

Seitdem die Dame Gerechtigkeit nicht mehr das Tageslicht scheut, ist Doktor Mühlfeld ihr Napoleon geworden auf der Tribüne des öffentlichen Gerichtes.

Aber Mühlfeld war schon ihr Bonaparte, als Madame Justitia noch eine sehr nervenschwache Dame war, die mit einer alten Blendlaterne Recht und Unrecht hinter der Gardine beleuchten mußte.

Damals war der Muth — jetzt ist das Genie ihr Feldherr. Damals war die geknechtete Feder — jetzt ist das freie Wort das Schwert, mit dem man für sie kämpft.

Mühlfeld, der junge Mann der Gesetze, kämpfte sich schon damals aus der Finsterniß an's Tageslicht — für das Menschenrecht gegen das Recht der Geburt — er warf in einen morschen fünfhundertjährigen Stammbaum seine Lanze, und trat ohne Scheu für eine bedrängte und verfolgte Judenfamilie in die Schranken.

Daß im Zeugenverhöre Scholz und Nestroy ihr liebes Blumenmädchen auf das Wärmste vertraten — daß die Intrigue mit dem Porträt und dem Brief — Bertha's Entführung aus dem Hause der Freude — die geheime Konferenz im Hotel Lilienfeld kurz vor dem Duell — die Komödie des Schauspielers Kunst mit der Zofe — deren Ueberlistung und Geständniß und die Aussagen der Tänzerinnen Irene und Gabriele ad acta genommen wurden — versteht sich von selbst.

Der scharfsinnige Advokat hatte auch den Reitknecht aufgefunden, der den Baron zu jenem Zweikampfe begleitete, und aus einiger Entfernung Zeuge desselben war. Der Bursche wurde scharf in's Verhör genommen, und seine Aussage trug das Wesentlichste zur Rechtfertigung Lilienfeld's bei.

Mit solchen Entlastungszeugen wurde es dem energischen Vertreter nicht schwer, der Frau Justitia die Blendlaterne aus der Hand zu reißen, ihr die Lampe der Wahrheit anzuzünden, eine Brille auf die Nase zu setzen, und aus dem langen Prozeß einen kurzen zu machen.

Eines schönen Morgens waren die Fensterladen des

Palastes Henkelburg geschlossen, und von dem dicken Portier unter dem Hausthore nichts mehr zu sehen und zu hören.

Und desselben schönen Morgens waren die Fensterladen des Palastes Lilienfeld nach langer Zeit endlich wieder geöffnet — und der dicke Portier stolzirte wieder stolz und lächelnd in seiner vollen Majestät unter dem Hausthor auf und ab.

Am Abende dieses Tages saßen in der Loge Nr. 4 des Theaters an der Wien ein junges, vor Freude strahlendes Ehepaar — und in einem Winkelchen der Loge, ganz verschämt zusammengekauert, ein altes Judenmütterchen, der wackelnde Kopf in einer schönen, funkelnagelneuen Goldhaube — und als Scholz und Nestroy auf der Bühne erschienen, klatschten ihnen die drei Leutchen so wacker entgegen, als ob sie bezahlte Claqueurs gewesen wären.

Das alte Judenmütterchen mit dem wackelnden Kopf in der stattlichen Goldhaube lachte und freute sich so von Herzen dabei, daß ihr die warmen Thränen über die Wangen herabrollten.

Sie hatte in der Verbannung so schön weinen gelernt.

In den Zwischenakten sah man einen schlicht gekleideten jungen Mann ganz bescheiden in die Loge Nr. 4 treten, und sowohl das junge Ehepaar als das alte Mütterchen drückten ihm wie einen lieben Bekannten

freundlich die Hand, und wer nur ein klein wenig die Augensprache verstand, mußte aus den sechs Augen dieser glücklichen Menschen die rührendste und innigste Dankbarkeit lesen.

Mein freundlicher Leser ist viel klüger als ich, was eigentlich nicht viel zu bedeuten hat — und ich werde mich daher wohl hüten, ihm zu sagen, daß das junge Pärchen der Bankier Hektor von Lilienfeld mit seinem schönen Weibchen Bertha — das alte Judenmütterchen Frau Sara Löbele und der bescheidene junge Gast in der Loge der Hof- und Gerichts-Advokat Doktor Mühlfeld war.

Schade, jammerschade, daß sich der Herr Baron Hermann von Henkelburg nicht an der Freude dieser vier glücklichen Menschen weiden konnte.

Aber der schöne Kavalier mit der silbernen Nase hatte keine Zeit. Er mußte in einer Zelle des Hotels für Mörder, Räuber, Diebe, Betrüger, Ehrenschänder und Verläumder Knödel und Erbsensuppe essen und verdauen lernen.

Ich bitte meine freundlichen Leser, mich nur auf ein paar Augenblicke hinter die Coulissen zu begleiten. Fürchten Sie keine Langeweile. Wenn die Bürger der Bretterwelt vor den Augen des Publikums auch zuweilen sehr traurige Rollen spielen, hinter den Coulissen werden sie ewig ein lustiges, amusantes Völkchen bleiben.

Man gab Nestroy's köstliche Parodie: „Robert der Teuxel."

Ein Diener in reicher Livree hatte jedem unserer beiden Helden ein einfaches Sträußchen gebracht — aber es freute sie in diesem Augenblicke nicht minder als das kostbarste Geschenk — denn es waren aus denselben Blumen gewundene Sträußchen, wie sie sie einst aus den zarten Händchen ihres reizenden Blumenmädchens empfingen.

Im ersten Zwischenakt trat ein Junge in die Herren-Garderobe, reichte dem schönen jugendlichen Liebhaber Kläglich ein duftendes Briefchen, und sagte oder schrie vielmehr: „Eine Empfehlung von Frau von Lilienfeld — und Sie möchten ja nicht vergessen, Herr Kläglich!“

Der schöne Kläglich, der, wie fast alle jugendlichen Heldenspieler, gern mit Eroberungen und galanten Abenteuern prunkte, entfaltete das Briefchen und sagte nachlässig: „Aha — ich weiß schon. — Eine Einladung für heute Abend.“

Nestroy in seiner Teufelsmaske blinzelte aus einer Ecke des Zimmers den jugendlichen Helden und den Jungen ziemlich verdächtig an — und Scholz streckte seinen Hals, so lang sein kurzer, dicker Hals zu strecken möglich war.

„Schau', schau', von unserm schönen Blumenmädel!“ rief der Letztere. „Ist das vielleicht gar ein Liebesbrieferl, Franzl?“

„O — das gerade nicht!“ schmunzelte Kläglich. „Und wenn es auch etwas dergleichen wäre — ich achte streng die Gesetze der Diskretion.“

„Wie der Dieb das siebente Gebot,“ bemerkte Spielberger.

„Jeden Abend kriegt er Liebesbriefchen von den vornehmsten Damen,“ brummte Stahl — „ich wäre froh, wenn ich nur eins von der Köchin bekäm' im „blauen Haus.“

„Es ist eine Einladung zum Souper, weiter nichts,“ warf Kläglich leicht hin. „Die junge, schöne Dame hat mich lange nicht geseh'n — und seit der Probe der „Jungfrau von Orleans“ zeichnete sie mich mit solcher Aufmerksamkeit aus, daß mich diese Einladung nicht befremden kann. — Ach mein Gott, es interessiren sich ja so viele Damen der haute volée für mich, daß mir ein Sieg mehr oder weniger ganz gleichgiltig ist.“

„Was soll ich der gnädigen Frau antworten?“ frug der Junge keck.

„Sage ihr, ich wäre heute entzückt gewesen, sie wieder in ihrer Loge zu sehen, und werde Punkt halb eilf Uhr die Ehre haben, sie persönlich zu begrüßen.“

Der kleine Junge wandte sich der Thüre zu, um die Garderobe zu verlassen.

Da stürzte Nestroy auf ihn zu, packte ihn beim Kragen, und schrie im Charakter des „Teuxels“ grimmig grinsend und mit diabolischer Fratze: „Spitzbub', wer gab Dir diesen Brief?“

Der Junge, der in dem Teuxel den leibhaftigen Teufel sah, der ihn beim Schopf erwischt hatte, heulte zitternd in Todesangst: „Herr Kläglich hat mir ihn

selber gegeben! Ich werd's mein Lebtag nicht mehr thun!"

Ein homerisches Gelächter folgte auf dieses naive Geständniß.

„Krx — nur Böses!" rief der Teuxel, sich mit fanatischem Triumph auf einem Fuße drehend, indeß der arme Junge des Teuxels Krallen entsprang, und jämmerlich heulend und zähneklappernd vom Teuxel zum Teufel lief.

„Verdammter Spitzbub'! Ich dreh' Dir den Hals um, wenn ich Dich erwisch'!" brummte der verunglückte Prahlhans zähneknirschend in sich hinein.

„A da schaut's her!" rief Stahl. „Der schöne Herr Kläglich schreibt die Liebesbriefe aus der haute volée selber an sich!"

„Mit der Eroberung unseres Blumenmädels brüstest Du Dich sogar, tollkühner Statistenkönig!" sagte Scholz mit der Strenge eines Großinquisitors. „Du hast also auch Lust, Deine natürliche Nase zu verlieren und mit einer unnatürlichen abzuzieh'n! Her mit dem corpus delicti, und dann eine Lynch-Justiz, meine Herren!"

Man entriß dem Liebesritter den Brief, entfaltete ihn und las — einen Konto des Schneidermeisters Schröder.

„Exekution, Exekution!" schrien alle Anwesenden.

„Man gebe ihm Fünfundzwanzig mit dem Bambusröhrl!" diktirte Nestroy.

Die Exekutionsmannschaft griff nach Allem, was ihr in die Hände fiel — nach Spazierstöckchen, Stiefelknechten, Pantoffeln, Brenneisen, Schürhaken, Pfeifenröhren, zerbrochenen Lanzen, hölzernen Säbeln, die hinter dem Ofen aufgestapelt lagen u. s. w., und fiel über den erbarmungswerthen Maulhelden erbarmungslos her — als zu seinem Glück Herr von Lilienfeld in die Garderobe trat und, erstaunt über die wilde Jagd auf eine einzige Schnepfe, unter der Thüre stehen blieb.

„Halt, Halt!“ kommandirte Nestroy. „Eine auswärtige Großmacht, die vielleicht intervenirt!“

Auf das Kommando des Gouverneurs zog sich die Exekutionsmannschaft auf ihre Plätze zurück, und der schöne Kläglich machte mit seinen langen Gabelbeinen einen ungeheuren Satz auf die Bühne hinaus.

„Sie probiren wahrscheinlich eine lustige Szene, meine Herren?“ frug der Bankier befremdet.

„Es war mehr Vorstellung als Probe,“ antwortete Scholz. „Aber wegen eingetretener Hindernisse muß der letzte Akt auf morgen verschoben werden.“

„Unser Ritter Don Quixotte ist uns plötzlich abhanden gekommen,“ ergänzte Nestroy.

„Scherz oder Ernst, ich komme jedenfalls ungelegen,“ sprach der Bankier, indem er unsern beiden Helden freundlich die Hände bot, — „muß Sie aber bitten, meine Bertha für mich verantwortlich zu machen. Sie hat mich zu Ihnen gesandt, um Ihnen bekannt zu machen,

daß Ihnen heute Abend noch eine Entführung bevorsteht, meine Herren!“

„Eine Entführung?“

„Ohne Pardon! — Wenn Sie heute das Theatergebäude verlassen, werden Sie von einigen dienstbaren Geistern ergriffen — in einen Wagen gehoben — in Karriere auf die Donauinsel hinübergeführt — vor einem Hotel in der Jägerzeile abgesetzt und unter strengster Bedeckung der kleinen Präsidentin einer geschlossenen Gesellschaft überliefert werden.“

„Also eine Gefangenschaft!“

„Fügen Sie sich geduldig in Ihr Schicksal, denn Sie können ihm nicht mehr entgeh'n. Unsere kleine Präsidentin läßt sich keine Opposition gefallen.“

„Wir ergeben uns der kleinen Großmacht auf Gnade und Ungnade,“ sagte Nestroy — da kündigte das Glockenzeichen den Anfang des letzten Aktes an — die Komiker empfahlen sich nnd eilten auf die Bühne hinaus.

Nach der Vorstellung fuhren sie in's Hotel Lilienfeld in der Jägerzeile — wurden von ihrem lieben kleinen Blumenmädchen und dem alten Mütterchen auf das Herzlichste empfangen, und saßen bis nach Mitternacht in dem kleinen geselligen Familienkreise.

Die jungen Leute plauderten, scherzten und lachten über die Lynch-Justiz in der Garderobe — aber die alte Frau Sara Löbele schüttelte mißbilligend den grauen Kopf, denn der Spaß des schönen Kläglich — genannt

der Statistenkönig — schien ihr nicht gar sonderlich zu behagen.

Ach — sie dachte an den Herrn Baron von Henkelburg, der mit einem ähnlichen Spaß ihrer armen Bertha so viele tausend Thränen aus den Augen gepreßt, und ihr die drei schönsten Jahre ihres Lebens vergiftet hatte.

Unsere beiden Helden schieden von diesen drei herzensguten Menschen, die ihnen im Glück und Unglück die innigste Freundschaft und Theilnahme gelobten.

Am andern Tage — es war der zwanzigste Februar 1834 — kündigte die Affiche die erste Vorstellung des Feenmärchens „Der Verschwender" von Ferdinand Raimund, im Josefstädter Theater an.

Neue Bühnenwerke Raimund's und Nestroy's waren damals Ereignisse, die alle andern, selbst die politischen, in den Hintergrund drängten.

Alle Logen und Sitze zu den ersten Vorstellungen dieses Märchens waren schon vor einem Monat vergriffen.

Raimund geberdete sich wie ein Rasender auf der Straße.

Der verdammte Schneider hatte auf die Röcke der Jägerburschen weiße statt gelber Knöpfe genäht, und die Wolke der Fee war fast um zwei Zoll kürzer, als der Dichter vorgeschrieben hatte.

„Das Stück kann heut' nicht sein!" polterte er, indem er sich die Haare aus dem Kopfe riß. „Es fällt

durch, wenn die Jagdröcke keine gelben Knöpfe haben, und die Wolke nicht um einen Daumen breiter ist. Laßt's absagen — ich kann nicht spielen, wenn nicht Alles in der Ordnung ist. O, ich könnt' mit Gusto dem Schneider und dem Maler die Häls' umdreh'n jetzt."

„Aber lieber Raimund," bat der arme Direktor Stöger in Todesangst — „es ist ja alles eins, ob weiße oder gelbe Knöpfe —"

„Alles eins?" schrie Raimund. „Ist es alles eins, ob Du einen weißen oder schwarzen Schädel hast?"

„Wie kann man einen Knopf mit einem Kopf vergleichen!"

„O, es gibt Köpf genug, die Knöpf sind auf der Welt. — Kurz und gut — laßt mich aus — ich spiel' heut' nicht!"

„Ich bitte Dich, wegen einer solchen Kleinigkeit —"

„Es gibt auf der Bühne wie im Leben keine Kleinigkeit, die nicht verhängnißvoll werden kann. Wegen einer dummen Rose haben Völker mit einander Krieg geführt — ebenso leicht kann das Publikum mit mir heut' Krieg führen, wegen eines dummen Knopfes."

„Beruhige Dich nur. Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß bis fünf Uhr alle Jägerröcke die schönsten gelben Knöpfe haben sollen."

„Na — und was geschieht denn mit der Wolke?"

„Die soll noch auf der Probe das vorgezeichnete Maß haben."

„Gut, ich will's glauben — aber wenn Du mich

foppst, alter Nußknacker — lauf' ich Dir noch kurz vor der Vorstellung davon. Ich will mein Stück lieber selber zerreißen, als es von den Rezensenten zerreißen lassen. O — sie lauern so schon auf mich, wie die Katzen auf die Maus. Euch werden sie alle möglichen Schönheiten sagen, und wenn Ihr auch wie die jungen Bären spielt — aber mir lassen sie kein gutes Haar auf dem Kopf, wenn nicht Alles wie am Schnürl geht. Der Dichter muß für jeden Patzer seinen Buckel hergeb'n — das ist so Herrengebrauch beim kritischen Kesselflickervolk."

Nach diesem kurzen Intermezzo wurde die Probe fortgesetzt, und zwar in einem so gerundeten Ensemble, daß Rappelkopf keine Gelegenheit mehr zum Rappeln fand.

Die Probe dauerte bis gegen Abend. — Die armen Bühnenmitglieder fanden kaum Zeit, sich ein wenig zu restauriren zwischen Probe und Vorstellung.

Es schlug drei Viertel auf sieben Uhr.

Die Knöpfe waren gewechselt — die Wolke hatte ein paar Zoll mehr Terrain gewonnen — alle Requisiten lagen an Ort und Stelle, — der Souffleur saß schon in seiner Klause — die Arbeiter standen zitternd auf ihren Posten und die Schauspieler in gespannter Erwartung hinter den Coulissen.

Und Raimund?

Er war wie der alte Ueberall und Nirgends, bald hier, bald dort — bat, ermahnte, belehrte und drohte in nervöser Aufregung — er war ja ein liebender Vater,

der für das Schicksal seines jüngsten Kindes zu zittern hatte.

Ach, das Publikum weiß es nicht, daß der arme dramatische Dichter ihm mit jedem Stück ein Stück Herz, ein Stück Menschenleben bietet.

Das Haus war in allen Räumen so überfüllt, daß die armen Mäuse, an eine freie Promenade in diesen Hallen gewohnt, den Dichter Raimund mit seinem „Verschwender" zu allen tausend Teufeln wünschten.

In einer Loge des ersten Ranges saßen zwei Stabsoffiziere. Der ältere trug die preußische, der jüngere die österreichische Husaren-Uniform.

Während der Jüngere die schönen Damen musterte, die wie eine bunte Blumenguirlande den ganzen Saal bekränzten — hatte der Aeltere sein Opernglas auf eine Loge des zweiten Ranges gegenüber gerichtet, und sein Auge wich keine Spanne von ihr ab.

Und es waren doch keine Damen — nein, nur zwei ganz einfach gekleidete Herren in der Loge. Der eine war lang und mager mit dem verschmitzten Gesicht eines Fauns — der andere klein und dick, mit dem runden, verdrießlichen Gesicht eines Bachus, der einen geschwefelten oder stark gewässerten Wein getrunken hat.

Mein freundlicher Leser — Du kennst die Schützen, suche keine anderen — rufe ich mit Wilhelm Tell Dir zu.

„Die beiden Komiker des Theaters an der Wien müssen Sie ganz besonders interessiren, Herr Obrist," sagte der jüngere Offizier, „denn Sie scheinen ihret-

wegen alle unsere reizenden Wienerinnen rings umher vergessen zu wollen."

„Ich bin erst seit gestern in Wien, Herr Major," antwortete der Obrist, „es ist daher sehr natürlich, daß vor Allem die Männer des Tages meine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der größere der beiden Herren ist also Johann Nestroy."

„Ja, unser Nestroy, die lebendige Geißel aller Schwächen und Thorheiten — ein vollkommener Satyr in Worten und Geberden, Herr Obrist."

„Und der kleinere —?"

„Wie gesagt, Wenzel Scholz — der personifizirte Wiener Humor. Wenn Sie einst ein Melancholiker werden sollten — empfehle ich Ihnen diesen Arzt. Er wird Sie lachen lehren."

„Hat Scholz Familie?"

„Einen Knaben und zwei Mädchen."

„Und Anverwandte?"

„Seines Vaters vielleicht, der vor mehreren Jahren in sehr bedrängten Verhältnissen als Regisseur des Theaters an der Wien gestorben ist."

„Armer Leopold!" seufzte der Obrist kaum vernehmbar.

„Man sagt, der alte Scholz sei in seiner Jugend Offizier der schwarzen Husaren gewesen, und habe eines Duells wegen Preußen verlassen müssen."

„Wahrscheinlich ist der Name Scholz ein Pseudonym —"

„So sagt man. Als der alte Scholz in's Bühnen-

leben trat, soll er seinen Namen zurückgelegt haben, der zu lange im goldenen Buch der deutschen Ritterschaft glänzte, um ihn auf die Theater-Affiche zu übertragen."

Der alte preußische Husar blickte trübe lächelnd auf die Loge hinüber — da begann die Ouverture und Conradin Kreutzers melodienreiche Musik unterbrach ein Zwiegespräch, das alle meine freundlichen Leser gewiß sehr gerne noch ein bischen länger behorcht hätten.

Der Vorhang rollte in die Höhe und die Vorstellung begann.

Der erste der Darsteller, welcher das Publikum zu lautem Beifall hinriß — war Karl Rott, als humoristischer Baumeister.

Es war dies ein kleines Röllchen, aber Rott machte eine Rolle daraus, und als er die Bühne verließ, drückte ihn der alte Meister Raimund an's Herz, und weihte ihn mit dem Bruderkuß zu seinem würdigen Vertreter, zum jüngsten und letzten seiner Schüler.

Ich schreibe diesen Roman ein Viertel-Jahrhundert nach dem Tode Raimund's — aber das Kleeblatt Lang, Weiß und Rott grünt noch immer auf seinem Grabe. — Wenn auch diese getreue Wacht vom Grabe des alten Humors verschwindet, dann wird der gehirnlose Popanz auf den Friedhof springen und wie ein räudiger Hund mit dem Schweife wedeln, wenn er den Hügel besudelt, unter dem der alte Aschenmann mit gebrochenen Herzen schlummert.

Es ist nicht meine Aufgabe, Bühnenwerke zu be-

sprechen — und wenn ich im Verlauf meiner Erzählung mich als Kritiker versuche, wird es nur die Kritik sein, die ich kritisire — ich habe daher nur den Erfolg des letzten Bühnenwerkes Raimund's zu konstatiren — und dieser Erfolg war ein Triumph, dessen Echo vielleicht erst in einem fernen Jahrhundert verklingt.

Alles war zufrieden und glücklich an diesem Abend — aber am glücklichsten von Allen war der alte wackere Schauspieldirektor Stöger.

„Siehst es jetzt, Du alter ungläubiger Thomas!" polterte Raimund, als ihn Stöger an sein dankbares Herz drückte. „Wenn Du den Jägern nicht gelbe Knöpf spendirt hättest, wär' mein „Stuck" total durchgefallen!"

„Plausch nicht, Narrentattel!" sagte lachend Stöger.

„Es hätte durchfallen müssen, sag' ich Dir, die weißen Knöpf hätten mich konfuß gemacht — und wenn ich meine fünf Sinn nicht bei einander hab', spiel' ich schlecht — und wenn ich schlecht spiele, reiß ich alle anderen mit mir, und nachher wär's Fiasko fix und fertig gewesen. — Jetzt schick' die Arbeiter in „die drei Hackeln" — sie sollen eßen und trinken, was ihr Herz begehrt auf meine Rechnung. Und auch ihr anderen müß't meine Gäst' sein — ich will heut' selber Verschwender werden!"

Eine halbe Stunde später erklangen in den Gasthäusern „zu den drei Hackeln" und „zum goldenen Strauß" lustig die Gläser, und nicht nur die Bühnenmitglieder, auch alle bürgerlichen Stammgäste brachten

aus fröhlichem Herzen dem geliebten wackeren Meister ein donnerndes Lebehoch.

Ein Verschwender leert die Kasse — Raimund's Verschwender füllte sie, und alle Welt freute sich über Direktor Stöger's glücklichen Wurf. Stand doch dieser Ehrenmann dem Direktor Carl gegenüber, wie der Rabe dem Fuchs, der ihm diesmal den fetten Käse nicht aus dem Schnabel schwindeln konnte.

Sechszehntes Capitel.

Der alte Husar und der Komiker.

Die Possen Nestroy's beherrschten bereits das Repertoir des Theaters an der Wien — und die kluge und vorsichtige Marie Weiler hatte dem Herrn Direktor Carl zu Konzessionen gezwungen, die ihren Johann eine sorgenlose und unabhängige Existenz sicherten. Auch hatte das sparsame Mädchen schon ein artiges Sümmchen für die Zukunft zurückgelegt.

Scholz dagegen gerieth immer tiefer und tiefer in das Labyrinth des Minotauros, denn er hatte keine

Ariadne, wie sein Kollege, die ihn am leitenden Faden dem Rachen des Ungeheuers entriß.

Hungerige Wucherer hatten ihre Krallen in's Innerste seines Herzens gegraben — und der gefräßigste aller Wucherer war — der Herr Direktor Carl.

„Aber lebte denn kein Bankier Lilienfeld mehr in Wien?" wird man fragen. „Es hätte unserem Scholz ja nur ein paar Zeilen oder Worte gekostet und der großmüthige ihm so dankbare Bankier hätte ihn ganz sicher arrangirt."

Ganz recht, meine freundlichen Leser — aber es gibt Leute, die sich in der Noth eher dem unersättlichsten Blutsauger anvertrauen — als Freunden, die es gut und ehrlich mit ihnen meinen — und einer jener Leute war auch Wenzel Scholz.

Es war vielleicht Bettelstolz oder kindische Eitelkeit das ihn abhielt, bei seinem lieben Blumenmädchen Hilfe zu suchen, die ihm sogar auf halben Wege entgegen getragen wurde — obgleich der Bankier und seine schöne Gemalin keine Ahnung hatten, in welcher argen Geldklemme sich der arme Komiker befand.

Eines frühen Morgens saß er in seinem Studierzimmer und blies dicke Rauchwolken aus seinem Pfeifenrohr, auf den Brief eines Wucherers, der ihm in einem Ultimatum den Personal-Arrest in nächste Aussicht stellte.

Nachdem er einige Minuten das Papier stillschweigend angedampft und angeblasen hatte, legte er den Fin-

ger auf die Nase, und sagte vor sich hinbrütend: „Wenn ich nur wüßt, ob im Schuldenarrest auch Tarrock gespielt wird? — Wenn ich dort meinen Tapper machen könnt', ließ ich mich mit Wollust einsperren, blos aus Gefälligkeit für meinen Herrn Direktor, den Schmutzian."

In diesem Augenblick hörte man ein verdächtiges Klitsch-Klatsch in der Küche, und das Gekreisch zweier weiblicher Stimmen, einer belfernden und einer heulenden.

„Aha, Exekution!" brummte Scholz. „Mein Weiberl hat den Dienstboten wieder in der Arbeit. Wenn sie mit dem fertig ist, kommt sie wahrscheinlich über mich. Mir leuchtet die Hoffnung, sie täuschet mich nicht."

„Wart' ich will Dich auf die Grenadier hinunterschauen lehren, wenn die Milch beim Feuer steht!" schrie Madame Scholz.

„Aber gnädige Frau ich —"

„Still, oder ich schlag Dir den Schürhacken um die Ohren, Du liederliche Person!"

„Ich hab' geglaubt, daß der gnädige Herr —"

„Ich bin Deine gnädige Frau — und Dein gnädiger Herr ist eine Null, ein Dalk, ein Diedeldapp, ein Lumpazi, kruzifixtausendsapperment!"

„Schöne Titulaturen daß — gehorsamer Diener!" sagte Scholz, mit seinem possierlichen Phlegma. „Mir scheint es auch des häuslichen Friedens wegen nothwendig zu sein, daß ich mich einsperren laß."

Das Donnerwetter draußen wurde immer heftiger

und schien abermals einschlagen zu wollen. Da hörte man zum Glück des armen Dienstmädchens das Glockenzeichen an der Küchenthüre.

„Hörn's auf, gnädige Frau. 's kommt 'ne Visit!"

„Nimm einen Besen in die Hand und sperr' auf. Und wenn Einer kommt, der Geld von uns will, so kehr' ihn über die Treppe hinunter."

„Brav, Weiberl!" rief Scholz mit Humor. „Du verstehst besser Schulden zu zahlen, als ich."

„Ist Herr Scholz zu sprechen?" frug eine kräftige männliche Stimme im Vorhause.

„Da links hinein, bitt' ich, Euer Gnaden!" antwortete das Dienstmädchen. „Der gnädige Herr geht vor der Probe nicht aus, weil er den zweiten Theil von Lumpaci studieren muß. Da heißt's püffeln! Der zweite Schneider ist noch viel dicker als der erste. Aber es soll auch wieder eine famose Komödie sein, „die Familie Leim, Zwirn und Knieriem."

Scholz unterbrach das Geschwätz des Dienstmädchens, indem er die Thüre öffnete, und der alte preußische Husaren-Obrist, dessen Bekanntschaft wir in einer Loge des Josefstädter Theaters flüchtig gemacht haben, trat artig grüßend in's Zimmer.

„Mit wem habe ich die Ehre?" frug unser Held, indem er dem Fremden einen Stuhl bot.

„Heinrich von Plümüke, Obrist in preußischen Diensten, Herr Scholz."

Bewegungslos, als ob seine Füße in der Erde

Wurzel gefaßt hätten, blieb unser Held beim Klange dieses Namens. — Nur seine Augen hefteten sich fragend auf den greisen Soldaten, der sich lächelnd an seiner Ueberraschung zu weiden schien.

„Der Name scheint Ihnen nicht ganz fremd zu sein?“ fuhr er freundlich nach einer kleinen Pause fort.

„Fremd? Mir fremd?“ erwiederte der Komiker mit bebender Stimme. „Ich habe mir den Namen ja in's Herz geschrieben, obgleich ihn mein guter Vater auf ewig begraben hat.“

„Nicht auf ewig begraben, denn es ist ja heute sein Auferstehungstag. Sagen Sie mir einmal — hat Ihnen Ihr Vater nie von seinen Brüdern erzählt?“

„O, fast täglich, Herr Obrist — er liebte ja seine drei Brüder, und wovon das Herz voll ist, muß der Mund übergehen, sagt das Sprüchwort. Friedrich, nächst ihm der Aelteste seiner Brüder, war Kriegs- und Domänen-Rath in Neisse — Wilhelm, der Jüngere, Hofpost-Direktor in Glogau, und Heinrich der Jüngste —“

„Ist ein braver Soldat geworden, und begrüßt seinen Neffen Wenzel mit einem herzlichen Glückauf!“

„Frau! Frau!“ schrie Scholz jubelnd, „Komm herein Toni! Holt's die Kinder aus der Schul' — ein nobler Herr Onkel ist da!“

„Ein Herr Onkel?“ riefen Madame Scholz und das Dienstmädchen, indem Erstere mit einem halbgerupften Huhn, Letzteres mit einem Kochlöffel in der

Hand in's Zimmer stürzten. „Wer — wo — wo ist der Herr Onkel?"

„Da — da steht er! Ein Officier — ein Obrist — ein Herr von Plümüke!"

„A — Dienerin — Dienerin, Herr Onkel!" jubelte Madame Scholz, indem sie den alten Husaren stürmisch an's Herz drückte und ihm mit dem halbgerupften Huhn den grauen Schnurbart bürstete, indeß das Dienstmädchen so tiefe Knixe machte, daß es sich an der Stuhllehne fast die Nase gebrochen hätte. „Ich bin ganz entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen!"

„Auch ich freue mich vom Herzen, Sie kennen zu lernen, Frau Nichte!"

„Da schaut's ihn an!" rief Scholz mit komischer Emphase. „Ist das nicht eine auffallende Familienähnlichkeit? Zug für Zug mein edles Gesicht und meine ganze ritterliche Gestalt!"

„Aber diesmal hat mich mein Wenzel doch nicht angeplauscht mit seiner noblen Geburt! Ich bin richtig eine adelige Dame! Jetzt ist's nichts mehr mit dem ordinären Wenzel Scholz! Ritter Wenzel von Plümüke muß auf dem Theaterzettel mit ellenlangen Buchstaben gedruckt werden!"

„Na freilich! Soll ich nicht etwa den Schneider Zwirn mit goldenen Sporn, im Harnisch und mit einem martialischen Knebelbart spielen?"

„Ich kann allerdings nichts dagegen einwenden," sagte der Obrist, ein wenig die Stirne runzelnd, „wenn

der Sohn meines Bruders nicht länger seinen Familiennamen verschweigt, aber —"

„Aber der Sohn Ihres Bruders wird ihn verschweigen, Herr Obrist," fiel Scholz seinem Oheim ernst in's Wort. „Ich habe das meinem gottseligen Vater versprochen, und ich wäre ein erbärmlicher Patron, wenn ich ein solches Versprechen nicht hielte!"

„Wie Mann, Du willst —"

„Ich will als Wenzel Scholz leben und sterben, und der Name klingt auch nicht so übel, denk' ich."

„Aber unsere Kinder —"

„Unseren Kindern hinterlasse ich den Namen, den ich mir machte, er wird ihnen eben so lieb sein, als der Name, den ich geerbt habe."

„Ist das Ernst, mein braver Neffe?"

„Ernst, Herr Onkel, heiliger Ernst. — Als ich noch ein ganz kleiner Junge war, sagte mein alter Vater zu mir: Schau, Wenzel, wir sind Kavaliere, aber ein Kavalier ohne Rang und Reichthum spielt eine traurige Rolle in der Welt. Darum laß uns die Herren von Plümüke in die Gruft unserer edlen Ahnen versenken, mein Sohn. — Wählen wir uns einen bürgerlichen Namen und verdienen wir ungenirt und ehrlich unser Brot. — So ist aus dem Edelmann der Schauspieler, und aus dem Herrn von Plümüke der Wenzel Scholz geworden, — und der werde ich bleiben, denn den Scholz kann ich auszischen und auspochen lassen — den Herrn von Plümüke kann ich aber dem Hohn des Pöbels nicht

preisgeben, wenn mein alter Vater sich nicht im Grabe umdrehen soll vor Scham und Entrüstung."

„Gedacht wie ein Ehrenmann!" sprach der Obrist gerührt. „Aber ich komme nicht nur den edlen Namen, sondern auch den berechtigten Träger desselben der Bühne zu entziehen. — Wärst Du nicht geneigt, dieser kleinen Welt der Täuschung zu entsagen, mein wackerer Neffe?"

„Entsagen?" rief Scholz befremdet.

„Alle drei Brüder Deines Vaters sind noch frisch und gesund, aber sie stehen allein — der Himmel hat ihnen keine Söhne, keine Erben ihres Namens geschenkt. — Da brachten wir jüngst durch Zufall in Erfahrung, daß noch ein Sohn unseres Bruders Leopold lebe, und in Wien unter dem Namen Scholz als einer der gefeiertsten Bühnenkünstler wirke."

„Ja, das ist wahr!" rief Madame Scholz wohlgefällig. „So oft mein Wenzel auftritt, johlt ihm das ganze Publikum entgegen."

„Wir zogen nähere Nachrichten ein," fuhr der Obrist fort, „und fanden uns nicht getäuscht. Da entwarfen wir dann ein Plänchen mit einander, unser Geschlecht nicht ganz erlöschen zu lassen, wenn uns der Himmel zu sich ruft."

„O — wir haben einen Buben, der jetzt schon ganz den Anstand eines edlen Ritters hat!" sagte Madame Scholz, stolz wie Elisabeth von England.

„Ja, er ist schon ein wackerer Kämpe mit Schnee-

ballen auf der Gasse und bringt alle Tage seine Schramme oder Beule aus dem Handgemenge," ergänzte Scholz.

„Die Brüder Deines Vaters sind zwar arm," sprach der Obrist weiter, „aber vermittelst ihrer ämtlichen Stellungen und Verbindungen können sie einem Erben die ehrenvollste Existenz sichern. — Wilhelm, der Hof-Post-Direktor sehnt sich nach Ruhe. — Er erfreut sich der Gnade des Königs und ist überzeugt, einst sein Amt auf Dich übertragen zu können, wenn Du Dich nur ein paar Jahre in seinem Wirkungskreise bewegst."

„O, Du mein grundgütiger Himmel!" rief Scholz kläglich. „Ich, Post-Direktor! Eine solche Konfusion in der Correspondence wär' noch nicht dagewesen!"

„Es wird schon gehen, Wenzel!"

„Ja, gehen wird's — aber den Krebsgang; ich kenne mich! Und gesetzt den Fall — ich wäre der rechte Mann für solch' ein Amt — wie könnt' ich mein Wien verlassen?"

„Das wäre allerdings die erste Bedingung."

„Mein Wien, das mich so liebt, ehrt und auszeichnet — soll ich verlassen? Mich vom Theater zurückziehen, das meinem armen verbannten Vater so viele Jahre ein gastfreundliches Asyl gewesen ist? Diese kleine Welt, die uns so viele Freuden gemacht hat, soll ich der großen Welt aufopfern, der wir nur Schmerz und Kummer verdanken? — Nein, nein, Herr Obrist — machen Sie zum preußischen Post-Direktor wen Sie wollen — ich bleibe der Komiker Wenzel Scholz und kann mein Wien

nicht verlassen, wenn Sie mir auch die Krone von Fez und Marokko antragen!"

„Aber Mann, ich bitt' Dich um Alles in der Welt, tritt Dein Glück nicht mit Füßen!" rief Madame Scholz, in der es schon siedete und kochte. „Ist es denn nicht besser, selber Direktor zu sein, als sich von einem schmutzigen Direktor malträtiren zu lassen? Ich muß eine gnädige Frau von Plümüke werden — ich muß sapprament, oder ich werde eine Megäre werden, Wenzel!"

„Das bist Du schon lang, mein Schatz!"

„Gut Ding will Weile haben, Frau Nichte," — sagte der Obrist besänftigend, „lassen Sie Ihrem Manne Zeit zur Ueberlegung. — Vielleicht wird er dennoch anderen Sinnes werden."

„Nein, nein, Herr Onkel — ich kann mein Wien nicht verlassen!"

„Gott soll mich bewahren, Dich durch gänzende Verheißungen einem Berufe zu entziehen, in welchem Du Dich glücklich und zufrieden fühlst. — Es wäre mir freilich lieb gewesen, meinen greisen Brüdern noch einen jungen kräftigen Sprossen unseres alten Stammbaumes zuzuführen — und darum möchte ich nicht gerne ganz ohne Hoffnung Wien verlassen. — Wie wär's denn, wenn Du uns Dein Söhnchen anvertrauen wolltest?"

„Meinen Sohn aus dem Hause geben?" rief Madame Scholz mit Entrüstung. „Nicht um eine Million!"

„Ich gebet den Spitzbuben weit billiger her!“ murmelte Scholz.

„Nun, so versprecht mir wenigstens, daß Ihr dem Knaben eine möglichst sorgfältige Erziehung geben werdet.“

„Er soll Kavalier werden!“ antwortete Madame Scholz mit Ambition.

„Zum Ritter geschlagen wird er so alle Tage,“ fügte ihr Gatte hinzu.

„Wenn unsere Hoffnung auf den Vater scheitert, wollen wir sie auf den Sohn bauen und nach Kräften für seine Zukunft sorgen,“ schloß der Obrist, indem er nach seinem Hute griff. „Und nun lebt wohl, meine Freunde!“

„Wie, der Herr Onkel verlassen uns schon? — Wollen Sie uns nicht die Ehre schenken, mit uns heute zu speisen?“

„Danke, Frau Nichte. Alte Kriegskameraden erwarten mich im Hotel „zum Erzherzog Carl.“ — Aber ich bleibe noch bis Ende dieser Woche in Wien und werde nicht versäumen, die Bekanntschaft mit dem kleinen Herrn von Plümüke zu machen.“

Der alte Husar beurlaubte sich auf das Herzlichste von seinen Anverwandten — und Madame Scholz und das Dienstmädchen geleiteten ihn knixend bis über die Treppe hinunter.

Unser Held aber zog eiligst den Oberrock an und schlich sich hinter dem Rücken seiner Xantippe ebenfalls

davon, denn es lastete eine Schwüle auf ihm, die ihn mit einem heftigen häuslichen Donnerwetter bedrohte.

Nach dem Theater soupirte er mit seinem Oheim in der Stadt, und verließ erst nach Mitternacht das Hotel „zum Erzherzog Carl.“

Als er in der rauhen finsteren Winternacht ohne Begleitung über das menschenleere Glacis seiner Wohnung zuschritt, standen plötzlich wie aus der Erde aufgetaucht, zwei zerlumpte baumlange Kerle vor ihm, — und fielen wie weiland Meister Grasel und sein Geselle über ihn.

„Heda, guter Freund — wir brauchen eine volle Brieftasche, eine hübsche Uhr, goldene Ringelchen und einen warmen Winterrock!“ rief der Eine.

„Sein's so gut und helfen's uns mit diesen Kleinigkeiten aus der Noth!“ fügte der Andere mit gedämpfter aber fester Stimme hinzu, indem er unseren Helden bei der Brust hielt. „Und wenn es Ihnen etwa einfallen sollte, etwas laut zu protestiren, so haben wir da ein paar scharfe Messer, mit denen wir Euer Gnaden ein bißel stumm machen müßten.“

„Das wird nicht nothwendig sein, Leuteln,“ sagte Scholz gutmüthig. „Wir können uns ja in Friede und Eintracht mit einander verständigen. Plündert mich ganz nach Belieben — es wird mir ein außerordentliches Vergnügen sein.“

Der Klang dieser Stimme schien die beiden Wegelagerer zu verblüffen, denn sie zogen eiligst ihre Hände

zurück von dem Manne, den sie zu berauben im Begriffe waren.

In diesem Augenblicke brach der volle Mond aus einer dunklen Wolke und beleuchtete dienstfertig das Gesicht unseres Helden.

„Der Teuxel — das ist ja unser Wenzel Scholz!“ riefen überrascht die Straßenräuber.

„Zu dienen, meine Herren! Ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Aber haben Sie die Güte, mich geschwinde zu plündern — denn erstens ist es sakrisch kalt und zweitens könnte uns eine Patrouille überraschen, was ich unendlich bedauern würde.“

„Unsern Scholz plündern, der uns schon so viel Vergnügen gemacht hat? — Na, eher ließen wir uns die Händ' abhacken alle Zwei!“

„O bitte — bitte — beschämen Sie mich nicht meine verehrten Herren. Aber viel hätten Sie so nicht bei mir gefunden. — Zwei blanke Zwanziger sind des Faustes ganze Habe. — Da sind sie! — Es würde mich sehr freuen, wenn Sie ein Gläschen auf meine Gesundheit leeren!“

„Plauschen Sie nicht, und stecken Sie Ihre paar Zwetschgen ein. Kommen Sie, wir werden Sie nach Hause begleiten, damit Ihnen nix geschieht. — Es stehen noch fremde Kollegen auf'n Anstand, die Sie noch nicht kennen. Wer unserem Scholz nur ein Haar krümmt, hat aus dem letzten Loch gepfiffen.“

Die beiden Spitzbuben nahmen unsern Helden in die Mitte, und führten ihn, ganz gemüthlich plaudernd, nach Hause.

Siebzehntes Capitel.

Und Roß und Reiter sah man niemals wieder.

Direktor Carl ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab. — Oft blieb er vor sich hinbrütend stehen — kaute an den Nägeln — rieb sich die Stirne, als ob er irgend einen pfiffigen Gedanken heraustreiben wollte — und blickte zu gleicher Zeit ungeduldig auf die Thüre, denn er erwartete seinen Sekretär, den er als geheimen Agenten auf Kundschaft ausgeschickt hatte.

Endlich trat der heiß Ersehnte in's Zimmer.

„Nun, was haben Sie erfahren, Herr Franz?“ rief Carl hastig, indem er ihm entgegenstürzte.

„Es ist kein leeres Gerücht, Herr Direktor. — Stöger hat den Pachtkontrakt nicht erneuert, und wird die Leitung des Prager Theaters übernehmen.“

„Das weiß ich. Aber ist es wahr, daß Nestroy —“

„Leider wahr. Nestroy bewirbt sich um die Direktion des Josefstädter Theaters."

„Man wird sie ihm übertragen, daran ist nicht zu zweifeln. Er ist zu unbescholten und zu populär, als daß man ihn nicht jedem andern Bewerber vorziehen sollte. Das wäre ein fataler Streich! Aus meiner kräftigsten Stütze wäre mein gefährlichster Konkurrent geworden. Wie zum Teufel ist er nur auf den Einfall gekommen?"

„O nicht er — Fräulein Maria Weiler will uns diesen Possen spielen."

„Sie und immer sie! Ein wahres Satansmädchen das! Wenn sie nicht wäre. Nestroy hätte auf fünfzig Jahre mit mir kontrahirt — denn er ist ein Mensch, den ein kluger Direktor um seinen kleinen Finger wickeln kann."

„Fräulein Weiler ist sein böser Geist."

„Nein, unser böser Geist — für ihn ist sie leider ein zu guter Geist. — Ohne sie wäre Nestroy derangirt, wie Scholz, und mir wie dieser fast auf die ganze Dauer seines Lebens verschrieben. Was ist jetzt zu thun, mein lieber Franz?"

„Sie sollten Fräulein Marie Weiler für sich zu gewinnen suchen."

„Wie meinen Sie das?"

„Sie ist ein recht hübsches Mädchen, dem man schon ein wenig den Hof machen kann."

„O — daran habe ich längst gedacht — aber sie

ist verdammt treu und noch immer zu verliebt in ihren Nestroy — ich fürchte mich zu kompromittiren."

„Sie, Herr Direktor? Das ist ja gar nicht möglich!"

„Glauben Sie?"

„Sie sind zu liebenswürdig, um einen Korb zu befürchten. Es giebt keinen Ehemann und keinen Liebhaber, dem sie nicht gefährlich werden können."

„Schmeichler! Es ist allerdings wahr, ich habe Glück bei den Damen — aber hier könnte der Teufel doch sein Spiel haben. — Wenn Fräulein Marie spröde wäre und plauderte, hätte ich es für immer mit Nestroy verscherzt. Indeß, — sie fand gestern meine Blumenvase dort entzückend schön — ich werde sie mit frischen Rosen füllen lassen und sie ihr zusenden."

„A — ich gratulire zu einer neuen Eroberung, Herr Direktor."

„Ich muß alle Minen springen lassen, um mein Ensemble zu erhalten — und es wird mich bedeutende Opfer kosten, um den Oppositionsteufel zu besiegen, von dem alle meine Matadore besessen sind. Scholz macht Schulden wie ein Finanzminister, und hat Capricen wie eine Hofdame, wenn man nicht immer die Hand für ihn in der Tasche hat."

„O der kann uns nicht mehr entschlüpfen — denn wir haben ihm kaum mehr ein Mauseloch offen gelassen."

„Ja, sein Kontrakt ist bindend. Aber Nestroy ist mit dem nächsten Monat seiner Verpflichtungen entbun-

den, und will wie Leporello selber den Herrn spielen und nicht länger Diener sein."

„Das heißt, wenn Fräulein Maria Weiler nicht den Herrn spielt," bemerkte pfiffig der Sekretär.

„Endlich setzt mir auch Kunst den Stuhl vor die Thüre, weil ihm das Petersburger Hoftheater glänzende Anträge gemacht hat."

„O, den können wir eben so wenig als die Komiker entbehren, Herr Direktor — denn Wilhelm Kunst hat das ganze Publikum der Spektakelstücke für sich."

„Mit ihm hoffe ich ein leichtes Spiel zu haben. Richten Sie einen neuen Kontrakt auf drei Jahre — zweihundert Gulden Zulage und doppeltes Spielhonorar. — Pst — ich habe ihn herbescheiden lassen — und wenn ich nicht irre, höre ich seine Stimme im Vorzimmer."

„Ja, ja — er spricht mit dem Kassier. Ich eile, den Kontrakt zu entwerfen."

Indem der Sekretär das Direktionszimmer verließ, öffnete er zugleich dem berühmten Heldenspieler die Thüre, der trotzend wie Otto von Wittelsbach mit einem leichten stolzen Kopfnicken seinen Herrn Direktor begrüßte.

„Ich bin nach Hof beschieden. Was steht zu Diensten, Majestät?"

„Die Majestät will den Edelsten und Tapfersten ihrer Vasallen nicht verlieren, und gedenkt durch neue Gunstbezeugung ihn an ihren Thron zu fesseln. — Kom-

men Sie — setzen Sie sich zu mir, mein lieber Kunst, und sagen Sie mir, ob es wirklich Ihr Ernst ist, sich von mir zu trennen?“

„Ernst, mein Herr Direktor. Sie haben keinen Pakt mehr in den Händen — und ich habe keinen Zweiten zu versenden.“

„Also wollen Sie keinen neuen Vertrag mit mir schließen?“

„Bei allen Göttern, nein!“

„Auch nicht, wenn ich Ihnen neue Vortheile biete?“

„Kann sein, ich würde anders mich besinnen — kann sein, auch nicht!“

„Ich verbürge Ihnen erstens eine Gagenzulage von zweihundert Gulden Konventionsmünze jährlich. — Zweitens doppeltes Spielhonorar —“

„Genug für eine Maus — doch viel zu wenig für den Löwen!“

„Ich mache Ihnen ferner tausend Gulden und mein schönes Reitpferd zum Präsent.“

„Ha! den edlen Siebenbürger Schimmel?“ rief Kunst mit strahlenden Augen.

„Meinen Bucephalo! Nun, was sagen Sie dazu?“

„Ich laß den Czaren sitzen, und bin der Deine, Carl der Große! Arm in Arm mit Dir, so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!“

„Aber einen dreijährigen Kontrakt —“

„Einen fünfzigjährigen meinetwegen! Wenn er zu lang wird, bricht man ihn!“

„Hier sind die tausend Gulden —“

„Und Bucephalo?“

„Er steht gesattelt und gezäumt im Stall und harrt seines Reiters!“

„Er soll nicht lange harren! Auf der Stelle muß ich einen Ausflug machen auf meinem edlen Siebenbürger!“ jauchzte Kunst, indem er aus dem Zimmer stürzte.

„Halt! Halt! Erst Ihre Unterschrift!“ schrieen der Herr Direktor und sein Sekretär, der mit dem Kontrakt in der Hand, die Treppe hinunter und dem Heldenspieler nachlief. — Aber dieser saß bereits im Sattel, rief ritterlich grüßend: „Auf Wiedersehen!“ und galoppirte hoch zu Roß zum Hausthore hinaus.

„Sobald er von seinem Spazierritt zurückkehrt, muß der Kontrakt unterfertigt werden,“ sagte Carl. „Er hätte ihm schon vor zehn Minuten unterbreitet werden können, wenn Sie sich nicht wieder verplaudert hätten.“

„In Geschäftssachen, Herr Direktor. — Herr Strampfer war in der Kanzlei — und Sie haben mir strenge aufgetragen, ihn ungesäumt zu engagiren bei seiner nächsten Anfrage.“

„Also ist er der Unsrige?“

„Auf drei Jahre.“

„Für eine Monatsgage von fünfzig Gulden?“

„Von vierzig Gulden. Zehn Gulden habe ich ihm noch abgewickelt,“ sagte schmunzelnd sich die Hände reibend der Herr Sekretär. „Der arme Teufel ist Fa-

milienvater, privatisirt schon einige Wochen in Wien, und war gezwungen, in den sauren Apfel zu beißen."

„Sie sind ein treuer Diener Ihres Herrn, Herr Sekretär, — das werde ich Ihnen nie vergessen. Strampfer ist ein routinirter und sehr verwendbarer Schauspieler — und Sie haben ihn auf das billigste eingekauft. Fahren Sie so fort, mein wackerer Franz."

Ich bitte meine freundlichen Leser, mich aus der Theaterkanzlei in die Wohnung Nestroy's zu begleiten.

Marie Weiler war nicht wenig überrascht, als ihr der Kammerdiener des Herrn Direktor Carl die kostbare mit frischen Rosen gefüllte Blumenvase überbrachte.

Sie war noch mehr überrascht, als sie gegen Abend allein an ihrem Stickrahmen saß, und der großmüthige Spender der Vase selbst in's Zimmer hüpfte.

„Mein schönes Fräulein," sagte er, indem er galant der jungen Dame die Hand küßte, und sich an ihrer Seite niederließ. „Ich bin entzückt, daß Sie mir die kleine Gabe meines Herzens nicht in einem zierlichen Körbchen zurückgesandt haben."

„O, können Sie mich für so unartig halten, Herr Direktor?"

„Es wäre nicht unartig, sondern grausam gewesen, wenn Sie meine Rosen verschmäht hätten — obgleich die Dichter die Rosen die Blumen der Liebe nennen."

„Ich habe sie als Blumen der Freundschaft angenommen."

„Freundschaft! Hu! In dem Munde eines schönen

Mädchens ist das Wort ein Eiszapfen, den man mit einem Kusse schmelzen sollte."

„Ei, ei, mein Herr Direktor, kommen Sie, um zu schmelzen, zu mir?"

„Nun — und wenn es so wäre."

„Dann wären Sie fehlgegangen, und ich müßte Sie an Fräulein Schadetzky adressiren."

„Wie boshaft Sie sind, kleiner Schalk! Sie wissen recht gut, daß ein einziger holder Blick aus Ihren seelenvollen Augen mich bestimmen könnte — jene Adresse auf ewig aus meinem Gedächtnisse zu streichen."

„Die Adressen junger Mädchen sind keine Theaterstücke, Herr Direktor."

„Und dennoch müssen sie beide gestrichen werden, nur streiche ich Theaterstücke aus Liebe für den Dichter — und die Adresse einer Geliebten aus Liebe — für eine Andere."

„Habe ich etwa das Glück, diese Andere zu sein?"

„Fragen Sie noch? Muß die Lippe erst bekennen, was das Auge längst verrathen hat?"

„Was höre ich?"

„Ja, reizende Marie — ich verehre, ich bete Sie an! Mit der Glut der ersten Liebe liebe ich Sie!"

„Der ersten Liebe?"

„O, ich hätte diese Glut erstickt, und wenn sie mein Herz verzehrt hätte —"

„Eine erstickte Glut verzehrt nichts mehr."

„Ich hätte schweigend geliebt und liebend geschwie-

gen, wenn nicht das Schicksal mir das Schreckenswort „Trennung!“ zugedonnert hätte!“

„Ach leider wahr!“

„Was soll aus mir werden, wenn mich meine Marie verläßt?“

„Sie haben sich versprochen, Herr Direktor.“

„Versprochen? Wie meinen Sie das?“

„Nicht wenn mich meine Marie — wenn mich mein Johann verläßt, haben Sie wahrscheinlich sagen wollen!“ bemerkte ironisch die junge Dame.

„O, wie können Sie eine Herzensfrage mit einer Geschäftsfrage in Verbindung bringen?“ entgegnete Carl mit leisem Vorwurf und ein wenig verblüfft. „Der Direktor hat mit dem Menschen nichts gemein.“

„Sehr wahr,“ bestätigte Marie naiv.

„Den Direktor können Verhältnisse stürzen — aber den Menschen können Sie erheben, wenn Ihr Herz an meinem Herzen schlägt. O, nur ein süßes Wörtchen der Gegenliebe, theure Marie!“

„Darf ich denn an das Alles glauben, was Sie mir da gesagt haben?“

„Es kommt aus dem Innersten meiner Seele — ich schwöre es!“

„Sie sind also verliebt in mich?“

„Bis zur Raserei.“

„Und wünschen, daß ich Sie wieder lieben soll?“

„Um mich zum glückseligsten Sterblichen zu machen!“

„Und Nestroy —?“

„O — unsere Verbindung wird ihm ewig ein Geheimniß bleiben! Nicht ein Wort, nicht ein Blick, nicht ein Athemzug soll ihm den geheimen Bund unserer Herzen verrathen!“

„Wir wollen also Nestroy ein Bischen betrügen?“

„Es sind nur Seitensprünge, die uns das alltägliche Leben ein wenig versüßen.“

„Wohlan — ich erkläre mich einverstanden mit diesen Seitensprüngen, aber —“

„Nun — aber?“

„Aber ich werde zuvor Nestroy fragen, ob er auch damit einverstanden ist!“

„Hahahaha — dieser Scherz —“

„Nicht Scherz, Ernst, strenger Ernst, mein galanter Herr. — Wie Sie wissen, thut Nestroy nichts, ohne mich zu befragen — es ist daher nur recht und billig, daß auch ich ohne sein Einverständniß nichts unternehme.“

„Aber wir können doch nicht sein Einverständniß mit unserm Einverständniß erwarten.“

„Es wäre auch sehr traurig für mich, wenn wir das könnten.“

„Wozu also zur Verrätherin an meinem liebenden Herzen werden?“ frug Carl sehr süß, indem er auf seinem Stuhle unruhig hin und her zu wetzen begann.

„Weil ich an dem besten und ehrlichsten Herzen nicht zur Verrätherin werden will. Mein lieber Nestroy, werde ich sagen, seitdem Du dem Theater an der Wien

angehörst, bist Du immer fleißig und unermüdet gewesen, hast dem Herrn Direktor Carl als Dichter und Schauspieler ganz beachtenswerthe Dienste geleistet, und bescheiden und anspruchslos nur an seinen und nie an Deinen eigenen Vortheil gedacht. Dein Talent hat ihm viele stattliche Landhäuser, und Dir nicht die kleinste, armseligste Hütte gebaut, und welchen Dank dafür hast Du vom Herrn Direktor Carl zu erwarten? Er will Dir Deine Marie verführen, wie er vielen braven Ehemännern die Weiber, vielen ehrlichen Eltern die Töchter verführt hat."

„Um's Himmelswillen — das werden Sie ihm sagen?"

„Ja wohl, das werde ich ihm sagen, und vielleicht noch etwas mehr."

„Aber meine Absicht war ja —"

„Ihre Absicht war, Marie Weiler zu gewinnen, um Johann Nestroy nicht zu verlieren. Auch ein einfältiges Mädchen hat Scharfsinn genug, die Motive dieser etwas plump in die Szene gesetzten Intrigue zu errathen."

„O, welch' ein boshafter Kobold sind Sie!"

„Ei, Sie fallen ja ganz aus der Rolle des zärtlich en Liebhabers, Herr Direktor."

„Mein verdammter Sekretär hat mir diese Rolle in die Hände gespielt! Aber wie hätte ich mir auch träumen lassen können, auf eine so starke Opposition zu stoßen! Ich bin an dergleichen nicht gewohnt. — Ver-

sprechen Sie mir wenigstens, nicht auszuplaudern, kleine Barbarin!"

„Ich verspreche es — unter einer Bedingung."

„Unter welcher? Ich will ja gerne ein Opfer bringen, wenn es nicht zu theuer ist."

„O, ich bin viel zu gewissenhaft, mir einen Korb bezahlen zu lassen, — und verlange nichts, als ein aufrichtiges Geständniß. Nicht wahr —ich habe es errathen — es war der Spekulationsgeist, der Sie verleitet hat, mir den Hof zu machen?"

„Nun ja, ja — ich habe Sie mit Rosenketten umschlingen wollen — weil ich so am sichersten war, auch Nestroy an mich zu fesseln."

„Armer Herr Direktor! Wenn Sie diesmal fesseln wollen, werden Sie die Kette sehr stark vergolden müssen!"

„Stark?" sagte Carl mit essigsaurem Gesicht. „Es sind miserable Zeiten! Ich habe im Sommer bedeutende Verluste erlitten. Die Wiener Theaterdirektoren werden alle falliren müssen. — Die Leiter der Josefstädter Bühne sind ja lebendige Beispiele. Stöger tritt blutarm von der Direktion zurück, trotzdem er dem „Verschwender" und andern Zugstücken brillante Kassaerfolge verdankt. — Ich weiß nicht, wer der neue Pächter des Josefstädter Theaters sein wird — aber ich bedaure ihn von Herzen und spreche ihm höchstens sechs Monate Lebensfrist zu."

„Spitzbube!" dachte Marie Weiler, „Du kennst den

neuen Pächter recht gut, und willst ihn wankelmüthig machen lassen durch mich."

„Doch trotz meiner ungeheuren Verluste will ich das Möglichste thun, Sie meinem Institute zu erhalten. Ich will Ihnen beiden abermals ein klein wenig die Gagen erhöhen, auch Nestroy ein klein wenig besseres Schriftstellerhonorar bewilligen —"

„Damit reichen Sie diesmal nicht aus!"

„Nicht? O, wir werden uns schon verständigen. Ich will heute noch mit Nestroy —"

„Sie werden diesmal nicht mit Nestroy, sondern mit mir unterhandeln müssen."

„Aber er ist doch der Mann, kindisches Mädchen —"

„Ein Mann ist er ja, und noch dazu ein ganzer Mann — aber auch ein Hannsohnesorgen, der nur von heut' auf morgen denkt. Ich finde es jedoch an der Zeit, auch ein wenig an die Zukunft zu denken!"

„A bah!"

„Der Schauspieldirektor, mit welchem Nestroy für eine längere Dauer kontrahiren soll, muß ein Kapital erlegen, das ihm eine Pension von wenigstens sechshundert Gulden sichert, oder —"

„Oder!" rief Carl starr vor Entsetzen.

„Oder er wird selber Schauspieldirektor."

„Nestroy? Hahahaha — das ist zu komisch! Nestroy Schauspieldirektor! das ist gerade so, als ob ich Tenorsänger werden wollte! Nein, mein schönes Fräu-

lein, Ihr Nestroy ist zwar zum Schöpfer, aber nicht zum Herrscher geboren!"

„Er wird kein absoluter, aber ein konstitutioneller Herrscher sein, und weise Räthe statt seiner regieren lassen."

„Und sein Staats- und Konferenz-Minister wird sein kluges Mariechen wahrscheinlich sein."

„Zu dienen. Ich habe jetzt schon das Portefeuille in Händen."

„A gehorsamster Diener, Herr Direktor!" sagte Nestroy phlegmatisch, indem er in's Zimmer trat. „Sie wollen gewiß statt meiner dichten bei meiner Marie? Uebrigens freut mich's, daß ich Sie finde. Wilhelm Kunst läßt Sie schön grüßen."

„Und noch dazu freundlich grüßen, nicht wahr?" schmunzelte Carl.

„Nicht nur freundlich grüßen, auch recht freundlich danken, erstens für das schöne Reisegeld, das Sie ihm geschenkt haben —"

„Reisegeld?"

„Und zweitens für das schlanke, flinke Roß, auf welchem er gegen Petersburg geritten ist."

„Was wäre das!" schrie Carl mit Entsetzen. „Kunst ist doch nicht etwa durchgegangen?"

„Nein durchgeritten! Er meint, das geht schneller, als das Durchgehen und Abfahren oder Durchbrennen, wie die Berliner Techniker zu sagen pflegen."

Direktor Carl lief davon, als ob ihm der Kopf brannte.

Er setzte sein Dienstpersonale — geheime Agenten, — ja die ganze hochlöbliche Polizei in Bewegung — aber Roß und Reiter sah man niemals wieder!

Der edle Siebenbürgerhengst trug den Magnet der Spektakelstücke in das Land der Czaren.

Direktor Carl, der in seinem vielbewegten Geschäftsleben nie die Besonnenheit verlor, sah sehr gut ein, daß er jetzt noch eifriger, wie früher das Volksstück und die Posse kultiviren müsse, um die Lücke seines Repertoirs zu decken, und den Janhagel den berühmten Heldenspieler vergessen zu machen.

Um daher nicht auch die festeste Säule seines Volksstücks zu verlieren, griff der schlaue Theaterdirektor tiefer als gewöhnlich in die Kasse — und Johann Nestroy sah sich plötzlich im Besitze eines Kapitälchens, das ihm eine bescheidene Rente sicherte, im Falle ihn früher oder später die Kräfte seines Geistes und Körpers verlassen sollten.

Habe ich nicht Recht, meine freundlichen Leser, wenn ich Fräulein Marie Weiler ein sehr kluges Mädchen nenne?

Achtzehntes Capitel.

Die Familie Strampfer.

Wenn meine freundlichen Leser die Bühnenkünstler ein lockeres Völkchen nennen, kann ich nicht widersprechen — denn im Allgemeinen sind sie auch ein sorgenloses, leichtsinniges, oft sogar leichtfertiges Völkchen — aber ich bin auf meiner Wallfahrt durch das Bühnenleben auch so manchem armen Musensohn begegnet, der mir mit seiner rührenden Liebe für Weib und Kind, mit seiner aufopfernden Sorge für die lieben kleinen Wesen, die ihm Gott an's treue Vaterherz gelegt — die warmen Thränen aus den Augen preßte.

Ein so wackerer Familienvater war auch der Schauspieler Heinrich Strampfer, von dessen Gage, wie wir uns erinnern, der Theatersekretär Franz so geschickt die zehn Gulden herunterzwickte.

Was soll nun aber ein so ein armer aber redlicher Mann mit einem Monatsgehalt von vierzig Gulden machen, wenn er ein liebes Weib und vier Kinderchen

hat, denen der freundliche Herrgott einen recht gesunden Appetit gegeben?

„Schulden soll er machen?“ wird mir mancher lustige Zeisig zurufen — aber zufälliger Weise dachte Strampfer: Wer Schulden macht, soll sie auch bezahlen — man sieht, der arme Teufel war nicht zum Finanzminister geboren.

Was that er nun, um sich und die Seinen anständig zu ernähren, ohne Schulden zu machen und den guten Bürgern von Wien die Gulden aus den Taschen zu schwindeln?

Wir werden es vielleicht erfahren, wenn wir ihn im sogenannten blauen Freihause besuchen, in welchem er als Afterpartei eines jungen Ehepaares Zimmer und Kammer gemiethet hatte.

Zunächst dem Fenster des Zimmers saß eine junge sauber gekleidete Frau am Nähtischchen mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt. Hin und wieder legte sie die Arbeit bei Seite und prüfte aufmerksam die Strickerei ihres kleinen Töchterchens, das auf einem Schemel zu ihren Füßen kauerte.

Am Ofen saßen ein kleiner Knabe und ein noch kleineres Mädchen und studirten gar fleißig aus schönen Bilderfibeln — denn sie wußten, daß es für sie heute Fasttag wäre, wenn sie bis Mittag nicht die ganze Seite fertig buchstabiren gelernt hätten.

In der Kammer endlich saßen an einem großen runden Tisch Papa Strampfer und sein eilf- bis zwölf-

jähriges Söhnchen — und schrieben emsig, daß ihnen die Finger noch mehr als die Federn krachten, die Rollen aus zwei vorliegenden Theaterstücken heraus.

Also Strampfer und sein eilfjähriger Sohn Friedrich kopirten Theaterstücke und schrieben Rollen in ihren freien Stunden, ja oft bis spät in die Nacht hinein, um sich eine Zulage von einigen Gulden im Monat zu sichern.

Ach, wie oft mußten sie ihre Federn spitzen, bis die zehn Gulden ersetzt waren, die ihnen der Herr Theatersekretär so geschickt abgezwickt hatte.

„Arbeit! Arbeit!" war das Losungswort des ehrlichen Mannes.

„Wie weit bist Du, Fritz?" frug Strampfer, indem er eine kleine Pause machte und seinem Sohne auf die Finger blickte.

„Noch ein paar Szenen, dann bin ich fix und fertig, Vater!"

„Du bist fleißig gewesen, mein braver Junge! Unsere kleine Lina kann sich morgen für ein paar neue Schuhe bei Dir bedanken.

„Sie braucht und will keine Schuhe," antwortete kurz der Knabe.

„Oho! Was hat denn das zu bedeuten?"

„Das bedeutet eine Verschwörung, lieber Vater!"

„Eine Verschwörung? Nehmet Euch in Acht! Ich werde den Metternich über Euch schicken."

„Wir fürchten uns nicht — denn die Mutter steht an der Spitze der Insurrektion.“

„A — eine tapfere Insurgentenführerin. Alle Hochachtung vor ihr! Und wem wollt Ihr denn zu Leibe geh'n, Ihr kleinen Rebellen?“

„Dir, Vater! Wir verlangen einstimmig, bis auf den letzten Mann, daß alle Einnahmen für Kopialien in die Sparkasse gelegt werden, und kein einziger Kreuzer davon für uns verwendet wird, bis unser Herr Papa einen schönen warmen Winterrock hat!“

„Ja, ja, einen Winterrock! Einen Winterrock!“ riefen die Kinder, indem sie in die Kammer eilten und liebkosend ihre Aermchen um den Hals ihres Vaters schlangen.

„Die Kleinen haben Recht,“ sagte die Mutter, die sich ebenfalls näherte. „Du kannst uns ja erfrieren in Deinem leichten Röckchen auf der Probe. Was um's Himmelswillen sollte aus uns werden, wenn Du krank würdest und Dir was Menschliches begegnete?“

„Du armer, armer Vater!“ riefen die Kleinen mit nassen Augen, indem sie ihm Wangen und Hände streichelten und küßten. „Nicht krank werden, bitte, bitte!“

„O, nennt mich nicht arm!“ rief der glückliche Vater gerührt, und mit der innigsten Herzlichkeit die Häupter seiner Lieben küssend. „Ich habe ein treues, braves Weib und liebe, gute Kinder — das sind ja Schätze, um die mich mancher König beneiden könnte!“

„Nun, wenn Du Deine Kinder liebst, mußt Du ihnen auch einmal ihren Willen lassen," bemerkte Fritz, der kleine Kopist *). „Du hast bis jetzt nur für uns gesorgt und nie an Dich gedacht — laß uns jetzt auch einmal für Dich sorgen, mein guter Vater. Die Mutter wird jeden Kreuzer dreh'n und wenden, ehe sie ihn ausgibt — die Kleinen werden keine neuen Kleider und Schuhe begehren — und ich will Tag und Nacht Rollen schreiben, bis wir so viel erspart und verdient haben, um Dir einen warmen Winterrock kaufen zu können."

„Bitte, bitte, lieber Vater!" riefen schmeichelnd die Kinder.

„Der Schneidermeister Fischer ehrt und achtet Dich als Mensch und Künstler," nahm die Mutter schüchtern das Wort — „er würde Dir mit Vergnügen den Rock kreditiren, bis —"

„Damit ist's nichts!" unterbrach sie lebhaft ihr Gatte. „Spart und legt zurück meinetwegen — aber Schulden will und darf ich nicht machen. Wie sollte ich sie tilgen, wenn mich der Direktor entließe oder mir sonst ein Unglück zustieße? Das Herz würde mir brechen, wenn man uns die kleine Habe, die wir uns in Jahren schwer und mühsam erworben haben, pfändete und verkaufte? Nein, nein, wir wollen uns strecken nach der Decke, und lieber entbehren, als unsere Schränke leeren lassen, oder den Ruf der Ehrlichkeit auf's Spiel setzen.

---

*) Friedrich Strampfer, gegenwärtig Direktor des Theaters an der Wien. C. H.

Wenn uns Noth und Elend auch in ihre dürren Arme schließen, laßt uns dulden und auf Gott vertrau'n — er wird uns nicht verlassen, meine lieben Kinder!"

Der wackere Familienvater herzte und küßte nochmals seine Lieben, nahm seine kleine hübsche Lina auf den Schooß und suchte sie zu überreden, nur dieses einzige Mal noch ein Paar neue Schuhe von ihm anzunehmen — als plötzlich ein lauter Ausruf der Ueberraschung und ein lebhafter Wortwechsel im angrenzenden Zimmer den parlamentarischen Unterhandlungen ein Ende machten.

„So wahr ich lebe, der Herr Baron!" rief eine weibliche Stimme. „Wie ist denn das zugegangen? Mein Mann sagt mir ja, daß wir erst mit Ende Mai das Glück haben sollten, Euer Gnaden wieder zu sehen."

„So hatten es die Männer des Gesetzes beschlossen, meine liebe Bertha. — Aber Gold ist ein Schlüssel, der alle Thüren, folglich auch Kerkerthüren öffnet."

„Das ist der Baron von Henkelburg, von dem uns Madame Kobler so oft erzählte," sagte Strampfer mit gedämpfter Stimme.

„Ach, wenn er doch zu uns käme!" flüsterte Fritz. „Ich habe in meinem ganzen Leben noch keine silberne Nase geseh'n!"

„Er soll ein sehr reicher, aber auch ein sehr boshafter Mensch sein, der einer jungen, schönen Dame sehr großes Leid zugefügt hat, sagen Scholz und Nestroy."

„Herr Kobler ist sein Koch, nicht wahr, Vater?"

„Ja wohl, und Madame Kobler ist Kammerjungfer seiner verstorbenen Tante gewesen. Pst? Seid ein wenig ruhig, Kinder!"

„Hast Du keine Nachrichten aus dem Hotel Lilienfeld?" frug der Gast im Nebenzimmer.

„Der Portier sagte mir erst gestern, daß der Herr Bankier und seine Frau Gemalin wie die Turteltäubchen leben. — Er zeigt sich nie ohne sie — und sie nie ohne ihm. — Es soll auch schon was Kleines da sein!"

„Die Pest an ihrem Hals!"

„Ich spreche sie nie. Wenn sie zufällig in ihrer Equipage an unserem Fenster vorüberfährt, blicke ich stets mit der tiefsten Verachtung auf sie herab, denn ich kann es dieser stolzen Jüdin nie verzeihen, daß sie meinen edlen Herrn Baron verschmäht und ihn um seine kühne Adlernase gebracht hat."

„Es wäre mir lieber gewesen, wenn Du Dich wieder bei Deiner ersten Gebieterin eingeschmeichelt hättest."

„Himmel! Ich glaube gar, der Herr Baron sind noch immer nicht genesen von dieser unglückseligen Leidenschaft?"

Von dieser? Vielleicht! — Aber es gibt eine andere, an der ich kränkle — der Rache nämlich."

„Gott erbarme sich! Sie werden keine Ruhe geben, bis Sie wieder einen Zirkumflex erwischen über das ganze Gesicht. — Es ist noch ein Glück, daß Sie wenigstens keine Nase mehr verlieren können!"

„Aber ich habe noch Blut in den Adern, um es auf's Spiel zu setzen gegen das Blut der Elenden, denen ich ein geschändetes Dasein verdanke. — Bis zum Tage der Schande war das Vergnügen der Götze, dem ich einen goldenen Tempel gebaut — jetzt ist der Tempel zertrümmert, und aus seiner Ruine soll sich der Altar der triumphirenden Rache erheben!"

Baron von Henkelburg — er war es in der That — sprach diese Worte mit einem so diabolischen Ingrimm, daß die Kinder sich zitternd an ihre Eltern schmiegten, und Niemand den Gast bemerkte, der in's Zimmer getreten war, und ebenfalls von der diabolischen Stimme im Nebenzimmer ergriffen, horchend an der Thüre stand.

„Sie werden sich ins Verderben stürzen!" rief Madame Kobler, die uns längst bekannte Vertraute des jungen Barons.

„In's Verderben!" entgegnete dieser hohnlachend. „Der Kreis, in dem ich geboren wurde, ist mir geschlossen — der edle Name, den ich geerbt, hat in der Zelle des Kriminals seinen unbefleckten Glanz verloren — ich bin zum Paria der guten Gesellschaft geworden — das Verderben hat keinen Abgrund mehr, an dessen Rande mich noch ein Schwindel ergreifen könnte — darum will ich Gift kochen am Rande dieses Abgrundes, und wenn der Teufel mir das Feuer schüren müßte!"

„Gott steh' uns bei! Mir wird angst und bange vor Ihnen, Herr Baron."

„O, Du hast wenig zu fürchten, wohl aber viel zu hoffen, meine schöne Bertha, — wenn Du mir wieder als Schlange auf dem Baume der Erkenntniß dienen willst."

„Was kann ich thun?"

„Für jetzt nichts weiter, als Dich mit einem der Dienerschaft Lilienfeld's in Verkehr zu setzen — denn ich muß von jedem Ereigniß in seinem Familienkreise genaue Kenntniß erhalten. Spare kein Gold — ich habe noch eine halbe Million zu verschleudern."

Das Gespräch wurde geheimnißvoller — und man hörte nur noch flüstern im benachbarten Zimmer.

„Mein Gott, das ist ja ein entsetzlicher Mensch!" hauchte Strampfer schaudernd.

„Ein Abällino ohne Flodoardo ist er!" sagte Nestroy vortretend.

„Herr Nestroy! Herr Nestroy!" riefen, ihm freudig entgegeneilend, die Kinder.

„Grüß' Euch Gott, Ihr kleinen, feschen Strampfer! — aber macht nicht zu viel Lärm, denn der Krampus ist in der Nähe."

„Sie wissen also schon —"

„Daß da d'rin der Teufel Mariage spielt, aber zum Glück habe ich ihm durch die Wand in die Karten gesehen."

„Ja wohl ein Teufel!"

„Und noch dazu ein reicher Teufel, das ist der gefährlichste von Allen! — Mit einem dummen oder armen Teufel wird man geschwinder fertig auf der Welt. Aber meine Herrschaften — ich komme eigentlich her, um Euch zu „stupfen," weil ich selber von meinem Direktor „gestupft" werde. — Sagt mir, seid Ihr bald fertig mit den Rollen?"

„In ein paar Minuten. Ich habe nur noch eine einzige Szene auszuschreiben."

„A — der Fritz schreibt die Rollen? — Sapperlot, der kleine Kerl hat eine Schrift wie gestochen. — Für das Meisterwerk werde ich extra eine Prämie zahlen müssen."

„O — wenn man Stücke Nestroy's ausschreibt, darf man nicht patzen," sagte wichtig der Knabe.

„Aber der Nestroy hat vielleicht selber gepatzt, Fritzl. — Haben Sie „die Fahrt mit dem Dampfwagen" gelesen, Herr Strampfer?"

„Sehr aufmerksam gelesen."

„Nun, und was sagen Sie dazu?"

„Ich würde mir gratuliren, wenn ich das Stück gedichtet hätte."

„Aha! Aber weil ich es gedichtet habe —"

„Ihnen kann ich mit dem besten Willen nicht gratuliren."

Diese vergoldete Rhabarberpille hat mich meine Marie auch verschlucken lassen. Mir scheint, ich werde eine unglückliche „Fahrt mit dem Dampfwagen" machen."

„Wer weiß! Das Publikum hat oft so sonderbare Launen, wie eine junge Dame in den Flitterwochen.“

„Nein, nein, weder Ihr Urtheil noch das meiner klugen Marie — nur das Urtheil unseres Herrn Direktors macht mich für das Schicksal meines jüngsten Kindes so besorgt.“

„Wie? Der Herr Direktor ist ja ganz enthusiasmirt für das Stück.“

„Das ist's ja eben, was mir Angst und Entsetzen macht — denn bis jetzt hat noch jedes Stück, das ihm so außerordentlich gefiel, total Fiasko gemacht.“

„Sonderbar! Er steht doch im Rufe eines sehr praktischen Direktors —“

„Er ist aber viel schlechter als sein Ruf, und das will was sagen, mein lieber Strampfer. Aber Fritzl schreibt gerade seine Finis unter die letzte Rolle. — Darf ich sie gleich mitnehmen, mein kleiner Kalligraph?“

„Sie sind ja noch nicht geheftet.“

„Das wollen wir dem Theaterdiener überlassen. — Aber zahlen muß ich auch, gelt Fritzl?“

„O — ich bitte recht sehr.“

„Wie hoch taxirt denn der Herr Sekretär Franz Deine Arbeit?“

„Er zahlt einen Gulden Wiener Währung für jeden Akt.“

„Der Tausend, das ist ein recht anständiges Honorar. Dafür kann man alle Tage gebratene Kartoffeln speisen, wenn man fleißig ist. Aber Nestroy ist noch nobler

als der Direktor Carl. Er zahlt Dir nicht einen Gulden Schein, sondern einen Gulden Münz für jeden Akt, und zwei Gulden als Prämie für die Kalligraphie."

Der Knabe empfing eine Banknote von fünf Gulden, und machte einen Rundsprung vor Freude, wie jener arme Jude in Frankfurt, der so glücklich war, von Amschel Rothschild einen Fußtritt zu erwischen. —

„Kein anderer Mensch darf mir meine Manuskripte für die Censur kopiren als dieser kleine Kalligraph. Ich ernenne Dich zu meinen geheimen Kabinetssekretär, Fritzl."

Glücklicher Knabe — Dein geliebter Vater wird nicht lange mehr frieren auf der Probe. Die beiden Aermel seines Winterrockes hast Du schon ehrlich verdient."

„Was wir hier zufällig gehört haben, lieber Freund," sagte Nestroy, indem er seinem Kollegen die Hand zum Abschied bot, „bleibt unter uns. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn Sie Ihre Frau Nachbarin merken ließen, daß wir ihre geheime Konferenz mit dem saubern Herrn Baron von Henkelburg behorcht haben."

„Wir sprechen Madame Kobler selten, Herr Nestroy — und haben in Oesterreich schweigen gelernt."

„Der gefährliche Patron schmiedet Rachepläne gegen eine junge Dame, deren Farben die Ritter Scholz und Nestroy tragen. Wir werden sie vor der neuen Gefahr warnen, die sie bedroht — und ihr anrathen, Musterung unter ihrer Dienerschaft zu halten, damit sie wenigstens in ihrer Nähe keinen Judas zu fürchten hat. Heute Abends in der Garderobe werde ich Ihnen die Geschichte unseres

Blumenmädels erzählen — ich bin überzeugt, daß auch sie es lieb gewinnen, und sich gerne mit uns vereinen werden, es gegen schlechte Menschen zu schützen."

„Mit Leib und Seele!"

„Und jetzt behüt Euch Gott Alle mit einander! — Apropos Freund Strampfer — es krabbeln da so viele Kleinigkeiten herum, daß es einem Familienvater sehr warm werden kann, ohne eingeheizt zu haben. Wenn Sie einmal irgendwo der Schuh drückt, vertrauen Sie sich mir und meiner Marie an. — Sie wird sich herzlich freuen, wenn Sie ihr erlauben, Ihre Liliputaner ein wenig herauszuputzen."

„O Sie sind beide so gut und freundlich, aber —"

„Nur keinen falschen Stolz zwischen Kollegen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben. Wer weiß, ob Sie nicht nach ein paar Jahren meine Liliputaner herausputzen."

„Welch' eine Ironie!"

„Die Ironie des Glückes, das wie eine treulose Dirne heute verhöhnt, wo es gestern gelächelt hat. Nicht zu übermüthig und nicht zu demüthig, denn heute mir, morgen Dir, steht als Motto im Buch des Schicksals. Und jetzt noch ein Bußerl schöne Lina! bleibet mir in Gnaden gewogen holde Maid, und denket, daß ich für Euch und Euer edles Haus zu jeder Stunde männiglich eine Lanze zu brechen bereit bin!"

„Ein Herz wie ein Kind! So will ich den Poeten!" rief Strampfer gerührt, nachdem Nestroy das Zimmer

verlassen hatte. „Der hat die Humanität nicht in der Schule des Herrn Direktors Carl studiert.“

Der Familienvater nahm seine Arbeit wieder in Angriff — und Fritz begann mit der Gravität eines Gymnasialdirektors die Prüfung seiner Geschwister. Das Buchstabiren ging wie am Schnürchen — und mit dem Fasttag war es nichts für heute.

Neunzehntes Capitel.

Ein paar Köche.

Herr Kobler, der Koch des Herrn Baron von Henkelburg, zählte sechzig Jahre — und hatte sich dennoch ein hübsches junges Weibchen genommen.

Herr Finke, der Koch des Herrn Bankiers von Lilienfeld hatte sich weder ein junges noch ein altes Weibchen genommen, und dennoch ein großes Wohlgefallen an jungen hübschen Weibchen.

In solchen Fällen pflegen Köche gute Freunde zu werden.

Herr Finke war also ein zärtlicher Busenfreund

Herrn Kobler's und wenn Herr Kobler nicht zu Hause war, auch ein zärtlicher Busenfreund seiner Frau.

Die junge Frau fühlte sich auch recht behaglich in seiner Gesellschaft, fast behaglicher als in der Gesellschaft ihres Herrn Gemals — wahrscheinlich weil die jungen Köche besser als die Alten kochen.

Herr Finke war also der Mann, der seiner jungen Freundin zu Liebe täglich im Hotel Henkelburg rapportirte, was man im Hotel Lilienfeld sprach, that oder zu unternehmen gesonnen war.

Eines Tages sagte Herr Finke, indem er den weißen vollen Arm der Madame Kobler an seine Lippen drückte: „Morgen machen wir einen kleinen Ausflug, schöne Frau. — Wir reisen auf acht Tage nach Venedig."

„Wie? Was soll das heißen?"

„Fürchten Sie nichts!" sagte selbstgefällig lächelnd der Gaumenkitzler. „Wenn ich sage wir, spreche ich nie von mir. — Mich hält mein Magnet in Wien zurück. Nur der Herr Bankier wird es auf kurze Zeit gegen die Stadt der Lagunen vertauschen."

„Und die gnädige Frau?"

„Meine Gnädige wird sich mit der Langeweile der Strohwitwen befreunden müssen. — Sie würden keine Langweile kennen lernen, reizende Frau, wenn mein Herr Kollege Kobler so gefällig sein wollte, eine kleine Lustreise zu machen."

„Wahrscheinlich sind es dringende Geschäfte, die den

Herrn Bankier aus den Armen seiner schönen Gemalin reißen?“

„Dringende Geschäfte gerade nicht. — Wenn ich recht gehört habe, beabsichtigt er den Ankauf einer reizenden Villa am Gestade des adriatischen Meeres. Wir gedenken dort den Frühling zu genießen, weil der Arzt unserm kleinen Herrn Sohn die lauen Lüfte Italiens empfohlen hat.“

„Ist das Kind kränklich?“

„Bewahre! Es ist rund und dick wie ein kleiner Bachus — aber die Frau Mama bildet sich ein, es ist krank — und der Doktor ist ein galanter Herr, der den Damen immer Recht gibt. — Da das Kind nicht krank ist, wird er es krank machen, damit er nur ja nicht in Versuchung kommen kann, der Frau Mama zu widersprechen.“

„Wissen Sie zufällig den Namen der Villa, die der Herr Bankier anzukaufen gedenkt?“

„Rosa — Rosa — warten Sie — Rosa — bella — ganz recht, Rosabella.“

„Ein recht duftender Name das! — Also morgen reisen der Herr Bankier nach Rosabella, und lassen Madame allein zurück! Wissen Sie wohl, mein lieber Finke, daß diese Neuigkeit den Herrn Baron von Henkelburg sehr interessiren wird?“

„Glauben Sie?“

„Ich glaube, daß Sie es nicht bereuen dürften,

einen Fiaker zu miethen und augenblicklich mit mir in's Hotel Henkelburg zu fahren."

„Mit Ihnen in einem Fiaker! O Wonne!"

„Wir werden den Herrn Baron von der bevorstehenden Abreise Herrn von Lilienfeld's in Kenntniß setzen."

„Sehr wohl!"

„Der Herr Baron wird Ihnen vielleicht einige Aufträge geben —"

„Aufträge mir? Ich bin Koch und nicht Lakai, schöne Bertha."

„Also Wünsche, wenn Sie wollen — Gefälligkeiten, die der Herr Baron mit ungezählten Dukaten zu honoriren pflegt."

„O — er ist Kavalier — das kann Niemand leugnen."

„Wenn Sie sich ihm ein wenig gefällig zeigen, werden Sie ihn sehr großmüthig finden und mich —"

„Und Sie —?"

„Und mich werden Sie sehr dankbar finden, lieber Finke."

„Ich, Ihr lieber Finke!" jubelte der Koch. „Ich eile, einen Fiaker zu holen."

„Nicht doch!" sagte Madame Kobler, indem sie ihren Verehrer zurückhielt und sich schnell mit Hut und Mantel bekleidete. „Wir haben ja nur ein paar Schritte bis zum Theater — dort finden wir Fiaker genug, und vermeiden es, hier im blauen Hause die Klatschschwestern auf uns aufmerksam zu machen."

Das Pärchen entfernte sich.

Auf der Treppe begegnete es Herrn Strampfer — dem es nicht mehr möglich war, den Hut zu rücken vor der falschen Katze.

Während Herr Finke dahin fuhr, um für eine Konspiration gegen den Bankier gewonnen zu werden — war Herr Kobler bereits für eine Konspiration gegen den Baron gewonnen.

Es war die Liebe, die sowohl den jungen als den alten Koch zum Verräther ihrer Herrschaften machte.

O — der sechzigjährige Herr Kobler war auch noch ein Tausendsassa!

Das weibliche Chorpersonale des Theaters an der Wien bestand aus Damen, die paarweise ein Jahrhundert aus den Coulissen schleppten — indeß hatten sich in diesen ehrwürdigen Rattenkönig dennoch einige Sprößlinge eingeschwänzelt, die wenigstens zur Fußwaschung noch nicht würdig gefunden wurden.

Unter diesen Sprößlingen war auch eine Demoiselle Theresia Fasching — noch eine Rosenknospe, dem Heißgeliebten einst sich zu entfalten — eine Dame noch in der ersten Jugendblüthe, denn sie hatte erst drei- oder viermal Mutterfreuden genossen.

In diese Theresia Fasching hatte sich also der alte Koch bis zum Uebersprudeln und Anbrennen verliebt.

Anfangs hatte er die Göttliche am Theaterthor nur mit ein paar melancholischen Seufzern anzublasen sich erlaubt — dann wagte er es schüchtern sie mit einem

Chokolade-Bonbon zu attakiren — hierauf zog er mit einer Düte Konfekt in's Treffen — und lieferte endlich mit Wildprett, Tokayer und Champagner die entscheidende Schlacht.

Die mit gestohlenen Delikatessen geschoppte Ente fing ein wenig zu sieden und mürbe zu werden an.

Diese Eroberung machte ein ungeheures Aufsehen in der Damengarderobe.

Theresia Fasching war seit der blonden Peppi die erste liebe Tochter, an der man Wohlgefallen gefunden hatte.

Und noch dazu ein herrschaftlicher Koch!

Setzt einen Koch und eine Choristin in Musik, und ihr habt die Ballade „Eduard und Kunigunde“ geschaffen.

Wie meine freundlichen Leser wissen, ist auf obrigkeitlichen Befehl allen Fremden der Besuch der Bühne auf das Strengste untersagt.

Aber wenn man dem Theaterfeldwebel die Hand oder vielmehr in die Hand was drückt, wird es mit dem obrigkeitlichen Befehl nicht gar so genau genommen.

Auch Herr Kobler betrat nie die Bretterwelt, ohne dem Cerberus was in die Hand zu drücken, und genoß dafür das Vergnügen, an jedem Abend seine Therese anzuschmachten und auf die verschiedenen Strümpfe zu blinzeln, in denen vor einem halben Jahrhundert wahrscheinlich Waden steckten.

Wenn wir jenes Abends gedenken, an welchem die

Kobolde in der Theatergarderobe dem armen Schauspieler Stahl die Tanzstiefelchen mit Lagerbier füllten, werden wir uns auch erinnern, daß er zum Hochzeitsfest Herrn Kobler's eingeladen und folglich ein Freund oder mindestens ein Bekannter des neuvermälten Ehepaares war.

Natürlich plauderte und prunkte er auf der Bühne mit seinem Intimus aus der Küchen-Aristokratie — und bald hatte er ihn allen seinen Kollegen, folglich auch den Komikern Scholz und Nestroy in bester Form gesellschaftlichen Anstands vorgestellt.

Für unsere Helden war eine Bekanntschaft mit dem Koch des Herrn Baron von Henkelburg ebenso interessant, als es die Bekanntschaft mit den Koch des Herrn Bankier von Lilienfeld für den Herrn Baron von Henkelburg war.

Die beiden Komiker überschütteten Herrn Kobler mit Aufmerksamkeiten und Artigkeiten, so daß der alte verliebte Koch die jugendlichsten Bocksprünge machte vor Entzücken.

Es befremdete ihn zwar ein wenig, daß unsere beiden Helden auch mit seiner Geliebten sehr oft und sehr geheimnißvoll hinter den Coulissen plauderten — aber jeder Argwohn verschwand, wenn die Dame seines Herzens mit der Naivität einer Gurli zu ihm hüpfte, das rosenrothe Mäulchen aufriß, und sich auf das Anmuthigste ein Bonbon oder ein Stückchen Marzipan hineinschieben ließ.

O mein Gott! Wer nie von einer Choristin oder Tänzerin geliebt wurde — hat die reine, heilige Liebe eines jungfräulichen Herzens nie gekannt.

Liebte ihn die holde Jungfrau, oder liebte ihn die holde Jungfrau nicht? „Waß mer's denn?" pflegte Nestroy in solchen Fällen zu sagen.

Thatsache war, daß Fräulein Therese Fasching eine geheime Agentin unserer Komiker wurde, wie das junge Weibchen Herrn Kobler's geheime Agentin des Herrn Baron von Henkelburg war, und daß die Köche beider feindlichen Parteien als Kundschafter und Spione benützt wurden.

Jeder der beiden Köche rapportirte getreu der Dame seines Herzens, was in der geheimen Küche seines Herrn gekocht oder ausgesotten wurde.

„Wer ist denn der alte fremde Herr im braunen Frack?" frug Direktor Carl den Theaterfeldwebel.

„Ich habe nicht die Ehre, ihn zu kennen," antwortete verlegen der Gefragte. „Aber es scheint eine hohe Standesperson zu sein, denn die Herren Scholz und Nestroy begegnen ihm mit der ausgezeichnetsten Hochachtung."

Direktor Carl schritt an Herrn Kobler mit einem sehr tiefen Kompliment vorüber, und richtete auch an die beiden Komiker die obige Frage.

„Der alte, fremde Herr?" antwortete Nestroy. „Sie kennen ihn nicht? Er soll ja einer der berühmtesten Schriftsteller unseres Jahrhunderts sein!"

„Es ist ein wahrer Genuß, seine Werke zu verkiefeln,“ fügte Scholz hinzu.

„A — ein großer Dichter also? — Sein Gesicht ist mir fremd, aber ich zweifle nicht, daß sein Name —“

„Es ist Kobler!“

„Der große Kobler.“

„Kobler? Kobler? Sonderbar — ich kenne Told — Gleich — Meisl — Schiller — aber von einem Kobler hab' ich in meinem ganzen Leben noch nichts gehört und gelesen. Haben Sie doch die Güte, Herr Nestroy, mich mit Herrn Kobler bekannt zu machen!“

Nestroy trat einige Schritte zurück, ergriff die Hand des Kochs und führte ihn mit einer feierlichen Förmlichkeit zu Herrn Direktor Carl.

„Herr Direktor — ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Kobler vorzustellen.“

„A, Herr Kobler, tausendmal willkommen!“ rief Carl mit Emphase. „Ich schätze mich außerordentlich glücklich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen — denn Ihren Namen, Ihre berühmten Werke kenne ich schon längst — aber welcher Deutsche sollte sie auch nicht kennen? Welch' eine reiche Phantasie! Welch' ein kolossaler Geist! Ohne Ihnen zu schmeicheln — aber für mich ist Kobler die genialste Erscheinung unseres Jahrhunderts!“

Der Koch machte so große freundliche Nasenlöcher,

wie eine junge Frau, die zum ersten Male den Storch klappern hört.

„O ich bitt —" sagte er schmunzelnd, „der Herr Direktor meinen wahrscheinlich mein Ragout à la Henri quatre oder mein Fricassén à la Paganini —"

„Nein, nein, — Ihr neuestes Week — das — das —"

„Plumppudding à la Palmerston?"

„Ja, ja, das mein' ich! Welch' eine Ironie und Satyre! Auf Ehre, ich habe in der neuesten Literatur nichts Pikanteres gefunden, als diesen Plumppudding."

„Die indianische Pfeffermünze, mit der ich ihn würze — macht den Pudding so pikant."

Die beiden Komiker standen hinter dem Direktor — und mußten sich alle Mühe geben, um das Lachen zu verbeißen.

„Wie wär's denn, Herr Kobler, wenn Sie mein Kunstinstitut mit einem Ihrer dramatischen Werke erfreuen wollten?" fuhr Direktor Carl fort. „Ich möchte meinem Publikum einmal etwas Klassisches der Gegenwart bieten. Schiller zieht nicht mehr — man findet ihn noch immer langweilig, obgleich ich ihn fast ganz zusammengestrichen und ganz neu bearbeitet habe. Wie ist's — haben sie nichts für mich?"

Der alte Koch zog mit verblüfftem Gesicht eine umfangreiche Düte aus der Tasche, und präsentirte überzuckerte Kastanien dem Herrn Direktor.

„Danke — danke!" sagte Carl artig ablehnend.

„Obwohl auf diesem Boden am üppigsten die Posse gedeiht, möchte ich dennoch von Zeit zu Zeit auch die moderne Tragödie kultiviren, aus einer gewandten Feder, wie die Ihrige, mein Herr. — Die sogenannten Schauerdrama, wie „Die Schreckensnacht im Schloß Paluzi“ — „Die Zauberin Sidonia“ — „Die Giftmischerin“ und dergleichen — kitzeln noch immer den Gaumen des großen Publikums. — Können Sie uns vielleicht mit solch' einem Leckerbissen aushelfen?“

„Leckerbissen?“ frug ziemlich einfältig Herr Kobler. „Wenn Sie vielleicht eine Forellenpastete wünschen —“

„Hahahaha! Sie sind ein wenig zerstreut, wie jedes Genie. Ich spreche von geistiger Nahrung, mein verehrter Herr Kobler, die ich in meinem großen Hotel zur Abwechslung meinen täglichen Gästen auftischen möchte. — Liefern Sie mir dergleichen Delikatessen und Sie sollen einen dankbaren Hotelier an mir finden.“

„Delikatessen? O — damit kann ich aufwarten.“

„Haben Sie nichts im Verlage in Wien? Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir ein Exemplar eines Ihrer neuesten Werke zusenden wollten.“

„Aha — jaja — ich habe im vorigen Jahr was drucken lassen —“

„Hier?“

„Zu dienen — hier bei Wallishauser.“

„Bei Wallishauser? Sonderbar — diese Buchhandlung schickt mir ja an jedem Ersten ihren Katalog — und ich habe unter den neuen dramatischen Erscheinungen

nichts gefunden, was — darf ich um den Titel dieses Werkes bitten?"

„Der edle Feinschmecker."

„Der edle Feinschmecker! Ein vortrefflicher Titel, mein lieber Herr Kobler. Wahrscheinlich so eine Art Ehrgeiz in der Küche?"

„In der Küche? — O ja — ja, ja versteht sich. Sie finden Alles d'rin, was in die Küche gehört."

„Es spielt also in der Küche. — Ein großes Personal?"

„Je nachdem die Küche groß oder klein ist."

„Ich meine — wie viele Personen?"

„I nu — ein Koch — eine Köchin — zwei Bratendreher — ein paar Mägde — ein Abwaschweib —"

„Der Koch ist wahrscheinlich eine Glanzrolle für mich? Und als Küchenjungen würde ich Ihnen Scholz und Nestroy empfehlen. Die Köchin für Madame Maierhofer — die Bratendreher für Hopp und Haag — das Waschweib für Madame Holzapfel — den Liebhaber für Herrn Kläglich, das heißt, wenn Sie sich als Liebhaber eine ritterliche Gestalt in jugendlicher Schönheit denken."

„Ich weiß nicht, was ich eigentlich denken soll," antwortete Herr Kobler, den Carl bereits so dumm wie einen Auster gemacht hatte. „Wollen Sie denn Ihr ganzes Kunstpersonale kochen lernen lassen?"

Der Direktor sah den Koch und der Koch den Direktor an — denn Keiner wußte, was er von dem andern halten sollte — da gab der Inspizient zum Glück

das Glockenzeichen zum Beginn des zweiten Aktes, und der aufrollende Vorhang machte dem drolligen Intermezzo ein rasches Ende.

Herr Kobler entsprang und athmete erst freier auf, als er seine geliebte Therese wieder fütterte hinter den Coulissen — aber so oft ihm der Direktor Carl wieder in die Nähe kam, verschanzte er sich hinter einer Barrikade von alten Choristinen, denn er hatte nicht die mindeste Lust, das fatale Examen wieder zu repetiren.

Nach dem Theater saßen Nestroy, Scholz, der alte Koch und seine kochend heiß geliebte Theresia zechend und schmausend im Gasthause — und mit dem Schluß des Soupers hatten sich die beiden Komiker einen Telegraphen auf zwei Beinen in die Küche des Herrn Baron von Henkelburg gebaut.

Aber auch dieser hatte seinen Telegraphen — ja auch seinen geheimen Agenten zugleich in der Küche seines Gegners.

Am Morgen vor der Abreise Herrn von Lilienfeld's hatte Herr Finke dem Bedienten des Bankiers die Reisetasche mit den feinsten Delikatessen und den Flaschenkeller mit den edelsten Weinen gefüllt — und ihm ein wahrhaft luculisches Gabelfrühstück aufgetischt.

Der arme Bursche wußte sich die auffallende Huld und Gnade des sonst so bärbeißigen Küchenthyranen gar nicht zu erklären.

„Mein lieber Jean!“ sagte Herr Finke freundlich, indem er die Gläser mit Tokaier füllte — „jeden Andern

würde ich um das Glück beneiden, unsern gnädigen Herrn begleiten zu dürfen — aber Ihnen gönne ich es von Herzen, weil Sie ein Mensch sind, den ich liebe und achte."

„Sonderbar?" dachte sich Jean. „Jetzt liebt und achtet er mich, und sonst hat er mich immer angeknurrt, wie unser bissiger Wachtelhund."

„Stoßen Sie an — auf ein fröhliches Wiederseh'n!"

„Vivat Herr Finke!"

„Ihnen auch eins, lieber Jean! Und noch ein Toast — auf alle reizenden Mädchen in Venedig! Nehmen Sie sich ja in Acht, daß Sie nicht zu tief in ein paar schwarze feurige Augen seh'n!"

„Hahahaha — so tief wie möglich! Mein ganzer Monatsgehalt wird springen, denn die wällischen „Techtelmechtel" sollen verdammt theuer sein, sagt man."

„Also haben Sie es richtig auf die schönen Venetianerinnen abgesehen, Sie Vocativus! Es thut mir beinahe leid, daß ich diesen gefährlichen Unternehmungsgeist mit blankem Golde zu unterstützen beauftragt bin."

„Unterstützen? Könnt nicht schaden, Herr Finke — könnt nicht schaden."

„Wollen Sie sich diese sechs funkelnagelneuen Dukaten verdienen?"

„Sechs Dukaten? I tausendsapperment, warum denn nicht?"

„Sie haben nichts zu thun, als dieses Briefchen zu

bestellen, das ein junger reicher Kavalier nicht der Post, sondern einem verläßlichen Boten anvertrau'n will."

„Aha — gewiß eine Liebesgeschichte?"

„Ja wohl — unter uns — es ist eine Liebschaft mit einer jungen Dame, die einen alten Herrn hat — Sie versteh'n mich wohl?"

„O — ich kenn mich schon aus! Wir sind nicht auf den Kopf gefallen!"

„Nun dann begreifen Sie wohl auch, daß das eine sehr delikate Sache ist. — Vorsicht und Verschwiegenheit! Ein einziges Wörtchen könnte nicht nur der jungen Dame, sondern auch Ihnen sehr gefährlich werden."

„Ich werde mich wohl hüten — denn ich habe keine Lust, mich mit einem Stilet zwischen den Rippen kitzeln zu lassen. Geben Sie mir nur die sechs Dukaten und das Briefchen — ich werde es schon an die rechte Adresse befördern, daß keine Katze was davon merkt."

„Hier sind die Dukaten — und hier das Briefchen."

„Aber es hat ja keine Adresse —"

„Es bedarf derselben nicht."

„Der Teufel auch! Wohin soll ich es denn bringen?"

„Finden Sie sich am nächsten Freitage punkt zwölf Uhr auf dem Markusplatz ein."

„Wird mich dort die Dame erwarten?"

„Das nicht — aber links an der dritten Säule des Domes wird ein alter Bettelmönch stehen —"

„Ein Bettelmönch?"

„In brauner Kutte und mit langem weißen Barte.

Er wird kurze Gebete vor sich hinmurmeln — und jedes Gebet mit einem lauten „Sancta Maria, ora pro nobis!“ schließen. Merken Sie sich das.“

„O — ich kenn's! Ich hab's schon oft genug plappern gehört?“

„Wenn der Mönch mit diesem „Sancta Maria, ora pro nobis!“ drei seiner Gebete geschlossen hat — treten Sie zu ihm, und drücken ihm mit ein paar Kupfermünzen zugleich das Briefchen in die Hand.“

„Und was weiter?“

„Nichts. Sie haben die sechs Dukaten verdient.“

„Also habe ich keine Antwort zu erwarten?“

„Die Antwort wird sich der junge Kavalier selbst holen.“

„I potz Fischchen! Wenn ich nur alle Tage solche Kommissionen bekäme!“

„Nu, wer weiß, ob es nicht bald wieder was zu verdienen gibt. — Aber vor Allem, stumm wie das Grab. — Auch der gnädige Herr darf nicht erfahren, daß Sie sich mit dergleichen Geschäften befassen.“

„Das versteht sich! Er jaget mich ja auf der Stelle aus dem Dienst, wenn er wüßte, daß ich verheirateten Frauen Liebesbriefe zutrage.“

Eine Stunde später saß Monsieur Jean neben dem Kutscher auf dem Bock der Reisekalesche, aus welcher der Bankier von Lilienfeld seinem jungen, schönen Weibchen noch ein inniges und zärtliches Lebewohl zurief.

Und als der Wagen davonrollte — glitten glänzend klare Perlen über die blühenden Wangen der reizenden jungen Frau.

Zwanzigstes Capitel.

Ein Sprung nach Venedig.

Am Tage nach der Abreise des Bankiers saßen unsere beiden Helden auf dem Wasserglacis, neben der alten Pumpe, die der industrielle Pächter dem Publikum als Gesundheitsbrunnen empfahl.

Sie erwarteten Herrn Kobler, mit dem sie hier ein Rendezvous verabredet hatten.

„Also der Herr Obrist von Plümüke hat Wien verlassen?“ frug Nestroy.

„Ja, mein Herr Onkel ist in seine Brandenburger Sahara zurückgekehrt — hat aber versprochen, mit mir recht fleißig zu korrespondiren, und mir eine Hinterthüre offen zu lassen, falls ich dennoch einmal in die preußische haute volée eintreten wollte.“

„Hahahaha! Ich möcht' Dich sehen als Berliner Hof-Postdirektor, Wenzel.“

„O ich würde als Hof-Postdirektor, meiner Verdienste wegen, bald noch einen andern Titel bekommen — geheimer Konfusionsrath, oder so was dergleichen.“

„Das wird sich der alte Herr Onkel auch gedacht haben, weil er seinen Plan so geschwind aufgegeben hat. — Indeß kann's gar nicht schaden, wenn Du Deine freundschaftlichen Verbindungen mit Preußen nicht einstellst. Wer weiß, ob die Herren von Plümüke nicht einst aus Deinem Buben einen preußischen Herrn Junker machen."

„Kann schon sein — meine Noblesse hat der Spitzbub. Aber schau — ist das nicht unser Herr Kobler, der dort mit den beiden Kindsmädeln charmirt?"

„Freilich ist er's! Direktor Carl sollt' den alten verliebten Jüngling als grauen Kläglich engagiren."

„Heda, Herr Don Juan!" rief Scholz, indem die beiden Komiker Herrn Kobler näher traten. „Wir werden Sie heute in der Damengarderobe denunziren. Was wird Fräulein Therese Fasching zu Ihren losen Streichen sagen?"

„Hehehehe! Dienerchen — Dienerchen, meine Herren! Verzeihen Sie — ich bin ein wenig kurzsichtig, und darum habe ich die beiden Mädchen —"

„Für uns gehalten?" fiel ihm Nestroy in's Wort.

„O, solch' ein Irrthum ist sehr leicht möglich, wenn man kurzsichtig ist. Ich hab' als Jüngling auch einmal unser Stubenmädel statt meinen Großvater umarmt. — Aber jetzt machen Sie eine kleine Promenade durch die Haupt-Allee mit uns, um sich Ihrer Rapporte zu entledigen. Was haben Sie als stiller Beobachter erkundschaftet in Ihrem Hotel?"

Gestern in der Früh hatte mein Herr Kollege Finke wieder eine lange und sehr geheime Unterredung mit meinem Herrn Baron."

„Aber hoffentlich nicht geheim genug, um nicht durch's Schlüsselloch bis in Ihre Ohren zu dringen."

„Nun, Einiges habe ich freilich erhorcht — aber ich weiß nicht, ob es für Sie von besonderem Interesse sein wird."

„Vielleicht doch — lassen Sie hören."

„Man sprach von einem Briefe, den mein Herr Kollege durch den Bedienten des Herrn Bankiers heimlich nach Venedig expediren sollte."

„Eine geheime Depesche — an wen?"

„An einen betenden Bettelmönch auf dem Markusplatz."

„An einen Mönch? Ist denn der Herr Baron so fromm geworden, daß er mit Klosterbrüdern korrespondirt?"

„Ich weiß selber nicht, was ich davon denken soll, meine Herren. Bis jetzt war der Herr Baron ein Freigeist, der über unsere heilige Religion nur gespöttelt hat. — Ich glaube — Gott verzeihe mir die Sünde — er ist in seinem ganzen Leben noch nicht zur Beichte gegangen."

„O — gebeichtet hat er doch — aber Ihrer Frau, Herr Kobler."

„Ja — meine Bertha schmeichelt sich seines unbeschränkten Vertrauens, das hat mich auch bewogen, sie zu heiraten, meine Herren."

„Sehr klug und weise! Die vertraute Kammerjungfer eines Kavaliers ist meistens eine ganz anständige Partie. — Nun weiter, Herr Kobler!“

„Ferner geruhte der Herr Baron zu äußern, daß er in Frau von Lilienfeld noch immer rasend verliebt sei. Er habe auf ewig sein Herz verloren.“

„Das Herz und die Nase, ganz recht.“

„Er müsse sie besitzen, und wenn sie mit eisernen Ketten an den Mond geschmiedet wäre.“

„Teufel — der ist obstinat. Und das Geständniß hat er dem Koch der Frau von Lilienfeld gemacht?“

„Nein, meiner Frau — denn wie gesagt, er hat kein Geheimniß vor ihr. — Er ist entschlossen, Frau von Lilienfeld an einem der nächsten Tage zu besuchen.“

„Besuchen?“ riefen unsere beiden Helden auf's Höchste erstaunt.

„Vor der Heimkehr ihres Herrn Gemahls, versteht sich.“

„Frau von Lilienfeld wird den Herrn Baron die Treppe hinunterwerfen lassen,“ schrie Nestroy empört.

„Und ich laß mich für das Geschäft als Hausmeister bei ihr engagiren,“ fügte Scholz hinzu.

„Um's Himmelswillen, meine Herren, verrathen Sie mich nicht! Der Herr Baron würde wüthen, und noch mehr meine Frau, wenn sie erführe, daß ich am Schlüsselloch gehorcht und geplaudert habe.“

„Fürchten Sie nichts — Sie werden von Ihrer

lieben Frau nicht gezüchtigt werden — denn wir brauchen Sie zu nothwendig, um Sie zu kompromittiren."

„Nur unter dieser Bedingung könnte ich Ihnen ferner Dienste leisten, darum beschwöre ich Sie, meine Herren —"

„Ihr Name wird nie genannt werden — also komm nur zur Ruh', bewegt' Gemüth!"

„Und wenn Sie sich unsere Hochachtung verdienen wollen, so schaun's, daß Sie Ihrem Paperl zu Haus' das Züngerl lösen. Ihre liebe Frau weiß gewiß, was der Brief an den Bettelmönch zu bedeuten hat."

„O ganz sicher, Herr Scholz — aber ich erfahre nichts von ihr. Sie hat kein Vertrauen zu mir."

„Ja — es ist sonderbar. Sie vertraut einem fremden Koch mehr als ihrem eigenen, das hat sie mit vielen Weibern gemein. — Aber jetzt vergessen Sie nicht, daß Sie auf Vorposten kommandirt sind, und uns gleich Signale geben müssen, wenn Ihnen was Verdächtiges aufstößt."

„Verlassen Sie sich auf mich. Auf Wiedersehen, meine Herren! Grüßen Sie mir Thereschen, und geben Sie ihr gefälligst diese Düte Zuckerbrezchen. Sie soll sie mit Appetit verspeisen, denn ich habe sie eigenhändig gebacken für sie."

Der alte verliebte Koch enthüpfte links — und unsere beiden Helden wendeten sich rechts der Leopoldstadt und der Jägerzeile zu. — Dort traten sie in das uns bekante Hotel Lilienfeld, das sie nach einer halben Stunde wieder verließen.

Kaum hatte ihnen der Portier mit einem gnädigen Kopfnicken den Abschied gegeben — begann im Innern des Palastes ein sehr strenges und ernstes Verhör.

In dem großen Empfangssaale saß die schöne Herrin des Hauses, wie die Königin Justitia auf dem schwellenden Divan.

Die Purpurlippen schmollend aufgeworfen — auf der Alabasterstirne die Falte des Unmuths — und in dem großen dunklen Auge die lodernde Flamme der Entrüstung — blickte sie ernst und schweigend auf Herrn Finke, der, verlegen an den Fingern zuzelnd, mitten im Saale stand.

In einem stattlichen Lehnstuhle nächst dem Divan saß Frau Sara Löbele wie ein spanischer Großinquisitor mit dem Kopfe wackelnd und die Augen rollend, als ob sie dem armen Sünder schon die Teufelsmütze aufsetzen wollte zum Autodafée.

„Sie werden heute noch unser Haus verlassen,“ sagte streng und ernst die junge Dame.

„Ich, Euer Gnaden? Darf ich unterthänigst fragen —“

„Wir dulden keine Verräther in unserer Nähe.“

„Verrathen? Mein Gott, könnten Sie glauben, daß ich —“

„Sie sind ein fast täglicher Gast im Hotel Henkelburg, mein Herr — obgleich Sie wissen müssen, daß der Baron der erbittertste Feind unseres Hauses ist.“

„Ich weiß es — aber diese Feindschaft erstreckt sich ja nicht bis auf die Dienerschaft, Euer Gnaden. — Ich

glaube, es ist keine Indiskretion gegen meine Herrschaft, wenn ich in freien Stunden Herrn Kobler, meinen alten Freund und Kollegen auf ein paar Minuten besuche."

„Sie lassen also wahrscheinlich Ihrem Freunde und Kollegen zu Liebe die Briefe des Herrn Baron von Henkelburg durch meine Diener nach Venedig befördern."

„O, Euer Gnaden — ich habe — es war — ich glaubte —"

„Antwort, mein Herr — wenn sie nicht die Behörde von Ihnen verlangen soll. Was soll der Brief an den Bettelmönch erzwecken? Nicht wahr — irgend einen boshaften Streich, den man meinem Gemal in Venedig spielen soll?"

„Ein boshafter Streich? Meinem guten, gnädigen Herrn? Ich wäre ja ein Ungeheuer, wenn ich meine Hand dazu bieten könnte!" rief Herr Finke, indem er sich zu fassen und geschwinde rein zu waschen suchte. „Der Brief, den ich Jean anvertraute, ist allerdings ein Schreiben des Herrn Barons an einen frommen Klosterbruder in Venedig —"

„Seh'n Sie wohl, daß ich gut unterrichtet bin?"

„Aber so viel ich weiß, ist in dem ganzen Brief nicht mit einer einzigen Silbe unseres gnädigen Herrn gedacht."

„Nicht?"

„Er betrifft nur ein frommes Gelübde des Herrn Barons."

„Ein frommes Gelübde dieses Satans? Halten Sie mich für ein Kind, mein Herr?"

„Nein, im Ernst, gnädige Frau. Der Herr Baron ist wie ausgewechselt, seitdem er seiner Haft entlassen wurde. — Er ist kompromittirt — seine Ehre ist befleckt — der Kreis jeder guten Gesellschaft ist ihm geschlossen — das macht ihn so traurig — niedergeschlagen und melancholisch, daß er sich ganz von der Welt zurückzuziehen gedenkt."

„Unmöglich!"

„Ich beschwöre Ihnen das, was ich sage, gnädige Frau. — Anfangs trug er sich mit Selbstmordgedanken herum — aber nach und nach ist er ruhiger geworden — und hat beschlossen, den Rest seiner Lebensfrist der Reue und Buße zu weihen. — Sein Brief an einen befreundeten Mönch in Venedig spricht den Entschluß aus: „Anfangs kommenden Monats in's Kloster der barmherzigen Brüder einzutreten."

„Der Herr Baron ein barmherziger Bruder? Was sagst denn Du dazu, liebe Mutter?"

„Ein Wolf im Schafspelz!" antwortete Frau Sara schneidend.

„Der Schoß der Kirche hat manchen argen Sünder aufgenommen, den man nach seinem Tode heilig gesprochen hat," bemerkte Herr Finke mit Salbung.

„Ich wünsche ihm den schönsten Ehrenplatz in der Litanei," erwiederte die junge Dame mit ironischem Lächeln, „finde jedoch die so schleunige Bekehrung des argen Sünders ein wenig unwahrscheinlich, und werde meinem Gemal einen Eilboten nachsenden, um ihn vor

Fallstricken zu warnen und ihm die äußerste Vorsicht anzurathen. — Zittern Sie, wenn ihm nur ein Haar auf seinem Haupte gekrümmt wird, eh' ihn meine Warnung erreicht."

Die schöne Jüdin schleuderte flammende Blicke auf Herrn Finke, indem sie diese drohenden Worte sprach.

„Ich wäre untröstlich," sagte etwas kleinlaut der intriguirende Koch, „ich wäre untröstlich, wenn zufälliger Weise meinem guten, gnädigen Herrn was Menschliches begegnen sollte, doch mein Gewissen —"

„Ihr Gewissen!" rief die junge Dame verächtlich lächelnd.

„Wenn sein Gewissen ein Küchengeschirr ist, wird es gereinigt sein," bemerkte Frau Sara Löbele sarkastisch.

„Man behauptet, Herr Baron von Henkelburg habe mich mit einem Besuche bedroht, und zwar in Ihrer Gegenwart, Herr Finke, sprach die schöne Untersuchungsrichterin weiter.

„Hat der barmherzige Bruder vielleicht die Mission übernommen, mich als barmherzige Schwester zu engagiren?"

„Der unglückliche Kavalier hat allerdings den Wunsch geäußert, die gnädige Frau vor seiner Abreise noch einmal zu sehen, um —"

„Um mich an die vielen unglücklichen Tage zu erinnern, die ich ihm verdanke?"

„Nein, um auf seinen Knieen Verzeihung zu erflehen — für all' das Leid, das er in unglückseliger Leidenschaft Ihnen zugefügt. Er wünscht sich zuvor mit

seinen Feinden zu versöhnen, ehe er sich mit seinem Gott versöhnt."

Der verschmitzte Koch sprach diese unverschämte und frevelhafte Lüge in solcher Einfalt aus, daß die junge Dame an ihm fast irre zu werden anfing und fragend auf ihre Mutter blickte.

Aber Frau Sara Löbele war, wie wir wissen, aus härterem Ton geformt, als ihre Tochter. — Sie wackelte noch stärker als früher mit dem Kopfe und murmelte: „Faule Fische! Faule Fische! Wenn der Geier maust, wird kein Gimpel aus ihm — und Teufel bleibt Teufel, wenn er auch Schwanz und Hörner unter der Kutte versteckt."

„Sagen Sie dem Herrn Baron," nahm Frau von Lilienfeld wieder das Wort — „die irdische Gerechtigkeit hat uns Genugthuung gegeben, — und wir und das Gesetz sind mit ihm versöhnt. Besuche empfangen wir nur von unseren vertrautesten Freunden, während der Abwesenheit meines Gemals, dessen Heimkehr er abwarten möge, wenn er das Wort der Versöhnung aus seinem Munde hören will. — Was Sie betrifft, Herr Finke — überlasse ich Ihrem Herrn zu entscheiden, ob er Vertraute seiner Feinde noch ferner in seinem Hause dulden will oder nicht."

Der Koch schlich sich wie ein begossener Pudel aus dem Saale.

Eine halbe Stunde später fuhr David, der treueste und ergebenste Diener der Familie Lilienfeld mit Extra-

post nach Venedig, um den Chef des Hauses die Warnungen und Bitten seines besorgten liebenden Weibes dringend an's Herz zu legen.

Es war am Freitage gegen Mittag, als der treue David mit dieser Sendung betraut wurde — also an demselben Tage und fast zu derselben Stunde, als sein Kollege Jean das Rendezvous mit dem Bettelmönch haben sollte auf dem Markusplatze in Venedig.

Jean hatte auf dem genannten Platze seinen Mann bereits in's Auge gefaßt. Ein greiser, gebeugter Mönch mit langem, weißen Barte, stand richtig an der dritten Säule des Doms, und murmelte zum dritten Male seine Litanai vor sich hin — und zwar mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme bis auf die Schlußformel: „Ora, ora, pro nobis!“ die er mit lauter, kräftiger Bruststimme sang.

„Nehmt diese Kleinigkeit und betet für das Heil aller armen Seelen im Fegefeuer, frommer Mann!“ sagte Jean, indem er dem Bettelmönch mit ein paar Münzen zugleich das Briefchen in die große und auffallend nervige Hand gleiten ließ.

Nachdem der greise Mönch dem Wohlthäter der bratenden armen Seelen im Fegefeuer seinen Segen gespendet hatte, legte er seine Hand auf dessen Achsel und sagte im sanften Tone: „Uebe noch ein zweites Werk, das dem Himmel wohlgefällig sein wird, mein Sohn. Sieh, ich bin alt und schwach und bedarf der Stütze. —

Geleite mich bis zum Kloster meiner frommen Brüder, und Gottes Segen wird Dir dafür lohnen."

Jean übte das gottgefällige Werk mit saurem Gesicht, und schritt als Krücke des Mönches mit diesem über dem Markusplatz und in eine der engen Gassen hinein.

„Hier sind wir am Ziele, mein Sohn," sagte der Mönch, indem er vor einem kleinen, schmutzigen Gebäude Halt machte und von seinem gefälligen Führer abließ.

Im Innern des Hauses hörte man lärmende, verworrene Stimmen und Gläser klirren — und auf dem äußern Thor war von plumper Hand und in grellen Farben ein feister, nackter Bachus gemalt.

„Das ist ein sonderbares Kloster!" rief Jean befremdet.

„Es ist das Kloster, in welchem ich Prior bin, Kamerad!" antwortete lachend an seiner Seite ein großer, kräftiger Bursche, mit schwarzem krausen Barte, großen funkelnden Augen und im Kittel zerlumpter Lazaroni — Er trug ein Bündel unter dem Arme und hielt einen offenen Brief in der Hand, den er soeben durchlaufen zu haben schien.

Jean starrte den wilden Kumpan einige Sekunden mit großen Augen an — dann drehte er sich um seine eigene Axe nach dem Bettelmönch um — aber den frommen Bruder hat die Erde verschlungen und als Ersatz für ihn einen sehr profanen Bruder ausgespieen.

„Wo ist denn der ehrwürdige Pater geblieben?" frug verblüfft und ängstlich der Bediente.

„Der ehrwürdige Pater ist gegen Himmel gefahren," antwortete grinsend der Zerlumpte. „Er läßt Dir seinen Segen zurück, und dem Manne, der Dich zu ihm gesendet, sagen, daß er sehr prompt und flink bedient werden soll, wie es so eine exzellente Kundschaft verdient. — Aber jetzt komm' mit mir, wenn Du ein braver Kerl mit durstiger Kehle bist — wir wollen mit einander Klostersuppe trinken."

„Ich bedanke mich recht sehr!" sagte Jean, der sich in der Nähe dieses Kameraden nicht sehr behaglich fühlte, und lief davon, als ob die Gespenster des furchtbaren Rathes der Zehn im auf der Ferse gewesen wären.

Der Zerlumpte blickte ihm lachend nach und ging, mit der Maske des alten Bettelmönchs unter dem Arm, in die Taverne.

Während Jean's Rendezvous mit dem Bettelmönch, mit dessen Metamorphose schloß, hatte Herr von Lilienfeld die reizende Villa an sich gekauft und Tischler, Drechsler, Tapezierer, Maler, Vergolder u. s. w. engagirt, um die erste Etage in größter Eile auf das Geschmackvollste und Eleganteste dekoriren zu lassen.

Auch Kunstgärtner waren mit dem schleunigsten Arrangement des Gartens und der Treibhänser betraut — denn Frau von Lilienfeld wollte noch vor dem Mai den italienischen Himmel begrüßen, und der galante Herr Gemal gedachte ihr die ersten Kinder des Frühlings auf venetianischem Boden zu bieten.

Die Arbeiter wühlten wie die emsigen Ameisen in der Erde herum, als Jean von seiner geheimen Mission zurückkehrte und in den Garten trat. Er wunderte sich nicht wenig, auch seinen gnädigen Herrn unter den Ameisen herumkrabbeln zu sehen.

„Wo steckten wir denn so lange, Monsieur Jean?“ frug guter Laune der Bankier.

„Ich war in der großen, schönen Kirche auf dem Markusplatze, gnädiger Herr — und habe für das zeitliche und ewige Wohlergehen meiner guten, gnädigen Herrschaft ein paar Dutzend Paternoster gebetet,“ antwortete scheinheilig der Gefragte.

„So hast Du wahrscheinlich in Deinem frommen Beruf die Nachfrage auf der Post vergessen, die ich Dir aufgetragen habe?“

„O bitte, gnädiger Herr! Ich habe noch nie Ihre Befehle vergessen. — Die Wiener Briefpost trifft erst heute gegen Abend ein.“

In diesem Augenblicke hörte man ein gellendes Geschrei hinter der Gartenmauer.

„Um Himmelswillen, was ist geschehen?“ rief der Bankier.

„Aus jener Gondel scheint Jemand in's Wasser gestürzt zu sein,“ meldete ein Arbeiter, der die Gartenthür geöffnet hatte.

„Es ist ein junges Mädchen!“ rief ein Anderer. „Es hat sich an's Ruder geklammert. Ein Gondolier zieht es an's Ufer.“

„Da liegt es ganz regungslos. Das arme Ding scheint mehr Wasser geschluckt zu haben, als ich Wein in meinem ganzen Leben.“

„Bringt die Verunglückte in den Garten!“ befahl der Bankier. „Und holt so schnell als möglich einen Arzt!“

Fünf bis sechs Arbeiter entsprangen, und gleich darauf trugen sie eine fünfzehn- bis sechzehnjährige Dirne in den Garten, — wickelten sie in warme Tücher und Kotzen — und rieben und bürsteten sie so fleißig, daß sie schon nach ein paar Minuten zu athmen anfing und die Augen aufschlug.

Es war ein kleines, nettes Ding, das der ärmsten Klasse des Volkes anzugehören schien.

Ehe noch der Arzt erschien, war es schon frisch und munter wieder auf den Beinen.

„Ist Dir wieder wohl, mein Kind?“ frug mit Theilnahme der Bankier.

„Ach, mein Gott, ja — und es ist ein großes Glück, für das ich dem Himmel ewig danken werde — denn was wäre aus meiner armen Mutter geworden, wenn sie ihre Esther verloren hätte!“

„Esther? Du bist also eine Jüdin?“

„Ei freilich! Das müssen Sie mir ja anseh’n, gnädiger Herr. Ich wäre ja nicht gar so blutarm, wenn ich keine Jüdin wäre. Meine Mutter ist die alte, blinde Rebekka Löbele, für die ich seit drei Jahren um Almosen betteln muß bei unsern Leuten.“

„Löbele?“ rief der Bankier höchst erstaunt. „Hat Deine Mutter Anverwandte in Deutschland?“

„Ei ja wohl!“ antwortete die Dirne wichtig. „Meine Tante, Frau Sara Löbele, lebt noch und soll eine sehr reiche Trödlerin sein in Wien. Ach, wenn wir nur ein Bischen Reisegeld zusammenbrächten, um sie zu besuchen — sie würde sicher etwas thun für uns, und meine arme, blinde Mutter hier nicht in Noth und Elend verschmachten lassen.“

Und die junge Dirne fing bitterlich zu weinen an, als sie diese Worte sprach.

Der Bankier erinnerte sich, daß Frau Sara Löbele wirklich einmal eines Schwagers erwähnt hatte, der als junger Bursche in die weite Welt gewandert und seitdem ganz verschollen war.

„Wo wohnt den Deine Mutter, mein armes Kind?“ frug Herr von Lilienfeld, indem er mit Theilnahme die Hand der Dirne ergriffen.

„Dort, jenseits des Kanals, im Salvatorgäßchen,“ antwortete sie schnell, indem sie den lauernden Blick einer jungen Katze auf den Bankier richtete.

„Willst Du mich zu ihr führen?“

„Zu meiner armen Mutter? Ach, wir wohnen in einem gar zu kleinen elenden Kämmerchen, gnädiger Herr.“

„Es wird dennoch groß genug sein, um einen Gast aufzunehmen. Ich muß mit Frau Rebekka Löbele sprechen — ich kenne ihre Schwägerin — der zu Liebe ich Euch nach Kräften zu unterstützen wünsche.“

„Ach, welch' ein Glück! welch' ein Glück!“ frohlockte

die Dirne, indem sie mit kindischer Freude in die Hände klatschend, im Garten herumhüpfte.

„Laß uns eilen, mein Kind!“

„O, wir werden in ein paar Minuten an Ort und Stelle sein. Dort landet Nicolo wieder mit seiner Gondel. Der brave Bursche hat immer ein Plätzchen für mich, obgleich er in seinem ganzen Leben noch kein Fahrgeld von mir gesehen hat!“

Die Dirne zog den Bankier zum Garten hinaus — und bald saß sie mit ihm in der Gondel des braven Nicolo, der geschäftig und eiligst vom Ufer stieß.

„Beim Bart meines heiligen Schutzpatrons — die Dirne ist eine durchtriebene Spitzbübin, die vielleicht den gnädigen Herrn in irgend einen Hinterhalt lockt,“ sagte Einer der Arbeiter.

„Oder zu einem Rendezvous,“ bemerkte ein Anderer. „Die jungen Weiber unserer alten Nobili bedienen sich oft so verschmitzter Dirnen.“

„Wenn ich ein betreßter Faullenzer wäre, wie der da,“ fuhr der Erstere wieder fort, indem er auf Jean deutete, „stände ich jetzt mit ein paar gut geladenen Pistolen an der Seite meines Herrn in der Gondel, statt hier zu gaffen und zu maulaffen.“

Und Jean gaffte wirklich mit offenem Maule der Gondel nach. Es wurde ihm ein wenig unheimlich zu Muthe, denn es kam ihm so vor, als ob der brave Gondelier Nicolo das braune wilde Gesicht des verdächtigen

Kerls gehabt hätte, der vor der Taverne aus der Kutte des alten Bettelmönch's gekrochen war.

Die große Glocke des Domes verkündete eine Stunde nach der Andern — es wurde Abend — Nacht und wieder Morgen — Mittag und Abend — eine Gondel nach der andern landete nächst der Villabella, aber keine brachte den Herrn Bankier von Lilienfeld wieder zurück.

David, der treue Diener seines Hauses, kam mit der Warnung zu spät!

Er lief zur Sicherheitsbehörde — diese setzte alle ihre Häscher in Bewegung — man suchte in allen Winkeln des Salvatorgäßchens — aber von einer blinden Jüdin, Namens Rebekka Löbele, nirgends eine Spur.

Jean, der seinen Herrn aufrichtig liebte, beichtete endlich auch sein Abenteuer — aber weder an der dritten Säule des Doms war der betende Bettelmönch — noch in der Taverne mit dem Bachusschilde der zerlumpte Lazaroni zu finden.

Während diese Ereignisse in Venedig vor sich gingen, hatte in Wien der Herr Baron von Henkelburg wie ein Chamäleon seine Farbe gewechselt.

Er spielte in der That den reuigen und bekehrten Sünder — und Herr Finke plauderte im Hotel Lilienfeld von gar nichts Anderem mehr, als von der Buße des Herrn Barons, der jetzt schon für alle Armen und Leidenden ein wahrhaft barmherziger Bruder geworden war.

Der schlaue Koch sagte es dem Jäger, der Jäger dem Kammerdiener, der Kammerdiener der Kammer-

jungfer — und natürlich ließ auch die Kammerjungfer im Boudoir ihrer jungen Gebieterin hin und wieder ein Wörtchen davon fallen.

Frau Sara Löbele vergaß zwar noch immer nicht, mit dem Kopfe zu wackeln und „Faule Fische! Faule Fische!“ zu rufen — aber sie rief nicht mehr so grell und schneidend und wackelte nicht mehr gar so erbittert wie früher.

Frau von Lilienfeld war fast ganz und gar von ihrem Argwohn genesen.

Wenn man ihr erzählte, wie der Herr Baron eine arme Bürgerfamilie aus den Händen der Wucherer gerettet — wie er tagtäglich in den Hütten der Armen und Unglücklichen zu finden sei — wie er Kranke verpflegte, Hospitäler beschenkte und keinen Bettler unbeschenkt von seiner Thüre ließ — da dachte die Jüdin mit den Christen: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“

Die Heuchelei ist eine Schlange, die selbst durch geschlossene Thüren dringt!

So geschah es denn, daß Frau Sara Löbele und Frau von Lilienfeld nicht zu sehr entrüstet waren — als eines Morgens plötzlich und ohne angemeldet zu werden, Herr Baron von Henkelburg schüchtern und demüthig in den Salon trat.

„Wie mein Herr, Sie haben also dennoch den Muth, vor uns zu erscheinen!“ rief die junge Dame indem sie sich auf's Höchste erstaunt aus ihrem Fauteuil erhob.

Nicht minder erstaunt und befremdet war Frau Sara Löbele — die, mit dem Kopfe wackelnd, ihre Brille putzte, um den barmherzigen Bruder recht klar in's Auge fassen zu können.

„Kein hartes Wort in der Scheidestunde, gnädige Frau!“ sagte der Baron bittend und mit schwankender Stimme. „Betrachten sie mich als einen Sterbenden, der mit Gott und Menschen versöhnt sein will, um ruhig die Augen schließen zu können.“

„Daß Sie mich verfolgten, verleumdeten und mir drei Jahre meiner Jugend raubten, habe ich Ihnen schon vor den Schranken des irdischen Strafgerichtes verziehen, mein Herr,“ erwiederte die junge Dame mit bewegter Stimme — „aber daß sie meinen Gemal der Feigheit, der Hinterlist und des versuchten Meuchelmordes beschuldigten und anklagten — das — das kann ich Ihnen erst vor den Schranken des ewigen Gerichts verzeihen.“

„Nein, nein — ich kann Sie nicht verlassen, so lange nicht alle Leiden, die ich Ihnen zugefügt, aus Ihrem Gedächtnisse getilgt sind. — Ich leugne es nicht, ich habe mich schwer vergangen gegen meinen Jugendfreund, und das Theuerste, was er auf Erden besaß. — Aber es war doch nur meine Liebe — meine unglückselige Leidenschaft, die mich zu jenen Fehltritten verleitete — und für Verbrechen aus Liebe kann kein Frauenherz ein unbarmherziger Richter sein.

Der Tartüffe spielte seine Rolle mit solcher Wahr

heit, daß aus seinen Augen sogar ein paar Thränchen über die silberne Nase hinunterrollten.

Frau von Lilienfeld blickte auf ihre Mutter — aber diese wackelte wieder ziemlich stark mit dem Kopfe — und das war ein untrügliches Zeichen, daß sie noch immer faule Fische roch.

„Gnädige Frau —“ fuhr der Baron mit meckernder Fistelstimme fort — „diese Begegnung ist wahrscheinlich unsere letzte im Leben — denken Sie, ein Pilger steht vor Ihnen, der seine Reise in die Ewigkeit antritt — er bettelt um ein einziges Wörtchen der Versöhnung — er soll sein Pilgerstab auf dieser frommen Wallfahrt sein!“

„Wohlan, mein Herr“ — antwortete Frau von Lilienfeld milde — „unser Glaube hat uns einen Versöhnungstag zugewiesen — ich will ihn ausnahmsweise heute feiern. Alles sei vergeben und vergessen an diesem Tage, sprach unser Prophet — der Segen des Herrn geleite Sie!“

Die schöne Jüdin reichte dem Tartüffe ihre kleine zarte Hand, die dieser mit Entzücken an seine brennenden Lippen drückte. — In diesem Augenblicke hörte man laute Stimmen in der Vorhalle, und gleich darauf trat, begleitet von der bestürzten Dienerschaft des Hauses — der treue David in den Salon.

Bebend und entsetzt starrte Frau von Lilienfeld auf das bleiche Antlitz ihres alten Dieners.

„Mein Hektor, mein Hektor!“ stammelte sie erbleichend.

„Sprich, sprich, David!“ rief Frau Sara Löbele, „Unsere Herzen werden nicht brechen, denn der gewaltige Gott hat sie in der Schule des Unglücks gestählt.“

„Der gnädige Herr hat vor acht Tagen die Villa verlassen, um Unglückliche zu unterstützen — und ist nicht wieder heimgekehrt,“ sagte der treue Diener ernst und traurig. „Wir haben jeden Winkel Venedigs durchsuchen lassen, aber bis jetzt noch keine Spur vor unserm armen Herrn gefunden.“

„Gerechter Gott, erbarme Dich meiner!“

„Man fürchtet —“ fuhr der Diener zögernd fort.

„Was — was fürchtet man?“

„Man fürchtet, er sei ermordet worden und habe auf Meeresgrund sein Grab gefunden.“

Mit einem herzergreifenden Schmerzensschrei sank Frau von Lilienfeld bewußtlos in die Arme ihrer Mutter.

Aller Augen schwammen in Thränen — nur die Augen des Mannes mit der silbernen Nase glänzten in satanischem Triumph.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Heinrich Spitzer.

Inhalt.

Seite
Erstes Capitel. Vorpostengefecht 1
Zweites Capitel. Castelli, die Komiker und der Pudel . . . 14
Drittes Capitel. Mutterfluch und Kindesliebe. 29
Viertes Capitel. Wilhelm Kunst und die Kammerjungfer . . 46
Fünftes Capitel. Direktor Carl und seine Dichter 58
Sechstes Capitel. Die Katze in der Falle 71
Siebentes Capitel. Vor und nach der Theaterprobe . . . 84
Achtes Capitel. Die Hochzeit der Jungfrau von Orleans . 100
Neuntes Capitel. Lumpacivagabundus 110
Zehntes Capitel. Kaiser Franz und Wenzel Scholz 122
Eilftes Capitel. Der Tod eines armen Sängers 135
Zwölftes Capitel. Ein sehr verdrießlicher Vater 149
Dreizehntes Capitel. Eine kleine Kabale und eine traurige Begegnung 172
Vierzehntes Capitel. Im Salon Henkelburg 187
Fünfzehntes Capitel. Ein Sieg und ein Triumph 206
Sechzehntes Capitel. Der alte Husar und der Komiker . . 222
Siebenzehntes Capitel. Und Roß und Reiter sah man niemals wieder 235
Achtzehntes Capitel. Die Familie Strampfer 250
Neunzehntes Capitel. Ein paar Köche 263
Zwanzigstes Capitel. Ein Sprung nach Venedig 279

Digitized by Google

Digitized by Google

Scholz und Nestroy.

Roman
aus dem Künstlerleben

von

Karl Haffner.

Dritter Band.

Wien.
Herm. Markgraf.
1866.

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.

Frau

Maria Weiler,

der treuesten Freundin Nestroy's,

der Verfasser.

Mit meiner Feder in der Hand
Dacht ich der alten Zeiten,
Als ich zu lachen noch verstand
Und Schnacken mich erfreuten.
Da ließ ich sanft zurück mich ziehn
Auf der Gedanken Schwingen,
Um so ein Stückchen altes Wien
Schnell zu Papier zu bringen.

Ich hab' den Kirchhof gar so lieb
Und sag' es unverholen,
Ich bin ein alter Leichendieb,
Der manches Grab bestohlen.
Und so geschehe was geschah,
Mag man's auch scharf bewitzeln,
Ich muß jetzt Scholz und Nestroy
Auch aus den Gräbern kitzeln.

Schon war die Geisterstunde nah'
Als ich an's Werk mich machte, —
Da ward's lebendig hier und da,
Es rasselte und krachte. —
Du lieber Gott, es wurde mir
So gruselich und duster, —
Gespenstig stand dicht an der Thür
Hanns Nestroy als Schuster.

„Weh!" rief er dumpf, „Was treibst denn Du?
Sticht allweil Dich der Haber?
Hat denn kein Mensch vor Dir mehr Ruh',
Du schwarzer Leichengraber?
Fast möcht' ich Dir, Du Teuxelsbrut,
Den ganzen Spaß vereiteln!
Und erst der Scholz! der springt vor Wuth
Und schreit, ich soll Dich beuteln!"

„Direktor Carl hat hundert Stift
So dick wie junge Eichen,
Und will noch dort vor Gall und Gift
All' Deine Stücke streichen,
Dann soll ein Sekretär sie Dir
Verruckt zusammenstoppeln,
Und endlich Herr M. G. Saphir
Von A. bis Z. vermoppeln!"

„Doch ich will gnädig sein mit Dir —
Wir war'n ja einst Collegen, —
Willst schreiben was von Scholz und mir
So schreib halt meinetwegen!
Red' frisch von Deiner Leber weg
Wie Dir der Schnabel g'wachsen,
Nur sei nicht wieder gar zu keck
Und mach' mir keine Faxen!"

„Die Freiheit ist ein schönes Weib,
Doch hat sie ihre Mucken,
Und läßt zu ihrem Zeitvertreib
Gern Alserstaub Euch schlucken.
Ihr sollt nicht immer Zeter schrein,
Auch hier und da verstummen, —
Seid Ihr so frei zu frei zu sein,
Läßt Euch die Freiheit brummen!"

„Drum zeichne keinen Dummerian
Zu treu in seiner Blöße,
Begrüße jeden Pavian
Als Künstler erster Größe,
Und spöttle über Gimpel nicht
Und alte, eitle Gecken,
Sonst kommt das russische Gericht
Mit einem tüchtigen Stecken!"

„Ich weiß, das in der Wüste ich
Ein Pred'ger bin gewesen,
So manchem Bruder Jämmerlich
Wirst Du den Text noch lesen.
Du Dickkopf Du, Du Bösewicht,
Das ist so Deine Weise,
Sogar das Alter schonst Du nicht,
Die edlen, biedern Greise!"

„Doch wollt die Suppen brocken Ihr,
So laßt sie Euch auch schmecken!
Nur Eines, Dickkopf, rath' ich Dir,
Nicht mein' Marie zu necken!
Der Freundin, die mir Gott gesandt,
Dank' ich die schönsten Stunden,
Und wenn die Welt mir Kränze wand,
So hat sie mitgewunden!"

„Merk's Dir, es hat — wenn Du sie kränkst —
Dein letztes Stünderl g'schlagen!
Ich komme wieder, eh' Du's denkst
Und dreh' Dir — krx — den Kragen!
Du, daß Du mir zuviel nicht traust,
Es könnt' Dich sehr verdrüßen,
Und wenn Du edle Greise schaust,
So sag' — ich laß' sie grüßen!"

Er witterte die Morgenluft
Und flog zum blauen Hause,
— Ich wittere den Alserduft
Und eine stille Klause.
Doch sing' ich, was ich singen kann,
Der Himmel mag's vergeben,
Und jauchze froh wie Don Juan:
Hoch soll die Freiheit leben!

Erstes Capitel

Fanni Elsler.

Wenn wir uns hin und wieder von den Brettern, die die Welt bedeuten, entfernt haben, um uns in dem großen Komödienhause, das die Welt ist, ein wenig umzusehen — so mögen meine freundlichen Leser bedenken, daß ich ihnen einen Roman und keine Biographie versprochen habe.

Das Leben meiner beiden Helden liegt jedoch wie ein aufgeschlagenes Buch vor unsern Zeitgenossen, und war so arm an Abenteuer und außergewöhnlichen Ereignissen, daß ich vor meinem Muth den Hut ziehe, so oft mir das Wörtchen „Roman“ an der Stirne meiner Erzählung in's Auge fällt.

Mit alltäglicher Wolle allein war mir daher nicht gedient — ich war gezwungen, auch ein Wenig Seide aus dem Flügelkleide der Fantasie zu zupfen, um einen

romantischen Faden durch meine Erzählung zu spinnen — das ist eine poetische Licenz, die meine freundlichen Leser mir in dieser Mission nicht bestreiten können und werden.

Auch die Familie Lilienfeld ist ein romantischer Faden aus Seide und Wolle gesponnen, der erst am Grabe Nestroy's brechen wird.

Da aber dieser Faden dennoch nicht unser Gängelband ist, werden wir uns nur noch einige Tage mit dem nächsten Schicksal der Familie Lilienfeld beschäftigen, und die dann auf unbestimmte Zeit aus den Augen verlieren, denn wir haben unser gemüthlich patriotisches Liedchen „Nur langsam voran!" ausgesungen, und uns bereits die Siebenmeilenstiefel putzen lassen.

Vorwärts! Vorwärts! heißt die Parole.

Wir haben noch achtundzwanzig Jahre zu durchwandern, bis wir vom Direktor Carl zum Direktor Strampfer, und vom Direktor Marinelli zum Direktor Treumann kommen!

Wir haben noch achtundzwanzig Jahre zu durchwandern, bis wir von den Komikern Scholz und Nestroy zu den Komikern Ascher und Matras kommen!

Wir haben noch achtundzwanzig Jahre zu durchwandern, bis wir von dem Kritiker Kanne, zu den Kritikern Naske, Ullmayer und Oppenheim kommen!

Wir haben noch achtundzwanzig Jahre zu durchwandern, bis wir von den Dichtern Raimund und Nestroy zu den Dichtern Krauthappel und Kukuruz kommen!

Wir haben noch achtundzwanzig Jahre zu durchwandern, bis wir vom Märchen „Alpenkönig“ zur Posse „Fisolennazi“ kommen!

Wir haben noch achtundzwanzig Jahre zu durchwandern, bis wir von der Brust der heitern Volksmuse zum Sitzfleisch eines Stralauer Fischweibes kommen!

O, es ist ein weiter Weg vom Geruch bis zum Gestank!

Nachdem ich mit diesen harmlosen Worten meine Mission und Reiseroute angedeutet, lege ich den Faden meiner Erzählung wieder auf die Spindel.

Frau von Lilienfeld war, wie wir wissen, eine Jüdin, und eine der Lebensregeln ihres Volkes ist: weder im Glück noch Unglück den Kopf zu verlieren.

Kaum wieder zum Bewußtsein gelangt, fuhr sie zu ihrem wackern Rechtsfreunde, setzte ihn von dem räthselhaften Verschwinden ihres Gemals in Kenntniß und theilte ihm zugleich ihre Verdachtsgründe mit.

Doktor Mühlfeld ließ schleunigst eine Untersuchung gegen den intriguirenden Koch einleiten, veranlaßte die strengste Untersuchung des Hotels Henkelburg, und begleitete persönlich die junge Dame auf den Schauplatz des traurigen Ereignisses.

Auch unsern Helden war das Ereigniß nicht fremd geblieben — und eine Stunde nach der Abreise ihrer schönen jungen Freundin, nahmen sie den unglückseligen Briefträger in ein strenges Verhör, der heulend und

zähneklappernd sich als den größten Einfaltspinsel auf Gottes großer weiter Erde anerkannte.

„Ihre Selbsterkenntniß ehrt Sie, mein lieber Jean," nahm Nestroy das Wort — „aber meines Erachtens wären Sie ein bedeutend kleinerer Einfaltspinsel, wenn Sie einsehen wollten, daß Sie gegenwärtig in Wien sehr überflüssig und in Venedig sehr nothwendig geworden sind. Ich an Ihrer Stelle würde den ganzen Tag in den Lagunen herumschwimmen, bis ich den Banditen in der Mönchskutte aufgefischt hätte."

„Warum hat Sie denn die gnädige Frau nicht mitgenommen?" frug Scholz.

„Ach, sie befürchtet, daß ich abermals Dummheiten mache!" heulte Jean.

„Oho — die gnädige Frau kennt Dich Spiegelberg — aber sie hat nicht daran gedacht, daß Spiegelberg der einzige ist, der den Spitzbuben kennt. — Sie sind jetzt ein sehr nothwendiges Uebel in der poetischen Stadt der Dogen und Makaroni."

„Ich werde mir einen neuen Pas besorgen."

„Wenn Sie sich nur auch einen neuen Kopf besorgen könnten —" bemerkte Scholz — „aber halt! Der Kopf ist gefunden: Ich habe eine Idee:"

„Heraus damit, Wenzel!"

„Geschwinde in's Hotel zum goldenen Lamm."

„Frühstücken?"

„Auch — aber eh' wir frühstücken, machen wir un-

ſerer berühmten Landsmännin Fanni Elsler eine Viſite. Sie Logirt im erſten Stock Nr. 4."

„Soll ſie Dir vielleicht in Deinem Benefic tanzen?"

„Wäre gar nicht übel — aber leider hält ſie ſich nur achtundvierzig Stunden in Wien auf. Heute Nacht noch fährt ſie nach Venedig. — Sie hat mit Zanaretti auf zwölf Gaſtrollen contrahirt."

„Das weiß ich, aber ich begreif' nicht —"

„Wir wollen ſie in's Vertrauen ziehen — ſie mit dem Schickſal der Familie Lilienfeld bekannt machen, und ihr den unglückſeligen Briefträger als Bedienten empfehlen, verſteht ſich nur für die Dauer ihres Gaſtſpiels in Venedig. Sie iſt ein ſeelengutes Mädel, und wird uns gewiß gern gefällig ſein."

„Da hat eine blinde Henne ein Korn gefunden, denn der Gedanke iſt nicht ſo übel, Wenzel. Fanni Elsler war oft in Venedig — iſt bekannt in allen Paläſten und ein Liebling aller Venetianer. Ihr Rath wird für Herrn Jean der beſte Cicerone ſein."

Eine halbe Stunde ſpäter traten Scholz und Neſtroy in das Zimmer der berühmten Tänzerin. — Jean wurde angewieſen, einſtweilen als Thürhüter Dienſte zu leiſten.

Fanni Elsler, die joviale, gemüthliche und liebenswürdige Wienerin flog den beiden Komikern an die Hälſe, und küßte ſie ſo ungenirt, als ob ſie noch die kleine Colombine in Horſchel's Kinderballet geweſen wäre.

„Willkommen, tauſendmal willkommen, Ihr Tauſend-

sappermenter!" rief sie mit dem alten echten Wiener Humor. „Wenn ich Samstag in Venedig nicht „hüpfen" kann, seid's Ihr schuld — denn ich habe mich gestern in meiner Log' halb todt gelacht über Euch!"

„Haben's denn den „Lumpazi" gestern zum ersten Mal gesehen?"

„Zum ersten Mal? Warum nicht gar! So weit sind wir in der Kultur nicht zurückgeblieben, meine Herren. Ueberall, wo ich auf dem Theaterzettel „Lumpazi" gelesen hab, hab ich dabei sein müssen, weil man sich das pudelnärrische Ding nicht genug anschau'n kann. — Das ist einmal wieder ein echtes kerniges Volksstück, aber leider spielen nicht überall ein Scholz und ein Nestroy dabei."

„Mein schönes Fräulein, wir sind nicht da, um uns von Ihrem zuckersüßen „Goscherl" Komplimente machen zu lassen."

„Sondern erscheinen in aller Demuth als Bittsteller bei Ihnen."

„Was wollt's denn? Soll ich vielleicht in einem Benefic für die Armen oder einen schuldbeladenen Collegen tanzen? Recht gern — ich bin immer dabei, wenn ich ein gutes Werk befördern kann. Aber morgen müßt's sein, Kinder! Ich hab zwar heut Nacht schon abfahren wollen — aber auf einen Tag kommt es mir nicht an, wenn ich mir eine Stufe in den Himmel bauen kann."

„Sie brauchen keine Stufen mehr — die Treppe ist schon fertig. Wir benöthigen diesmal nicht ihrer nied-

lichen Füßchen — sondern nur Ihres Kopfes und Ihres Herzens, reizende Silphide."

„Thut mir leid, da kann ich nicht dienen. Einen Kopf hab' ich nie gehabt, und mein Herz ist in den Bombardements unzähliger Bestürmungen verloren gegangen. — Aber Scherz bei Seite, was kann ich thun für Euch?"

Nestroy setzte jetzt in aller Kürze die Tänzerin von dem Schicksale der Familie Lilienfeld, und dem räthselhaften Verschwinden des Bankiers in Kenntniß.

„Und vor acht Tagen soll der Bankier Hektor von Lilienfeld verschwunden sein?" frug die Tänzerin erstaunt, nachdem der Komiker die Mittheilung mit seinem Anliegen geschlossen hatte.

„Heute vor acht Tagen," antwortete der Gefragte.

„Unmöglich!"

„Unmöglich? Warum unmöglich?" riefen unsere Helden.

„Weil ich es Schwarz auf Weiß habe," sagte die Tänzerin, indem sie ihre Brieftasche öffnete.

„Meine früheren Gastspiele in Italien haben mir sechstausend Dukaten eingetragen, die ich im Bankhause Veranotti in Venedig deponirte. Veranotti hat sich von seinen Geschäften zurückgezogen, und mir in Folge dessen gestern einen Wechsel auf sechstausend Dukaten zugesandt. — Dieser Wechsel ist aber erst drei Tage alt und von dem Bankier Hektor von Lilienfeld ausgestellt. — Ueberzeugen Sie sich selbst."

„Was hat das zu bedeuten?" riefen die Komiker höchst erstaunt, nachdem sie einen Blick auf das Papier geworfen.

„Nun das bedeutet, daß der Unsichtbare wieder sichtbar geworden ist."

„Wenn das der Fall wäre, müßte es ja der alte David wissen, denn er ist erst heute mit der Hiobspost aus Venedig eingetroffen."

„Vielleicht hat der Mensch sich unterwegs aufgehalten?"

„Auch nicht — er ist mit Extrapost gefahren."

„Nun so werde ich mit Ihrem unvorsichtigen Herrn Jean das Räthsel zu lösen suchen. — Wenigstens haben wir die Ueberzeugung, daß Herr von Lilienfeld noch lebt, denn die Ermordeten können keinen Wechsel ausstellen."

„Präsentiren Sie den Wechsel seiner Gemalin, sobald Sie in Venedig eintreffen. Nie wird ein Wechsel mit solchem Entzücken gezahlt werden, als dieser."

„Wahrscheinlich ist der Herr Bankier in die Hände venetianischer Banditen gefallen, die ihn eine Zeit lang gefangen halten werden, um eine gewisse Summe Geldes zu erpressen. Von dergleichen Spitzbübereien hört man jetzt oft in dem einst so berühmten republikanischen Paradiese."

In diesem Augenblicke trat der Garçon in das Passagierzimmer, und überreichte der Tänzerin eine zierliche Einladungskarte zu einem Hausballe, den Herr

Direktor Carl für heute Abend in seiner Wohnung angekündigt hatte.

„Ein Hausball Direktor Carls! Da muß ich dabei sein, und wenn es auch nur auf ein halbes Stündchen wäre!“ rief freudig Fanni Elsler. „Sagen Sie dem Herrn Direktor, daß ich für seine Aufmerksamkeit schönstens danke, und mich ihm zur Eröffnung des Balles zur Verfügung stellen werde. Bis zwölf Uhr muß ich mit Jedem von Euch ein paar fesche Walzer getanzt haben,“ fuhr sie an die Komiker gewendet fort. „Ich hab ja Zeit genug, mich im Postwagen auszuschlafen, bis ich zu den heiligen Hallen des Theater Fenice komme.“

Die Tänzerin wiederholte ihre Versicherungen, Alles aufzubieten in Venedig, um dem entführten Wiener Bankier auf die Spur zu kommen — ließ sich Monsieur Jean vorstellen, und schied von unseren Helden, indem sie ihnen ein fröhliches Wiedersehen im Ball-Salon nachrief.

Direktor Carl wollte eben das Direktionszimmer verlassen, um persönlich seine Arangements in diesem Salon zu treffen, als der bekannte Hamburger Schriftsteller Dr. Wollheim gemeldet wurde.

„Ah — gratulire — gratulire Herr Doktor Wollheim!“ rief Carl dem Dichter entgegen, „Ihr militärisches Schauspiel „André“ hat vorgestern außerordentlich gefallen. Morgen ist die erste Wiederholung, und dieser werden noch zwei Andere folgen im Laufe dieser Woche.

„Wir hätten sicher noch ein günstigeres Resultat erzielt, wenn die Censurbehörde den Titel „Andreas Massena“ geduldet hätte,“ antwortete Wollheim. „Indessen habe ich noch immer Ursache, zufrieden zu sein, daß Ihr Vertrauen auf mein Bühnenwerk Sie nicht getäuscht hat.“

„O, ich habe ja gleich gesagt — es ist ein meisterhafter Bau — eine classische Diktion! — Schreiben Sie nur bald wieder was Neues, Herr Doktor. Die Bahn zur Unsterblichkeit haben Sie sich bereits gebrochen.“

„Mein bescheidenes Talent gehört Ihrem Wirkungskreise, Herr Direktor.“

„Und Sie werden mich nicht undankbar finden. O, ich weiß Talente zu würdigen und zu lohnen. Belieben sie sich gefälligst, einen Drei-Kreuzer-Stempel zu lösen, um Ihr Honorar zu quittiren. Ich habe es schon gestern angewiesen.“

„Einen Drei-Kreuzer-Stempel?“ frug Doktor Wollheim mit ellenlangem Gesicht.

„Ja wohl. Es ist der Stempel für Beträge bis zwanzig Gulden.“

„Zwanzig Gulden?!!“

„Das Honorar, das ich für jede Novität, die den ganzen Abend füllt, zu zahlen pflege.“

„Und für zwanzig Gulden soll ich ein großes Bühnenwerk mit meisterhaftem Bau und classischer Diktion liefern, wie Sie mir zu schmeicheln beliebten?“

„Aber ich bitte Sie — zwanzig Gulden sind denn doch ein Honorar —“

„Auf das ich Verzicht leiste. Lieber schreibe ich ganz umsonst, als für solch ein Bettel-Honorar!“

Dr. Wollheim lief ganz erboßt und sans adieu davon.

Aber zehn Minuten später kam er mit einer gestempelten Quittung zurück, um sich dennoch das Bettelhonorar zu erheben.

„Es thut mir leid, Herr Doktor —“ sagte der Cassier Held — „das Honorar war angewiesen — aber vor einigen Minuten hat mir der Herr Direktor die Anweisung wieder abfordern lassen, und zwar mit dem Bemerken, daß er sich mit Ihnen bereits verglichen habe.“

„Mit mir verglichen?“ frug Dr. Wollheim ganz verblüfft.

„Ja wohl, mein genialer Herr Doktor,“ sagte Carl, der aus seinem Zimmer trat. „Wenigstens schmeichle ich mir, daß wir uns zur gegenseitigen Zufriedenheit mit einander ausgeglichen haben.“

„Ausgeglichen? Wie soll ich das verstehen? Sie haben mir nur ein Bettelhonorar von zwanzig Gulden angewiesen, und selbst die hab' ich noch nicht erhoben?“

„Zwanzig Gulden? Ei, wofür haben Sie denn zwanzig Gulden zu erheben?“

„Nun, für meinen „André.“ Sie haben mir ja das Honorar angewiesen, wie ich aus Ihrem eigenen Munde hörte.“

„Ja wohl habe ich das, mein lieber Herr Doktor. Aber Sie haben ja darauf Verzicht geleistet und

ausdrücklich erklärt, daß Sie Ihr Schauspiel lieber umsonst geschrieben haben wollen. Wenn Sie sich nicht erinnern können, stelle ich Ihnen meinen Sekretär und meinen Kammerdiener als Zeugen."

„Und Sie nehmen mich beim Wort und zahlen mir gar nichts?"

„Ich achte das Wort eines genialen Mannes zu hoch, um es nicht nach seiner vollen Bedeutung zu würdigen."

„Muß ich etwa auch auf einen Stempelbogen über die Komplimente quittiren, mit denen Sie mich honoriren?"

„Hehehehe! Mir scheint, Sie sind auch auf dem Felde der Ironie zu Hause. — Ich bitte Sie, Herr Doktor, mich recht bald mit einem satyrischen Zeitbild aus Ihrer gediegenen Feder zu überraschen."

„Und ich bitte Sie, mein Schauspiel „André" aus Ihrem Repertorium zu streichen, denn ich protestire gegen die fernere Aufführung, Herr Direktor."

„Sie greifen mir in's Herz — aber ich opfere ohne Bedenken das Interesse meines Institutes, um Ihnen gefällig zu sein. Herr Franz, statt des Schauspiels „André" werden morgen „die Räuber" angekündigt. Ich erlaube mir, Sie zu dieser Vorstellung höflichst einzuladen, Herr Doktor."

„Ich danke ergebenst! Ich verspreche mir nicht viel von Ihrem Räuber — denn Ihr Franz ist schlecht,

aber der Carl noch viel tausendmal schlechter. Gehorsamer Diener, Herr Direktor."

Doktor Wollheim entfernte sich.

Carl blickte schmunzelnd seinen Franz — und Franz blickte schmunzelnd seinen Carl an.

„Der Witz würde meinem Publikum viel Spaß machen," sagte der Letztere, indem er in seinen Salon trat. „Ich werde ihn Nestroy für seine nächste Posse empfehlen."

Direktor Carl, der als Arangeur aller Festlichkeiten keinen ebenbürtigen Rivalen hatte, wußte auch im engen Kreise und Hausgenossen diesen Ruf zu rechtfertigen.

Er selbst placirte die Möbel, — deckte die Tafel — ordnete die Couverts mit ihren goldenen Bestecken, rangirte die glänzenden Kristallflaschen mit farbigen Liqueuren und die silbernen Schüsseln mit den seltensten Delicatessen in malerischer Ordnung auf den eleganten Stellagen rings umher.

In dieser Beschäftigung überraschte ihn Clemens, der rühmlichst bekannte erste Violinspieler des Theaters an der Wien.

„Ah — Herr Clemens! Sie wünschen?" rief Carl, indem er sich anschickte, eine Silbertasse vom Platze zu rücken und in eine Ecke zu schieben.

„Ich bitte um Erlaubniß, Herr Direktor, heute auf ihrem Hausballe die erste Violine spielen zu dürfen.

„O, mit Vergnügen! Sie sind ja außerordentlich liebenswürdig, Herr Clemens.“

„Auch habe ich ein brillantes Conzertstück componirt, das ich in der Raststunde vorzutragen wünsche.“

„Ah, köstlich! das ist eine Aufmerksamkeit, die ich Ihnen nie vergessen werde, mein lieber Herr Clemens.“

Der Virtuose hörte schon die Dukaten klimpern, mit denen ihn der Herr Direktor am nächsten Morgen überraschen würde. — Nun, eine Ueberraschung stand ihm allerdings bevor, aber welche!

„Der verdammte Kasten steht so fest, als ob er angeschmiedet wäre!“ sagte Carl, der sich vergebens bemühte, das schwere Möbel von Ort und Stelle zu bringen. „Keiner meiner Diener läßt sich sehen, und es fängt schon an, dunkel zu werden.“

„Wenn der Herr Direktor mir gütigst erlauben wollten, Ihnen Hilfe zu leisten.“

„Sie werden mich sehr verpflichten, wenn Sie so freundlich sein wollen. Mit vereinten Kräften werden wir diesen Koloß bald überwältigt haben.

Und nun ging es fix vom Flecke.

In ein paar Stunden waren alle Möbel theils in die Winkel, theils in's Seitenzimmer transferirt — aber der gute Clemens arbeitete auch, daß er roth wie ein gesottener Krebs und in Schweiß gebadet war.

Er hörte abermals Dukaten klingen.

Die Wachskerzen in den Kronleuchtern waren angezündet — Clemens stand schon an der Spitze seiner

kleinen Mannschaft im improvisirten Orchester — und als die ersten Zaubertöne des Walzerkönigs Lanner erklangen, rückte auch das muntere Völkchen an, für die das freundliche Schicksal fast alle Tage im Kalender roth angestrichen hat.

Schnell entwickelte sich ein geselliges Leben in diesem freundlichen festlich beleuchteten Salon.

Hier plauderte der gemüthliche Adolf Bäuerle mit Madame Pan, der ersten Liebhaberin des Theaters an der Wien — dort Ludwig Löwe, der Mann mit dem ewigen Licht und der ewigen Gluth, mit dem kläglichen Schauspieler Kläglich — hier der Schriftsteller Lembert mit Nestroy's klugem Mariechen — dort Scholz mit Margaretha Carl, der treuen, geistreichen Gemalin des flatterhaften Theaterdirektors — hier der liebenswürdige Kritiker und Schriftsteller Straube mit seinen Kollegen Meinert und Weidmann — dort Nestroy mit Stahl, dem wahrscheinlich wieder ein Schabernack gespielt werden sollte.

Auch fremde und einheimische Kunstfreunde waren gegenwärtig, die die jungen schönen Töchter der Musen, wie die Mücken die Flammen, umflatterten.

Direktor Carl hatte sich der berühmten Tänzerin Fanni Elsler bemächtigt, nachdem ihr von der ganzen Gesellschaft als Königin des Festes gehuldigt worden war.

Man scherzte, lachte, tanzte, entkorkte Champagnerflaschen, langte Fasanenflügel und Delikatessen aus den

silbernen Schüsseln, — und lärmte, aß und trank nach Laune und Appetit — denn hier herrschte die Freiheit! — Die Hausordnung befahl sogar, ungebunden und ungenirt zu sein.

Nach dem ersten Walzer erschien ein neuer Gast, der Fanni Elsler mit freudiger Ueberraschung entgegen eilte.

„Willkommen, willkommen Veranotti!“ rief sie, „das hätte ich mir nicht träumen lassen, Sie heute in dieser lustigen Gesellschaft zu finden.“

„Ich will mit meiner Familie den Sommer in Hitzing genießen, und habe eines der reizenden Häuschen in der „Lumpazigasse“ gemiethet,“ sagte der Venetianer. „Bei dieser Gelegenheit war mein freundlicher Hausherr so artig, mich zu seinem Hausball einzuladen.“

„Aber Sie wollen doch nicht etwa jetzt schon nach Wien übersiedeln? Es wäre fürchterlich, wenn ich die Häupter meiner Lieben in Venedig zählte, und das Haupt meiner tapfersten Claqueurs vermißte!“

„Das werden Sie nicht — denn ich reise schon mit Tagesanbruch auf den Schauplatz Ihrer neuen Triumpfe.“

„Mit Tagesanbruch? Ei, das fügt sich ja vortrefflich. Auch ich will mit der Morgendämmerung Wien verlassen.“

„Mit der Post?“

„Leider! Ich habe es noch immer zu keiner Equipage bringen können, lieber Veranotti.“

„Ich stelle Ihnen mit Vergnügen die Meinige zur Verfügung — und werde mich glücklich preisen, eine so liebenswürdige Reisegefährtin zu gewinnen."

„Das läßt sich hören. Aber ich habe einen Bedienten —"

„Er wird sich mit dem Meinigen hoffentlich vertragen."

„Voilà, ich bin die Ihrige. — Apropos, Sie, als mein feurigster Verehrer, werden mir wohl eine etwas indiscrete Frage erlauben?"

„Ohne Weiteres. Ich verspreche Ihnen sogar eine discrete Antwort auf die indiscrete Frage."

„Wie sind Sie zu dem Wechsel gekommen, mit dem Sie mir mein deponirtes Kapital zurückbezahlt haben?"

„Zum Accept meines Korrespondenten Lilienfeld? Signora Fanelli, eine junge neapolitanische Dame, die sich seit Kurzem in Venedig aufhält, hat in meiner Wechselstube mit dem Accepte Noten der englischen Bank eingekauft. — Es ist unmöglich, daß es beanständet werden kann."

„O bewahre! Aber Sie werden wohl die Güte haben, mich der jungen Neapolitanerin vorzustellen, wie?"

„Die schöne Dame wird entzückt sein, eine Künstlerin kennen zu lernen, die fast ganz Europa bezaubert hat."

„Sie sind so artig, das ich Ihnen erlaube, mir im Theatro Fenice Kränze und Blumen zu werfen, und nach der Vorstellung als mein Schimmel zu debutiren, wenn

man mir die Pferde ausspannt. Aber, wenn ich nicht irre, will uns Herr Clemens mit einem Violin-Concert überraschen. — Er war lange Zeit Reisegefährte der Madame Catalani — ist ein ausgezeichneter Virtuose auf seinem Instrument, aber ein Bruder Liederlich, der seines Gleichen nicht findet. Ein Gott — ein Rock und eine Geige — mehr ist selten zu finden bei ihm."

Clemens trug ein brillantes Concertstück vor, das mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wurde.

Direktor Carl drückte ganz aufgelöst vor Entzücken die Hände des Virtuosen, und konnte ihm nicht innig genug seine Dankbarkeit aussprechen.

Der glückliche Clemens, dem dicke Schweißtropfen aus allen Poren drangen, hörte abermals Dukaten klimpern.

Das Fest dauerte bis zum Anbruch des Tages.

Am Arme des Venetianer Bankiers beurlaubte sich die liebenswürdige Tänzerin von Herrn Direktor Carl und allen ihren Kunstgenossen auf das herzlichste — und ein rauschender Tusch des kleinen Orchesters begleitete den allgemeinen Toast auf das Wohl und den Ruhm der gefeierten Künstlerin.

Kein Unzufried'ner verließ den Salon — aber der Zufriedenste war und blieb der glückliche Clemens.

Er schlief so süß und sanft, und der gefällige Gott des Traumes hörte gar nicht auf, seinem Ohre mit dem Zauberklange des Goldes zu schmeicheln.

Gegen Mittag sprang Clemens aus dem Bette, machte eiligst Toilette, und ging zum Theater-Kassier, um seine Gage zu erheben — denn es war der Erste des Monats — und den Ersten pflegte er gewöhnlich schon am Zweiten mit süßer Sehnsucht zu erwarten.

Der Kassier Held zahlte ihm seine Monatsgage aus, — zog ihm aber zehn Gulden, als Strafe für einen versäumten Theaterabend ab.

„Das ist ein Irrthum," protestirte Clemens. „Ich habe im ganzen Monat nicht eine Stunde, viel weniger eine ganze Vorstellung versäumt."

„Es thut mir leid — aber der Herr Direktor hat mir heute, gleich nach dem Balle, befohlen, Ihnen zehn Gulden als Pönale in Abzug zu bringen."

„Heute nach dem Balle? Unmöglich!" eiferte der Virtuose.

„Ah, guten Morgen — guten Morgen! Wie haben Sie auf Ihren Lorbeeren geruht, mein wackerer Orpheus?" rief galant und freundlich Direktor Carl, der im seidenen Schlafrock aus dem Direktionszimmer trat.

„Ich danke ergebenst, Herr Direktor, und bitte Sie, Herrn Kassier Held über ein Mißverständniß gütigst aufzuklären. Ich soll ein Pönale von zehn Gulden zahlen, und weiß nicht wofür?"

„Sie wissen nicht wofür? Ei, ei, Herr Clemens — erinnern Sie sich! Haben Sie nicht gestern die ganze Vorstellung versäumt?"

„Gestern?"

„Nun ja, gestern!“

„Gestern war ich ja auf Ihrem Hausballe.“

„Man darf keine Hausbälle besuchen, wenn man im Orchester Dienste zu leisten hat, mein lieber Clemens.“

„Aber ich habe ja Möbel getragen, daß mir alle Rippen knackten — und die ganze Nacht gegeigt, daß ich keinen trockenen Faden am ganzen Leibe hatte.“

„Ja wohl, mein lieber Herr Clemens, und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür.“

„Dankbar, wenn Sie mir eine Strafe diktiren?“

„Strafe für die versäumte Dienstleistung. Für Ihre freiwillige Dienstleistung auf meinem Hausball spreche ich Ihnen hier, vor meinem Herrn Kassier, meine dankbare Anerkennung und Belobung aus.“

„Und die zehn Gulden muß ich dennoch zahlen?“

„Bei Heller und Pfennig.“

„A — a — das habe ich nicht erwartet!“

„Hätten Sie mich ersucht, Sie von der Vorstellung zu dispensiren, um mir Möbel transportiren zu helfen, meine Ballmusik zu dirigiren, und uns eine Ihrer schönen Kompositionen zum Besten zu geben, würde ich wahrscheinlich Ihren Wunsch erfüllt haben — aber sich eigenmächtig Ihrer Pflicht zu entziehen, ist ein Vergehen, das ich nicht unbestraft lassen kann.“

Der freundliche Herr Direktor warf dem Virtuosen noch ein süßes Kußhändchen zu, und schlüpfte in die innern Gemächer seiner Residenz zurück.

„Das war der Mühe werth, zwei Stunden Möbel zu schleppen, und die ganze Nacht zu geigen," murmelte Clemens, indem er sich wie ein begossener Pudel davon schlich. „Der Herr Direktor kann mir gestohlen werden mit seiner zuckersüßen Zärtlichkeit! Anstatt, daß ich mit seinen Dukaten klimpere, klimpert er jetzt mit meinen zehn Gulden. Eine saubere Spekulation das! Na — ich werde mich hüten, wieder was zur Verherrlichung seines Festes beizutragen."

Zweites Capitel.

Signora Fanelli.

In einem jener grauen venetianischen Palläste, die einst goldene Arme bauten und eiserne Fäuste vertheidigten — wohnt seit vier Wochen Signora Leocadia Fanelli, eine junge Neapolitanerin, die, glatt wie ein Aal, flink wie eine Gazelle, listig wie eine Schlange, schön wie ein Engel und tückisch wie ein Kobold, in das Schlaraffenleben der faulen Venetianer, wieder ein bischen Romantik einführte.

Man wußte nicht, was man aus der jungen Dame machen sollte, die sich heute sanft wie eine Taube, morgen wild wie ein Geier — heute demüthig wie eine gefesselte Sklavin und morgen stolz und erhaben wie eine regierende Königin gebehrdete. Sie schien ein Edelstein zu sein, den eine Pfütze geboren — eine Gluth, die ein Eisberg ausgeworfen hatte.

Signora Fanelli trug die Dreieinigkeit: Weib, Engel und Teufel zur Schau.

Am Morgen nach dem ersten Gastspiel der berühmten Wiener Silphide auf dem Theatro Fenice, landete

eine Gondel in der Nähe des Palastes, den Signora Fanelli bewohnte, und gleich darauf wurden derselben der Bankier Veranotti und die Tänzerin Fanni Elsler angemeldet.

Mit einem Ausruf der freudigsten Ueberraschung eilte die Neapolitanerin der Künstlerin entgegen, umschlang sie mit ihren weißen, vollen Armen, und führte oder trug sie vielmehr auf die Ottomane in den Salon.

„Welch ein Glück!" rief Fanelli entzückt. „Es ist mir, als hätte mir der Himmel einen seiner schönsten Sterne in die Arme geworfen, um mich ganz in der Nähe an seinem Glanze weiden zu lassen."

„Da haben Sie ein Compliment, das in der Glut des Vesuv's geschminkt ist," sprach der Bankier lachend zur Tänzerin. „Aber nehmen Sie sich in Acht, liebe Fanni! Signora Fanelli pflegt gewöhnlich morgen zu beißen, was sie heute geküßt, oder zu verfluchen, was sie angebetet hat."

„O, das habt nur ihr garstigen Männer zu befürchten!" entgegnete Fanelli mit reizender Naivität. „Wenn Sie mich näher kennen lernen, schöne Zauberin, werden Sie sich sehr bald überzeugen, daß ich eben so beständig als unbeständig sein kann."

„Ich wage, mir nur eine sehr kurze Beständigkeit zu erbitten," sagte Fanni Elsler bescheiden, „eine Beständigkeit von höchstens vierzehn Tagen."

„Wie? Nur vierzehn Tage gedenken sie in Venedig zu verweilen?"

„Zeit genug, um Ihnen alle Verehrer zu entziehen," bemerkte Veranotti, „und Ihnen zugleich einen Prozeß an den schönen Schwanenhals zu werfen, meine reizende Signora."

„Mir einen Prozeß?"

„Wenn Sie nicht auf der Stelle die kleinen Händchen falten und beten: Herr, erlöse uns von allen Advokaten!"

„Was soll denn das heißen?"

„Das heißt: Sie sind entweder das Opfer eines Betrügers, oder stehen mit Betrügern in direkter oder indirekter Verbindung."

Die Neapolitanerin wechselte die Farbe — ihre Augen glänzend drohend, wie die einer verwundeten Viper, und ihre Hand griff krampfhaft nach dem kleinen Dolche, der in ihrem Gürtel funkelte.

„Da haben wir den Vulkan!" fuhr Veranotti lachend fort, „beruhigen Sie sich, schöne Signora, — und weisen Sie das sprudelnde Blut in seine Schranken zurück. Wenn Ihre Ehre eines Ritters bedarf, werde ich der Erste sein, der für Sie in die Schranken tritt."

„Dann haben Sie die Lanze jetzt gegen sich selbst zu brechen," erwiederte die Neapolitanerin mit zusammengepreßten Lippen, die Schreck oder Entrüstung erbeben gemacht, „denn wenn ich recht verstanden habe, haben Sie mich einer Verbindung mit Verbrechern beschuldigt."

„Man kann mit der Unschuld eines Kindes in dergleichen Verbindungen gerathen.“

„Erklären Sie sich verständlicher, mein Herr, ich bitte Sie.“

„Wohlan denn — ich habe an Fräulein Fanni Elsler mit einem Accepte meines Geschäftsfreundes Lilienfeld ein Capital von sechstausend Dukaten zurückgezahlt.“

„Nun?“

„Das Accept ist fünf Tage alt und dasselbe, welches ich aus Ihren Händen empfing.“

„Ganz recht — ich erinnere mich — ich habe mehrere dergleichen Werthpapiere gegen englische Banknoten vertauscht.“

„Das Accept ist aber in Wien beanständet worden.“

„Beanständet?“

„Erstens ist kein Aviso eingelaufen, und zweitens — ist der Acceptant fünf Tage vor dem Datum des Acceptes verschwunden und verschollen in Venedig.“

„Nun, man kann aus Venedig verschwinden, ohne aus der Welt zu verschwinden,“ bemerkte mit Lächeln die Neapolitanerin, indem sie mehrere Briefe aus der Lade ihres Schreibepults nahm und sie Veranotti reichte. „Auf diesen Creditbriefen an die ersten Bankhäuser der Monarchie werden Sie ohne Zweifel Wappen, Siegel und Handschrift des Herrn Bankier

Hektor von Lilienfeld erkennen und indeß als Ersatz für das Aviso gelten lassen."

„Gerechter Himmel!" rief Beranotti höchst bestürzt nachdem er die Papiere durchlaufen hatte.

„Mit diesen Creditbriefen hat Lilienfeld mehr als die Hälfte seines Vermögens in deren Hände gelegt. — Ich weiß nicht, was ich davon denken soll."

„Wahrscheinlich ein Tribut, den der Herr Bankier der Schönheit zollte," warf Fanni Elsler hin, indem sie sich leicht gegen die Dame des Hauses verneigte.

„Wo weilt denn der Unglückliche? Vielleicht dennoch in Venedig?"

„Der Unglückliche? Sie sind ein wenig ungalant, mein Herr Beranotti," erwiederte die Dame mit aufgeworfenen Lippen, „und haben es nur der Anwesenheit dieser liebenswürdigen Künstlerin zu danken, daß ich Ihre Frage beantworte. Herr von Lilienfeld hat Feinde, die ihn verfolgen, darum hielt er es für gerathen, sich gleich nach dem Ankauf der Villa Bellarosa vorsichtig verborgen zu halten. Erst gestern gelang es ihm, aus Venedig zu entfliehen. — Er wird sich so lange in den päpstlichen Staaten aufhalten, bis ihn hier keine Gefahr mehr bedroht."

„Warum eilt er denn nicht zu seiner Familie zurück?"

„Das ist eine Gewissensfrage, die Ihnen jeder flatterhafte Ehemann beantworten kann. In Betreff des

Wechsels, den Sie beanständen, sichere ich Ihnen noch im Laufe dieser Woche das Aviso zu.“

„Dann steht es auch in Ihrer Macht, mir eine Correspondenz mit meinem Freunde zu ermöglichen —?“

„Vertrauen Sie mir Ihre Briefe an, und sie werden beantwortet werden. Das ist Alles, was ich Ihnen versprechen kann, so lange ich nicht berechtigt bin, mit fremden Geheimnissen zu schalten.“

Beranotti und Fanni Elsler empfahlen sich der jungen Dame — dann öffnete sich leise eine Tapetenthüre, und ein junger, kräftiger Mann mit gebräuntem Antlitz, krausem dunklen Vollbart und schwarzen blitzenden Augen, schlüpfte aus dem Versteck.

„Hast Du gehört, Jacomo —?“ flüsterte die Dame.

„Jede Silbe, Mia cara. — Du hast dem schlauen Beranotti wie ein kluges Mädchen geantwortet. — Ja, in der Nähe einer schönen Schlange, ist es nicht so leicht, ein Fuchs zu sein.“

„Aber wenn man Verdacht geschöpft hätte?“

„Bah! Unser Mann muß uns schützen, wenn er selbst geschützt sein will. Aber mich langweilt das Leben zwischen geschlossenen Mauern, und ich sehne mich von Herzen in die freie Luft unserer neapolitanischen Wälder zurück. Wir müssen unsere Papiere zu verwerthen suchen — damit wir ein Ende machen können mit dem Jammermann in Calle St. Lazzaro.“

„Also trotz der Opfer, die er gebracht, bist Du dennoch entschlossen — ?“

„Wann hat Jacomo je sein Wort gebrochen? Mein Stahl ist gedungen und mein Dolchstoß tausendfach bezahlt. Die heilige Madonna möge uns recht oft so gute Kundschaften schicken!“

„Sei auf der Hut, mein Jacomo! bedenke, daß man einen hohen Preis auf den Kopf des Flüchtlings aus dem Bagno von Civita Vecchia gesetzt hat. Der heilige Borromeo wache über Dich!“

Der junge Mann, dessen Kopf die hohe Justiz mit Gold aufzuwiegen versprochen, den die Neapolitanerin jetzt zitternd umschlang und mit glühenden Küssen bedeckte — war der aus dem Bagno entsprungene Banditenführer Jacomo Negrini, der wieder Wälder und Heerstraßen unsicher machte, die Paläste aller Nobili bedrohte, und den Leidenschaften: Rache, Eifersucht und Habsucht als gefälliger Agent und Vermittler diente.

Während dieser Ereignisse in der Wohnung der schönen Neapolitanerin — saß unfern derselben auf einem Eckstein der unglückselige Aufträger Jean und benagte ganz gemüthlich die größere Hälfte einer saftigen Melone.

Er hatte den Palast, welchen wir soeben verlassen haben, fest in's Auge gefaßt, ließ aber, dessen ungeachtet, seine Blicke auch ein wenig weiter streifen, wie ein Spion, der nicht nur das Haus, sondern auch dessen Umgebung zu belauern beauftragt war.

Natürlich vergaß er auch nicht, den Gondeln seine Aufmerksamkeit zu schenken, die wie bunte Schmetterlinge, umschlungen von den glänzenden Armen des Meeres, auf- und niederflatterten.

Plötzlich senkte Monsieur Jean den Hals, wie ein Storch, der einen Frosch erschnappen will — sein Mund öffnete sich, als ob er von der Maulsperre befallen wäre — seine Augen fingen wie Wagenräder zu rollen an — und sein Antlitz nahm eine kirschblaue Farbe an, denn der saftigste Bissen seiner Melone war ihm im Halse stecken geblieben, ohne weder eine Vorder- noch Hinterthüre zur freien Passage gewinnen zu können.

Nachdem er den faustdicken Bissen endlich glücklich hinuntergewürgt hatte — erhob er sich auf den Zehenspitzen, improvisirte aus seinen beiden Händen ein Perspektiv, und beguckte durch dasselbe eine Gondel, die mit flatternden Fähnlein geschmückt, soeben vom Ufer stieß.

Aber nicht das Fähnlein der Gondel — sondern der Gondolier und dessen Passagier waren es, die dem Melonenschmauser die Maulsperre zugezogen.

Er hatte in dem Gondolier einen schlechten guten Freund, und in dem Passagiere einen sehr verdächtigen Landsmann erkannt.

Monsieur Jean hatte ein ganz vortreffliches Perspektiv.

Der Gondolier war Niemand Anderer, als der Bettelmönch, welcher sich vor der Bachusschenke in einen

Lazzaroni verwandelt hatte — und der Passagier war Niemand Anderer, als der Herr Baron von Henkelburg mit der silbernen Nase.

Monsieur Jean hatte in jedem Jahre ein paar Tage, an welchen er beinahe Menschenverstand besaß — und glücklicherweise war gerade heute einer dieser wenigen Tage.

Er eilte an's Ufer, winkte einem Gondolier, drückte ihm ein paar Silbermünzen in die Hand, bezeichnete die Gondel, in welcher sich der Herr Baron von Henkelburg ganz behaglich schaukelte, und sprach pantomimisch sein Verlangen aus, demselben in vorsichtiger Ferne nachgeschaukelt zu werden.

Ein venetianischer Gondolier hat Capacität, denn er nimmt es an Pfiffigkeit mit jedem Wiener Fiaker auf. — In der nächsten Minute folgte die Gondel des Bedienten der Gondel des Barons, wie der gespenstige Bettler dem Verschwender Flottwell in Raimund's bekanntem dramatischen Mährchen.

Nach einigen tausend Ruderschlägen landete die verfolgte Gondel, und gleich darauf die verfolgende. Der Baron und sein Fuhrmann stiegen aus, und schlugen den Weg in ein kleines schmutziges Winkelgäßchen ein — es versteht sich, daß Monsieur Jean, der sich, wie gesagt, heute im Ausnahmszustande alltäglicher Einfalt befand, nicht weit hinter ihnen zurückblieb.

Am äußersten Ende des Winkelgäßchens erhob sich zwischen Hofraum und Garten ein kleines altergraues

baufälliges Häuschen, mit einem, nach italienischer Bauart terassenartigem Dache.

Das war das Häuschen, in welches der Herr Baron und der Gondolier hineinschlüpften, nachdem der Letztere das Hofthor vorsichtig geöffnet, und noch vorsichtiger hinter sich wieder geschlossen und verriegelt hatte.

Monsier Jean blickte auf die Ziffern, die über das Hofthor gepinselt waren, und auf die kleine Tafel an der Straßenecke — zog ein Notizbüchlein aus der Tasche und notirte: „Calle St. Lazzaro Nr. 22.“ Dann schlug er den Rückweg ein — und eine Stunde später waren Frau von Lilienfeld, Doktor Mühlfeld, der Bankier Beranotti und die Sängerin Fanni Elsler aufs Beste unterrichtet, wo der Herr Baron von Henkelburg und der verwandelte Bettelmönch zu finden wären, im Falle man sie besuchen wollte.

Monsieur Jean empfing ein Belobungsdecret, und trug heute seinen Kopf so hoch, wie Napoleon, als ihm die Sonne von Austerlitz aufging.

Drittes Capitel.

Calle St. Lazzaro.

„Als mir vor fünf Jahren der Bräutigam der kleinen Leonie ein wenig lästig zu werden anfing, räumte ihn Jacomo geschwinde aus dem Wege, und Paolo von Terracina war doch sein Landsmann, während er es jetzt nur mit einem Deutschen zu thun hat," sagte Baron von Henkelburg mürrisch, indem er mit seinem Begleiter in das Eckhäuschen der Calle St. Lazzaro trat.

„Exzellenza vergessen, daß Jacomo eine doppelte Aufgabe hat, zu ruiniren und zu tödten. Ein reicher Mann ist geschwinder zu einem todten, als zu einem armen Manne gemacht."

Das Häuschen, in welchem dieses Gespräch geführt wurde, lag wie früher bemerkt wurde, zwischen Hof und Gartenraum am äußersten Ende des genannten Winkelgäßchens, und bestand nur aus zwei kleinen Zimmern und einer schmutzigen Küche im Erdgeschosse.

Das war die Wohnung Matteo's, der wie eine Schlange dreimal die Haut gewechselt hatte, seitdem

wir ihn als Bettelmönch seine Litanei herunterplappern hörten.

Er und seine Base Lauretta, die den fremden Herrn mit einem zierlichen Knix begrüßte, sind die einzigen Bewohner dieser altersschwachen Baracke.

Auch Lauretta, das kleine hübsche Mädchen mit dem Schelmgesichte und den großen dunklen Augen ist uns nicht ganz fremd — wir haben es im Garten der Villa Bellarosa kennen gelernt.

Dort war es, wo die kleine Spitzbübin als verunglücktes Judenmädchen den Herrn Bankier von Lilienfeld so geschickt in die Gondel lockte, und ihn den Banditen in die Hände spielte.

„Das plötzliche Verschwinden des Bankiers befremdet," nahm Matteo wieder das Wort. „Man macht Umstände, seine Anweisungen und Creditbriefe zu respectiren — stellt die verfänglichsten Fragen an Fanelli — und wenn sie nicht so ein verschmitztes Mädchen wäre, hätte sie uns schon hundertmal verrathen müssen."

„Dennoch ist sein Name baares Geld. — Ich werde die Papiere an mich kaufen, um jeden Verdacht von Euch abzulenken. Aber sie genügen noch nicht — laßt Euch neue Anweisungen und auf höhere Beträge unterfertigen."

„Er unterfertigt nichts mehr."

„Scherz!"

„Nein Ernst, er will nicht!"

„Kann er in seiner Lage einen andern Willen, als den Euren haben?"

„Er ist entschlossen, lieber zu sterben, als seine Familie an den Bettelstab zu bringen. Mit der Pistole auf der Brust läßt er sich zu keinem Federzug mehr zwingen."

Der Baron ging einige Augenblicke nachdenkend auf und ab, dann blieb er plötzlich stehen und sagte mit diabolischem Lächeln! „Wohlan denn — er soll seinen Willen haben, doch dieser Wille soll sein letzter sein."

„Endlich!"

„Sagt ihm, er habe einundzwanzig Stunden Zeit, sein Testament zu machen."

„O Santa Maria! Was sprechen Exzellenza da vom letzten Willen und vom Testamente?" rief erbleichend Lauretta, die in ihrem Winkelchen der Unterredung ein aufmerksames Ohr geliehen. „Sollst Du den armen Mann etwa tödten, Matteo?"

„Schweige, und kümmere Dich um Deine Polenta, nicht um meine Geschäfte, Närrin!" antwortete barsch der Gefragte.

„Nein, ich werde nicht schweigen, wenn Du an Deinem Worte zum Verräther werden, und mich und Dich mit dieser Blutschuld belasten willst. Ich habe den armen Mann getäuscht und in unser Haus gelockt, weil Du mir zugeschworen hast, daß ihm kein Haar gekrümmt werden soll — und wer Wort und Schwur bricht, ist ein elender Feigling, Matteo."

„Geh, geh — sei nicht kindisch, Mädchen, und binde die Hände des Herrn Barons nicht, die Dir eine

artige Aussteuer verdienen sollen. Uebrigens wirst Du keine Ursache haben, mit mir zu grollen, denn hier ist nicht Matteo, sondern Jacomo selbst den Dolchstoß schuldig."

„Sentimentalität verträgt sich nicht mit Deinem Handwerk, kleine hübsche Banditenbraut. — Laß Du dem Manne was des Mannes ist, und ich verspreche Dir die schönste Venetianer Kette an Deinem Ehrentage," sagte der Baron schmeichelnd, indem er dem Mädchen die braunen Wangen streichelte. „Jetzt komm', und öffne mir das Thor, und Du Matteo sage Jacomo, daß ich morgen nach vollbrachter Arbeit den Rest meiner Schuld an ihn tilgen werde."

Der Baron verließ das Haus, und das junge Mädchen öffnete ihm schweigend, und vor sich hinbrütend, das Thor.

Aber es war des Himmels Wille, daß die Hand, die das Thor geöffnet hatte, es nicht wieder schließen, und der Herr Baron von Henkelburg der hübschen Banditenbraut keine Venetianer Kette schenken sollte.

„Jacomo ist die Hand wie immer, aber ich möchte in diesem Falle nicht das Messer sein," sagte Matteo, der allein im Zimmer zurückgeblieben war, „denn erstens gefällt mir unser Gefangener, obgleich er nur ein Deutscher und noch dazu ein Jude ist, und zweitens ist es ganz richtig, daß ich Lauretten gewissermaßen Bürgschaft für sein Leben geleistet habe mit meinem Wort."

Während dieses Selbstgespäches trat der Bandit

auf einen Nagel im Boden — ein Schieber tauchte zurück, und es wurde eine Treppe sichtbar, die in die Tiefe führte.

„Das Wort, das ich einem Kinde gegeben, ist allerdings kein Stein, an welchem die Klinge meines Dolches brechen würde," fuhr der Bandit, die Treppe betretend, fort, — „aber corpo di dio, ich würde sie dennoch tausendmal lieber in die Brust dieses Ischariots mit der falschen Nase senken, als in die Brust des Mannes, den er uns ans Messer geliefert hat."

Unter diesen und ähnlichen Reflexionen war Matteo fünfzig bis sechzig Stufen zu einer kleinen eisernen Thüre hinabgeschritten. —

Er entriegelte dieselbe, und trat in ein großes dunkles Gewölbe, dessen Ziegelpflaster in barbarischen Jahrhunderten mit so manchem Tropfen edlen Blutes befeuchtet worden sein mochte.

Der Eisenthüre gegenüber war eine zweite offene Thüre sichtbar, die in einen langen schmalen Gang, und aus diesem wahrscheinlich zum Gestade des Meeres führte, denn man hörte ganz deutlich das dumpfe Brausen der Wogen in der Nähe.

Zwei mit Karabinern bewaffnete Banditen, schritten, an dieser offenen Thüre Wache haltend, auf und ab.

Einige Fakeln an den Wänden beleuchteten spärlich diesen feuchten und umfangreichen Kerker.

Ungefähr in der Mitte desselben stand ein Tisch, aus rohem Holze gezimmert, und an demselben saß,

zwischen zwei andern mit Dolchen und Pistolen bewaffneten Banditen, das Haupt auf den Arm gestützt, und im düstern Schweigen vor sich hinstarrend — der Gefangene.

„Exzellenza“ — sagte Matteo mit der berüchtigten Artigkeit der italienischen Gurgelabschneider, indem er sich dem Gefangenen näherte — „ich melde mit dem schmerzhaftesten Bedauern, daß mir der Verlust meines lieben Gastes bevorsteht.“

Rasch wendete der Gefangene sein blaßes Antlitz dem Banditen zu, und ein Strahl der Hoffnung blitzte aus seinen Augen.

„Unser Capitain hat über Ihr Schicksal entschieden, Exzellenza.“

„Also gibt man mir endlich die Freiheit wieder?“ rief Hector von Lilienfeld zitternd vor Aufregung. „Ich werde mein geliebtes Weib und meine holden Knaben wiedersehn! O mein Gott — eine Stunde solchen süßen Glückes, kann uns eine Ewigkeit voll Leid und Kummer vergessen machen!“

„Exzellenza belieben sich Illusionen machen zu wollen,“ sagte mit einiger Verlegenheit Matteo.

„Wie? Ist es also nicht die Freiheit, die Du mir anzukündigen hast?“

„Freiheit? — I nun — allerdings — und noch dazu eine Freiheit, die Sie auf ihren Flügeln bis in den Himmel tragen soll.“

Der in seiner Hoffnung so fürchterlich Getäuschte richtete starr und bewegungslos seine Augen auf den Banditen.

„Exzellenza sind ein bischen eigensinnig,“ fuhr dieser mit einer Art gutmüthiger Vertraulichkeit fort, „und unser Capitano hat auch seine Capricen. Vielleicht ließe er noch ein Wörtchen mit sich reden, wenn Exzellenza sich entschließen wollten, noch einige Cassa-Anweisungen direkte an Ihr Bankhaus —“

„Nein, nein — so wahr ein Gott lebt, nein!“ rief entrüstet und mit fester Stimme der Bankier. „Ich habe Weib und Kind genug beraubt, um ihnen den Gatten und Vater zu erhalten. — Ist Euer Durst nach Geld noch immer nicht gestillt, so macht ein Ende mit mir.“

„Leider wird uns nichts Anderes zu thun übrig bleiben,“ erwiederte achselzuckend der Bandit. „Aber es ist kein Abschied auf ewig — wir werden uns Alle wiedersehen dort oben! Indeß werden Exzellenza wohl daran thun, Ihr Testament zu machen — denn die Sonne geht für Sie zum letzten Male heute unter.“

„Lebt wohl, meine Lieben! Der Herr des Himmels wacht über Euch!“ rief heftig ergriffen der Unglückliche.

Matteo holte aus einem Winkel die nothwendigen Schreibrequisiten herbei, legte sie auf den Tisch und sagte sanft ermahnend: „Bedenken Exzellenza, daß Ihr Testament, wie man zu sagen pflegt, unsere Zensur passiren muß. Enthalten Sie sich daher jeder Andeutung, die uns arme Teufel zu compromittiren geeignet wäre, sonst müß-

ten wir das Papier den Flammen übergeben, um uns unserer eigenen Haut zu wehren. Exzellenza werden diese Bitte nicht unbescheiden finden."

Der Gefangene nickte leicht mit dem Haupte — ergriff einen Bogen Papier, und machte sich allsogleich an sein trauriges Werk.

Während er schrieb, herrschte eine schauerliche Stille in der Räuberhöhle — man hörte nichts als das leise Knistern der Feder auf dem Papier.

„Wann werde ich sterben?" frug er, nachdem er die Feder niederlegte.

„Morgen, Exzellenza zu dienen. Aber die Stunde belieben Exzellenza selber zu bestimmen, je nachdem sie Ihnen am angenehmsten ist. Auf eine Stunde früher oder später kommt es uns nicht an. Aber vor zwölf Uhr, bitten wir. Wir arbeiten am besten vor dem Essen — nach Tische sind wir an unser dolce far niente gewöhnt."

„Also kaum noch ein Tag — und dann eine ewig lange Nacht für mich!"

„Corpo di dio — ich wollte, Exzellenza sähen einem ewigen Tage, statt einer ewigen Nacht entgegen — aber die Rache verlangt Ihr Blut, und wir sind die Lieferanten der Rache."

„Ich habe Niemanden beleidigt. Wofür könnte man sich an mir zu rächen haben?"

„Wofür? Nun, für ein verlornes Herz und eine verlorne Nase, glaube ich."

„Henkelburg? Er — er mein Mörder!“ rief der Gefangene mit Entsetzen.

„O, Exzellenza müssen ihm sehr theuer sein, denn er hat Sie königlich bezahlt!“ sagte Matteo mit rohem Scherz. —

Da hörte man eilige Schritte im Gange, den die beiden Banditen bewachten. Diese griffen nach den Karabinern — die Andern spannten die Hähne ihrer Pistolen — aber es trat kein unwillkommener Gast, sondern der Hauptmann Jacomo Negrini in's Gewölbe.

„Maladetto!“ rief dieser bestürzt und ingrimmig „Macht ein Ende mit dem Jammermann. Seine verdammten Papiere haben uns compromittirt. Fanelli ist im Bankhause Beranotti verhaftet worden.“

„Verhaftet?“ stammelten erbleichend die Banditten.

„O, fürchte nichts, Jacomo!“ tröstete Matteo. „Du kennst ja Deine Fanelli. — Sie wird weder sich noch uns verrathen.“

„Ich möchte dem verdammten Baron die Zunge aus dem Halse reißen, die uns den gefährlichen Handel mit Werthpapieren angetragen hat. Welche Tollheit, aus Banditen Wechselagenten machen zu wollen!“

„Was ist jetzt zu thun, Jacomo?“

„Pepo erwartet uns in einer geschlossenen Gondel. — Expedirt den Jammermann dort, und laßt uns fliehen!“

Die beiden Banditen am Tische erhoben die Dolche, um sie in die Brust des Gefangenen zu senken — aber

ihre Arme erlahmten, denn schnell wie der Blitz stürzten Soldaten der Stadtmiliz mit wildem Geschrei durch beide Thüren in's Gewölbe.

Säbel schwirrten — Karabiner blitzten — und im Nu lagen Jacomo und seine Genossen überwältigt, gefesselt, und sich mit ohnmächtiger Wuth in die Ketten verbeißend, auf der Erde.

Und mit gefalteten Händen und in Thränen schwimmenden Augen, trat die kleine Lauretta aus der Mitte der Stadtmiliz zum Gefangenen.

„Verzeihen Sie mir, Signor!“ sagte sie bittend, „Ich habe Sie getäuscht und verrathen — und dennoch hätte ich mich selbst eher ermorden lassen, als Sie. — Die Soldaten suchten Sie, aber sie hätten Sie sicher nicht gefunden, wenn ich ihnen nicht die geheime Thüre Ihres Kerkers geöffnet hätte. — Santa Maria sei gepriesen, jetzt sind Sie frei, denn alle Ihre Feinde — auch der böse Mann, der Sie berauben und tödten lassen wollte — sind in den Händen der Miliz.“

Herr von Lilienfeld reichte der kleinen Lauretta freundlich die Hand, versprach ihr, für ihren Vetter ein gutes Wörtchen einzulegen, damit seine Strafe möglichst gemildert werde, und entstieg mit einem „Gott sei Dank!“ aus dem tiefsten Innern des Herzens, seinem Grabe.

Einige Minuten später fuhren drei Gondeln den Kanal hinab. Sie trugen die gefesselten Banditen — und die glückliche Miliz, die sich den Preis verdient hatte,

den die Justiz auf den Kopf des entsprungenen Galeerensklaven und Räuberhauptmanns Jacomo Negrini gesetzt.

Eine vierte Gondel trug den Mann, für den der Cavalier mit der silbernen Nase am nächsten Abende keine Sonne mehr untergehen lassen wollte.

Und noch einige Minuten später lag ein glückseliges Weib am warmen treuen Herzen eines Auferstandenen — und mit ihnen feierten das schöne Fest des Wiedersehens: der wackere Bankherr Beranotti, der lustige Doctor Mühlfeld, die schöne Tänzerin Fanni Elsler und der vor Freude heulende Einfaltspinsel Jean.

Jacomo Negrini starb auf dem Hochgerichte — seine Genossen wanderten in's Bagno von Civita Vechia — die schöne Signora Fanelli in ein Arbeitshaus — und Matteo ruderte ein Jährchen auf der Galeere, dann kehrte er lustig zurück, heirathete sein hübsches Bäschen Lauretta, und wurde Einer der flinksten und ehrlichsten Gondoliere auf den Lagunen.

Herr Finke, der Koch und Frau Kolter, die Köchin, wurden für einige Zeit in ein Kosthaus gesteckt, in welchem man für sie Linsen mit Kanonenkugeln kochte, die ihnen nicht so gut munden wollten, wie die Delicatessen mit denen sie in den Herrschaftsküchen ihre Gaumen gekitzelt.

Und der Herr Baron Hermann von Henkelburg?

Die Justiz ließ ihn in aller Stille verschwinden. Man wußte nicht, was aus ihm geworden und wohin er

gekommen war. Aber zum Vicekönig von Egypten hat man ihn schwerlich gemacht.

Wir verlieren ihn jetzt aus den Augen bis zum tollen Jahr 1848 — in welchem leider das Unkraut den Weizen überwucherte. — Mitten unter dem Unkraut werden wir auch dem Manne mit der silbernen Nase wieder begegnen.

Viertes Capitel.

Fallen seh' ich Zweig auf Zweig.

Es wandelte ein Gespenst im Tempel der heitern Volksmuse.

Das Gespenst war im Leben ein schönes sittliches Weib, und nannte sich Therese Krones. Es war eine blühende Rose, an deren Duft sich Tausende berauschten — bis ihre Blätter welkten, sie ihr Köpfchen senkte, und nach einem kurzen schönen Frühling geknickt zusammenbrach.

Das Gespenst fühlte sich zu einsam und verlassen in seiner öden, ewig langen Nacht.

Es hielt eine nächtliche Heerschau unter den Priestern des Tempels — sang leise und schauerlich wie eine weinende Harfe: „Scheint die Sonne noch so schön — ein-

mal muß sie untergehn!“ — und wenn der letzte Ton dieses Schwanengesangs verklang, drückte das Gespenst mit seinen bleichen, kalten Lippen, einem Priester nach dem Andern, den Kuß der Verwesung auf die Stirne — Einer nach dem Andern warf wehmüthig noch einen Blick auf sein liebes, theures Vaterhaus, und Einer nach dem Andern folgte still und geduldig dem wandelnden Gespenste, in seine öde, ewig lange Nacht hinaus.

In dieser nächtigen Heerschau wurde der lustige Napoleon Tomaselli abgerufen.

Auch Korntheuer, der lange Flügelmann der alten Garde, war ihm in's Winterquartier gefolgt.

Nach diesem schied Wenzel Müller, der seine Lieder unsern Kindern und Kindeskindern hinterließ. — Ja, Deine süßen Lieder hast Du uns gelassen, aber wohin ist Deine Laute gekommen, wackerer Meistersänger? Ach — sie liegt zertrümmert unter den Ruinen Deines Tempels!

Endlich folgte auch Ignaz Schuster, der Mann, dessen Humor uns zu einer fabelhaften Sage aus der Vorzeit geworden ist. Unsere Volksbühnen haben freilich für den einen Schuster sehr viele Schuster gewonnen, aber einen Ignaz Schuster finden sie doch nicht mehr!

Die Zweige sind gefallen — aber wo ist Ferdinand Raimund, der gesunde kräftige Stamm, der diese Zweige getragen?

Ach — auch ihn haben schon die kalten, bleichen Lippen des Gespenstes geküßt — auch zu ihm sagt der

Tod schon: „Brüderl kumm!" Der alte Hobelmann stellt sich zwar taub, und schaut sich gar nicht um — aber der Tod ist obstinat, nistet sich in sein Herz — und der alte Meister mag wollen oder nicht, er wird doch seinen Hobel ausklopfen und der Welt Adieu sagen müssen*).

In derangirter Kleidung, den Hut tief in die Stirne gedrückt, mit wirrem Haar und trüben, stieren Augen, lief oder taumelte er vielmehr eines Morgens über die Ferdinandsbrücke — da rannte er mit seinem Kopf gegen einen andern dicken Kopf, und es gab einen Zusammenstoß, daß beide Köpfe die lieben Englein im Himmel singen hörten.

„Talapatsch!" murmelte Raimund, und lief ohne aufzublicken weiter.

„A — da muß ich bitten!" rief der kleine, runde Karombolirte, der Niemand Anderer als unser Wenzel Scholz war. „Der Rappelkopf zersprengt mir fast den Schädel und titulirt mich noch „Talapatsch" obend'rein. Na, wart ein Bissel!"

Unser Held setzte sich auf seinen kurzen, dicken Beinen in Galopp, und nach einigen Sprüngen, die fast wie Purzelbäume aussahen, hatte er Raimund eingeholt.

---

*) Bezieht sich auf eine Strophe des Hobelliedes im „Verschwender." C. H.

„Satisfaction für den „Bremsler“ und den „Talapatsch,“ rief Scholz, indem er den Arm des vor sich hinstierenden Volksdichters ergriff.

„A — der Wenzel!“ rief dieser überrascht aus, „der Wenzel!“

„Ja, der Wenzel, dem Du fast den Schädel zersplittert hast, blinder Heß. Kannst denn nicht die Augen aufmachen, wenn Du im Gewühl der Völker bist?“

Raimund blieb stehen — blickte auf den Spiegel der Donau und hauchte erbebend:

„Das Blut — das Blut — es drängt sich zum Herzen und will wie glühende Lava zum Crater hinaus.“

„Was hast denn?“ frug Scholz, indem er stehen blieb und sich den wackern Mann des Volkes ein wenig näher ansah.

„Das Wasser — das Wasser! Heidi — jetzt wird's losgehen! Mein Puls fängt schon gewaltig zu fiebern an!“

„Was wird losgehen?“

„Der Tanz — der wilde, tolle, rasende Todtentanz!“ flüsterte Raimund fast geisterhaft. „Fass' mich fest in's Auge, Wenzel — und wenn meine Gesichtszüge sich verzerren — mein Körper krampfhaft erbebt — meine Zähne sich knirschend zusammenpressen — dann flieh' — flieh' — wenn Dich mein Athemzug nicht vergiften soll!“

Dem armen Scholz wurde es unheimlich in der Nähe seines alten Kunstgenossen.

„O mein Gott — mein Gott!“ fuhr Raimund herzergreifend fort. „Ich habe Dich immer geehrt und geliebt und nie gegen Dich gefrevelt — womit habe ich es verdient, daß Du mich mit diesem entsetzlichen Unglück heimsuchst? Nimm es von meinem Haupte — ich will ja gerne sterben — nur keinen so qualvollen und schauderhaften Tod!“

„Was faselst Du von Sterben und Tod? Bist Du denn krank, alter Spezi!“ frug Scholz mit gutmüthiger Theilnahme.

„Krank? Gar keine Idee! Gesund und munter wie ein Fisch — aber das ist eben der Fluch! Gesund und lebenskräftig möcht' ich in den Fluthen der Donau begraben sein!“

„Um's Himmelswillen, was ist Dir denn geschehen?“

„Gift — Gift tobt in meinen Adern — ein toller Hund hat mich gebissen!“

Scholz blieb, von Entsetzen ergriffen, regungslos stehen.

„Mein Hector hat mir den Arm zerfleischt,“ fuhr Raimund, die Worte herausstoßend fort: „Er ist wüthend geworden — man hat ihn erschießen müssen — o, ich wollte, die Kugel aus dem Rohre des Jägers hätte mein Herz zugleich mit dem meines Hundes durchbohrt!“

„Laß uns zu einem Arzt —"

„Hahaha — der Arzt ist ein Mensch — und kein Menschenkind durchdringt dieses schauderhafte Geheimniß der Natur. Mein Arzt ist der Tod — der Tod! Ich will ihn suchen, und der barmherzige Gott wird mich ihn finden lassen!"

Der Unglückliche stürzte wie ein Wahnsinniger davon, und ehe Scholz noch zur Besinnung kam, war er aus seinem Gesichtskreise verschwunden.

Einige Tage später verkündeten die Wiener Tagesblätter:

„Der Dichter und Schauspieler Ferdinand Raimund hat am 30. August 1836 im Gasthause „zum Hirschen" bei Pottenstein, durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein gewaltsames Ende gemacht."

Der Kadaver des Hundes, der den treuesten Priester der Volksmuse gebissen, wurde vom Wasenmeister und den Thierärzten zergliedert und untersucht — man fand nicht die geringste Spur von Wasserscheu an dem Thiere.

Raimund lebte mit der Kugel im Gehirn noch eine ganze Woche — endlich am 5. September um drei Viertel auf drei Uhr Nachmittags schloß er seine Augen, bis einst der Engel der Auferstehung allen schlummernden „Wach't auf!" zurufen wird.

Die Zweige waren gefallen — und auch der

Stamm war gebrochen — aber das Gespenst hatte seine nächtliche Heerschau noch nicht vollendet.

Andere Stämme trieben neue Zweige und Blüthen. Wie lange? Bis man den letzten Mohikaner zu Grabe trägt!

Fünftes Capitel.

Im dramatischen Treibhause.

Direktor Carl saß abermals, mit einem Manuscripte in der Hand, in seinem Direktionszimmer.

Ihm gegenüber stand ein Jüngling, den ich ohne Weiteres, den schönsten, liebenswürdigsten und geistreichsten jungen Mann unseres Jahrhunderts nenne.

Meine gerechten und scharfsinnigen Leser werden aus dieser kurzen und bescheidenen Schilderung leicht errathen — daß ich dieser schöne Jüngling war.

„Welch eine blühende, poetische Diktion! Welch ein erhabener Schwung der Gedanken!“ rief Carl, mich ehrfurchtsvoll anstaunend. „Wahrlich, es ist die schönste Tragödie, die seit Shakespeare geschrieben worden ist!“

„Ja, sie ist mir so ziemlich gerathen," sagte ich naiv und stolz meine Nüstern aufblasend.

„Ich habe sie gestern im Bette gelesen, und muß Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich seit langer Zeit nicht so sanft und süß eingeschlummert bin."

„Eingeschlummert?" frug ich mit langem Gesichte, denn das Compliment kam mir doch ein wenig verdächtig vor.

„Oder eingelullt von dem Genie Ihrer Phantasie, mein Herr Poet. Auch mein Sekretär Franz hat Ihr Trauerspiel gelesen, und ist —"

Auch eingelullt?"

„Ebenso begeistert wie ich."

„Sie werden mein Stück also aufführen lassen?"

„Nein, das werde ich nicht!"

„Aha!"

„Wie könnte ich auch? Außer Kläglich habe ich keinen tragischen Künstler bei meiner Bühne — er ist zwar ein großer Mime auf sehr langen Gabelbeinen, aber für Ihre Tragödie doch noch zu klein und zu kurz! — Es wäre mir leid um Ihre schönen Hexameter."

„Jamben, Herr Director, Jamben!"

„Jamben?" frug Carl, indem er das Manuscript aufschlug und scandirend las: „Der Teufel schleicht sich in mein Paradies —" ja richtig, es ist eine Jambe — aber die klingt beinahe wie ein Hexameter diese Jambe. — Apropos — das Wort Teufel müssen Sie vermeiden, wenn Sie wieder eine Tragödie schrei-

ben. Die Censur duldet den Teufel nicht auf der Bühne."

„Aber sie erlaubt ja Gott anzurufen?"

„Gott wohl, aber den Teufel erlaubt sie nicht zu profaniren. Den Teufel pflegt die Censur gewöhnlich in Teuxel zu umschreiben."

„Also statt „Der Teufel schleicht sich in mein Paradies —"

„Müßte Ihre tragische Mutter sagen: „Der Teuxel schleicht sich in mein Paradies!"

„Allerliebst! Teuxel in einer Tragödie!"

„Ob Ihren Spitzbuben der Teufel oder der Teuxel holt ist ja ganz gleichbedeutend — wenn er nur geholt wird!"

„Aber warum —"

„Das Warum wird offenbar, wenn die Todten aufersteh'n! Ich empfehle Ihnen Achtung vor der Censur, junger Mann. Ihr Rothstift ist der Scepter Austria's — denn wenn die Theaterstücke nicht so türkisch zusammengestrichen würden, wäre Oesterreich selbst schon türkisch zusammengestrichen worden. Aber um wieder auf Ihr Trauerspiel zurückzukommen —"

„Sollten Sie sich dennoch entschließen können —"

„Ich habe alle Ihre dramatischen Werke gelesen die Sie in Pest geschrieben: „Die Raubschützen" — „Die Locke des Enthaupteten" — „Block's Todtengruft" — „Schwarzenberg und Palffy" — „Batory's Tod" und Andere — und in allen diesen Trauer-

spielen haben Sie ein entschiedenes Talent für die Lokalposse ausgesprochen."

„Für — für die Localposse?" frug ich mit dem einfältigen Gesicht Caspar Larifari's, der statt der Klinge einen Fuchsschwanz aus der Scheide zieht. — Das zweite Compliment kam mir noch viel verdächtiger, als das erste vor.

„Für die Wiener Localposse, ja! Ich engagire Sie augenblicklich, wenn Sie sich verpflichten, mir jährlich eine bestimmte Anzahl Wiener Localpossen zu liefern."

„Aber wie wäre denn das möglich, Herr Direktor? Ich habe das verfluchte Vergnügen, ein Preuße zu sein — wie kann ich als Bruder Fritze Wiener Localpossen schreiben? Ich brauche ja einen Dollmetsch, wenn ein echter vollblutiger Wiener mit mir spricht, und einen Uebersetzer, wenn ich im Gasthause den Speiszettel lesen will."

„O, den Jargon werden Sie bald weg haben. Schreiben Sie „Weibel" statt Weibchen — „Mannel" statt Männchen — „Schatzel" statt Schätzchen — „Brüderl" statt Brüderchen — „ach Herr Jeckerl" statt Ach Herje — werfen Sie in jeden Satz ein „Schauet" und ein „Halt" hinein — würzen Sie den ganzen Dialog mit „Dalk", „Schnipfer", „Hallodri", „Schmierampl" und „Watschen" — und Sie können kühn mit Hopp und Meisl in die Schranken treten."

„Ach Herr Jeckerl!" rief ich auf gut Wienerisch, mich hinter den Ohren kratzend.

„Bravo! Sie sind ja ein gelehriger Schüler! Machen Sie sich nur frisch ans Werk; es wird schon geh'n! Mein Sekretär hat bereits den Contract entworfen. — Sie werden mit einer ganz anständigen Monatsgage engagirt — beziehen nebstbei Honorare von zwanzig Gulden für jede erste, siebente, dreizehnte, zwanzigste und fünf und zwanzigste Aufführung ihrer Stücke — und außerdem den halben Ertrag einer Benefice-Vorstellung im Jahre. — Wie viele Volksstücke mit Gesang, deren jedes einen ganzen Theaterabend ausreicht, könnten Sie sich verpflichten mir jährlich zu liefern?"

„Werden Vierundzwanzig zu wenig sein?" frug ich schüchtern.

„Zu viel — zu viel! Sie sollen Ihre Arbeiten nicht überstürzen. Schreiben Sie mir jährlich zehn Possen oder Volksstücke und für sich ein Benefice-Stück — also im Ganzen eilf Bühnenwerke, mehr beanspruche ich für's Erste nicht."

„Nur eilf Stücke!" bemerkte ich geringschätzend, indem ich den rechten Arm schüttelte, als ob ich gleich ein paar Volksstücke aus dem Aermel herausbeuteln wollte. „Das ist für mich, wie gemaust!"

„Aha — Sie denken auch schon an's Mausen Nun, ich habe nichts dagegen. — Meine Dichter können mausen, was sie wollen, wenn Sie nur was Gutes mausen."

„Ich meine nicht stehlen, Herr Direktor."

„Stehlen und mausen Sie — nur für mich müssen

Sie stehlen oder mausen, dann haben Sie sich in meinem Engagement gar nicht zu geniren. Sehen Sie sich ein wenig in meiner Bibliothek um, durchblättern Sie die neuesten Manuscripte — und Sie werden viele gute Ideen und originelle Gedanken finden, die Sie mausen können. Auch empfehle ich Ihnen die humoristischen Journale — Anekdotenbüchlein — ja sogar die Postbüchel — man findet zuweilen köstliche Schnacken darin."

„Ich danke recht sehr — aber wenn Sie gütigst erlauben, möchte ich doch lieber ehrlich bleiben."

„Ehrlich! Man kann auf dem Schlachtfelde gute Beute machen, ohne unehrlich zu sein. Napoleon hat den Fürsten Kronen und Länder geraubt, und war doch ein großer Mann."

„Und ein großer Räuber zugleich. Nein, nein, Herr Direktor — ich habe meinen eigenen Federschmuck, und keine Lust, mich mit fremden Federn zu schmücken."

„Aber Sie werden Ihre eigenen Federn nach und nach verlieren —"

„O, ich zweifle nicht, daß Sie sie mir gehörig ausrupfen werden — aber ich will lieber meine Blöße nicht bedecken können, ehe ich mir eine Blöße gebe."

„Sonderbar! Sie entwickeln Grundsätze, daß man Sie eher für einen Schwaben als einen Preußen halten sollte. Nun, es wird mich doppelt freuen, wenn Sie mit eigenen Kräften ausreichen."

„Mit materiellen Kräften nicht — denn ich stehe gegenwärtig auf sehr schwachen Beinen, Herr Direktor."

„Auf schwachen Beinen?"

„Und es muß mir jemand sehr schnell unter die Arme greifen, wenn ich nicht auf den Kopf fallen soll."

„Aha, ich merke — Sie leiden an der Krankheit meines Komikers Scholz. Und ich soll wahrscheinlich der Arzt sein, der Sie wieder zu einigen Kräften bringt?"

„Ehe ich Ihre Frage beantworte, bitte ich Sie, die Meinige zu beantworten. Ist es Ihr Ernst, mich als dramatischen Schriffsteller für Ihre Bühne zu engagiren?"

„Auf neun Jahre vorläufig. Der Contract liegt zur Unterschrift bereit."

„Wenn ein freier Neger sich verkauft, erhält er wenigstens tausend Dollars für sich — ich bin ein freier Preuße und schlage mich bedeutend billiger los."

„Sie machen ja einen Sclavenhändler aus mir."

„Nur einen Pflanzer, der aber auch seine Peitsche in der Tasche trägt."

„Sind Sie bereit, den Contract zu unterfertigen?"

„Blind — nur durch die Finger werde ich ein wenig blinzeln."

„Wohlan denn — nach Unterfertigung des Contractes werde ich Ihnen eine Monatsgage von vierzig Gulden Conventionsmünze als Vorschuß anweisen."

„Vierzig Gulden?! O mein gerechter Himmel — muß ich den Vertrag etwa mit meinem Blut unterschreiben?"

„Tinte thut dieselben Dienste heut zu Tage. Also unterfertigen Sie — erheben Sie Ihren Vorschuß — und machen Sie sich an's Werk. — Wann darf ich Ihre erste Localposse erwarten?"

„Wann? Heute ist Mittwoch — nun Freitag, spätestens Samstag werde ich die Ehre haben, Ihnen das erste Exemplar meiner Dutzendwaare abzuliefern."

„Wie? In drei Tagen wollen Sie ein ganzes Volksstück schreiben?"

„O, wenn ich Geld habe, ist mein Kopf ein offenes Spiritusfaß. — Die Gedanken sprudeln nur so heraus. — Ich bin sehr productiv, wenn ich Geld habe — merken Sie sich das gefälligst, Herr Direktor."

„O, wenn ich Stücke habe, ist meine Casse auch nicht geschlossen. Die Gulden sprudeln nur so heraus. Ich bin sehr generös, wenn ich Stücke habe — merken Sie sich das gefälligst, Herr Poet!"

Ich empfahl mich — wurde in der Kanzlei von Sekretär Franz solo gefangen, und unterfertigte einen Vertrag, in welchem ich mich vom Cilinder bis auf die Stiefelsohlen herunter, dem Herrn Direktor Carl oder seinen Erben auf neun Jahre verkaufte.

So gehörte ich denn mit Haut und Haar, mit Lunge und Leber, mit Milz, Gehirn und Zwiebel, dem Theater an der Wien an — und für jeden Athemzug, für jeden Luftschnapper in der Josefstadt oder auf der Donauinsel hatte ich dem Direktor Carl eine Pönale von fünfmalhunderttausend Gulden zu bezahlen.

Mit meinem Contract und vierzig Gulden in der Tasche, trat ich erhaben wie ein Börsenkönig in das Theaterbierhaus.

Ich fand dort eine sehr fidele Gesellschaft.

Die Großmeister Scholz und Nestroy, deren Bekanntschaft ich schon auf der Pester Bühne machte, den schönen Einfaltspinsel Kläglich, den ich in einem Räuberstück schon als Statistenkönig bewundert hatte.

Den drolligen Komiker und Possenspieler Hopp.

Das permanente Opfer der übersprudelnden Laune und des Schabernacks — Ignaz Stahl, den sarkastischen jugendlichen Schauspieler Ernst Ritter — gegenwärtig Ernst Ritter von Steinhauser, der bekannte und verdienstvolle Oekonom beider Hofbühnen.

Den Schauspieler Rudolf Maier, der nicht ein Tröpfchen unlautern Blutes in seinem treuen ehrlichen Polenherzen trug.

Den wackeren Familienvater Heinrich Strampfer, der sich heute ausnahmsweise mit einem Gläschen Liesinger gütlich that.

Die Kritiker Tuvora und Wiest, die wenigstens wußten, was sie wollten — wenn sie auch zuweilen etwas mehr wollten, als sie wußten.

Endlich hatten sich auch einige journalistische Büblein eingefunden — kleine Schreihälse, denen man entweder mit einer Ruthe die Popochen ausklopfen, oder mit einem Schluck Bier und ein paar Würstchen die ungewaschenen Mäuler stopfen muß.

Je nun, Flöhe gab es immer, die aus einem Künstlerpelz in den Andern hüpfen — es sind dies zwar bissige, aber ganz unschädliche Thierchen — wie die Flöhe Ullmaier und Oppenheim zum Beispiel heut zu Tage.

Lassen wir sie „hupfen!“

„Meine Herren, ich habe soeben mit Herrn Direktor Carl einen neunjährigen Contract abgeschlossen,“ sagte ich, mich mit einer gewissen Ambition in die Brust werfend.

„Wehe! Wehe! Wehe!“ brüllten Alle, indem sie entsetzt die Arme gegen die Wolken ausstreckten.

„Begraben ist er!“ rief Nestroy tragisch. „Jetzt laßt uns ihm das Leichenlied nachsingen!“

Er stimmte in der Manier unserer Vorbeter mir den Leichengesang an, und Alle sangen ihm nach, indem sie sich mit ihren Rockärmeln die Thränen aus den Augen wischten.

„Jetzt ist er todt der arme Narr!
Der Carl frißt ihn mit Haut und Haar!
Und wenn der Carl was übrig läßt,
So frißt der Franz den ganzen Rest!“

Mich überlief es eiskalt, als mir dieses schauerliche Todtenlied gesungen wurde.

„Unglückseliges Flötenspiel, das Dir nie hätte einfallen sollen!“ sagte Maier indem er mich mit Wehmuth betrachtete.

„Komm her da, Verstorbener, Dir gebührt der Ehrenplatz bei Deinem Leichenschmaus!“ indem er mich zu sich zog, und zwischen sich und Nestroy niederdrückte.

„Bringt ihm die letzte Oelung, Kellner!“ befahl Nestroy. „Unglückseliger Jüngling, wir heißen Dich willkommen im Reiche der Verstorbenen!“

„Willkommen! Willkommen!“

„Nun, wenn ich todt bin —“ sagte ich endlich in den Scherz einstimmend, „so hat man mich wenigstens zwischen zwei Unsterblichen begraben.“

Das improvisirte Leichenfest war freilich nur ein Spaß, der einen ernsten Hintergrund hatte — denn Direktor Carl war als Würgengel aller Talente bekannt.

Volle Flaschen wurden gebracht — Gläser gefüllt, Toaste erklangen, und bald fühlte ich mich behaglich und heimisch unter diesem fröhlichen Völkchen.

„Sag' mir einmal, „Bue,“ was hast denn für einen Kontrakt mit unserm Sacripandos?“ frug Scholz im Laufe des Gesprächs. „Mußt ihm wahrscheinlich „Rauberstück“ schreiben, gelt?“

„Ne!“ antwortete ich, „Ich bin als Wiener Local-Possen-Poet engagirt.“

Die ganze Gesellschaft brach in ein homerisches Gelächter aus.

„Kolossaler Unsinn!“ rief Wiest.

„Wie kann man denn von einer Kuh verlangen, daß sie Eier legen soll?“ meinte Tuvora.

„Hihihihi! Da kriegen wir was zu verkiefeln!“ *) kicherte Einer der Flöhe, und fing vor Vergnügen zu „hüpfen“ an.

„Macht mir meinen jungen Collegen nicht verzagt!“ rief Nestroy, ritterlich für mich armen Teufel in die Schranken tretend. „Schreiben wir doch Rollen im Berliner Dialekt, warum soll ein Berliner nicht auch Rollen im Wiener Dialekt schreiben können oder schreiben lernen, wenn er es noch nicht kann? Und wenn er auch preußische Comödien schreibt — wenn sie gut sind, werden wir sie uns schon in's Wienerische übersetzen.“

Wackerer Nestroy! So war er! Niemand bot einem Collegen freundlicher und ehrlicher die Hand! Niemand war freigebiger mit Rath und That, wenn es galt, die Erstlinge eines jungen Bühnendichters zu unterstützen! Niemand freute sich herzlicher und aufrichtiger, wenn solch' ein Erstlingswerk vor dem Forum der Publikums die Feuerprobe bestand!

Er war ein Spottvogel mit dem Gemüth einer Taube — ein Satyr mit dem Herzen eines Kindes!

„Wir werden Dich schon zu einem fidelen Wiener machen, Bue!“ richtete Scholz wieder an mich das Wort. „Und solltest Du in unserer reinen deutschen Sprache

---

(* Oppenheim sagt vermoppeln statt verkiefeln, wenn er in den Pelz eines Künstlers „hüpfen“ will.

auf Schwierigkeiten stoßen, so wende Dich nur an mich — auch Hopp wird mit Vergnügen Dein Sprachmeister werden!"

In diesem Augenblicke steckte ein junger Mann seinen blonden Kopf mit freudestrahlenden Augen durch's offene Fenster herein.

Wir sind dem jungen Mann schon im Knabenalter begegnet. — Es war der Dichter Friedrich Kaiser, ein edles Gewächs, das Direktor Carl so eben auch für sein dramatisches Treibhaus gewonnen hatte.

„Ich bin versorgt und aufgehoben!" rief der junge Dichter, „Direktor Carl hat mich soeben engagirt!"

„Wehe! Wehe! Wehe!" brüllte wieder die Gesellschaft, und auch ich brüllte jetzt mit.

Und abermals erklang der schauerliche Leichengesang:

„Auch der ist todt, der arme Narr!
Der Carl frißt ihn mit Haut und Haar,
Und wenn der Carl was übrig läßt,
So frißt der Franz den ganzen Rest!"

Wir Alle heulten — und der todte Kaiser Friedrich heulte mit.

Man reichte auch ihm, als letzte Oelung, ein volles Glas zum Fenster hinaus. — Er erhob es und parodirte Schiller:

„Auch die Todten sollen leben,
Brüder trinkt und stimmt mit ein:

Lasset uns dem Carl vergeben,
Und sogar dem Franz verzeih'n."

Wir tranken, scherzten, jubelten bis zum Abend. — Dann eilte ich wohlgemuth in meine Fabrik, um das Garn zu meiner ersten Wiener Localposse auf den Webestuhl zu spannen.

Sechstes Capitel.

Saphir. Franz Pokorny. Told.

Fürchten Sie ja nicht, meine freundlichen Leser, daß ich Ihnen ein Langes und Breites über mein Leben und Wirken als Bühnendichter mittheilen werde.

Ich werde mich hüten, eine Episode meines Gleichen in den Vordergrund eines Romans aus dem Künstlerleben zu drängen.

Ich bin, nach Göthe, ein zu großer Lump dazu!

Hin und wieder bin ich aber dennoch gezwungen meine Kleinigkeit mit einer Großmüthigkeit in Berührung zu bringen, um Sie zu überzeugen, meine freundlichen Leser, daß ich mich schon auf meine Erfahrungen stützen darf, wenn ich die böhmischen Steine in den Kronen unserer Bühnenfürsten nicht als Diamanten gelten lassen will.

Sie mögen sich aufblasen, wie sie wollen, die gekrönten Frösche — Habsucht, Unsinn und Unzucht heißen dennoch die drei falschen Perlen ihres Diadems.

Wenn ich daher ganz in aller Kürze mein erstes Debut als Bühnendichter bespreche, geschieht es wahrlich nicht, wie Sie sich gleich überzeugen werden, um mich wie Napoleon selbst zu bekränzen, sondern zu beweisen, daß Carl zwar ein sehr kluger Theaterdirektor, aber ein sehr blödsinniger Dramaturg war.

„Der Bader und der Seiler" betitelte sich die erste Wiener Localposse, die ich, meinem Versprechen getreu, in drei Tagen schrieb, und am Vierten der Direktion des Theaters an der Wien unterbreitete.

Carl las sie und jubelte vor Wonne, Entzücken und Seligkeit! Solch ein gediegenes Volksstück war noch aus keinem Gänsekiel geflossen!

Der Herr Direktor ließ sich's gar nicht nehmen, persönlich die Posse in die Szene zu setzen, — und lachte auf allen Proben, als ob er zu Tode gekitzelt werden sollte.

Der Abend der Aufführung erschien, und meine Posso „Bader und Seiler" wurde von der dritten bis zur letzten Szene — ausgehöhnt, ausgezischt, ausgetrommelt und ausgepfiffen.

Und das mit vollem Recht — denn ohne mir zu schmeicheln, das Ding war wirklich ein miserables Machwerk.

Ich wollte verzweifeln, aber — aber wer mich

tröstete, erheiterte, den ganzen Spectakel als eine Faction schilderte, und mir den ganzen Abend mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit zur Seite stand — war Direktor Carl.

„Der Bader und der Seiler“ wurden, wie gesagt, mit einer wahren Katzenmusik zu Grabe geleitet — und ich schlich wie ein begossener Pudel nach Hause.

Daß ich diese Nacht auf dürren Lorbeeren schlief, wird jeder Vater wissen, der einen ähnlichen Popanz in die Welt gesetzt.

Am nächsten Morgen wurde ich zur Direktion beschieden.

„Also aus ist's mit der kurzen Herrlichkeit!“ dachte ich mir, indem ich mich auf den Weg machte. „Aber nach einer solchen Niederlage, ist eine augenblickliche Entlassung mehr als verdient. Tuvora hatte Recht, als er behauptete, daß eine Kuh keine Eier legen kann.“

Als begossener Pudel schlich ich auch gestern aus dem Theater — und als begossener Pudel schlich ich heute in die Wohnung der Direktion.

Aber wie wurde mir zu Muthe, als mir Carl mit einer ernsthaft väterlichen Zärtlichkeit entgegeneilte!

„Hehehehehe — das war ein lustiger Abend gestern!“ rief er laut lachend, indem er mich bei der Hand ergriff und auf einen Stuhl zog. „Ein sehr geschicktes Donnerwetter, das sich das Publikum so zu seinem Privatvergnügen in die Scene gesetzt hat. Mit so erkünstelten Wettern wollen meine Feinde meine Saaten zerstören

und befeuchten sie nur. Sie werden wenige Leute in Wien finden, die heute nicht jubeln, weil man mir gestern ein sehr gutes Stück ausgepfiffen hat. — Aber ich juble auch — denn am nächsten Samstage gebe ich abermals ein neues Stück, und ich bin überzeugt, daß mein Theater zum Erdrücken voll sein wird, weil man einen ähnlichen Jux erwartet. — Glauben Sie mir, nicht meine Freunde — meine Feinde machen mich reich."

„Es sieht beinahe so aus — aber ich muß Ihnen dennoch aufrichtig gestehen, Herr Direktor, daß ich heute keinen so freundlichen Empfang erwartet habe."

„Haben Sie denn einen anderen Empfang erwartet? Soll ich etwa mit Ihnen schmollen, weil ich eine Niederlage erlitten habe, denn glauben Sie ja nicht, Ihr Stück — nein, mein Stück hat man ausgepfiffen. — Uebrigens liegt es in meinem Interesse, meine Dichter anzueifern und nicht zu entmuthigen. — Darum werde ich es bleiben lassen, Sie nach einem Fiasco mit scheelem Gesichte zu empfangen."

„Indeß muß ich dennoch befürchten, daß Ihr Vertrauen auf mein Talent ein wenig wankend geworden ist."

„Um Sie eines bessern zu belehren, mache ich Ihnen einen Antrag."

„Ich bitte —"

„Wir verlängern unsern Vertrag auf weitere drei Jahre, und ich leiste auf das Recht der Kündigung Verzicht."

„Den Antrag muß ich in Ihrem Interesse zurückweisen, Herr Direktor," sagte ich aufrichtig und ehrlich.

„Ich habe bei Abschluß meiner Verträge noch nie mein Interesse aus den Augen gelassen" — erwiederte Carl nicht minder aufrichtig und ehrlich, „wenn es auch außer dem Gesichtskreise anderer Augen liegt. Sie werden vielleicht noch ein Dutzend Stücke schreiben, die man mit derselben Musik wie Ihren „Bader und Seiler" zu Grabe tragen wird —"

„Gehorsamer Diener!"

„Aber dann wird Ihre Muse sicher noch manches Kindlein mit gesunder Lebenskraft gebären, das mir die Schuld seines Vaters mit reichen Zinsen zahlen wird. Und jetzt verschwinde wieder in die Arme der Muse zurück, damit ich das Publikum sobald als möglich zu Ihrem zweiten Kinde zu Gevatter bitten kann."

Der merkwürdigste Theaterdirektor seines Jahrhunderts reichte mir freundlich die Hand, und ich eilte nach Hause, um mich wie ein Feldherr nach der verlornen Schlacht mit neuem Muth zu einem zweiten Feldzug zu rüsten.

An demselben Morgen saßen in der Kanzlei des Josefstädter Theaters drei Männer — eine Allianz, die dem Diktator an der Wien sehr gefährlich werden sollte.

Der Erste dieser Männer war der bekannte Kritiker Saphir, der seit dem 1. Jänner 1837 eine neue belletristische Zeitschrift „Der Humorist" redigirte.

Der Zweite war Franz Pokorny, früher Direk-

tor des Preßburger, gegenwärtig des Josefstädter Theaters, das Direktor Carl schon im Jahre 1828 einem andern Bühnenleiter übertragen hatte.

Der Dritte endlich war Franz Xaverius Told, ein Dichter, der mit gemaustem und erwuchertem Material seine Bühnenwerke baute — seinen kolossalen Unsinn von irgend einem armen Lorenz Kindlein dramatisiren ließ, und sodann frech und brutal den mit fremden Gedanken garnirten Schafskopf zu Markte trug.

Hätte mir Gott ein Fürstenschwert in die Faust gedrückt, um diese drei Männer zu Rittern zu schlagen — ich hätte dem Wappen des Ersten einen Falken — dem des Zweiten einen Phönix und dem des Dritten einen Raben zugetheilt.

Saphir war schon in München Einer der erbittertsten Gegner Carls, und hatte jetzt in Wien ein Journal gegründet, das für die Direktion des Theaters an der Wien zum fliegenden Pranger ward.

Franz Pokorny, der schlichte Mann mit dem gutmüthigen Gesicht und ehrlichem Herzen, kam nach Wien, um das schmutzige, vernachlässigte Josefstädter Theater in ein zierliches Schmuckkästchen zu verwandeln, und sich in kürzester Frist die Gnade des Kaiserhauses, die volle Gunst des Publikums, und die Liebe und Achtung aller deutschen Schriftsteller zu verdienen.

Dieser einfache anspruchslose Mann war der erste deutsche Schauspieldirektor, der dem dramatischen Dichter Tantième zusicherte. — Ihm verdanken sie es vorzugs-

weise, daß sie nicht mehr die Achtgroschennetter jener Bühnenleiter sind, die von dem Gedankentrödler Carl ihr filziges Krämerhandwerk lernten.

Monumente und Denksteine schießen wie die Schwämme aus der fruchtbaren deutschen Erde — und Franz Pokorny liegt in einer deutschen Wüste begraben. Es wächst nicht ein einziges Blättchen Immergrün, nicht ein einziges Blümchen Vergißmeinnicht auf seinem Hügel.

Den Dichter Franz Xaverius Told habe ich mit ein paar kräftigen Federstrichen bereits gezeichnet. Ich füge nur noch hinzu, daß er wie Saphir dem Direktor Carl Tod und Verderben geschworen hatte, und aus seiner Trüffelnase Scheidewasser und Blausäure auf ihn hinüberschneuzte.

Warum sollte ein Told nicht einem Carl gefährlich werden können?

Ein ganz kleines Höllenhündchen biß einst dem Teufel in den Hintern, erzählt ein Märchen, und aus der Wunde soll dem armen Teufel der Schweif gewachsen sein. Er blieb zwar noch immer ein gewaltiger Herr, aber an seinem Posteriore trug er den Fluch des Lächerlichen herum.

Told sammelte Brod, um hungernde Dichter zum Feldzug aufzufüttern gegen die Direktion des Theaters an der Wien.

„Sie haben für's Erste nur den alten Augiasstall zu säubern," sprach Saphir, indem er Pokorny eine Priese bot. „Er muß erst gereinigt und ausgelüftet sein,

eh' er vergoldet werden kann. Wenn Sie Ihre Gäste in einem anständigen Locale empfangen und sie an eine gute und gesunde Hausmannskost gewöhnen, werden sie Ihnen später um so dankbarer für Leckerbissen werden."

„Sie meinen, ich soll Anfangs nur ganz einfache Stücke ohne Ausstattung geben?" frug Pokorny.

„Ohne Ausstattung, versteht sich!" rief Told. „Kein Stück darf eine Elle Leinwand und einen Pinselstrich kosten, denn Maler, Schneider, Componisten und Ballet nehme ich für meine Stücke in Anspruch."

„Aber wenn andere Dichter —"

„Was andere Dichter! Es gibt keinen anderen Dichter für Sie, als Franz Xaverius Told! Raimund ist todt, jetzt ist Told der einzige Gigant, der die Volksbühne auf seinen Schultern trägt. Nestroy ist ein Patzer, der von mir erst lernen muß, wie man gediegene Volksstücke schreibt!"

Saphir warf einen schielenden Seitenblick auf die Ohren des großen Dichters — und nahm sich vor, am nächsten schönen Tage den Kahlenberg auf ihm hinaufzureiten.

„Sie haben auch als Dichter und Dramaturg," fuhr Told fort — „die genialen Componisten Proch und Titl, die phantasiereiche Balletmeisterin Weiß, den berühmten Decorateur Jachimovitz, die reizende Localsängerin Schäfer, die ich ganz besonders protegire, die vortrefflichen Komiker Weiß und Feichtinger —"

„Bitte den Komiker Franz Wallner nicht zu vergessen!“ fiel Saphir dem großen Dichter in's Wort.

„A bah — junger Mensch — Copie Raimund's —“

„Aber eine originelle Copie, in der sich Raimund's Leib und Seele spiegeln. — Hängen Sie einstweilen alle Novitäten an den Nagel, Herr Direktor, und lassen Sie Wallner im „Diamant“ — „Bauer als Millionär“ — „Alpenkönig“ und „Verschwender“ spielen, und das Publikum wird seinen verstorbenen Liebling auferstanden glauben, und Ihr Theater in allen Räumen füllen.“

„Zu verlieren wäre dabei nichts, nur zu gewinnen,“ schmunzelte Pokorny. „Es kostet nichts als den Versuch. Wir werden mit dem „Pariser Straßenjungen“ anfangen und dann gleich den „Verschwender“ auf's Repertoire bringen.“

„So rennen Sie sich denn die Nase an, meinetwegen!“ knurrte Told. „Aber Sie werden sich sehr bald überzeugen, daß Sie ein verlorner Mann sind, wenn ich mich von Ihnen zurückziehe. Lassen Sie Ihren Wallner acht Tage „raimundeln,“ — indeß werde ich meine erste Teufels-Comödie einstudieren lassen — ha, die wird packen! Drei Monate lang muß das Haus alle Tage ausverkauft sein!“

„Sie können Recht haben,“ bemerkte Saphir mit den Augen zwinkernd, „denn dergleichen Gaukeleien und Albernheiten haben noch immer ihr Publikum in Wien.“

„Albernheiten?“

„Oder höheren Blödsinn, der in unserer deutschen

Bühnenwelt bereits das Bürgerrecht gewonnen hat. Aber meine Zunge will genetzt sein, wenn sie die Feder vertreten soll. Lassen Sie uns Pope Reischel besuchen, meine Herren — ich will Ihnen heute das Vergnügen machen, Ihr Gast zu sein, Herr Direktor.“

„Vortrefflich! Der Champagner soll uns das Repertoire machen helfen,“ antwortete guter Laune Pokorny, indem er mit seinen Aliirten die Theaterkanzlei verließ.

„Arm in Arm mit Euch, so fordre ich Carl den Großen in die Schranken.“

Bald darauf saßen alle drei an der Ehrentafel im „goldenen Strauß“ und entwarfen Pläne, wie der große Carl ein wenig kleiner zu machen sei.

Das Theater in der Josefstadt wurde mit dem bekannten französischen Lustspiel „der Pariser Taugenichts“ eröffnet — und das Glück führte den neuen Oberpriester — Pokorny — in die Hallen dieses freundlichen Kunsttempelchens ein.

Nach dem Lustspiel gingen Raimund's Märchen, mit Wallner in den Hauptrollen, in Scene, und Saphir war kein falscher Profet — die ganze Bevölkerung Wiens strömte dem wunderbaren Doppelgänger des unvergeßlichen Volksdichters zu.

Wallner war in jedem Fall ein Raimund — seine Gestalt — seine Sprache — sein Auge — sein Geist — sein Gemüth — noch mehr, das Original war ein roher, die Copie ein geschliffener Diamant.

Man glaubte, der wackere Meister habe alle seine

Unarten in der Erde zurückgelassen, und sei verjüngt und veredelt zu neuem Leben erwacht.

Das Publikum wußte dem Künstler Dank, der ihm den Mann des Volkes in einem so schönen Spiegelbilde wiedergab — Wallner feierte täglich Triumphe für seine meisterhafte Copie, und verdiente Triumphe, weil er die eigene reiche Schöpfungskraft dem geliebten Meister und seinen Verehrern opferte.

Endlich kam auch Told mit seinen Zaubermärchen an die Reihe.

Mit seinen Zaubermärchen? — Sie waren sein, wie die Stiefel sein waren, die ihm der Schuster geliefert.

Der arme Schauspieler Görwitz lieferte ihm Verse und Prosa — das „Schwarzbladl," Klesheim, die Gesangstexte, noch ein halbes Dutzend anderer armer Poeten Späße und Schnacken für das tägliche Brod — dann wurde von praktischer Hand das gelieferte Material zusammengeflickt — und der Stiefel war fix und fertig, bis auf den Glanz, den er vom Decorateur, Componisten, Balletmeister u. A. empfing.

Told selbst hat zu seinen Stücken nicht viel mehr als die Zwischenakte geschrieben.

Aber fast jede dieser zusammengestoppelten dialogisirten Pantomimen, wurden so glänzend ausgestattet, daß sie an hundert Abenden Haus und Casse füllten — ja Einzelne, wie z. B. „der Zauberschleier" beherrschten fast ein ganzes Jahr das Repertoire.

Die Josefstädter Bühne wurde das Schmuckkästchen der Wiener Vorstadt-Theater, und so beliebt und besucht, daß Pokorny schon nach einigen Jahren das Haus an sich kaufen konnte, und somit war er ein gemachter Mann.

Siebentes Capitel.

Hinter den Coulissen.

Carl war gewohnt verächtlich die Nase zu rümpfen, wenn man von dem kleinen Theater in der Josefstadt sprach.

Seitdem jedoch am Himmel dieser kleinen Welt der neue regierende Planet erglänzte, rümpfte er die Nase seltener, ja man behauptet, er ließ sie sogar zuweilen hängen.

Aber Carl war nicht der Mann, der den Muth in der Gefahr verlor.

Eine Großmacht, die Feldherren wie Scholz und Nestroy in's Treffen schicken kann, hat nicht so leicht einen Gegner zu fürchten.

Vor Allem legte er Nestroy die damals noch blühende Volksmuse an's Herz, und aus dieser Umarmung sprangen die lustigsten Kobolde in die Bretterwelt hinaus.

Und nicht Nestroy allein, auch seine andern Dichter ließ Carl den Pegasus tummeln, kein Wunder, daß in dieser Galloppade so Mancher einen Purzelbaum schlug. Nur Novitäten war das Losungswort. — Fiel die eine durch, stand nach drei Tagen schon eine andere auf dem Repertoire:

Aber Carl war nicht nur ein tapferer Kämpe, sondern auch ein gewandter Diplomat, das heißt, er verstand auch zu intriguiren.

Es galt, dem Feinde seine Hauptmacht, nämlich den ersten und allgemein beliebten Komiker Wallner zu entziehen.

Carl wußte ihn mit den glänzendsten Verheißungen an sich zu locken und Wallner ging in die Falle.

Er wurde in die goldenen Ketten der Carl'schen Contracte geschmiedet, Ketten, die nur der Sclavenhändler, nie der Sclave lösen konnte.

Es war ein häßliches Princip dieses Theater-Directors, anderen Bühnen ihre Zugkräfte zu entziehen und sie bei seiner Bühne — vergessen zu machen.

Wallner bezog eine glänzende Gage und hatte nichts zu thun — als nichts zu thun dafür. Nach langen, langen verzweifelten Kämpfen gelang es endlich dem jungen, feurigen Künstler seine Bande zu sprengen, um sein Glück in der Ferne zu suchen, denn der fünfte Paragraf der Carl'schen Sclavenbriefe dictirte jedem seiner scheidenden Mitglieder ein achtzehnmonatliches Exil.

Aber der ominöse fünfte Paragraf wurde zum Füllhorn des Glücks für Wallner.

Durch Talent, Fleiß und Energie wußte er seinem Namen den besten Klang im Auslande zu gewinnen, und gegenwärtig ist der Herr Commissionsrath und Theater-Director Wallner eine bekannte Größe in Berlin.

Obgleich nun Carl durch allerlei Kniffe und Ränke der Direction des Josefstädter Theaters manchen ähnlichen Schabernack spielte, wurde der Glanz des beliebten Schmuckkästchens nicht getrübt, und der schlichte, ehrliche und humane Pokorny gewann von Tag zu Tag mehr an Popularität.

Die beiden Directoren standen sich gegenüber wie Champagner und Gumpoldskirchner — aber der Gumpoldskirchner war echt und der Champagner gefälscht.

Pokorny, vormals ein ganz anspruchsloser böhmischer Musikant, hatte der Zufall zum Leiter eines Kunstinstituts erhoben — er war so arm an Bildung, daß er die Aesthetik vielleicht für eine Mehlspeise und Schiller und Shakespeare für Fagotbläser hielt, aber er hatte ein dankbares Herz für Jeden, der ihm Dienste leistete, einen gewissen hausbackenen Verstand, an welchem so manche Intrigue scheiterte, und einen practischen Blick, der ihn in seinem Wirkungskreise stets den Nagel auf den Kopf treffen ließ.

Dabei war er ein drolliger Kauz, von dem die lustigsten Anecdoten cursirten.

Eines Tages trat der Schauspieler Hauser in die Directions-Kanzlei.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ frug Pokorny.

„Schauspieler Hauser, Herr Director!“

„Thut mir leid — kann ich Sie nicht brauchen — hab' ich überzähliges Personal. Ist mir unmöglich, Sie zu engagiren.“

„Ich bin ja bereits seit drei Monaten bei Ihnen engagirt, ohne noch ein einziges Mal die Bühne betreten zu haben.“

„Ach, was Sie sagen!“

„Ich gehöre folglich auch zu Ihrem überzähligen Personal, und da ich gegenwärtig von anderen Bühnen Offerte habe, bitte ich um meine Entlassung.“

„Warum nicht gar Entlassung! Thut mir leid, Herr — Herr Dingsda — Sie sind mir unentbehrlich, Ihre Entlassung machet eine zu große Störung in Repertore.“

Einer seiner untergeordneten Schauspieler hatte seine Rolle nicht memorirt und geberdete sich bei der Probe noch unverschämt auf die Rüge der Regie.

„Kommen Sie nach der Probe auf Kanzlei, werd' ich schriftlich mit Ihnen reden!“ rief ihm Pokorny zornig zu.

„Herr Director, ich bitte Sie, sich gefälligst so bald als möglich entscheiden zu wollen,“ sagte ein junger Sänger, der ein Engagement bei der Josefstädter Bühne suchte.

„Kommen Sie übermorgen, werden wir sprechen miteinander.“

„Aber spätestens übermorgen, sonst wäre ich bemüssigt nach Hamburg zu reisen.“

„Ah, vortrefflich! Reis’ ich auch nach Hamburg, reisen Sie voraus, werden wir in Hamburg sprechen miteinander.“

Der Tenorist und Komiker Röhring suchte ebenfalls Engagement, wurde jedoch von Pokorny kurz abgewiesen.

„Sie sind ja ein Prager, reden Sie böhmisch mit unserm Director,“ rieth der Secretär Mirani dem Tenoristen.

„Auch das wollen wir versuchen,“ dachte dieser, und trat noch einmal in die Directions-Kanzlei.

„Aber lieber Freund,“ rief ihm Pokorny verdrießlich zu, „habe ich Ihnen ja gesagt, daß Alles besetzt ist, kann ich Sie umsonst nicht brauchen.“

„Ich komme nur, mich Ihnen für die Zukunft zu empfehlen, Herr Director,“ erwiederte Röhring im schönsten und geläufigsten Böhmisch.

„Ah, Sie sind Böhm’ — Landsmann!“ rief Pokorny entzückt; „kommen Sie, machen wir gleich Contract miteinander.“

Und Hunderte dergleichen Schnacken, die man Pokornyana nannte, erzählte man sich von dem wackern Manne, dessen Theaterchen als Haustheater der Wiener Bürger, ja selbst der kaiserlichen Familie galt.

Man sprach mehr von Pokorny als von Carl, was diesem durchaus nicht behagen wollte. Er fing an zu experimentiren — gewagt zu experimentiren.

Sein Pachtvertrag mit dem Eigenthümer des Theaters an der Wien nahte sich seinem Ende. Der Vertreter desselben sagte ihm gerade heraus, wenn er sich nicht zu einem höhern Pacht herbeilassen wolle, müsse das Haus auf dem Licitationswege verkauft werden.

Carl war nicht der Mann, der sich so leicht steigern ließ, und der angedrohte Theaterverkauf schien ihm ein Pfeil, gegen den er eine gepanzerte Brust zu haben glaubte. Hatten doch die österreichischen Theater-Directoren weder über Hunderttausende zu verfügen noch Unternehmungsgeist genug, einen solchen Kauf zu wagen.

Wo lebt das Lamm, dachte er eitel, das den Muth hat, sich kampflustig einem Löwen gegenüber zu stellen?

Aber der Löwe ist nicht nur ein gewaltiges, sondern auch ein kluges Thier.

Carl kaufte das Theater in der Leopoldstadt, und hatte an ihm eine Art Schanze, aus der er den Feind im Schach zu erhalten hoffte.

Und richtig hielt er den Feind im Schach. Statt gesteigert zu werden, wurde der Pachtschilling um tausend Gulden jährlich ermäßigt. Somit war Carl Director der vereinigten Theater an der Wien und in der Leopoldstadt.

Aber Niemand kann zweien Herren dienen, und das Publicum ist ein Herr, der sich keine getheilte Dienertreue gefallen läßt.

Man wollte an der Wien und in der Leopoldstadt die Komiker Scholz und Nestroy sehen, und wo sie unsichtbar blieben, blieb auch das Publicum unsichtbar.

Carl sah sich bemüssigt noch energischer zu experimentiren. Vor Allem wollte er Dichter aus der Erde stampfen; er forderte alle Gelehrten und ABC-Schützen zur Concurrenz auf, und schrieb Preise für die drei besten Volksstücke aus.

Unter achtzig eingereichten Volksstücken war mein dramatisches Märchen „Das Marmorherz“ das einzige, das gefiel, und dem das Publicum den ersten Preis zusprach, obgleich es die Herren Preisrichter nur mit dem zweiten Preise bedacht hatten.

Das erste Preisstück wurde ausgetrommelt und ausgepfiffen, was Herrn Director Carl sehr wehe that, denn die preisgekränkte Verfasserin soll seinem Herzen sehr nahe gestanden sein.

Die schöne Dame ist übrigens zum ersten Preise gekommen, wie man zum Cardinalshut kommt, wenn man den Papst zum Vetter hat.

Das war für den speculativen Bühnenleiter ein verunglücktes Experiment; mit einem andern war er bedeutend glücklicher.

Er kaperte dem Josefstädter Theater Frau Wohlbrück-Brüning, die berühmte und ausgezeichnete Soubrette,

weg, und mit ihr gelangte das Vaudeville zur Beherrschung des Repertoires im Theater an der Wien.

Scholz und Nestroy, die alten Stützen des Reichs, wurden auf die Donauinsel verbannt, und erst nach einem Jahr zur Wiege ihrer Siege zurückgerufen. Man war dieses läppischen französischen Geplappers müde geworden, und setzte das triumphirende Volksstück wieder in seine alten Rechte ein.

Im Jahre 1845 wurde Carl abermals mit der Feilbietung des Theaters an der Wien bedroht.

„Man will es abermals versuchen, mich zu steigern,“ dachte er sich und lächelte schweigend.

Aber als am Tage des Termins der Feilbietung, nämlich am 23. April 1845, der Capellmeister Adolf Müller mit der Nachricht auf die Bühne stürzte, daß Franz Pokorny, der Eigenthümer des Josefstädter Theaters, auch das Theater an der Wien an sich gekauft habe, da lächelte Carl nicht mehr.

Er leitete die Probe der neuen Posse „*Unverhofft*“ von Nestroy, als er so *unverhofft* diese Hiobspost empfing, denn eine Hiobspost ist es für jeden Feldherrn, wenn er so *unverhofft* erfährt, daß man ihm den Commandostab entrissen.

Und diesem Feldherrn hatte noch dazu einer seiner verhaßtesten Gegner den Commandostab entrissen!

Pokorny hatte das Theater an der Wien um den Preis von 199,000 Gulden erstanden; jetzt — im Jahre

1864 nämlich — ist es nicht um den Preis einer halben Million zu haben.

Einige Tage nach dem Verkauf sandte Carl einen Vermittler zu Pokorny und ließ ihm eine Summe von 50,000 Gulden über den Kaufschilling für die Realität bieten, aber Pokorny wies den Antrag zurück.

Das Einzige, was Carl erwirken konnte, war die Erlaubniß, bis zum 30. April seine Vorstellungen fortsetzen zu dürfen.

An diesem Abende arrangirte Carl ein Quodlibet, in welchem die ersten Kräfte seiner Gesellschaft beschäftigt waren, als Abschieds-Vorstellung im Theater an der Wien.

Das Haus war in allen seinen Räumen überfüllt.

Nach dem Schlusse der Vorstellung erhob sich abermals der Vorhang, Carl trat in der Mitte seiner Getreuen vor das Publicum und richtete folgende Abschiedsworte an dasselbe:

„Zum letzten Male erscheine ich heute vor Ihnen in diesen Räumen, ein doppeltes Gefühl im Herzen tragend, das der Trauer und das der Freude. Der Trauer, weil ich eine Anstalt verlasse, die ich vor zwanzig Jahren als sterbendes Kind getroffen, vom Tode errettet, und, durch Ihre Güte unterstützt, seither gepflegt, genährt und zu einem gesunden, kräftigen Dasein emporgehoben habe.

„Doch wieder freudig schlägt mein Herz bei dem süßen Bewußtsein, daß ich mich nur von diesem

Hause trenne, von Ihnen — so lange mein Lebensgeschick mir Thatkraft vergönnt — nie!

„Behalten Sie mir und meinen treuen, thätigen Mitgliedern, die Sie hier um mich versammelt sehen, jenes Wohlwollen, dessen Sie uns so lange gewürdigt, und besuchen Sie uns recht oft in jenen bescheidenen Räumen, wohin wir für jetzt gewiesen sind, unser Wirken zu entfalten. Uebersehen Sie die nicht einladende Schale dem Kern zu Liebe, der Ihnen so oft gemundet! Lassen Sie mir die Wahrnehmung Ihrer Sympathie für mein neues Unternehmen angedeihen, ich verspreche Ihnen dagegen, daß in kürzester Zeit das veraltete Theaterhäuschen nahe am Donaustrande wie durch einen Zauberschlag sich in einen stattlichen Tempel des Frohsinns und der Heiterkeit verwandeln soll.

„Sie haben mir so schmeichelhafte Beweise Ihrer Aufmerksamkeit und Theilnahme gegeben, daß ich es wagen darf, Sie zu bitten, auch mir zu erlauben, Ihnen einen schwachen Beweis meines unbegrenzten Dankes an den Tag zu legen.

„Als nunmehriger Vorstand eines Theaters bin ich in die traurige Lage versetzt, wenn auch nur einen kleineren Theil, aber dennoch manches Glied meines großen Vereins sogleich verabschieden zu müssen; erlauben Sie mir daher, daß ich denjenigen, die dieses Los trifft, das ganze Erträgniß der heutigen so

reichlichen Einnahme in Ihrem Namen als augenblickliche Unterstützung zuwende.

„Sie haben uns so lange Ihren Schutz angedeihen lassen, es können aber Augenblicke kommen, wo wir mehr als Ihres Schutzes, wo wir Ihrer Rechtfertigung bedürfen! Entziehen Sie uns dann auch diese nicht! Diesem Hause für immer ein herzliches Lebewohl, Ihnen für immer ein freudiges Willkommen!“

Diese Abschiedsrede wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen, aber er galt weniger dem Menschen als dem Director, dessen energischem Regiment das Publicum so viele heitere Abende verdankte.

Und unsere Helden Scholz und Nestroy?

Daß sie an diesem historischen Theater-Abende unzählige Male vor dem gerührten und begeisterten Publicum erscheinen mußten und mit stürmischen Acclamationen gefeiert wurden, ist ein Zoll der Dankbarkeit, den die Wiener noch nie mit solchem Jubel auf den Altar dieses heitern Kunsttempels legten.

Achtes Capitel.

Leiden und Freuden auf der Donauinsel.

Director Carl schwang seinen Feldherrnstab am Ufer der Donau eben so energisch und muthig, wie er ihn am Ufer der Wien geschwungen hatte.

Hier warf Director Pokorny dem Ungeheuer „Oper“ ein Stück seines Glückes nach dem andern in den Rachen, und durchlebte Potiphar's Traum, denn seine fetten Kühe wurden von den mageren gefressen.

In dieser Zeit schrieb Nestroy folgende Zeilen unter das Bild Director Carl's:

„Von München nach Wien
Unternehmend zu zieh'n,
Im Theater dann d'rinn
Durch zwanzig Jahr hin
Leiten mit weisem Sinn,
Und endlich abzieh'n,
Mit reichem Gewinn,
Das stünd' Manchem zu Sinn.

Jetzt spielen's auch an der Wien,
Aber 's is kein Mensch d'rinn,
Es zeigt sich kein Hoffnungsgrün,
Da wird's klar mir im Sinn:
Es steckt nicht an der Wien,
Im Kopf muß's sein d'rinn,
Sonst wird man auch hin
D'rauß an der Wien."

Unter sein eigenes Bild, das er dem Schauspieler Kläglich sendete:

„Das Bild, das ich Dir hier spendire,
Häng' hoch auf über Deine Thüre,
Auf daß es Dein Kämmerlein ziere,
Tapferster der bairischen Ex-Kanoniere."

Und unter sein zweites Bild, das im Kunsthandel circulirt:

„Den größten Meister im Treffen gewöhnlich man Jenen nennt,
Wo man die Getroffenen allsogleich erkennt,
Den größten Pfuscher im Treffen möcht' ich daher das Schicksal nennen,
Denn die es trifft mit seiner schweren Hand,
Sind selten wieder zu erkennen."

Nestroy hatte gut reden! Ihn hatte das Schicksal mit der zarten Hand einer Jungfrau getroffen, aber seinen armen Collegen Scholz mit der Hand eines Cyklopen.

Und doch war er immer derselbe geblieben, der alte pudelnärrische Scholz, an dem ersten Loth Bauch erkennbar, das er aus der Coulisse schob.

Der arme Mann theilte den Spaß in Scheffeln aus und behielt nicht ein Körnchen für seinen Haushalt zurück.

Er zappelte noch immer im Netz der Wucherer, und je mehr er zappelte, desto mehr verstrickte er sich darin.

Seine Frau, mit der er einen langjährigen Krieg geführt, hatte sich auf den Hof des Friedens zurückgezogen. — Jeder andere Mann hätte fröhlich dem Zankteufel eine glückliche Reise in die Ewigkeit nachgerufen, aber Scholz hatte sich an den häuslichen Kampf so gewöhnt, daß er mit dem Schicksal haderte, das ihm den Frieden aufdrang.

Seine Kinder machten ihm auch gerade nicht die Erde zum Himmelreich. So viel Freude er an seinen beiden hübschen und braven Töchtern hatte, so viel Aerger und Kummer machten ihm seine beiden Söhne.

Der Eine kutschirte ohne Beruf und Talent auf dem Thespis-Karren fahrender Comödianten durch die Welt, und sein Vater mußte fortwährend die Hand in der Tasche haben, um ihn nicht im Schlamme der Vagabunden ersticken zu lassen.

Der Andere war Cadet und nahm noch mehr die magere Börse seines Vaters in Anspruch, um den Cavalier zu spielen unter den Cavalieren.

Der gute Scholz that das Möglichste für ihn, aber das Möglichste war eben nicht viel und nicht hinreichend, in jedem Monat neue Schulden für ihn zu zahlen.

Eines Morgens fand man den Herrn Cadeten mit durchschossenem Kopf auf dem Grabe seiner Mutter in Dornbach.

Man kann sich denken, was der arme Scholz litt, und daß ihm der Spaß nicht aus dem Herzen quoll, wenn er Tausende lachen machte an jedem Abend.

Ach, der Humor des Künstlers ist oft eine Blume, die mit Thränen begossen wird.

Seit dieser Zeit habe ich im alltäglichen Leben Scholz nie lachen, selten lächeln gesehen, aber in diesem Gesicht trug selbst die Melancholie ein drolliges Gepräge.

Während Director Pokorny seine erworbenen Tausende dem Ungeheuer „Oper" in den Rachen schleuderte und Meyerbeer, Staudigl, Lind und Andere die goldenen Nägel zu seinem Sarge schmiedeten, verfolgte Director Carl vorsichtig und besonnen wie immer mit der Volksmuse Hand in Hand seinen Weg, und rundete eine Million nach der andern.

Der arme Scholz jedoch, der so fleißig die Millionen runden half, wurde von dem gewaltigen Nabob noch immer sehr karge bedacht, und seine Monats-Gage erreichte kaum das Honorar, das man einem mittelmäßigen Schauspieler oder Sänger für eine einzige Gastrolle zahlte.

Aber ein unsichtbarer Schutzgeist schwebte über dem Haupte des unvergeßlichen Komikers, ein Schutzgeist, der die Arme der Wucherer zu lähmen schien, wenn sie ihre Krallen nach ihm ausstreckten.

So hatte Scholz zum Beispiel in jenen Tagen einen Wechsel auf sechshundert Gulden zu zahlen und wurde mit Personal-Arrest bedroht.

Von Director Carl war in solchen Fällen keine Hilfe zu erwarten; ließ er doch seinen eigenen Sohn einer viel kleineren Summe wegen, wenn ich nicht irre, monatelang hinter Schloß und Riegel feiern.

Scholz war also jeden Augenblick gewärtig, versorgt und aufgehoben und für unbestimmte Zeit — „unpäßlich" gemeldet zu werden.

Eines Tages wurde ihm gemeldet, daß im Laufe desselben die verhängnißvolle Stunde schlagen würde.

Der arme, alte Mann ging in ziemlich gedrückter Stimmung in das Stierböck'sche Caffeehaus, überzeugt, morgen seine Whistpartie in dem unheimlichen Hause in der Sterngasse machen zu müssen.

Bald saß er seinem Partner gegenüber und patzte noch meisterhafter wie gewöhnlich.

Ein Trick nach dem andern fiel unter den Tisch, indeß spielte das Glück mit unserem Helden, und im Spiel wie im Leben ist dem Glück gegenüber der Verstand immer ein sehr ohnmächtiger Gegner.

Man wettete gegen Scholz, und dieser strich leise schmunzelnd einen Gulden nach dem andern ein.

„Das Handelsgericht hat den Schuldgefangenen sehr magere Alimente zugemessen,“ dachte er sich, „es kann nicht schaden, wenn ich mir eine kleine Zulage gewinne.“

Unter den Zuschauern befand sich ein Mann, der, bis an die Zähne in einen Mantel gehüllt, den Gang des Spieles beobachtete.

„Die Partie steht acht gegen zwei,“ sagte er plötzlich, „dennoch wette ich einen Ducaten, daß Sie sie verlieren, Herr Scholz.“

Die Stimme schien demselben nicht ganz fremd zu sein, dennoch konnte er sich nicht erinnern, wo er sie gehört hatte.

„Es gilt!“ sagte er, und nach ein paar Minuten hatte er die Partie und folglich den Ducaten gewonnen.

„Impertinentes Glück!“ rief der Fremde verdrießlich, zog ein Goldstück aus der Börse, wickelte es in ein Papier, reichte es dem Komiker und verließ eiligst und mißlaunig das Caffeehaus.

Alle lachten seines Aergers, denn wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, ist ein altes und bekanntes Sprichwort.

Scholz öffnete das Papier, starrte dasselbe in höchster Ueberraschung an, sprang, wie von einer Feder emporgeschnellt, von seinem Sitze auf und eilte dem Fremden nach.

Dieser aber hatte bessere Füße als er und war bereits über alle Berge.

„Was hat er denn?“ rief einer der Spieler. „Ist der Ducaten etwa falsch?“

„Vielleicht eine Spielmarke?“ sagte ein Anderer, indem er das Goldstück prüfte, das aus dem Papier auf den Tisch gerollt war. „Nein, der Ducaten ist echt und noch dazu unbeschnitten.“

„Haben Sie den Herrn zur Revanche pressen wollen?“ frug ein Dritter den ganz bestürzt zurückkehrenden Komiker.

„Freilich hab' ich ihn abfangen wollen.“

„Warum?“

„Weil er ein hinterlistiger Wohlthäter ist.“

„Ein hinterlistiger Wohlthäter?“

„Der mir abgefahren ist. Stellt Euch vor, mir ist gesteckt worden, daß ich heut' eingesperrt werden soll, weil ich einen Wechsel auf sechshundert Gulden nicht zahlen kann.“

„O weh', o weh'!“

„Nix o weh' mehr, da ist der Wechsel!“

„Hat ihn Director Carl gezahlt?“

„Der zahlt nicht eine Schachtel Stiefelwichs, wenn er nicht muß. Nein, der Ducaten, den ich da gewonnen hab', war in den Wechsel gewickelt.“

„Ah, merkwürdig!“

„Kennen Sie den Herrn nicht?“

„Wahrscheinlich kenn' ich ihn, aber e r k e n n e n konnt' ich ihn nicht, denn er stand ja vermummt hier am Tisch wie der Abällino. Aber einen Verdacht hab' ich.“

„Nun?“

„Ich wett' um meinen Kopf, daß er ein geheimer Agent meines Blumenmädels ist. Die hat sich nicht zum ersten Mal einer so hinterlistigen Wohlthätigkeit schuldig gemacht.“

Mit der Whistpartie war es heute nichts mehr.

Scholz eilte zum Advocaten seines Gläubigers, erhielt aber keine andere Auskunft, als daß ein Unbekannter die Wechselschuld sammt allen Spesen und Gerichtskosten beglichen habe.

Uebrigens war Scholz auf der rechten Fährte.

Der Abällino am Spieltisch war niemand Anderer als der Bankier Hector von Lilienfeld, der glückliche Gemal des reizenden Blumenmädchens, dessen Herz noch immer warm und dankbar für die beiden Freunde schlug, die einst einer armen Witwe und ihren Waisen als Rettungsengel in der höchsten Noth erschienen.

Als Scholz Abends die Bühne betrat, fiel ihm eine junge neu engagirte Choristin auf.

Das hübsche Gesicht des jungen Mädchens, das ihn so freundlich grüßte, fiel ihm auf und schien ihm bekannt zu sein.

„Ah, wir haben da einen recht artigen Zuwachs bekommen,“ sagte Scholz, indem er dem Mädchen in die blühenden Wangen kniff. „Seit wann sind Sie denn engagirt?“

„Seit gestern, Herr Scholz.“

„Und wie heißen Sie denn, meine hübsche Collegin?“

„Therese Müller.“

„Therese Müller? Sonderbar, mir kommt es vor, als ob ich den Namen schon einmal irgendwo gehört hätte.“

„Ei, Sie haben ihn auch gehört, leider aber an einem sehr traurigen Ort.“

„Wo denn?“

„Auf dem Kirchhofe, an dem Grabe eines Mannes, der Ihr warmer Freund und mein edler Wohlthäter war.“

„Himmel, am Grabe Kanne's! Sie waren das kleine betende Kind, das dort erfroren wäre, wenn ich es nicht unter meinen Mantel genommen und nach Hause geführt hätte.“

„Ach, ich werde noch oft eines schützenden Mantels bedürfen, wenn ich auch kein frierendes Kind mehr bin.“

„Halten Sie sich nur an mich. Ich werde Sie nicht nur gegen den Frost, sondern auch gegen den Sturm des Lebens zu schützen wissen.“

Scholz hielt Wort.

Er schützte das Mädchen gegen den Sturm, der sie auf den Brettern bedrohte, die die Welt bedeuten, und Therese Müller war nicht undankbar und wurde ihm eine treue Führerin im großen Irrgarten seines Lebens.

Neuntes Capitel.

Sprünge durch das tolle Jahr.

Es kam die Zeit, in welcher Director Carl an die Sterblichkeit dachte, und der Gedanke an die Sterblichkeit machte ihn nach der Unsterblichkeit lüstern.

Er wußte, daß ihm die Nachwelt kein Monument setzen würde, darum entschloß er sich, sich selbst ein Monument zu bauen, das die spätesten Generationen noch an seine Größe und Herrlichkeit erinnern sollte.

Das alte Haus, in welchem Raimund, Schuster, Korntheuer und die unvergeßliche Krones die kostbaren Perlen ihres Humors gesprudelt, wurde abgetragen, und mußte einem Musentempel weichen, der an Geschmacklosigkeit in ganz Deutschland schwerlich seines Gleichen finden wird.

Es war das Carltheater, das sich in einem Zeitraum von sieben Monaten plump und unbeholfen aus der Erde erhob.

Carl hatte sich verrechnet.

Das Publicum fühlte sich unbehaglich in diesem unheimlichen Tempel und hielt sich ferne von ihm.

Aber ein Mann, der über Millionen commandirt, kann wie Napoleon I. sagen, ich habe täglich zehntausend Mann zu verzehren.

Carl konnte zu seinem Vergnügen spielen lassen, „seine Mittel erlaubten ihm das."

Es wurde also frisch d'rauf losgespielt und dem Humor sein volles Recht gelassen, wenn er auch hinter den Coulissen zuweilen eine ziemlich tragisch-komische Rolle spielte, wie zum Beispiel folgende Thatsache beweist.

Der schöne Schauspieler Kläglich hatte seine junge, reizende Frau verloren, die er mit so inniger Zärtlichkeit liebte und verehrte, und war dem Wahnsinn und der Verzweiflung nahe.

Zwei Stunden vor ihrem Leichenbegängniß saß er in der Theater-Garderobe, und um seinen unaussprechlichen Schmerz zu mildern und sich ein wenig zu zerstreuen — spielte er Piquet mit dem Schauspieler Hermann.

In dem anstoßenden Zimmer war das Chorpersonale und studierte einen Choral ein, der am Grabe der jungen Frau gesungen werden sollte.

„Ach, mein Gott, meine arme, arme Frau!" seufzte sehr kläglich Herr Kläglich. „Heben's ab!" schluchzte er. „Sie haben Vorhand."

„Schade um die hübsche, junge Frau!"

„Und das — das Herz — o Gott, o Gott — sagen's an, wie viel Blatt haben's — ich überleb's nicht!"

„Vier Blatt!"

„Nix nutz — o, o meine Laura — fünf und fünfzehn sind fünfundzwanzig — kalt und starr liegt sie da — eine Terz vom König sind achtundzwanzig — eine bleiche Lilie, geknickt im Frühling ihres Lebens — eine Terz vom König sind achtundzwanzig und drei Könige sind einundneunzig — o Gott, o Gott, das Herz wird mir brechen — machen's zwei Stricheln, ich hab' einen Neunziger gemacht. — O Gott, o Gott, mein armes Weib ist todt!"

„Das ist ein Roßglück, in der Hinterhand einen Neunziger zu machen!"

„Sie war so gut, so sanft — sacrifix, was leg' ich denn jetzt? — zu gut für diese Welt — o je, o je, ich laß' eine liegen — die zärtlichste Gattin — niederträchtig, g'rad' das Caro-Aß hab' ich liegen lassen — o Gott, o Gott, solch' ein Weib wird nicht wieder geboren!"

„Trösten Sie sich!"

„Nein, nein, mein Herz blutet — Teuxel, diesmal brenn' ich schauderhaft ab — mein Lebensglück ist für ewig dahin — ich hab' nix als ein kleines Terzel — o Gott, o Gott, meine arme Laura!"

„Nix nutz! Eine Quart!"

„Süßes Wesen — ich hab' nix, sagen's an. —"

„Fünf Blatt, eine Quart vom König sind neun und vierzehn sind dreiundzwanzig."

„U, u, wenn Du wüßtest wie viel Thränen ich schon um Dich vergossen hab' — wann ich nur schon einen Stich hätt'. —"

„Diesmal wird's hapern. Spielen's aus!"

„'S ist Alles eins — die erste beste —"

„Was singen denn die in der Garderobe?"

„O Gott, o Gott, sie singen — wann ich nur schon 'nen Stich hätt' — sie singen den Leichengesang — wann ich jetzt nicht matsch werd', kann ich von Glück sagen — o Gott, o Gott, den Leichengesang für meine Frau — u, u! — richtig bin ich matsch geworden — diese Töne durchschneiden mir das Herz — ich hab' mir's aber gleich gedacht, wie ich den verflixten Pique-Buben hab', ist's Malheur fertig!"

Genug!

Meine freundlichen Leser werden sich bereits überzeugt haben, daß der Schmerz des zärtlich liebenden Gatten kein geheuchelter war.

Indeß gelang es ihm doch, sich noch an demselben Tage zu trösten und trösten zu lassen, und zwar von einer jungen, hübschen Choristin, der er schon nach neun Monaten eine süße Vaterfreude verdankte.

Ohne besondere Ereignisse haspelte sich das Jahr von der Spindel der Zeit, und das tolle Jahr rückte

heran, mit seinem aus allen Kreisen des Lebens zusammengewürfelten Gefolge.

Aber mit dem tollen Jahr kamen auch die tollen Menschen.

Die tollen Menschen faselten von Freiheit und die vernünftigen Menschen faselten mit ihnen.

O närrische Leute, o komische Welt!

Wenn Euch noch so süß die Freiheit küßt, Ihr Thoren, sie ist und bleibt ein Weib — und Weiber sind Schlangen, die Euch früher oder später erdrosseln, wenn sie Euch nicht durch die Finger schlüpfen.

Der feurige Wein der Franken hat alle Völker berauscht — aber leider hinkt jedem Rausch ein Katzenjammer nach.

Der erste politische Rausch ist wie der erste Rausch der ersten Liebe. Man denkt nur an heute und nicht an morgen, sieht Alles im rosigen Lichte, taumelt links und rechts, und fühlt sich in seinem Schwindel so selig, ohne zu ahnen, wie armselig man ist!

Und es war doch ein lustiger Rausch, wenn auch der Katzenjammer später sehr traurig war.

War es nicht lustig, von jedem Schnappsbruder zärtlich an's Herz gedrückt zu werden, mit jedem Schulknaben Bruderschaft zu trinken und von jedem Kinde im Mutterleibe schon „das deutsche Vaterland“ singen zu hören?

O wir waren Alle Helden damals, auch die Theater-Helden natürlich!

Wie stramm und straff Director Carl als Bezirks-Chef und Hauptmann der Nationalgarde mit geschultertem Degen an der Spitze seiner Mannschaft daher marschirte!

Und hinter ihm der lange Nestroy mit dem Schwerte Caspar Larifaris und der kleine, dicke Scholz mit dem Sarras des martialischen Helden Sacripandos als Adjutanten!

Dann der schöne Kläglich als Flügelmann, der biedere Grois als Regiments-Pater und hinter ihnen Lang, Hopp, Strampfer, Stahl, Rudolf Maier und alle andern Kämpen Carl des Kleinen, stolz und erhaben wie die ersten Grenadiere des corsischen Giganten.

Und Alle bewaffnet, Alle mit der Farbe der Freiheit geschmückt, und wer noch nicht in Uniform daher stolziren konnte, trug wenigstens einen weißen Fetzen Censur um seinen Arm gewickelt.

Es war eine heilige Flamme, die auf dem Altar der Freiheit loderte, bis die französischen und englischen Agenten ihr stinkendes Oel in die Opferschale gossen.

In dem tollen Jahr war es, als dem Theater an der Wien ein neues Licht oder vielmehr ein neuer glänzender Stern, oder noch richtiger ein hellstrahlender Komet mit einem tüchtigen Apendix aufging.

Der Komet hieß Carl Treumann, und der tüchtige Apendix war sein Bruder Franz.

Selbst die erbittertsten Feinde dieser Brüder müssen zugestehen, daß Carl Treumann einer der fleißigsten, be-

gabtesten und genialsten Schauspieler, und sein Bruder Franz der thätigste und umsichtigste Administrator, ja daß Jeder in seinem Wirkungskreise so eine Art von Unicum war.

Das schon sehr wankende Theater an der Wien hatte ein paar kräftige Stützen gewonnen, die die Firma Pokorny noch auf ihren Achseln tragen würden, wenn sie kleinliche Intriguen nicht auf die Donauinsel gedrängt hätten.

Wer erinnert sich nicht der Possen „Gervinus,“ „Paperl,“ „Teufels Brautfahrt“ und anderer, in welchen die eminenten Komiker Treumann und Rott an mehreren hundert Abenden bei ausverkauftem Hause spielten!

Treumann und Rott waren die Männer des Tages und die Helden des Abends geworden! Aber leider waren es nicht Leuchtkugeln des Humors, sondern Brandraketen der Politik, die zündend in's Publicum geschleudert wurden.

Auch die Muse war toll geworden im tollen Jahr!

Zehntes Capitel.

Leier und Schwert.

Die duftenden Märzblüten wurden von den Octoberstürmen verweht.

Es war ein kurzer und doch so unendlich langer Weg von jenen zu diesen, so kurz und so lang wie vom Morgen zur Nacht, von lauen Frühlingslüften zum eisigen Hauch des Winters.

Der Weg vom Rausch zum Katzenjammer war zurückgelegt, denn Fürst Windischgrätz hatte Wien in Belagerungszustand erklärt, und die kaiserlichen Truppen hatten sich bereits energisch anmelden lassen, um uns in unserem Katzenjammer den Häringssalat zu serviren.

Es war der 29. October.

Ich war bereits aus dem Verbande des Carltheaters geschieden und damals artistischer Leiter des Josefstädter Theaters.

Früh Morgens des genannten Tages durchblätterte ich ein politisches Drama, das eine Köchin gedichtet und mir eingereicht hatte, als ein schmucker Nationalgardist mit einem Packet unter dem Arm in die Theater-Kanzlei trat.

Es war der wackere Schauspieler Strampfer, dessen Familienleben ich im zweiten Bande dieser Blätter geschildert habe.

Der alte Strampfer lebte noch immer mit Jedermann in Frieden, die Feinde der Freiheit ausgenommen, still, bescheiden und unverdrossen, für seine Familie der liebevollste Gatte und Vater, für alle seine Freunde und Bekannte ein Ehrenmann im strengsten Sinne des Wortes und für Director Carl der treueste Diener seines Herrn.

Aber dieser Theater-Nero hatte für treue Diener kein Herz; er hatte überhaupt kein Herz, sondern statt des Herzens einen juchtenen Geldsack auf der linken Seite, der nur gefälligen Weibern offen stand. Da nun Strampfer kein gefälliges Weib, sondern nur ein gefälliger Mann war, fiel es dem Herrn Director nicht im Schlafe ein, ihm auch nur das Salz zum Brote zu geben, das er sich im Schweiße seines Angesichts verdiente.

So vortrefflich Strampfer auch seine zärtlichen Väter und Character-Rollen spielte, ja sogar manche Hauptrolle oft über Nacht übernahm, seine Jahres-Gage war dieselbe geblieben, und kaum so groß, als das

Honorar heut zu Tage sein Sohn Fritz irgend einem tragischen Hanswurst oder französischen Gaukler für eine einzige Gastrolle zahlt.

„Ei Potztausend Strampfer!“ rief ich froh überrascht. „Wie kommst denn Du zu mir? Bist Du vielleicht von einer feindlichen Kanonenkugel in diese heiligen Hallen geschleudert worden?“

„Die Noth, die Noth ist die feindliche Kanonenkugel, die mich zu Dir geschleudert hat, lieber Freund. Ich habe mich nur auf ein paar Stunden beurlaubt, um Deine Freundschaft in Anspruch zu nehmen.“

„Beurlaubt?“

„Ei ja wohl, ich bin in den Praterstern commandirt. Es wird heute eine heiße Nacht werden, darum wünsche ich so bald als möglich wieder auf meinem Posten zu sein.“

„Um's Himmelswillen, hast Du denn vergessen? —“

„Daß wir capitulirt haben, und es unsere Pflicht wäre, die Waffen zu strecken? O, ich weiß es, und muß Dir aufrichtig gesteh'n, daß ich mit schwerem Herzen an diesem Bruderkampf theilnehme, auch wenn wir uns keines Wortbruches schuldig machten. Ach, was ist aus uns geworden! Wie begeistert habe ich in den Märztagen in den allgemeinen Jubelruf eingestimmt, als wir waffenlos unsern gütigen Monarchen begrüßten, um ihm für das heilige Geschenk zu danken, mit dem er so milde und väterlich alle seine Völker beglückte; o, damals standen wir ihm als Männer, jetzt erst stehen wir

ihm als Rebellen gegenüber. Dazu haben uns die fremden Jacobiner gemacht! Bei Gott im Himmel, seit dem 6. October schäme ich mich dieses Rockes."

„Was hindert Dich, ihn gegen Deinen Schlafrock zu vertauschen?"

„Jetzt in den Tagen der Gefahr?" rief Strampfer entrüstet. „Um keinen Preis der Welt soll man mich einen Feigling schelten. Mag mit mir geschehen, was da wolle, ich will mitten im Kugelregen ausharren bis auf den letzten Mann!"

„Du willst also kämpfen —"

„Nicht doch! Mein Blut mag fließen, aber Gott soll mich verlassen, wenn ich einen Tropfen Blutes vergieße, das in den Adern unserer feindlichen Brüder rollt!"

„Welch' eine Narrheit, aus falscher Ambition den Strohmann zu spielen und sich zur Zielscheibe feindlicher Geschütze zu machen. Aber der liebe Gott kennt Dich, und wird hoffentlich die Kanonenkugeln Respect vor so einem wackern Familienvater lehren."

„Wie Gott will, wie Gott will!"

„Und jetzt zur Sache. Was kann ich für Dich thun?"

„Lieber Bruder, ich habe keinen Nebenverdienst gehabt seit langer Zeit. Copiaturen gab es nicht, und meine paar Schüler declamiren auf den Barricaden, statt in meiner Studierstube. Darum hat mich die Noth gezwungen —"

„Nun?“

„Fast schäme ich mich, es Dir zu sagen — die Noth hat mich gezwungen, mir zum ersten Male einige Gulden auszuleihen in Wien. Es ist eine Ehrenschuld, die ich morgen in der Früh zu zahlen verpflichtet bin.“

„O weh', o weh'! Ehe Du weiter sprichst, muß ich Dir sagen, daß aus unserm Theater-Kalender seit drei Monaten alle Gage-Tage gestrichen sind.“

„Donnerwetter, glaubst Du, ich will neue Schulden machen, um die alten zu tilgen?“

„Nicht?“

„Und wenn ich das auch wollte, ein armer Poet wie Du, wäre gewiß der letzte Mann, an den ich mich wendete!“

„Ha, ha, ha! Leider hast Du Recht, mein armer Strampfer.“

„Nein, nein, ich komme nicht, um ein Anlehen zu machen, sondern bringe Dir eine Waare, die Du heute noch unter Deinen Freunden und Bekannten an den Mann bringen sollst.“

„Eine Waare?“

„Da nimm sie!“ antwortete Strampfer, indem er fast verschämt das Packet auf meinen Schreibtisch legte. „Es sind — es sind — einige hundert Gedichte —“

„Gedichte?“

„Freiheitslieder — von mir, von mir! Die Begeisterung hat auch mich zu einem armen Poeten gemacht. Aber jetzt darfst Du sie nicht lesen, Du könntest

Dich vielleicht über mich lustig machen, und das würde mir sehr wehe thun, lieber Bruder."

„Das muß sich ein Reiter gefallen lassen, der den Pegasus besteigt. Auch über mich hat sich schon so Mancher lustig gemacht."

„Thu' Dein Möglichstes, Freund! Wenn Du zehn bis fünfzehn Gulden herausschlügst, würdest Du mich von einer namenlosen Angst befreien."

„Nun, ich werde mir als Dein Colporteur Ehre einzulegen suchen, und hoffe sogar, daß ich Dir das Geld noch heute zusenden oder selbst überbringen kann, auf die Gefahr hin, von einer naseweisen Kugel beleidigt zu werden."

„Du bist und bleibst mein lieber, schwarzer Käfer!" rief Strampfer freudig, indem er mich in seine Arme schloß. „Und nun vorwärts mit Gott! Auf fröhliches Wiederseh'n!"

„Glück auf, Herr College! Glück auf!"

Er stürmte hinaus, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Packet zu öffnen und das Freiheitslied des armen Poeten zu lesen.

Es waren schöne Verse, die der Reimschmied da zusammengeschmiedet, herrliche Worte, die ein frommes Gottvertrauen aus einem treuen Herzen geschöpft!

Es war eine reine Quelle, in der sich der arme Poet selber spiegelte, mit seinem tiefen kindlichen Gemüth!

Es war ein Freiheitslied, wie es die Lerche in den Lüften sang!

Ich ging hausiren mit diesen Perlen, und trabte gegen Abend, mit einer Losung von zwanzig Gulden in der Tasche, in die Leopoldstadt hinaus und dem Praterstern zu, denn ich konnte mir die Freude nicht versagen, dem leichtsinnigen Schuldenmacher persönlich die schwere Last vom Herzen zu nehmen.

Da stand er, einige Schritte seitwärts von der Barricade, und um ihm herum Academiker, National- und Mobil-Garden, Arbeiter und Amazonen, wie sie der kleine General Bem — genannt der Kanonenteufel — zusammengetrommelt hatte.

Jetzt hättet Ihr das Gaudium sehen sollen, als ich meinem alten Freunde den ungeheuern Haufen Geld in die Kappe schüttete!

Wie unendlich reich machten die zwanzig Gulden den armen Mann! Wie unendlich glücklich ein paar Worte der Anerkennung den armen Poeten!

Er sprang, sang und jubelte, ja, Gott verzeihe mir die Sünde, ich glaube, er trank sogar in seiner Freude!

Aber die Waffenruhe war vorüber, denn dort drüben im Prater fingen die Großmäuler von Kanonen wieder gewaltig an zu brummen, und über unsere Köpfe flatterte mancher Vogel, den Vater Noah wahrlich nicht für seine Taube mit dem Oelzweige gehalten hätte.

Wie die Kanonen zu brummen aufhörten und zu brüllen anfingen, dachte ich mir: „Weit davon ist gut vor'm Schuß!" und zog mich hinter die Barricade zurück.

Aber der neugebackene Poet ließ sich Zeit.

Beim Donner der Geschütze stimmte er Körner's Schlachtlied an.

Und als er sang: „Vater, ich rufe Dich!“ da schlug eine Kartätschenkugel in seine Brust, er sank bleich und blutend in die Arme eines Cameraden, und der Schlachtgesang der schwarzen Jäger wurde zum Schwanengesang des armen Poeten.

Der Tod machte es schnell mit dem ehrlichen Strampfer. Er ließ ihm nicht einmal Zeit, für seine arme Familie zu beten.

Eilftes Capitel.

Der Mann ohne Nase.

Die Barricaden waren abgetragen, die Calabreser aus der Mode gekommen, und eine große wunderschöne, schwarzgelbe Fahne flatterte lustig auf dem Stefansthurm.

Die Croaten, die Zuaven Oesterreichs, marschirten langsam aus dem Prater die Jägerzeile herauf, nicht in geschlossenen, sondern in ungezwungenen Gliedern, denn hin und wieder traten Einige aus Reih' und Glied, um sich hier oder dort ein bischen was zu thun zu machen.

Die bösen Leute sagten, sie plünderten!

Plündern? O, ein Croat plündert nie!

Er bittet nur in einer eroberten Stadt sehr artig und devot um etwas Kleines, wenn er das Kleine hat, noch artiger um etwas Größeres, und wenn er das Größere hat, am allerartigsten um das Größte.

Und wie kann der Besiegte dem Sieger etwas versagen, wenn gar so liebenswürdig gebeten wird!

„Schau'n wir uns die Croaten ein bissel an, Wenzel," sagte Nestroy, indem er mit seinem Collegen Scholz aus dem Theater trat. „Ich hab's für mein Leben gern, die Croaten!"

„Ich auch, aber heut' ist's noch zu früh, sie zu lieben," antwortete Scholz. „Sie werden uns plündern, Hansel!"

„Plündern? Was Dir einfällt! Ein Croat bittet höchstens um ein paar Kreuzer auf Schnapps, und wenn ich ihm einen Zwanziger geb', küßt er mir die Stiefel dafür."

„Na, mir kann's recht sein! Bei mir finden's nix, denn ich bin schwarz, wie gewöhnlich, aber Du hast allweil ein kleines Capital im Sack, gib Obacht!"

Sie hatten noch nicht fünf Minuten miteinander geplaudert, als sich ihnen schon ein bis an die Zähne bewaffneter riesengroßer Croat, der das Deutsche ein wenig radebrechte, freundlich schmunzelnd näherte.

„Schamsta!" grüßte er liebenswürdig mit dem Kopfe nickend.

„Schamster!“ dankten die Komiker.

„Schenken's bisli wos orme Soldot!“

„Nix Penz!“ sagte Scholz, indem er alle seine Taschen umdrehte.

„Nix, nix, orme Herr!“ äußerte gutmüthig bedauernd der Croat. „Du auch nix?“ frug er Nestroy. „Bitt', bitt', nur klane Kreuzer für orme Soldot!“

Nestroy zog seine gut gespickte Seidenbörse, durch welche Zwanziger, Thaler und sogar einige Ducaten schimmerten, aus der Tasche, und reichte dem Croaten großmüthig ein paar kleine Silbermünzen.

„O, brave, gute Herr!“ sagte der Croat gerührt; dann setzte er hinzu, indem er mit dem Finger auf die Zwanziger in der Börse tupfte, „dos, dos auch für orme Soldot, bitt', bitt!“

Nestroy reichte ihm einen Zwanziger.

„Ondern auch, bitt', bitt', für orme Soldot!“

Nestroy fing an sein Gesicht ein wenig in die Länge zu ziehen, aber er mochte sich vielleicht denken, der Klügere gibt nach, und reichte dem Croaten alle Zwanziger, dann auch die Thaler, denn der Croat hörte noch nicht auf zu tupfen.

Endlich tupfte er auf die Ducaten auch.

„Dos, dos auch für orme Soldot, bitt', bitt'!“

Nestroy's Gesicht wurde noch bedeutend länger.

„Das — das gilt nichts,“ sagte er; „es sind nur Spielmarken, Camerad.“

„Comrod nimmt Spielmorken auch, bitt', bitt', für

orme Soldot! Beutel auch, bitt', bitt', für orme Soldot!"

Nestroy gab ihm den ganzen Beutel.

Aber der arme Soldat hörte noch nicht auf zu tupfen.

Sanft und zart wie ein verliebter alter Herr das Näschen eines hübschen Mädchens tupft, tupfte er mit der Spitze seines Zeigefingers die schwere goldene Uhrkette des unglücklichen Komikers.

„Dös — dös schön — sehr schön!"

Nestroy's Gesicht zog sich zehn Ellen in die Länge, denn ihm ahnte das Fürchterlichste.

„Onschau'n losse, onschau'n orme Soldot, bitt', bitt'!"

Nestroy machte kleine Aeuglein, krauste die Nase, krümmte das Maul, zog einen Fuß in die Höhe, als ob er den Croaten mit seinem diabolischen „Krx!" zurückschrecken wollte.

Aber der starke, baumlange Croat blinzelte so vielversprechend, spielte so naiv mit seinen Pistolen im Gürtel, tupfte so zart und bescheiden, und bat so zuckersüß, daß Nestroy ja ein Menschenfresser oder ein Russe gewesen sein müßte, wenn er dem kindischen Manne die Freude verdorben hätte.

Langsam, aber sehr langsam zog er die Uhr aus der Tasche und zeigte sie, ohne sie aus der Hand zu lassen, dem armen Soldaten.

„O — dös schön — sehre schön!" rief dieser be-

geistert, indem er zärtlich das große Maul spitzte, als ob er Nestroy küssen wollte. „O, o — so wos hot orme Soldot nöt!“

„Es wär' auch nichts für Euch, lieber Herr Camerad, denn es ist keine Militär-, sondern nur eine ganz ordinäre Civil-Uhr.“

„Lieb' ich Civil, bitt', bitt', ols Ondenken on brove Civil!“

„Aber es ist ein miserables Zeug —“

„Auch miserobles Zeug ist gut genug für orme Soldot —“

„Sie ist nix nutz, sie geht schlecht —“

„O, sie geht gut, wonn's geht zu orme Soldot, bitt', bitt' gor schön!“

Und indem der arme Soldat gar so schön bat, fing er mit der einen Hand etwas stärker zu tupfen an, indeß die andere Hand den Kolben seiner großen Pistole streichelte, und Alles so bescheiden wie eine erste Sängerin und so zuckersüß wie ein Steuer-Executor, daß es unmöglich war, ihm noch länger zu widerstehen.

Nestroy schnofelte, als ob er Pulver röche, würgte und gurgelte, als ob ihm ein kleiner Capuziner in die unrechte Kehle gekommen wäre, und ließ seine schöne, kostbare Ankeruhr mit der centnerschweren goldenen Erbsenkette in die Hand des braven Croaten gleiten.

Der brave Croat küßte, mit Thränen der Rührung im Auge, die Hand seines edlen Wohlthäters, sondirte die lange Linie von der Cravate bis zum Stiefel, ob

nicht noch irgendwo ein Plätzchen zum Tupfen wäre, und legte die Hand militärisch grüßend an die Kappe.

„Schamsta!" sagte er.

„Schamster!" antwortete Nestroy so gedehnt und gezogen wie ein Apfelstrudel, und der Croat entfernte sich, um die Uhr dem ersten besten Juden um ein paar funkelnagelneue Zwanziger zu verkaufen.

„'S sein recht liebe Leut', die Croaten!" sagte Scholz malitiös.

„Halt's Maul, Mephisto!" donnerte Nestroy wie der grollende Jupiter. „Das war ein verfluchtes Trauerspiel — und 's Nachspiel wird auch nicht lustig sein, denn jetzt krieg' ich erst z'Haus' von meiner Marie meinen Putzer! Freu' Dich derweil, Hansel!"

Tollkühn lärmend und schreiend zog noch ein kleiner Rest der bewaffneten Mobilgarde dem Theater vorüber und der Ruine des abgebrannten Odeon zu.

Es konnten nur Trunkenbolde oder Wahnsinnige sein, denn jeder Civilist, der an diesem Tage mit Waffen in der Hand betreten wurde, war ein Mann des Todes und wurde ohne Weiteres in die andere Welt expedirt.

„Wir kämpfen bis auf den letzten Mann, Brüder!" bramarbasirte der Anführer der kleinen Schaar, mit seinem Säbel herumfuchtelnd. „Es sind höchstens drei oder vier Mann, die dort Wache halten! Die müssen über die Klinge springen! Hurrah, das deutsche Vaterland!"

„Hurrah!"

Der Bramarbas, der hier das eben so dumme als

gefährliche Wort führte, war ein Mann von achtundvierzig bis fünfzig Jahren, dessen häßliches, verzerrtes Gesicht um so mehr anwiderte, weil es ein Gesicht ohne Nase war.

Obwohl im Aeußern verkommen und schauerlich derangirt, schien er dennoch ein Auswurf einer bessern Gesellschaft zu sein, als der, welcher offenbar seine Gefährten angehörten.

„Ich war einst auch Cavalier, Brüder!“ fuhr der Redner fort; „aber die Camarilla hat mich verstoßen, mich eingekerkert und in Ketten und Banden geschmiedet, mein Geld und meine Ehre sind beim Teufel, darum gehöre ich Euch an, Cameraden, mit Leib und Seele! Vorwärts! Tod und Verderben den Tyrannenknechten!“

„Hurrah!“

Der Mann ohne Nase stürzte in der Luft fuchtelnd fort, und die Trunkenbolde taumelten ihm brüllend nach.

„Hast Du Dir den Mann ohne Nase ang'schaut, Wenzel?“ frug Nestroy.

„Ja, er scheint mir bekannt zu sein. Ich muß ihn schon einmal wo g'seh'n hab'n.“

„Freilich hab'n wir ihn geseh'n, denk' ein bissel nach.“

„'S Nachdenken nutzt bei mir nix, wenn ich was vergessen hab'.“

„Aber unser Blumenmädel hast noch nicht vergessen, gelt?“

„Na, die vergeß' ich mein Lebtag nicht.“

„So denk' an sie, dann wird Dir auch der Mann ohne Nase einfallen."

„Tausendsapperlot, es wird doch nicht — der Herr Baron von —"

„Henkelburg, ja der ist's!"

„Aber der hat ja eine silberne Nase g'habt —"

„Die silberne Nase wird er versilbert haben, wie er sonst nix mehr zu versilbern g'habt hat."

„Ist's denn möglich, daß so ein Herr gar so herunter kommen kann."

„Der war schon herunter gekommen, wie er den Spielberg hinauf gekommen ist."

In diesem Augenblicke hörte man schreien, fluchen und Waffen klirren in der Nachbarschaft.

„Laß' uns sehen, was da los ist," sagte Nestroy, indem er mit seinem Collegen dem Odeon zueilte. „Mir scheint, die „G'frettbrüderln" sind wirklich so verrückt gewesen, das Militär zu attaquiren."

Leider waren die Trunkenbolde so wahnsinnig gewesen.

Als die beiden Komiker den Schauplatz des Attentates erreichten, sahen sie sie bereits in der Gewalt der Croaten.

Ihren Rädelsführer, den Mann ohne Nase, den Herrn Baron Hermann von Henkelburg, einst ein Löwe der Residenz, hatte man an die Mauer des abgebrannten Odeons gelehnt, und drei Mann standen ihm gegenüber und richteten ihre Gewehre auf ihn.

„Ich will nicht beten!“ schrie der Mann ohne Nase, sich in Todesangst krümmend. „Ich gehöre zu Euch, ich bin der Baron Henkelburg, meine Tante war die Gräfin von Elmenreich, hütet Euch, mir ein Leides zu thun, Ihr würdet zur strengsten Verantwortung —“

„Feuer!“ commandirte der Zugführer, die Soldaten schossen, und von drei Kugeln durchbohrt, sank der Mann ohne Nase zusammen, um nicht wieder aufzustehen, bis einst Alles aufersteht.

Unsere beiden Helden zogen sich ernst und schweigend zurück.

Scholz schleuderte eiligst und verstohlen einen Zahnstocher und einen Pfeifenstierer fort, damit man ja keine Waffen in seiner Tasche fände, im Falle es zu einer allgemeinen Visitation kommen sollte.

Zwölftes Capitel.

Director Carl und Messenhauser.

Es herrschte wieder Ruhe in der schönen Kaiserstadt, aber — die Ruhe des Grabes.

Die fleißigsten Weber des großen Leichentuches waren entsprungen, und nur Wenige waren in die Hand der strafenden Gerechtigkeit gefallen.

Unter diesen auch Messenhauser, der unglückselige Obercommandant der Nationalgarde.

Er wurde wie vor ihm Robert Blum, Becher und Jellinek zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt.

Vierundzwanzig Stunden vor seinem Tode ließ Messenhauser den Director Carl bitten, ihn auf ein halbes Stündchen zu besuchen.

Als Carl in das Zimmer des Verurtheilten trat, bot ihm dieser freundlich die Hand.

„Nun, Herr Bezirks-Chef,“ sagte er guter Laune, „wir haben uns nicht mit Lorbeern bedeckt und eine große Niederlage erlitten, nur waren Sie klüger als ich, Sie haben sich noch zu rechter Zeit aus der Affaire gezogen.“

„Wir sind Alle mit dem großen Strom geschwommen,“ antwortete Carl, der sich hier in einer peinlichen Situation befand, „und mußten darauf gefaßt sein, entweder das Ufer zu erreichen, oder in der Strömung unterzugehen.“

„Und einer dieser ungeschickten Schwimmer bin ich gewesen,“ sagte lächelnd Messenhauser, indem er seinem Gaste einen Stuhl bot. „Aber es ist für mich die Zeit gekommen, ein anderes als ein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, auch ist hier wohl nicht der Ort, politische Meinungen auszutauschen, darum lassen Sie uns von etwas Anderem plaudern. Wie geht's in Ihrem freundlichen Musentempel? Hat der Humor mit seinem lustigen Gefolge wenigstens dort wieder seine siegreiche Fahne aufgepflanzt?“

„Das wohl, aber es hängt der Trauerflor noch über der Fahne."

„Lassen Sie Ihren Feldmarschall Nestroy den Belagerungszustand dictiren, wie zu weiland Lumpacivagabundus Zeiten, ich bin überzeugt, Sie würden nicht gegen den Belagerungszustand protestiren."

„Sicher nicht, denn was dem Einen weh' thut, thut dem Andern wohl."

„Und das Schicksal will, daß ich der Eine und Sie der Andere sind. — Und jetzt zu einer Geschäftssache, lieber Herr Director."

„Geschäftssache?"

„Ah, Sie wundern sich, daß ich in meiner Spanne Zeit noch Geschäfte machen will? Schmeicheln Sie sich etwa nicht, daß ich heute noch meine Abschiedsrolle auf Ihrer Bühne spielen will, dagegen würde mein Papa Profoß hier protestiren. Nein, es handelt sich hier ganz einfach um ein Testament, und das ist ein Geschäft, das gewöhnlich am Rande des Grabes abgeschlossen wird."

„Bitte über mich zu verfügen, und versichert zu sein, daß ich auf's Gewissenhafteste Ihren Wunsch erfüllen werde."

„Sie wissen, daß ich mich nicht ganz ohne Glück als Schriftsteller versucht habe —"

„Auch der Dichter Messenhauser gehört der vaterländischen Geschichte an."

„Jedenfalls wird die Nachwelt den Dichter milder richten als die Mitwelt den Politiker, d. h. wenn

meine poetischen Kleinigkeiten ein Jahrzehent überleben. Diese kurze Vorrede ist die Einleitung meines Testamentes. — Ich hinterlasse nämlich ein Kind, das ich auf Sie zu vererben gedenke.“

„Ein Kind?“ frug Carl ein wenig verblüfft, denn ein Kind ist ein Capital, das sehr selten lachende Erben findet.

„Nicht ein Kind von Fleisch und Blut,“ antwortete Messenhauser lächelnd, „Sie sind an Vaterfreuden gesegnet genug, um Sie noch mehr zu bereichern. Das Kind, zu dessen Curator ich Sie zu bestellen wünsche, Herr Director, ist — ein Lustspiel.“

„Ein Lustspiel!“ rief Carl mit verklärtem Gesicht.

„Ja, ein Lustspiel,“ antwortete Messenhauser, indem er ihm eine Rolle Papier übergab, „das ich Ihnen hier mit der Bitte überreiche, es nach meinem Tode zur Aufführung zu bringen.“

„Es soll mit dem Aufgebot meiner besten Kräfte in Scene gesetzt werden.“

„In der letzten Hälfte des vierten Actes werden Sie wahrscheinlich nachhelfen müssen, denn ich habe ihn erst heute vollendet, und man ist doch ein wenig zerstreut, wenn man am nächsten Tage eine so große Reise vor sich hat.“

„Ich bewundere Sie. Um an einem solchen Tage dichten zu können, muß man das Gewissen eines Heiligen haben.“

„Nun, ein Heiliger bin ich nicht, aber ein Mann

bin ich, der dem Tode ruhig in's Auge sehen kann. Glauben Sie mir, Herr Director, ich werde heute Nacht eben so ruhig als meine Richter schlafen."

Karl hatte eine Phrase auf der Zunge, aber er verschluckte sie, denn sein Blick fiel auf den Profoßen, der zwar sanft und selig in einem Winkelchen schlummerte, aber es schlafen nicht alle Leute, die die Augen geschlossen haben.

„Ich will uns Beide nicht länger einer kostbaren Zeit berauben," sagte Messenhauser, indem er sich erhob und seinem Gaste die Hand bot. „Wir haben uns Beide für ein Schauspiel vorzubereiten, nur spielen Sie noch nicht des Schauspielers letzte Rolle, wie ich."

„Wohl mir, wenn ich sie einst mit solcher Fassung und Seelenruhe spielen kann, wie Sie."

„Auf Wiederseh'n, entweder morgen im Stadtgraben —"

„Oder dort im blauen Himmelszelt, wenn einst der Vorhang meines Lebens fällt."

Carl entfernte sich.

Diese Scene hatte ihn sehr ernst gestimmt und ihn vielleicht zum ersten Male in seinem Leben an seine eigene Sterbestunde erinnert.

Man behauptet, er sei nach diesem Zusammentreffen in's Gewissen gegangen, der starre Eisklumpen in seiner Brust sei ein wenig aufgethaut, und er habe Manches gethan, was er früher unterlassen hatte.

Der unruhige Geist schlief ohnehin wenig, aber diese Nacht blieb sein Bett unberührt.

Sein Kammerdiener will ihn die ganze Nacht im Saale auf- und abgehen und declamiren gehört haben.

Als der Morgen dämmerte, machte Director Carl eiligst Toilette und verließ noch vor dem Frühstück das Haus.

Er mußte den Mann sterben sehen, der noch ein paar Stunden vor seinem Tode — den Act eines Lustspiels dichten konnte.

Er sah ihn mit seiner unheimlichen Begleitung so heiter und gelassen in den Stadtgraben hinunter gehen, als ob er in Daum's Elisium hinabstiege.

Da stand er jetzt!

Er sprach ganz unbefangen mit dem alten Papa Profoßen, küßte ein junges, blasses, weinendes Mädchen, das seinem Herzen nahe stand, senkte nicht die Kniee, wies lächelnd ein Tuch zurück, mit dem man ihm die Augen verbinden wollte, und erbat sich vom Executions-Führer die Ehre, noch einmal, und zwar zum letzten Male, ein bischen den Obercommandanten spielen zu dürfen.

Und als ihm diese Ehre zugestanden wurde, warf sich der eitle, kindische Mann recht stolz in die Brust, legte die Hand auf's Herz, blickte den Jägern, die ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen hatten, recht cameradschaftlich in die Augen, und commandirte mit lauter, fester Stimme: „Fertig! — Feuer!“ — Da gab man eine Decharge — und der Vorhang fiel.

Der Schauspieler hatte die letzte Scene seiner Heldenrolle gespielt.

Was mit Messenhauser's Lustspiel wurde, weiß man heut zu Tage noch nicht.

Wahrscheinlich hat ein fingerfertiger Dramaturg „Schnadahüpfeln“ daraus gepatzt.

Dreizehntes Capitel.

Carl angelt an der Wien.

Der alte, wackere Pokorny war in die Hände der Aerzte gefallen. Der Sturm seines bewegten Lebens hatte ausgetobt, wie der October=Sturm unseres politischen Lebens, und zahllose Freunde hatten die letzte Scholle Erde auf den Sarg des allgemein geliebten und geachteten Ehrenmannes geworfen.

Der kühne, unternehmende Musikant hatte sich auf seinem Fagott bis zum Eigenthümer und Director des Theaters an der Wien hinaufgeblasen.

Aber er entriß sich der bescheidenen Muse des Volkes, die sein und seines Vorgängers Glück gegründet, und warf sich der stolzen Muse des Gesanges in die Arme. Die fast wahnsinnige Vorliebe für die Oper war die Achilles=Ferse des wackern Mannes, die der wilde

Jäger „Schicksal“ fest auf's Korn nahm, und er verfehlte nicht das Ziel mit seinem Geschoß.

Franz Pokorny starb, von ganz Wien betrauert, und ließ seinem Sohne Alois Pokorny das Theater an der Wien als ein Labyrinth von Schulden zurück, an dessen Pforte dem jungen Erben ein Minotauros mit hundert Köpfen jede freie Bewegung wehrte.

Der junge, kenntnißreiche, gebildete und seelengute neue Bühnenleiter meinte es wahrlich ehrlich mit seinem Berufe und der Muse des Volkes, und Dichter und Schauspieler, die ihm nahe standen, gedenken seiner noch zur Stunde mit Achtung und Liebe.

Aber wie gesagt, ihm fehlte die freie Bewegung.

Der Fluch der Armuth lastete auf ihm, und Wucherer, die sich wie zu einem Rattenkönig ineinander verschlangen, raubten ihm sein Herrnrecht, um es in ihrem eigenen Interesse zu zersplittern.

Er mußte gehorchen, wo er zu herrschen berufen war, und sich in Verhältnisse schmiegen, die seine Energie und Thatkraft lähmten.

Und der Rattenkönig fraß sich immer tiefer und tiefer hinein in das Lebensmark dieses kleinen Staates.

Der Rattenkönig fraß nicht nur riesengroße Procente, er fraß auch dem Cassier die meisten Logen und Sitzplätze weg, und das Theater an der Wien wurde zum stabilen Freitheater für den Rattenkönig und die tausend Schwänze, die er mit sich schleppte.

Auch die Mitglieder des Thaters schlossen sich nach

und nach der Legion der Gläubiger an, und das ist das Schrecklichste der Schrecken!

O, wenn ich Theater-Director wäre, möchte ich lieber dem Teufel die Seele, als dem Schauspieler die Gage schuldig sein.

Wenn die Schauspieler in solchen Fällen auch gute Miene zum bösen Spiele machen, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, denen sie schulden, machen keine guten Mienen zum bösen Spiel, posaunen den Katzenjammer der Direction und ihrer Mitglieder in alle Winde aus, und was an Glaube und Vertrauen verloren geht, hat der Rattenkönig an neuen Schwänzen gewonnen.

Das heißt: Wenn der Credit welkt, wachsen die Wucherer!

Auf der Bühne selbst machten jetzt Faulheit und Mißmuth ihre Coulissen-Promenaden, und das Wörtchen Disciplin wurde aus den Theatergesetzen gestrichen.

Wohl verstanden, ich spreche hier nur von jenen Subjecten, die sich nach dem Barometer des Glückes strecken und zusammenschrumpfen — nicht von den ziemlich zahlreichen Freunden in der Noth, die mit Alois Pokorny aushielten in Sturm und Wetter, und ihm bis zum letzten Augenblick seines Wirkens treu und ehrlich zur Seite standen.

Sturm und Wetter machten Pokorny zum schwachen Rohr, das, von allen Seiten angeblasen, auch nach allen Seiten schwankte.

Er war heute Sclave im Herrenrock, morgen Herr im Sclaven-Kittel, und jeder Krautkopf zerrte an seiner Kette.

Wie unermüdet thätig Pokorny sein konnte, hat er in späterer Zeit als Regisseur dieser Bühne bewiesen. Als Director war er, fast erdrückt von Verhältnissen, träge, unentschlossen, und ein willenloser Automat jedes Gimpels, der ihn umflatterte.

Seinem Unternehmungsgeist hatte man die Flügel gestutzt. Er hing am Gängelbande seiner Vormundschaft, und diese bestand aus Kabinetsräthen, für welche der Staat — keine Kopfsteuer beanspruchen konnte.

Und die Volksmuse?

Ach, Pokorny hatte sie in seine Arme geschlossen, aber der böse Geist, der sein Haus durchschlich, ließ sie nicht mehr warm werden an seinem ehrlichen Herzen.

Die von den Franzosen geschändete Volksmuse schwang sich auch auf die Zinnen dieses Tempels, coquettirte in der Jakobinermütze mit dem Pöbel und predigte den Communismus in diesem kleinen, republikanischen Staat.

Und wie die Volksmuse, coquettirten auch gefügige Volksdichter mit dem Pöbel, verherrlichten die Tugend in der Branntweinkneipe und vermaledeiten das Laster im Salon.

Die edelsten Lumpe verhöhnten von der Bühne herab die erbärmlichen Aristokraten und der stinkende Knoblauch triumphirte über Stern und Ordensband.

Des ewigen Hohnes müde, zogen sich die Verletzten stillschweigend zurück — und jetzt brüsteten sich nur noch die Schwänze des Rattenkönigs in den verlassenen Logen.

In dieses faule Fahrwasser warf Director Carl seine Angel aus und bald zappelten ein paar fette Fische an seiner Schnur.

Es waren ein paar gar feine Hechte, die er aus der Wien zum Ufer der Donau zog — das Bruderpaar Treumann nämlich.

Es war ihr letzter und seit einer Reihe von Jahren der glücklichste Fischzug, den die alte Fischotter gemacht.

Mit Carl Treumann ging dem Theater an der Wien ein junger Proteus verloren, die einzige Kraft, die sein sieches Leben fristete — und mit Franz Treumann ein Theatersecretär, der nicht mit Gold zu bezahlen ist — wenn er seine Nase in keine Manuscripte steckt, denn als Dramaturg ist er keinen Pfifferling werth.

Carl hatte diesen beiden Specialitäten ein neues, frisches Leben, und das Publikum die intime Bekanntschaft mit den Preußen und Franzosen zu danken.

Sie zertrümmerten die Lira und ließen den Dudelsack pfeifen — gaben dem Kladderadatsch das Bürgerrecht und warfen den Humor zum Tempel hinaus.

Aber Cato war doch ein ganzer Mann, wenn er auch Fliegen fraß.

Vierzehntes Capitel.

Ein welkes Kleeblatt.

Unser Scholz fing sich in den letzten Jahren seines Lebens ein wenig behaglich zu fühlen an.

Das kleine, frierende Mädchen, das er einst auf dem Grabe Kanne's unter seinen Mantel gesteckt, war sein liebes Weibchen geworden.

Alte Herren schießen gewöhnlich gewaltige Böcke, wenn sie junge Mädchen heiraten — nicht so Scholz, er hatte beim zweiten Griff in die Urne der Ehe glücklich einen Haupttreffer erwischt.

Wie der Mann einst das Kind, nahm das Weib jetzt den Greis unter den schützenden Mantel, und der alte Schneemann wurde warm unter diesem Schirm.

Was Marie Weiler dem Einen unserer Helden war, wurde Therese Müller dem Andern, eine treue, ehrliche Freundin, die das Seine sorgsam zu Rathe hielt

und den alten, leichtsinnigen Burschen mit der liebevollsten Zärtlichkeit überwachte.

Bald war Scholz, was er in seinem ganzen Leben nicht war — schuldenfrei nämlich.

Wie Director Carl Marie Weiler fürchtete, so fürchtete er Therese Müller, die ihm das Gängelband entrissen, an welchem er den armen Scholz so lange herumgezerrt hatte.

Der Contract desselben war dem Ablauf nahe — ein neuer Contract sollte unter neuen Bedingungen geschlossen werden, die Scholz auf Veranlassung seines Weibchens dem Herrn Direktor unterbreitet hatte, und dieser sah sich gezwungen mit zuckersüßem Gesicht in den saueren Apfel zu beißen, um den unverwüstlichen Komiker nicht endlich dennoch zu verlieren.

Als Antwort auf das Schreiben in dieser Angelegenheit richtete Director Carl folgende, dem Originale treu entlehnte, Zeilen an den Komiker.

„Mein lieber Scholz!

„Ich glaube Ihnen durch die vollständige Erfüllung Ihres an mich gerichteten Antrages, hinsichtlich einer Zulage von eintausendachthundertundfünfzig Gulden C. M. jährlich, den unzweifelhaften Beweis meiner ungeheuchelten Freundschaft und Anerkennung Ihrer Verdienste an den Tag zu legen. Die kleine Modalität, welche von Ihrem Antrage abweicht, schmälert keineswegs die oben ausgesprochene Er-

höhung Ihrer Bezüge, doch kann ich von derselben nicht abweichen, da sie auf dem Grundprincip meiner Geschäftsführung beruht, welches mich bestimmt: das gegenseitige Interesse der Direction und der Mitglieder, welche mit ausnahmsweisen Bedingungen angestellt sind, Hand in Hand gehen zu lassen. — Eine Verlängerung Ihres alljährigen Reiseurlaubes bin ich daher ganz außer Stande gesetzt, einzugehen, da, wie Sie selbst wissen, während der Zeit, in welcher die Posse durch Abgang der ersten Komiker brach liegt, die Einbuße so überaus bedeutend ist, daß sie nur durch die höchste Anstrengung wieder ausgeglichen werden kann.

„Nun, mein lieber Scholz, ist mein Geschäfts-Officium beendet, und es ist bereit, Sie täglich zu sprechen.

„Ihr unveränderlicher Freund

Carl."

Carl hatte also, wie die Regierung in den Märztagen, Alles bewilligt — aber abzwicken mußte er doch ein wenig, wenn auch nur vom Reiseurlaub ein Zipfelchen.

Den Dichtern gegenüber blieb Director Carl bis zu seinem Tode — der alte Barbar — darum blieben auch nur Nestroy, Kaiser, Carl Juin und Hopp seiner Fahne getreu.

Anton Langer, Elmar, Berla und meine Wenigkeit hatten sich dem Theater an der Wien und O. F. Berg und Frau Therese Megerle dem Theater in der Josefstadt zugewendet.

Alle Theater-Directoren zahlten den Bühnendichtern bereits Tantième — nur Carl nicht — die Tantième hätte ja den armen Mann mit seinen drei Millionen zu Grunde richten können!

Nur ein einziges Mal sprach er einem Schriftsteller nicht Tantième, nein nur ganz klein winziges Tantièmchen zu — und dieser Leichtsinn war ein Nagel zu seinem Sarge.

Dieser glückliche Dichter war nämlich Carl Juin, dem ich, mit gütiger Erlaubniß meiner geneigten Leser, das nächste Capitel dediciren werde.

Eine Uebersetzung des französischen Stückchens „Bon soir Monsieur Pantalon!“ war auf der Bühne an der Wien schauerlich durchgefallen — ungeachtet dessen ersuchte Carl den genannten Schriftsteller, das Stückchen für seine Bühne zu bearbeiten, und zwar in vier und zwanzig Stunden, um dem Director Laube zuvor zu kommen, der ebenfalls die Bagatelle für das Burgtheater bearbeiten ließ.

Nun, für dergleichen Postarbeiten war und ist Carl Juin noch immer der rechte Mann.

Schon am nächsten Morgen war das Stückchen unter dem Titel „Servus Herr Stutzerl!“ fix und fertig — und Carl war in seiner Freude so voreilig großmüthig,

daß er unaufgefordert dem Dichter ein Tantième von fünf Gulden für jede Aufführung des Stückchens bewilligte.

Nun wollte es aber das Unglück, daß das Stückchen außerordentlich gefiel und zwanzig Mal nach einander bei überfülltem Hause gegeben wurde.

Carl war in Verzweiflung, denn er mußte dem Dichter hundert Gulden zahlen.

„Wohin soll das noch kommen mit unseren Theatern?“ sagte er zum Schauspieler Pohl.

„Hundert Gulden für ein Stück! Wenn ich den Dichtern solche Honorare fortzahlen müßte, würde ich bald ein ruinirter Mann sein!“

Der Unglückliche hatte zwanzigtausend Gulden eingenommen, und mußte davon ein halbes Percent dem Dichter überlassen!!!

Doch das gehört in die Naturgeschichte der Thiere.

Die Enten und Rüsselthiere holen auch aus dem Schmutz ihr Futter, und werden dick und fett dabei.

Soviel Geld aber Carl auch aus dem Schlamm zu Tage förderte — alt werden mußte er doch, — denn die Zeit ist das Mobile perpetuum — der ewige Jude — sie muß vorwärts, wenn man ihr auch einen goldenen Prügel vor die Füße wirft.

Der alte Jüngling versuchte zwar, der Zeit zu trotzen, aber das hohe Alter hatte aus dem „Rapperl“ ein „Schimmerl“ gemacht, das nicht mehr springen

konnte, wenn ihm der Stallmeister Lebenslust den Sporn auch noch so tief in die Weichen drückte.

Das „Schimmerl" fing an possirlich zu werden, wenn es, von Sinnlichkeit gekitzelt, noch seine Capriolen machen wollte — das heißt, der alte Klingsberg war, seinen Maitressen gegenüber, zum komischen Alten geworden.

Eines Morgens durchlief das Gerücht die Stadt: Den Director Carl habe ein Nervenschlag getroffen.

So war es in der That.

Der schwarze Herold hatte seinen Herrn angemeldet, und ließ als Zeichen seiner Sendung einen gelähmten Geist in einem siechen Körper zurück.

Die Kunst der Aerzte half dem Patienten zwar wieder auf die Beine, aber das, was den Menschen über das Thier erhebt, hatte der Todesengel bereits in das Reich der Schatten getragen.

Die Verwandten und Freunde des Patienten verschwiegen seinen Zustand geheimnißvoll. Man sagte, er habe seine Villa in Hitzing bezogen, um in Gottes freier Luft seine Genesung zu beschleunigen.

Auch ich war Einer der Getäuschten.

Ich hatte an Director Carl noch ein Pönale zu zahlen, und machte mich an einem schönen Frühlingsmorgen nach Hitzing hinaus, um an die geheime Kammer seines Herzens zu appelliren.

Man hielt alle Fremden sorgfältig fern von dem Patienten.

Aber der Zufall wollte es, daß ich ihn damals ohne Aufsicht in seinem Garten promenirend traf.

In seinem seidenen Schlafrock, die Arme über die Brust gekreuzt, trat er mir entgegen.

„Sie suchen, mein Herr?“ frug er mit der geschmeidigen Artigkeit, die ihm sein Lebelang eigenthümlich war und oft selbst seine Feinde entwaffnete.

„Sie, Herr Director, wenn Sie mir gefälligst ein kurzes Gehör schenken wollen.“

„Mit wem habe ich die Ehre — ?“

Das war eine sonderbare Frage.

Ich stand neun Jahre als Dichter in seinem Engagement, blieb auch nach Ablauf meines Contractes fast im ununterbrochenen Verkehr mit ihm — hatte ihm über hundert Bühnenwerke geliefert — und jetzt richtete er eine Frage an mich, als ob wir uns hier im Garten zum ersten Male im Leben begegneten.

Ich wußte freilich nicht, daß er ganz und gar sein Gedächtniß verloren, selbst die Namen seiner Anverwandten vergessen hatte.

„Sollte ich mich in ein paar Wochen so verändert haben, daß Sie mich nicht mehr erkennen, Herr Director?“ erwiederte ich befremdet.

„Ach, mein Gott, ja — wo habe ich denn meine Gedanken — bitte tausendmal um Entschuldigung — aber wie hätte ich mir auch mit der Ehre schmeicheln

können, einen so gewaltigen Mann, wie den Herrn Baron von Sina, hier in meinem bescheidenen Landhäuschen zu empfangen?"

Das war zu toll!

Man hat mich oft im Leben verkannt, aber für einen Millionär hat mich noch kein Mensch in der Welt gehalten.

„Es freut mich, Herr Director, wenn Sie wieder zu scherzen disponirt sind," antwortete ich gereizt — „aber lieb wäre es mir, wenn Ihr Scherz weniger verletzend wäre."

„Mein Scherz? darf ich fragen, wie —"

„Mein Name ist Carl Haffner, Herr Director, und wenn —"

„Haffner! A — der vortreffliche Taddädel aus Magdeburg!"

„Ihr Taddädel bin ich lange genug gewesen, und habe keine Lust, es noch länger zu sein. Wenn Sie den Schriftsteller Carl Haffner vergessen wollen, habe ich nichts dagegen — aber in diesem Falle werden Sie auch das Pönale vergessen, das er Ihnen schuldig ist, und das Sie auf dem Executionswege einzutreiben drohen."

Director Carl rieb seine Stirne mit der flachen Hand, als ob er einen Gedanken herausreiben wollte, dann sagte er im besänftigenden Tone:

„Ich werde meinem Sekretär Nestroy den Auftrag geben, den Vorfall zu untersuchen, und wenn sich die

Sache verhält, wie Sie sagen, soll der Mensch auf der Stelle entlassen werden."

„Wer?"

„Man hält mich für glücklich," fuhr er im Tone eines tragischen Schauspielers fort, indem er seine Hand auf meine Schulter legte — „feindet mich an, beneidet mich und doch bin ich der unglückseligste Mensch auf Gottes großer, weiter Erde. — Ich bewege mich in einem großen Kreise von Verräthern — lachenden Erben, die meine Athemzüge zählen und vor Begierde brennen, meine Schätze zu vergeuden, die ich mir aus dem Schweiße meiner Tagelöhner zusammengetragen habe. — Könnte ich mir mit meinen Schätzen einen diamantenen Sarg kaufen, ich würde mich in ihm tausend Klafter tief unter die Erde versenken lassen."

Ich blickte in das stiere, verglaste Auge dieses Mannes und jetzt erst wußte ich, daß ich mit einem Blödsinnigen spreche.

Mir wurde unheimlich zu Muthe. Zum Glück eilte Carl's Kammerdiener herbei, um mich aus meiner peinlichen Situation zu befreien.

Der treue Diener seines Herrn warf einen vorwurfsvollen Blick auf mich — Carl reichte ihm den Arm, und ließ sich wie ein Kind von ihm in die Villa führen.

Auch ich entfernte mich und dachte an jenen Weisen, der keinen Menschen vor dem Tode glücklich preisen wollte.

Auf Anrathen der Aerzte wurde Director Carl einen Monat später in's Bad Ischl geführt.

Am 15. August 1854 traf folgende Depesche an den Secretär des Carl-Theaters ein:

„Director Carl ist heute Abends halb zehn Uhr an der Gehirnlähmung verschieden."

Das Trifolium aus dem Garten der Volksmuse: Carl, Scholz und Nestroy hatte Eines seiner Blätter verloren.

Carl hinterließ seinen Erben über zwei Millionen!

Nach seinem Hinscheiden übernahm Johann Nestroy die Leitung seiner Bühne.

Dem Nero mit dem versteinerten Herzen folgte Titus der Gütige in der Regierung.

Fünfzehntes Capitel

Carl Juin.

Jetzt befand sich unser Scholz wie die Fliege in der Zuckerdose. Director Nestroy, der seinen alten Spezi auf den Händen trug, bewilligte ihm unter Anderen auch eine Benefiz-Vorstellung zu seinem siebenzigsten Geburts-

tage, und stellte es ihm frei, unter den eingereichten Novitäten sich sein Benefiz-Stück zu wählen.

Aber dem siebenzigjährigen Spaßmacher war keine derselben recht — kein Titel anlockend und pikant genug!

Als er ein paar Stunden die Manuskripte durchwühlt hatte, verließ er ganz desperat die Theaterkanzlei und stolperte auf der finstern Treppe einem braungelockten Männchen mit frischem lebensfrohem Antlitz in die Arme.

Es war der dramatische Schriftsteller Carl Juin.

„Ha, ich hab' ihn — ich hab' ihn! Das ist der Mann, den ich brauche!" schrie Scholz triumfirend, indem er den Dichter fest am Kragen hielt, „der kommt mir nicht mehr aus!"

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ich bin von Räubern überfallen!" rief Juin.

„Nützt kein Zappeln — ohne Lösegeld kommt mir der Herr nicht aus!"

„Welch' ein Lösegeld, Herr Abällino?"

„Ein Stück! Ein Stück! Ich massakrire Sie, wenn Sie mir nicht zu meiner Benefiz-Vorstellung ein Stück mit einem so blitzdummen Titel schreiben, daß ganz Wien mit Schaudern in's Theater läuft."

„Und mit Entsetzen wieder hinaus?"

„Das ist Nebensache, wenn sie nur erst d'rinn sind. Also schnell an's dumme Werk, Chineser!"

„Chineser? Ha, ich hab's! Mit diesem Chineser

haben Sie meiner Phantasie eine ganze Schatzkammer von Dummheiten geöffnet!"

„Ist's wahr?"

„Was sagen Sie zu dem Titel „Wenzel Scholz und die chinesische Prinzessin."

„Hehehehe — der Titel klingt dumm genug. Was soll ich darin spielen?"

„Na, Wenzel Scholz spielt Wenzel Scholz — Director Nestroy den Director Nestroy — Carl Treumann den Carl Treumann — Lang den Lang u. s. w. Sie spielen sich Alle selbst in China, wo Sie von einer chinesischen Prinzessin mit heißer Sehnsucht erwartet werden."

„Erwartet?"

„Ja wohl! Die chinesische Prinzessin kennt Sie aus Ihrem Wirken, denn die Chineser sind die Gegenfüßler der Wiener. — Wie in Wien ein Stück durchfällt, fällt es nach China hinunter, — und darum haben auch die armen Chineser Ihren „schwarzen Mann" verdauen müssen, wie wir arme Wiener, lieber Scholz."

„Dumm genug kann das Ding werden, obgleich Sie mein Dichterhaupt nicht mit Lorbeer zu bekränzen beabsichtigen: Na geschwind — beuteln's die Dummheit aus dem Aermel heraus — Sie sind der rechte Mann dazu!"

Die Posse „Wenzel Scholz und die chinesische Prinzessin" war in ein paar Tagen fix und

fertig, und wurde, ihrer Originalität wegen, vom Publicum mit ungeheurem Jubel aufgenommen.

Scholz hatte Recht. Wenn es galt, im Nu einen Gelegenheitsschwank zu schaffen, war Carl Juin immer der rechte Mann.

So schrieb er im Auftrage Nestroy's zum Gastspiel der Kunstreiterin Miß Ella in zwei Tagen den „Zauberteppich," der bekanntlich zum Cassastück ersten Ranges wurde.

Der Mann hat so viel Verdienste und so wenig verdient — so viel Anerkennenswerthes geschaffen und so wenig Anerkennung gefunden — so unendlich viel geschrieben und in seiner Bescheidenheit so wenig über sich schreiben gemacht — daß ich nur eine Pflicht der Gerechtigkeit übe, wenn ich seines Wirkens freundlich gedenke in diesen Skizzen.

Carl Juin, richtig Giugno, ist, was sein Vater war, Meister und Bürger der Stadt Wien — hat in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung genossen — ist ein fertiger Musiker und tüchtiger Componist — spricht Französisch, Englisch, Italienisch, und hat ein so rühriges feuriges Blut in seiner poetischen Ader, daß die jungfräuliche Mama Volksmuse an diesem wohlgerathenen Kinde der Liebe eine wahre Herzensfreude hat.

Carl Juin ist Einer der gewandtesten Bearbeiter französischer und englischer Bühnenwerke — aber er hat auch Originale geschaffen, wie z. B. „Ein Fuchs", „Gut bürgerlich," „Der alte Corporal," „Das Gebet der

Mutter," „Satan," „Wien," „Ein Florentiner-Strohhut," „Faschingsstückl," viele artige Operntexte u. s. w. u. s. w., die, meistens Cassa- und Repertoir-Stücke, in fremde Sprache übertragen wurden und sich einen Weg durch ganz Deutschland, ja Mehrere derselben bis nach Amerika bahnten.

Er ist eine wunderbar fleißige Biene, aber eine Biene, die nur den Honig, nicht das Gift aus exotischen Gewächsen saugt, ich will auch nicht leugnen, daß er etwas von der Natur der diebischen Elster hat, denn wo er einen guten Witz findet, schnappt er ihn auf, aber für ihn ist jeder alte Witz ein Ei, aus welchem er zwanzig junge Witze brütet.

Die Begabung, Thätigkeit und seltene Liebe zur Kunst dieses Schriftstellers, würden von der Kritik weit mehr gewürdigt werden, wenn er nicht das Unglück hätte — ein reicher Mann zu sein.

Aber das Glück war wahrlich nicht blind, als es sein Füllhorn über dem Hause dieses Mannes leerte — denn so warm sein Herz für die leidende Volksmuse schlägt, eben so warm schlägt es für die leidende Menschheit, besonders wenn diese leidende Menschheit dem Künstlervölkchen angehört.

Wenn ein armer Schauspieler ein neues billiges Stück zu seiner Benefice braucht, wendet er sich an Carl Juin — denn er weiß, daß er aus dieser Fabrik die gesuchte Waare umsonst bezieht.

Wenn ein von Manichäern bedrängter Coulissenheld

sich nicht mehr zu retten weiß, setzt er geschwind ein Kind in die Welt und bittet Carl Juin zu Gevatter.

Wenn eine dreißigjährige Gurli ein neues Kleid braucht, läßt sie sich von Carl Juin zur Firmung führen.

Wie manchem armen Teufel, der nichts als den alten Meidinger kannte, hat Carl Juin für ein paar schülerhafte Uebersetzungen eine ganze Existenz gegründet!

Hier ein Beispiel seiner Herzensgüte.

Ein nicht unbekannter Schriftsteller, der zwar nicht das Hemd des Glücklichen trägt, dem es aber dennoch nicht am Segen Gottes fehlt, denn er hat ihm ein halbes Dutzend Kinderchen mit dem vortrefflichsten Appetit bescheert, hatte in den Jahren der Bewegung seine Anstellung verloren, weil er nicht mit dem Strome schwimmen und von der Bühne herab Barrikaden bauen helfen wollte.

Er fristete sein Leben ein Jährchen kümmerlich fort — da hing ihm plötzlich der ganze Himmel voll Geigen, denn ein Verleger in Leipzig hatte ihm einige seiner Werke um ein ziemlich bedeutendes Honorar abgekauft. Das Geld wurde pünktlich nach Wien gesendet — der Schriftsteller erhob es und der Zufall wollte, daß er in der Leopoldstadt in eine Gesellschaft lustiger Collegen gerieth und erst gegen Mitternacht mit vollen Taschen und glückich wie ein König nach Hause trabte. — Aber wer Unglück soll haben, der stolpert im Grase, er fällt

auf den Rücken und bricht sich die Nase — so ging es auch dem Schriftsteller.

Er wurde mitten auf dem Josefstädter Glacis von ein paar Strolchen überfallen, fast erschlagen und völlig ausgeplündert.

Besinnungslos, in seinem Blute schwimmend, wurde er gegen Morgen aufgefunden, auf die Stadthauptmannschaft getragen und von dort nach seiner Wohnung expedirt.

Einige Wochen später bat sich Dame Cholera bei ihm zu Gaste, coquettirte sehr begehrend mit ihm und seiner Frau, war aber endlich doch so bescheiden, statt der Eltern nur ein paar Kinderchen hinaus auf den Gottesacker zu tragen.

Nach seiner Genesung nahmen ihm menschenfreundliche Wucherer seine Effecten, und entblößt von Allem und arm wie Hiob, sah er sich bemüssigt den Wanderstab zu ergreifen und einige Stunden entfernt von Wien in einem Bauernhause Obdach zu suchen.

Meine geneigten Leser können überzeugt sein, daß dem armen Schrifsteller hier auch kein Manna vom Himmel fiel — aber es fiel ihm ein Freund vom Himmel, ohne den er längst verschollen und verkümmert wäre.

Eines schönen, niederträchtig kalten Wintermorgens, erschien ein junger Mann unter dem Strohdach dieses halb erfrorenen Schriftstellers und begrüßte ihn auf's Freundlichste mit folgenden Worten:

„Ich bin auch ein Stück Schriftsteller, Herr Collega — obwohl ich noch mehr frieren würde als Sie und Ihre kleinen lebendigen Werke da, wenn ich mir das Holz mit der Feder verdienen müßte. — Nun lassen Sie uns frisch von der Leber weg sprechen, denn wir haben uns vor einander nicht zu geniren. — Ihnen fehlt es an Geld, um sich von Ihrem Misere zu emancipiren, und mir fehlt es an einer Feile, meine Arbeiten ein wenig zu glätten. Wir können uns also einander aushelfen, wenn Sie wollen. Ich gebe Ihnen Stücke fix und fertig, die ich aber nicht für ganz bühnengerecht halte. Streichen Sie, was Sie nicht wirksam finden, und wo was fehlt, helfen Sie ein wenig nach. Dagegen werde ich auch nachhelfen, wo's fehlt, und dafür sorgen, daß Ihr Talent nicht länger brach liegt und sobald als möglich in Wien wieder zur Geltung gebracht wird."

Der junge Mann drückte mir ein Päckchen Banknoten in die Hand und verschwand.

Er hat mir ehrlich Wort gehalten.

Nun, meine freundlichen Leser — dieser warme Freund in der Noth war — Carl Juin.

Und der damals so schwer bedrängte Schriftsteller war der Verfasser dieses Werkes.

Die Bosheit, welche Gold und Talent nicht Hand in Hand gehen lassen will, hatte einst das Gerücht verbreitet, ich hätte den Löwenantheil an Carl Juin's Bühnenwerken — in Wahrheit aber habe ich nichts gethan, als an einem oder dem andern die Pflicht des

Censors geübt, also ihnen vielleicht mehr Gutes genommen, als gegeben.

Inwiefern die Herren Flerx und Reinhardt an den Uebersetzungen einiger kleinen Stücke Juin's betheiligt sind, weiß ich nicht — wenn man mich aber seinen Mitarbeiter nennt — dann hat er mir für jeden Buchstaben hundert Gulden gezahlt.

Ich will mich lieber als seinen Schuldner bekennen, als mich mit fremden Federn schmücken.

Sechszehntes Capitel.

Die Regierung Nestroy's.

Nestroy war nicht Director seiner Mitglieder — er war der Vater dieser großen Familie, und wurde von ihr ebenso geliebt, als sein Vorgänger Carl gefürchtet wurde.

Er war ein Mann, der fünf gerade sein ließ und zu Allem Ja sagte, wenn auch die Vernunft ihm tausendmal ein Nein in die Ohren brüllte.

Die Schauspieler sagten: Weil der Director nur

Ja sagen könne, habe er den Regisseur und Theater-Secretär blos zum Neinsagen engagirt.

Es kostete nur ein bittendes Wort, eine Thräne, und wenn sie auch ein Krokodil weinte, um die Herzen Nestroy's und Marie Weiler's so weich wie Butter zu machen.

Eines Tages besprach Nestroy mit seiner Marie und Wenzel Scholz die Besetzung eines neuen Stückes — als ein Chorist, der gegenwärtig Komiker einer Volkssänger-Gesellschaft ist, laut schluchzend und zerknirscht in's Zimmer trat.

„Mein Gott, was ist Ihnen denn begegnet?" rief Marie Weiler erschrocken.

„Ach — gnädige Frau — gnädige Frau — meine Peppi — meine Peppi — die Mutter meines Kindes ist gestorben."

„Die Mutter ihres Kindes? Sind Sie denn verheiratet?"

„Das nicht — aber Vater und Mutter waren wir doch — ich und meine Peppi. Ach! Peppi — Peppi — solch eine Peppi wird nicht wieder geboren!"

„Wann ist sie denn gestorben?"

„Heute Früh — ach, sie segnete unser Kind und schlummerte sanft und selig hinüber in's bessere Jenseits. — Ach, meine Peppi — das Herz bricht's mir ab, wenn ich an meine Peppi denke."

„Na, na — Gott hat sie zu sich genommen. Sterben müssen wir ja Alle."

„Ach, meine Peppi — so ein gutes Wesen — blutige Thränen könnt' ich weinen — und ich bin so arm, daß ich ihr nicht einmal einen Sarg bestellen kann!"

„Da haben's zwanzig Gulden derweil — wir werden schon mehr thun — aber sein's nur ein Mann und fassen Sie sich!"

„Gott vergelt's — ich geh', um den Sarg zu bestellen — morgen komme ich wieder — ach, meine Peppi — meine unvergeßliche Peppi!"

Der Chorist stürzte laut heulend hinaus und die gute Marie Weiler wischte sich selbst eine Thräne aus den Augen.

„Der arme Mensch muß seine Peppi sehr gern gehabt haben," sagte sie.

„Ja, 's war ein gutes Madl," bemerkte Scholz. „'s ist mir selber leid um sie."

„Wissen's, wo sie wohnt?"

„Da gleich am Eck der Fuhrmannsgasse."

„Sei'n Sie so gut, lieber Scholz, und schau'n Sie sich um das arme Kind um, damit dem kleinen Hascherl nichts abgeht. — Die Begräbnißkosten zahl' ich."

Als Scholz in die Wohnung des unglücklichen Choristen kam, fand er ihn und seine Peppi lustig und kreuzfidel, und statt eines Kindes hatte er eine große Salamiwurst in den Armen.

„O Du Hauptschnipfer!" schrie Scholz — aber Nestroy und seine Marie lachten, und der Chorist blieb nach wie vor im Engagement.

So ein guter Mensch aber auch Nestroy war, so ein trauriger Theater-Director war er, denn er baute den Canal, der mit seinem Unflat alle Bühnen überschwemmt.

Er verschrieb sich Levassor zu diesem Bau.

Mit dem Volksstück hatte Nestroy abgeschlossen — er war zu alt und zu träge geworden, um zu schaffen, und die andern begabten Volksdichter trugen Scheu, ihre Werke von den Pfoten blödsinniger Dramaturgen verstümmeln zu lassen.

Man schob die alte Garde der Volksmuse hinter die Fronte und schickte die leichten Truppen der Pariser Wurstel-Kaserne in's Treffen.

Levassor, der Feldherr dieser leichten Truppen, schlug wacker darauf mit der Peitsche des Unsinns und der Frivolität, und was bis jetzt Stand gehalten hatte von Verstand und gutem Geschmack, wurde aus dem Felde geschlagen.

So wurde die Peitsche des Unsinns und der Frivolität nach und nach das Scepter der regierenden Gewalt.

Levassor schied und ließ uns als begabtesten seiner Affen — Carl Treumann zurück.

Nun war das Volksstück zum Paria geworden, der in den geräumigen Hallen seines Vaterhauses kein Plätzchen mehr fand.

Wo einst ein Tempel stand, hatte sich eine Gauklerbude erhoben.

Der talentvolle und beliebte Künstler Carl Treumann würdigte sich zum wiederkäuenden Thiere seines Götzen Levassor herab. — Und als das übersättigte Publikum endlich mit Eckel diesen Pariser Schnepfenkoth zurückwies, wurde ihm statt des Pariser der Berliner Schnepfenkoth aufgetischt.

Treumann, Knaak und Ascher waren die Köche, die diesen Koth servirten, und um auch dem Patriotismus Concessionen zu machen, wurden zu diesem Koth-Soupér auch hin und wieder einige „Schnadahüpfeln" gegrunzt.

Aber Nestroy befand sich wohl dabei.

Die Gunst der Volksmuse hat ihn berühmt, und der Verrath an ihr hatte ihn reich gemacht.

Arme Volksbühne!

„Meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer und nimmermehr!"

Die Volksdichter haben gelebt, und die Volksbühne ist gewesen!

So mancher Mann des Tages wird sich in die Brust werfen und fragen:

„Wer bin denn ich, wenn es keine Volksdichter mehr gibt?"

Du bist ein Mann des Tages, aber nicht ein Mann der Zeit, mein lieber Spaßvogel!

Wer den Leierkasten dreht, singt noch nicht zur Lyra — wer das Maulthier lenkt, tummelt noch

nicht das Flügelpferd! Nicht Jeder ist ein Cäsar, der Julius heißt — und man macht noch nicht Geschichte, wenn man seine Geschichte auf die dicke Haut eines Esels schreibt. Dein Galiziberg ist noch kein Helikon, und Dein Volk ist noch nicht das Volk, guter Freund!

Raimund, der Profet, ist todt — und seine Jünger schlafen!

Die kleinen Kinder sind zu groß und die großen Kinder zu klein geworden für die Welt der Mährchen — und die Alpenkönige wandeln nur noch in der Zeit der Noth, wie finstere Geister, durch die menschenleeren Hallen.

Wer aber hat den heitern Musengarten so verwahrlosen lassen und seinen fröhlichen Sängern die Flügel gelähmt?

Vor Allen die Behörde, die den Garten nicht überwacht und das fremde Unkraut bis zum Eckel emporwuchern läßt.

Bei dieser anerkannt geistigen Impotenz der sogenannten Dramaturgen, sollte das Volkstheater unter dem Schutze und der Obhut intelligenter Männer stehen, die zur kritischen Censur berufen, unbeschränkt über das Aufführungsrecht aller eingereichten Stücke zu entscheiden hätten.

Nur das geistige Jus gladii in der Hand der Intelligenz kann es verhindern, daß die Volksbühne nicht ganz zur Pfütze herabsinkt, in der sich ein demoralisirtes

und verdummtes Volk bald so grunzend wie das Rüsselthier herumwälzen wird.

Ferner sind es viele der Herren Journalisten, die an den letzten Trümmern der Volksbühne rütteln.

Statt von der kritischen Tribune, rufen sie von der kritischen Biertonne den Bühnenwerken ein kurzes Transeat oder Condemnatur zu, je nachdem der Verfasser ihrer Clique oder Zechbruderschaft nahe oder ferne steht.

Durch den Richterspruch beim vollen Glase wurde der Verstand in den Prater verbannt und dem unverschämtesten Blödsinn nun das volle Bürgerrecht zugesprochen.

Endlich sind es die berufenen Volksdichter selbst, die an dem Grabe ihrer Muse bauen.

Sie haben nicht den Muth den Dramaturgen, die kaum durch eine Normalschule gelaufen sind, auf die Finger zu klopfen, wenn sie zerstörend in das geistige Eigenthum greifen — und sind schwach genug, eines Stückchen Brotes wegen Concessionen zu machen, die der Dummheit eines ganzen Kanzleipersonales eine breite Gasse bahnen.

Solch ein ABC-Schütz, der an dem Werke eines berufenen Schriftstellers zerrt — ist nicht viel klüger als ein Hammel, der den Schöpfer anblöckt, weil er die Welt nicht nach seinem Sinne geschaffen hat.

Ein ganzer Rock, ein großes Maul, eine geniale

Frisur, eine kecke, impertinente Arroganz und gewichste Stiefel genügen unsern Herren Theater-Directoren, um solch einen Hammel als Dramaturgen zu installiren.

Aber es ist noch immer leichter mit einem einzigen Hammel fertig zu werden, als sich durch eine ganze Heerde Schafe durcharbeiten zu müssen.

Wie oft muß ein Bühnenwerk aus der Klaue des Hammels in die Klauen seiner Schafe wandern, und von Klaue zu Klaue verliert es einen seiner bessern Gedanken nach dem andern, bis es zerfetzt, beschmutzt und verstümmelt, als krüppelhaftes Nonsens vor das Forum des Publikums geschoben wird.

Und das Publikum weist das leere Stroh entrüstet zurück, denn es weiß ja nicht, daß die Schafe die vollen Aehren gefressen haben.

Das Volksstück ist die Säule der Volksbühne, die zusammenstürzen muß, wenn Hammel und Schafe noch länger die Säule benagen, die sie trägt.

Siebenzehntes Capitel.

Das zweite welke Kleeblatt.

Verzeihung, meine freundlichen Leser, wenn nicht immer der Humor, sondern auch zuweilen der Unmuth auf seiner Wanderung durch die Theaterkanzleien sich ein wenig breit macht in diesem Werkchen.

Wer kein Interesse daran findet, hüpfe darüber weg, sage ich wie jener Bürgermeister, der alle lateinischen Flosceln in den Acten übersprang.

„Wir haben gegen Cabale zu kämpfen — das ist Pech, lieber Freund!“ schrieb mir damals ein Volksdichter.

Gegen Dummheit werde ich zu einer jeden Stunde meine Feder spitzen — aber der Cabale gegenüber stecke ich sie hinter's Ohr.

Und Pech?

Ihr kennt das eigentliche Dichterpech auf der Bühne

nicht, meine Herren Collegen! Glitscht Ihr auch zuweilen ein wenig aus, so verstaucht Ihr Euch höchstens den Fuß, und man hilft Euch wieder auf die Beine, wenn Ihr schön gefügig und geschmeidig seid.

Morgen springt Ihr wieder mit Elle und Scheere zu diesem oder jenem Komiker, paßt ihm geschäftig nach dem Maß der Individualität eine neue Rolle auf den Leib, steckt ihm ein paar Dutzend politische Späße in die Tasche, küßt ihm den Rockzipfel in schuldigster Ehrfurcht und bittet ihn demüthigst, Euer jüngstes Kindlein in Gnaden aus der Taufe heben zu wollen.

Natürlich theilt Ihr nebenbei auch ein paar hundert Gevatterbriefe aus, und das liebe Kindlein wird sanft in der Bretterwelt geschaukelt, wenn es auch ein Pagodel oder Popanz wäre.

Ihr seid also klug und weise, die Gnade gegen die Gerechtigkeit, und die Liebe gegen die Cabale zu assecuriren.

Solch' ein zärtlicher und besorgter Vater war ich leider nie für die Kinder meines Geistes, und wenn dennoch Eines hin und wieder lustig in's Dasein sprang, so sprang es wahrlich nicht auf siechen Beinen, sondern mit gesunder, warmer Lebenskraft hinein.

Keine Gevatterschaften zitterten, keine Pappenheimer kämpften für mich — darum bin ich unter allen meinen Collegen vielleicht der Einzige, der mit seinen Bühnenwerken stets vor das strengste Publikum tritt.

Ich könnte stolz darauf sein, wenn ich nach Göthe nicht ein Lump, das heißt bescheiden wäre.

Wenzel Scholz schrieb mir einmal auf das Titelblatt eines neuen Manuskriptes: „Wenn die Comödie dem Publicum nur halb so gefällt, wie mir, dann können Sie von allen Seiten Gratulationen annehmen."

Und diese Comödie, der der ehrliche Scholz ein so freundliches Prognostikon stellte — zischte das Publicum ohne Animosität, sondern nur, um sich mit Director Carl einen kleinen Jux zu machen — noch vor Aufrollen des Vorhanges während der Ouverture aus.

Man wird mir also auf's Wort glauben, daß ich nie einen Lorbeerkranz, sondern immer eine Dornenkrone und eine Brennesselruthe erwartet habe, wenn ich mich mit einem neuen Stück vor das Forum der Gestrengen wagte.

Nur ein einziges Mal in meinem ganzen Leben hatte ich die Verwegenheit, zu hoffen — und nie in meinem ganzen Leben hat mich die Hoffnung grausamer getäuscht.

Nicht Vertrauen auf mein Talent, noch viel weniger auf mein Glück, sondern der Ausspruch Saphir's, der mein Stück noch vor der Aufführung einer Beurtheilung würdigte, und es eine gelungene Dichtung nannte, rechtfertigte jene Hoffnung, die mir einen freundlichen Erfolg versprach.

Aber unter der Pechkappe eines Pechvogels müssen

Eselsohren wachsen, selbst wenn in der Kappe der Kopf eines Socrates steckt — und wenn der Teufel keine Zeit hat, schickt er den Zufall gegen den Pechvogel in's Feld.

Das Stück, dessen trauriges Schicksal hier meine Feder wiederkäut, gehört dem Genre der Märchen an, und bewegt sich auf dem Felde der mythologischen Allegorie.

Das Publicum folgte mit aller Ruhe und Aufmerksamkeit der poetischen Exposition bis zur vierten Scene.

Venus sitzt, umgaukelt von Nymphen und Grazien, auf ihrem Blumenthron. Da führt Cupido den Helden der Fabel auf die Bühne, und ein homerisches Gelächter erdröhnte und erdonnerte in allen Räumen des Hauses — denn der Komiker trat mit geöffneter Pforte der Unaussprechlichen in den Kreis der Nymphen und Grazien.

Venus biß sich in die Lippen — die Grazien lächelten — die Horen kicherten — die Nymphen schlugen die Augen nieder und blinzelten, und Cupido war so unverschämt naiv, mit eigener göttlicher Hand die Pforte der Unaussprechlichen zu schließen.

Das war wahrhaftig kein Arkanum gegen den Orkan!

Der boshafte schadenfrohe Dämon, den mir der Himmel statt eines Schutzgeistes zum Begleiter gab, mußte dem Komiker das Thor der Unaussprechlichen

öffnen, um mir den ganzen schönen ersten Act zu ruiniren!

Ist das nicht Pech, meine freundlichen Leser? Aber nur Geduld, das Pech kommt noch viel dicker im zweiten und dritten Acte.

Unter dem Podium dieses Theaters hatten in friedlicher Eintracht einige Rattenfamilien eine Colonie angelegt, und um die Population dieser Colonisten ein wenig zu beschränken, hatte die Direction ein halbes Dutzend der tapfersten Katzen engagirt.

Der Soufleur dieser Bühne hatte einen Pudel, der neben seinem Herrn im Kasten saß, und mit dem würdevollen Ernst eines Kritikers die Darstellung überwachte.

Der verdammte heimtückische Zufall führte gerade in der ernstesten Scene des zweiten Actes eine junge fidele Ratte auf die Bühne, und im Nu schoß auch ein beutelüsterner Kater hinterdrein.

Das wollte aber dem Pudel des Souffleurs durchaus nicht gefallen. Bellend sprang er aus dem Loch — Die Katze lief der Ratte, der Pudel lief der Katze nach — und Ratte, Katze und Pudel fraßen auf der großen Hetzjagd das ganze Glück meines zweiten Actes auf.

Der arme Schiffbrüchige greift auch nach einem Strohhalm -- und ein Strohhalm war mein letzter Act, an den ich mich klammerte.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Schicksal schreitet schnell!

Das Publicum schwelgte — nicht im Genusse der

Dichtung — nein, im Genusse der Erinnerung an die Unaussprechlichen und an die Rattenjagd, und meine schönen Verse hatten Hund und Katze gefressen.

Mit männlicher Resignation sah ich dem schönen Schlußtableau entgegen, das wenigstens die Catastrophe retten und mich gegen feindliche Demonstrationen decken sollte.

Die Schlußgruppe bestand aus mehreren Bildern, deren jedes Einzelne ein eigener Vorhang deckte. Der letzte Vorhang schmiegte sich dicht an den Parnaß, auf welchem Phöbus in der Mitte seiner Musen stand.

Nun hatte sich unglücklicher Weise die tragische Muse ein wenig verspätet — da erklang das Zeichen — der Vorhang rollte in die Höhe, und Einer seiner Lattennägel hatte sich im Saume des Unterkleides der tragischen Muse verfangen.

Melpomene hing zappelnd an der Latte, — und präsentirte das schönste Vollmondsgesicht ohne Nase in puris naturalibus in der Luft.

Unter einem Halloh, als ob alle Teufel losgelassen wären, wurde das Stück zu Grabe getragen.

Das ist Dichterpech, meine Herren Collegen!

Aber noch ein viel größeres Pech bedachte alle Volksdichter — denn unser Wenzel Scholz war schwer erkrankt, und die Aerzte schüttelten bedenklich die Köpfe — denn es hatte zwei und siebenzig geschlagen, und die alte Uhr war dem Ablauf nahe.

Da saß er in seinem Lehnstuhl, umgeben von seinen Lieben und Getreuen. Die kurzen dicken Beine wollten ihn nicht mehr tragen, und die Altersschwäche, die faulste Magd des Todes, hatte ihre schwere Hand auf sein Haupt gelegt.

„Gib mir ein Cigarrl, Resi!“ sagte er zu seiner Frau. „Ich hab Gusto, ein Bissel zu rauchen. Vielleicht kann der Tod den Tabaksrauch nicht vertragen und fahrt ab, wenn ich ihm einen blauen Dunst vormach.“

Die weinende junge Frau brachte ihm eine Cigarre — er zog an — aber es ging nicht — er hatte die Kraft nicht mehr, dem Tod einen blauen Dunst vorzumachen.

„Ich weiß nicht, hat die Cigarr' oder hab' ich keine Luft. Mir scheint alleweil, ich habe keinen rechten Zug mehr. No, ich muß halt noch ein Bissel warten. Der Zug wird schon kommen, wenn ich in den letzten Zügen bin.“

„Red' nicht so, Wenzel!“ sagte schluchzend seine Frau.

„Wein' nicht, Resi, wein' nicht, sonst könnten die Leute glauben, daß der Scholz ein trauriger Spaßmacher geworden ist,“ antwortete er, indem er die Cigarre wegwarf und die Hand seiner Frau ergriff. „Sichst es, das hast' davon, weil Du so einen alten Invaliden geheiratet hast. Hast mir's aber nicht merken lassen — hast Deinen krumpen Grauschimmel gern g'habt, als ob's a junges

Rapperl wär — bist mein liebes gutes braves Weiberl g'wesen — gib mir ein Bussi, Resi!"

„Der liebe Gott wird uns noch nicht trennen!" sagte die junge Frau, indem sie den Patienten innig in ihre Arme schloß.

„Und wenn er's thut, müssen wir dem alten Herrn seinen Willen lassen. Er hat mich ja lang genug da unten herumwursteln lassen. Dort oben kommen wir schon wieder z'sammen — brauchst Dich nicht zu fürchten vor meiner ersten Frau — ich bleib schon bei Dir — mir ist die Junge lieber als die Alte."

Indeß war es Abend geworden. Die junge Frau zündete die Nachtlampe an. Kaum brannte die Lampe, öffnete sich leise die Thüre, und drei Personen erschienen in derselben.

Es war ein stattlicher schon ergrauter Herr — eine schlanke schöne Dame, obgleich sie schon einige Vierzig Jahre zählen mochte, und ein steinaltes von einem Jahrhundert gebeugtes Mütterchen, das auf seinem Haupte eine schöne glänzende Goldhaube trug.

„Salem Alekem! Friede sei mit Euch!" grüßte das alte Mütterchen, indem es seine Hände wie zum Segen gegen den Kranken erhob.

„Wie ist mir denn?" sagte Scholz überrascht. „Mir scheint gar, mein altes Mutterl Sara Löbele macht mir eine Abschiedsvisite?"

„Keine Abschiedsvisite!" sagte der Fremde.

„Denn Ihre Freunde hoffen, Sie noch oft und

fröhlich wiederzusehen!" fügte die jüngere Dame hinzu, indem sie zum Komiker trat, und einen recht herzlichen Kuß auf seine mit kaltem Schweiß bedeckte Stirne drückte.

„Den Kuß kenn ich!" rief Scholz gerührt, indem er mit zitternden Händen die Hand der Dame ergriff. „So küssen kann mein liebes Blumenmädel nur!"

In der That, es waren Herr und Frau von Lilienfeld — und die greise Matrone Sara Löbele, die der Tod vergessen zu haben schien.

„Sie erinnern sich also Ihres Blumenmädchens noch?"

„Wie können Sie denn fragen? Es war ja die einzige poetische Erscheinung in meinem prosaischen Schlaraffenleben. Und Sie Mutterl kraxeln a noch fleißig herum?"

„Seit fünf Jahren hab' ich nicht verlassen den Sorgenstuhl im Zimmer," sagte Frau Löbele.

„Aber als ich hab' heut' gehört, mein Scholz ist eppes unpäßlich — hab' ich machen müssen noch einmal einen Ausflug, um zu seh'n —"

„Ob der Scholz wirklich eppes unpäßlich ist? Eppes! Eppes, altes Mutterl! Wir zwei leiden an einer Krankheit. Wir sein blos so marod g'worden, weil wir den Kaiser Joseph gesehen haben. — Du Resi — gib mir einen Schluck Medizin. Meine Zunge ist mir so schwer, als ob ich mir einen Haarbeutel getrunken hätte!"

„Red nicht so viel, Wenzel!“

„Schonen Sie sich, lieber Freund!“ bat Frau von Liliensfeld.

„Schonen? Ist nicht nothwendig. Die Roll', die ich jetzt einstudiere, werde ich doch spielen können — aber nicht zur Zufriedenheit — zur Unzufriedenheit des Publicums hoff' ich. — Noch ein paar Tröpferl Medizin, Resi! — So — jetzt dreh' die Lampe ein Bissel auf — sie brennt nicht gut — 's ist so finster im Zimmer — mehr Licht, mehr Licht, hat der alte Göthe gesagt, er wird nicht bös sein, wenn es ihm der alte Scholz nachplappert.“

Die Frau des Kranken zündete noch ein paar Kerzen an.

„Wo ist denn mein liebes Blumenmädel?“ fuhr er fort, indem er die Augen aufriß.

„Hier, hier, mein Freund.“

„Lassen Sie mir Ihr Handerl — es ist dasselbe kleine Handerl, das mir vor dreißig Jahren den Blumenstrauß bot. — Die Kerzen brennen schlecht — ich seh' nix — mir scheint ich bin schläfrig — aber laßt's mich noch ein Bissel träumen — süß träumen, eh' ich schlaf. Ich träume von Ihnen, mein reizendes Blumenmädel — ich seh' Sie im Geiste vor mir stehen, wie damals, als Sie mir mit Saladins Zauberlampe in der Hand erschienen, sich vor mir, wie vor einem Sultan, niederknieten, mir die Pfeife anzündeten, mich dann mit beiden

Handerln beim Kopf nahmen und mir ein recht herziges g'schmackiges Busserl gaben. Ja — Resi — wo bist denn Weiberl?"

„Hier — hier, lieber Mann!"

„Du darfst nicht eifern — es ist jetzt keine G'fahr mehr — aber ich muß Dir sagen, daß ich ganz närrisch in mein Blumenmädel verliebt war — und Nestroy a, der Schlankel — aber es hat uns nix genutzt — der saubere Krampus da hat sie uns schon weggekapert g'habt."

„Wenn auch kein liebendes Herz — hat doch ein dankbares Herz für Sie geschlagen."

„Zwei dankbare Herzen!" sagte die alte Jüdin.

„Von dem alten Frau Mutterl war mir das dankbare Herzel schon recht — aber von dem bildsaubern Töchterl — doch ich bin ein rechter Hallodri! Ich vergaß ganz, daß ich mein Reisebinkerl geschnürt hab', und daß mir der geistliche Herr gesagt hat, ich soll vorwärts statt rückwärts schauen. Aber ich kann weder vorwärts noch rückwärts schauen — meine Augen haben mir's Engagement aufgekündigt," fuhr Wenzel Scholz mit immer schwächerer endlich lallender Stimme fort, indem er umhertappte — „Reicht mir die Händ' — Alle — Alle — ich seh nix mehr, so schläfrig bin ich — verzeiht's mir, wenn ich ein kleines Schlaferl mach — gute Nacht mein liebes Blumenmädel — gute Nacht mein altes Mutterl — grüßt mir alle meine Freund und

Collegen — und meinen alten Spezi Nestroy — er soll mich bald besuchen — bald — gute — gute — Nacht — auf — Wiedersehen!"

Auf Wiedersehen — dort!

Wenzel Scholz entschlummerte — aber es war der Schlummer, für den es nur einen Tag des Erwachens gibt — der Tag des letzten Osterfestes, an welchem so mancher König als Bettler und so mancher Bettler als König auferstehen wird.

Leise weinend sank die junge Witwe zu den Füßen des theuern Entseelten — die Andern umschlangen seinen Hals — aber kein Kuß der Liebe und der Freundschaft rief ihn wieder in's Leben zurück.

„Salem Alekem! Friede sei mit Euch und Ehre sei Gott in der Höh'!" flüsterte das Judenmütterchen, indem es segnend die zitternde Hand auf das Haupt des Leichnams legte, und die Welle der Zeit trug das zweite welke Kleeblatt in den Ozean der Ewigkeit zurück.

Achtzehntes Capitel.

Das Theater am Franz Josefs-Quai.

Der fleißige Tod hatte den lebenslustigen Nestroy vor ihm zittern gemacht, so daß ihn jede Anspielung auf Krankheit und Sterben außer Fassung brachte, wie nachfolgende Anekdote beweist, die der Schriftsteller Anton Langer erzählt.

Nestroy war mit seiner Schminke unzufrieden, sie war ihm zu feucht, zu frisch, er schickte sie daher durch einen Schneider dem Fabrikanten zurück.

Der Schneider, der das Pulver nicht erfunden hatte, brachte folgende Antwort:

„Der Herr Fabrikant läßt sich schönstens empfehlen und dem Herrn Director sagen, daß die Schmink gehörig austrocknen muß, wenn sie gut sein soll. Der Herr Director Nestroy kann's ja auf's Jahr a noch brauchen, wenn er dann noch lebt und Comödie spielen kann.“

Nestroy starrte den Schneider an, ließ den Spiegel

aus der Hand fallen, und stammelt: „Ruft mir den Ober-Garderobier!"

„Was wünschen der Herr Director?" frug der Gerufene herbeieilend.

„Wie sehe ich denn aus?" sagte Nestroy schwer athmend.

„Gut, sehr gut, wie immer, Herr Director!"

„Also nicht wie ein Mann, der im nächsten Jahr nicht mehr Comödie spielen kann, oder vielleicht gar schon todt sein wird?"

„Der Himmel bewahre! Wer hat denn solche Dummheiten gesprochen?"

„Der dort, der dort!" rief Nestroy zürnend, mit dem Finger auf das unglückliche Schneiderlein deutend, das sich zitternd in eine Ecke drückte.

Der arme Teufel mußte die Garderobe verlassen, und durfte sich lange Zeit nicht sehen lassen vor Nestroy.

„Der Herr Director werden uns Alle überleben," sagte der Obergarderobier, „ein Mann wie Sie, dem alle Freuden des Lebens zu Gebot stehen, sollte sich keine trübe Minute machen lassen."

„Freuden! Was Freuden! Der Schauspieler hat gar keine Freude, seine einzige Freude ist die Schadenfreude, wenn ein College durchfällt."

„O nicht doch — Sie denken besser von Ihren Freunden."

„Ich denke von Jedermann das Schlechteste, selbst von mir, und habe mich noch nie getäuscht.“

Für Nestroy war der Tod nicht der Friedensengel mit der umgestürzten Fackel, sondern das grinsende, bleiche Gerippe mit Stundenglas und Hippe — vor dem Gemälde Charles Müller's: „Der Tod der Girondisten,“ haben ihn seine Freunde ohnmächtig zusammenstürzen gesehen. Er wollte das Bild für sich copiren lassen, um sich an die Schrecknisse des Todes zu gewöhnen.

Trotz dieser Todesahnung und Todesfurcht verließen ihn Witz und Sarcasmus nicht.

Der Schauspieler Kläglich war bereits ein „edler Greis“ geworden, hielt sich jedoch noch immer für den schönsten Mann seines Jahrhunderts.

Eines Abends hatte er einen Fürsten zu spielen, der incognito erscheint und sich erst im letzten Acte entpuppt.

Das verdroß den eitlen Mimen; er wendete sich an Nestroy mit der Frage, was er thun solle, um das Publicum gleich anfangs errathen zu lassen, daß er von fürstlichem Geblüt sei?

„Nehmen's Hermelin-Strupfen!“ lautete der Rath Nestroy's.

Interessant, sagt Anton Langer, war Nestroy als Politiker.

Der Mann der dramatischen Opposition, des saty-

rischen Giftes, der Spitzkugelwitze, war der glühendste Oesterreicher, der leidenschaftlichste Patriot.

Der Krieg von 1859 griff ihm tief in's Herz — seinen Groll gegen die „Wällischen" konnte er nicht unterdrücken.

Centralist bis zur Leidenschaft, übergoß er die Separatisten mit der prickelnden Lauge seiner boshaften Bemerkungen.

Von der Bühne herab sang er:

D' Gottschewer sogar separir'n sich zusamm',
Ein Königreich woll'ns ein gottschewerisches hab'n.
Da wird Einem angst und bang'!" u. s. w.

Die Einladung zu einem Gastspiele nach dem von der Agitation der Beschlußpartei durchzitterten Pest, wo man eine Zeit lang allen Deutschen die Hüte antrieb, beantwortete er mit dem Telegramm:

„Danke. Komme nicht — habe mir soeben einen neuen Cylinder gekauft."

Eigenthümlich berührten sich zwei Extreme in Nestroy's Charakter: ein unverwüstliches Phlegma und eine keine Grenze kennende Heftigkeit.

Zum Belege seines Phlegma's entnehme ich der „Wiener-Theater-Chronik" folgende Anecdote aus dem tollen Jahre:

Als am 26. October 1848 die kaiserlichen Soldaten in der Jägerzeile gegen Bem's Barricaden anstürmten, und das Gewehrfeuer und der Kartätschendonner

die Häuser in ihren Grundfesten erschütterten, saß Nestroy ruhig und gemüthlich in seiner Garderobe im hintern Tracte des Theaters und spielte Preferance mit dem Regisseur Lang und dem Controllor Steinhauser.

Die Kugeln sausten über die Dächer, die Bomben schlugen über die naheliegenden Häuser ein, Nestroy mischte ungestört die Karten und spielte ruhig weiter.

Endlich zerschmetterte eine Kartätschenkugel das Fenster und schleuderte Glasscherben und Rahmen mitten in das Zimmer.

Jetzt erst erhob sich Nestroy und sagte in seiner bekannten Weise:

„Kinder, jetzt geh'n wir, sonst könnten uns ein paar Könige in der Hand verbrennen."

Ebenso extrem war er in seinem Zorne.

Dem Soufleur, der ihn gereizt hatte, rannte er mit dem gezückten Holofernes-Schwerte über die ganze Bühne nach, so daß sich der Bedrohte nur durch einen gewagten Sprung in die Versenkung retten konnte.

Auf einer Reise am Rhein war das Gepäck Nestroy's, als er das Dampfschiff verlassen wollte, nirgends zu finden.

Er schäumte vor Wuth und war nicht zu beschwichtigen.

Endlich näherte sich ihm der Intendant des Schiffes und erklärte: er stehe im Namen der Dampfschiffahrts-Gesellschaft gut für jedes einzelne Packet.

Nestroy's ganzer Zorn entlud sich gegen den armen

Intendanten — aber er hatte nur ein einziges Wort für seinen Grimm.

„Was Dampfschifffahrts-Gesellschaft!“ schrie er. „Schinakelgesellschaft!“

Und das eine Wort konnte er den ganzen Tag über nicht los werden. Was man ihn frug, worüber man mit ihm auch sprach, er erwiederte nichts als „Schinakelgesellschaft.“

Fünf Stunden später überreichte ihm der Kellner im Gasthofe die Speisekarte und frug ihn, was er zu essen wünsche.

Nestroy warf die Karte auf den Tisch und brummte nichts als: „Schinakelgesellschaft!“

Nach dem Tode seines alten Freundes und Gefährten Wenzel Scholz — ließ er die Preußen ruhig fortwursteln auf seiner Bühne und wurstelte selbst mit ihnen, bis er endlich müde wurde.

Der berühmte Verräther an der Volksmuse legte den Commandostab nieder und zog sich in seine Villa zurück, die er sich in dem reizenden Graz erbaut oder angekauft hatte.

Jetzt — ungeheure Ironie — erbat sich Carl Treumann einen Platz, um der Volksmuse einen neuen Tempel zu erbauen — er wäre ehrlicher gewesen, wenn er versprochen hätte, der Volksmuse ein neues Grab zu bauen.

Man vertraute dem Versprechen Treumann's, kam seinem Wunsche auf das Großmüthigste und Freundlichste

entgegen, und schon nach einigen Monden wurde das neue Volkstheater am Franz-Josef-Quai wie mit einem Zauberstabe aus der Erde gestampft.

Alles strömte dem neuen Volkstheater zu — und das Carl-Theater wurde unter der Leitung der Directoren Brauer und Lehmann zum — verfluchten Hause.

Und was bot uns Director Treumann in seinem neuen Volkstheater?

Den Abhub seiner alten Tafel — das heißt Alles, was die Sinne kitzelt, aber nichts von dem, was das Herz erfreut.

Er hatte dem Bachus und der Venus, aber nicht der Volksmuse einen Tempel gebaut, wie er versprach.

Sein neues Volstheater war nichts als ein neuer Börsesaal, in dem man die Wechsel der Liebe escomptirte.

Aber wer nach Reichthum hascht fragt selten, ob ihm ein Gott oder ein Teufel eine Schatzkammer öffnet — auch Treumann wurde ein reicher Mann, wie die betrogene Volksmuse eine arme, verlassene Jungfrau wurde.

Hin und wieder, wenn Nestroy in dem neuen Volkstheater gastirte, warf man der armen Volksmuse einen Brocken — ein kräftiges Stück Hausbrod hin, aber in eine Nußschale gezwängt.

Alte, gute Volkspossen, die dem Publicum viele hundert vergnügte Abende gemacht hatten, wurden in den Berliner Schnürleib gesteckt — das heißt sie wurden zerrissen und wieder geflickt, bis dem Publikum statt des Ganzen ein Achtelchen geboten wurde.

Neunzehntes Capitel.

Die Dramaturgen.

Franz Treumann, der tüchtige und energische Administrator, hatte die unglückselige Manie, den Dramaturgen zu spielen — und der Menschenverstand wurde zur Pestbeule unter dem secirenden Messer dieses Dramaturgen.

Tendenz oder Moral wurde aus jedem gesunden Körper geschnitten und in die schmerzlich blutende Wunde der hohnlachende preußische Blödsinn geimpft.

Wehe dem Dichter, der zum Gemüth zu sprechen wagte! Der Mann mit dem Katzenjammer wurde nicht mehr mit dem Secirmesser, sondern gleich mit dem Henkerschwert bedroht, das mit einem Schlage Kopf und Herz vernichtete.

Wenn der Scharfrichter nicht in der Laune zu köpfen war — wurde einem seiner Knechte das Opfer überliefert, und gewöhnlich nahm in solchen Fällen der Herr Oberregisseur das Richtschwert in die Hand.

„Schaun's, Ihr Stuck ist nöt schlecht," sagte der gemüthliche Marodeur der alten Garde, „aber wissen's, für uns paßt's nöt recht. — Wir hab'n ein eigenes Publikum, das versteht so was gar nöt. In unserm Theater woll'n d'Leut nöt denken — nur lachen und saub're Maderln in Tricothoserln schau'n. Auch ist das Stuck viel z'lang. Nehmen's aus jedem Act ein bißl was heraus und machen's aus drei Acten einen. Wenn's a nöt z'samm'paßt, das thut nix — wir nehmen's nöt so genau. Gut wär's a, wenn's aus dem Liebhaber einen feschen Kadetten für die Grobecker machten, und aus der Putzmacherin eine g'spasige böhmische Köchin für mich. Sö — nachher schaun's Ihnen an! So a g'schnappige böhmische Köchin spielt mir so leicht Keiner nach!"

Aber der arme Dichter wollte denn doch nicht sein Volksstück verbowideln lassen, das er im schweren Kampf mit Kummer und Sorgen geschaffen, und wandte sich entschlossen — an die allerhöchste Instanz.

„Freund, Ihr Stück ist köstlich, ich habe es mit Entzücken gelesen!" rief Director Carl Treumann enthusiastisch, wenn der Dichter nach einigen Tagen bescheiden anzufragen wagte. „Die Verwicklung ist spannend, die Katastrophe überraschend — Ihre Charaktere sind wahrhaft originell und meisterhaft gezeichnet — und die Rollen für

die Komiker die brillantesten, die je geschrieben worden sind — aufgelegte Schlager — ich 'gratulire zu einem Terno, Freundchen!"

„Also darf ich hoffen —?"

„Ich begreife nicht, wie Sie zweifeln können! Wer einen Namen hat, wie Sie, und solche Bühnenwerke schaffen kann, hat das Recht, den Theater-Directoren zu imponiren, statt mit einem solchen Armensündergesicht zu petitioniren. Es fehlt uns ja an Novitäten — nichts als Schmarrn wird uns eingesendet — wie sollen wir nicht mit beiden Händen zugreifen, wenn uns endlich das gediegene Werk eines so allgemein beliebten Schriftstellers geboten wird?"

„Folglich wären Sie entschlossen —"

„Ihr Stück ist angenommen, sagen Sie das meinem Bruder und besprechen Sie die Rollenbetheilung mit ihm und die kleinen Abänderungen, die er etwa nothwendig finden sollte. Auf baldiges Wiedersehen, Freundchen!"

Triumphirend und mit strahlenden Augen erschien der überglückliche Volksdichter, mit seinem Stück unter dem Arme, abermals in der Kanzlei des Dramaturgen.

„Wünschen?" frug dieser, indem er mit gekrauster Nase den Kopf zurückwarf.

„Ich bringe Ihnen mein Stück zurück. Der Herr Director ist ganz anderer Meinung als Sie und der Herr Oberregisseur. Er hat mein Stück gelesen, findet es gut und wünscht, daß ich mit Ihnen die Rollenbetheilung bespreche."

„Was versteht denn mein Bruder?“ polterte Franz Treumann. „Wenn er Ihr Stück tausendmal gut findet, finde ich es tausendmal schlecht — und wie ich die Kinder taufe, so heißen sie. Uebrigens findet mein Bruder ebenso wie ich, daß Ihr Katzenjammer für unsere Bühne nicht brauchbar ist — aber er hat immer Honig auf der Zunge und schickt alle Leute zu mir, wenn es gilt, ihnen bittere Wahrheiten zu sagen. Wenden Sie sich an eine andere Bühne. — Wir werden mit Novitäten überschwemmt und lauter famose Stücke werden uns aus Berlin eingesendet, wir haben es also nicht nothwendig, jeden Schmarrn zur Aufführung zu bringen. Adieu!“

Nun, Franz Treumann nahm sich wenigstens kein Blatt vor den Mund, und sprach gerade heraus, was er dachte — das ist jedenfalls männlicher als hinter süßen Worten bittere Gedanken zu verbergen.

Wollte der Dichter, nach der letzten Abfertigung in der Kanzlei, noch einmal den Herrn Director besuchen — war er so unglücklich, ihn sehr beschäftigt oder gar nicht zu Hause zu finden.

Es herrschte noch eine gewaltige Macht in dieser kleinen Welt — der Regisseur Anton Ascher. Es war jedoch eine äußerst schwierige Aufgabe, diesen speciell Berliner Komiker, für österreichische Volksstücke zu interessiren.

Aber man läßt die Hoffnung so leicht nicht sinken,

selbst wenn ihr Anker auch nur an einem Strohhalm hängt.

„Ich habe Ihr Stück gelesen, mein Bester!“ sagte Herr Ascher, sich in seinem Fauteuil wiegend, und allergnädigst mit dem Kopfe nickend. „Das Ding ist nicht so übel, bis auf die lokale Sprache, an der ich mir schon ein paar Zähne ausgebrochen habe.“

„An der lokalen Sprache?“ frug der Dichter ironisch.

„Ich sage Ihnen, es ist ein barbarisches Deutsch.“

„Man könnte ja Ihre Rolle umschreiben —“

„Meine Rolle? Ich wüßte nicht, welche Rolle mir da zugedacht sein könnte? Die ganze komische Kraft ist ja versplittert, und kann sich folglich nicht zur Geltung bringen. Es sind vier, fünf Komiker, und folglich gar kein Komiker, denn viele Köche verderben den Brei, wie Sie wissen. Bald macht Dieser, bald Jener sein Späßchen, das beeinträchtigt den Totaleindruck, der vollkommen gesichert wäre, wenn Sie alle Späßchen einem einzigen begabten Künstler in den Mund legten.“

„Welchen begabten Künstler meinen Sie?“ frug der Dichter unverzeihlich naiv.

„Sie scheinen unser Theater wenig zu besuchen, sonst würden Sie dergleichen Fragen überflüssig finden, mein Bester.“

„Entschuldigen Sie gütigst, wenn ich —“

„Schon gut, schon gut! Machen Sie aus dem Stück ein Stückchen, und aus den Röllchen eine Rolle für einen jungen lustigen Bonvivant, oder so was dergleichen, und dann besuchen Sie mich wieder — ich werde sehen, was ich für Sie thun kann. Adieu, mein Bester!"

Der gewaltige Mann winkte, wie die Königin Elisabeth, mit der Hand, was soviel sagen wollte, als: Ihr seid entlassen!

Der arme Dichter zog sich zurück, machte aus dem Stück ein Stückchen, trug es jedoch in die Singspiel-Halle, und der wackere Director Fürst hatte eine productive Kraft gewonnen.

So machte sich der „Berliner Kladderadatsch" immer breiter und breiter in den freundlichen Hallen am Franz-Josefs-Quai, die Carl Treumann der Muse des Volkes zu weihen versprach, und der „Berliner Kladderadatsch" theilte seine Herrschaft mit einem erlahmten Orpheus, der in einer Pariser Singspiel-Halle seine Lyra abgenützt, und nach Wien berufen wurde, um auf seinem verstimmten Instrument dem Berliner Brüderchen französische „Schnadahüpfeln" vorzuleiern.

Zu dieser Musik wurden Orgien gefeiert, bei denen feiste Bachantinnen berauschende Getränke fredenzten, und die Optiker bereicherten, die nicht genug Gläser liefern konnten — die wattirten Beine bis zum Stern des lüsternen Auges zu ziehen.

Nicht die Kunst, sondern die Sinnlichkeit war Priesterin dieses Tempels, der Uebermuth der Götze, dem sie diente — und der Volksdichter wurde zum Paria, den der Götze von der Schwelle stieß.

„Ihr seht ja, daß wir Euch entbehren können," fertigte zu jener Zeit Franz Treumann den verdienstvollen Schriftsteller Friedrich Kaiser ab, „und wenn wir Euch die Hände bieten, bieten wir sie nur den Gästen, die wir zu unserer vollen Tafel ziehen."

Aber das rächende Element warf in einer Nacht die Fackel der Zerstörung in den Tempel des Uebermuthes, und am Morgen nach dieser Nacht trauerte die Sinnlichkeit auf einem Häuflein Asche.

Das Theater am Franz Josefs-Quai war ein Raub der Flammen geworden.

Das goldene Vließ war verloren, und die lustigen Argonauten zogen sich wieder über die Donau zurück, um es in ihrem alten verlassenen Tempel zu suchen.

Aber dort kauerte der üppige Götze Uebermuth als bleiches Gespenst in einem Winkel, denn seine Altäre hatte die Vergeltung zertrümmert.

Carl Treumann, Director des Carl-Theaters, scheint bereits zur Erkenntniß gekommen zu sein.

Er muß es einsehen, daß der Berliner Kladderadatsch am Heimweh kränkelt, und an der alten Pariser Leier die letzte Saite erschlafft ist.

Der fremde Tritsch-Tratsch und das fremde Geklimper haben das Volk ermüdet; — es sehnt sich nach seinem urwüchsigen Spaß und seinen vaterländischen Klängen zurück — darum wandert es täglich dem stattlichen Carl-Theater vorüber, um die Räume der bescheidenen Singspiel-Halle zu füllen — und redde, redde mihi meas legiones, ruft die Volksmuse unsern Bühnenleitern zu.

Glaubt ja nicht Ihr Herren, daß ich wie Cicero pro domo sua spreche, denn so lange Eure Dramaturgen nicht buchstabiren können, habe ich abgeschlossen mit Euch — nein, das alte heitere Oesterreich ist das Haus, für das ich meine Lanze breche, und die Talente unserer Volksdichter Langer, Kaiser, Juin, Berg, Elmar und Berla sind es, die ich gegen den Blödsinn vertrete, der sie aus ihrem Wirkungskreise gedrängt.

Zwanzigstes Capitel.

Am Ufer der duftenden Wien.

Das Theater an der Wien hatte zwei Cassastücke ersten Ranges gewonnen: mein Genrebild „Therese Krones“ und Anton Langers Volksstück „Ein Wiener Freiwilliger,“ mit denen es noch eine kurze Zeit den gefräßigen Rattenkönig fütterte — aber es nutzte nichts — der Magen des Ungeheuers war nicht mehr zu füllen.

Das unter Carl so feste Gebäude, war zum lockern Kartenhause geworden, und stürzte eines traurigen Tages über dem Haupte der Familie Pokorny zusammen.

Unter den Concurrenten, die sich um die Direction des verwaisten Theaters beworben, trug Herr Friedrich Strampfer, den wir im zweiten Bande als kleinen Copisten kennen gelernt haben, den Sieg davon.

Der junge Mann kam aus der Provinz, hatte tapfer gekämpft gegen den Sturm des wechselnden Geschickes an der Spitze seiner wandernden Histrionen, und brachte

folglich einen erprobten Muth und eine reiche Erfahrung in das verödete Labyrinth der Residenz.

Darum winkte ihm der kleine Papageno auf dem Kaiserthor auch ein freundliches Willkommen zu, und mochte sich vielleicht denken: Ich habe Dich gekannt, als Du noch in der Carlsschule studiertest, — wir wollen sehen, was Du profitirt hast, und ob Du auf Deiner langen Irrfahrt zum Mann gereift bist, Knabe!

Und der Knabe war zum Mann gereift auf seiner langen Irrfahrt!

Director Strampfer ergriff mit Liebe, Eifer, Ernst und Energie die Zügel der Regierung, und über diesem Schattenreich schien wieder die Sonne besserer Tage aufzugehen.

Er hatte für eine wackere Gesellschaft, ein tüchtiges Ensemble gesorgt, und debutirte mit meinem dramatischen Märchen „Die Sternenjungfrau," die die ehrenvolle Aufgabe hatte, den neuen Regenten und seine tapfere Vasallen dem Wohlwollen des Publikums zu empfehlen.

Aus diesem Feenreich steckte der kleine Kobold Josefine Gallmeyer zum ersten Mal seine Nase in die irdische Welt.

Die Fee verschwand in den Wolken, aber der kleine Kobold blieb zurück, um auf der Erde junge und alte Narren gegen den Ernst des Lebens in's Treffen zu führen.

Die zweite Novität, die Director Strampfer brachte, war die Posse „Gold-Onkel," eigentlich „Blei-Onkel,"

den erst die drollige Gallmeyer zu einem „Gold-Onkel" machte.

Ihr „Schon gut!" illustrirt mit dem classischen Mantelwurf, stampften Ormenen aus der Erde. Selbst die tapferen Ebräer vom Ufer der Donau eilten herbei, um sich unter der Fahne dieser „Jungfrau von Temesvar" zu schaaren.

Als Director Strampfer diese pudelnärrische Soubrette engagirte — hatte er den Stein der Weisen gefunden.

Alle Achtung vor dem Debut dieses Bühnenleiters — aber es hätte ihm dennoch nicht geschadet, wenn er mit dem Stein der Weisen auch den Kopf der Weisen gefunden hätte.

Dieser Kopf würde ihm gesagt haben: Diese kleine Person mit dem genialen Humor einer Therese Krones sei Dir ein Wegweiser am Kreuzwege des Wiener Gemüths und des Berliner Blödsinns; sie ist ein junger frischer Baum, der sich auf dem Grabe der Volkspoesie erhebt. Wandle den Weg des Gemüths und der junge Baum wird neue Sprossen und Blüthen treiben, und im neuen Lebensfrühling der Muse wird der alte Aschenmann auferstehen, um Dir zu danken für den schönen Sieg des Humors.

Aber der Wanderer ließ den Weg zur Rechten liegen, und schlug den Weg zur Linken ein.

Bis jetzt hatte Strampfer keine Concurrenz zu fürchten, — aber der herrschende Blödsinn stachelte ihn auf, sie zu suchen.

Director Strampfer wollte dem Director Treumann fürchterlich werden, und wurde ihm lächerlich statt fürchterlich — denn wenn es Blödsinn in die Scene zu setzen gilt, kann Treumann sein Jahrhundert in die Schranken rufen.

Treumann spielte als Affe Levassor's eine klägliche Rolle — aber Strampfer spielte als Affe Treumann's eine noch viel klägliche Rolle.

Der junge Director des Theaters an der Wien, dem das Publicum seine Liebe und sein Vertrauen bereits geschenkt, war noch nicht der arme Mann, der sich von den Brosamen ernähren mußte, die von des reichen Mannes Tische fielen — und dennoch griff er gierig nach dem Abhub dieser Tafel.

Berliner und Pariser Schnacken und Farcen, die selbst für Treumann zu schal und zu läppisch waren, wurden in der Kanzlei des Theaters an der Wien zu gutem Markt getragen — kurz, was Treumann wegwarf, hob Strampfer auf.

So wurde auch Offenbach für die Wien gewonnen, nachdem er sich in der Leopoldstadt schon fast ausgeleiert hatte.

Nun, es gefiel Herrn Strampfer, ein Fiasko dem Andern folgen zu lassen, damit sich Herr Treumann recht in's Fäustchen lachen konnte, denn das verödete Reich desselben fing sich wieder zu beleben an. Die ohnmächtige Concurrenz an der Wien trieb die ausge-

wanderten Völkerschaften wieder auf die Donauinsel zurück.

Man wollte doch noch lieber dem Blödsinn, als dem Bastard des Blödsinns opfern.

Noch vor Ablauf des ersten Jahres seiner Direction wußte man schon, daß Director Strampfer nicht wußte, was er wollte.

Er hüpfte wie eine Kautschukpuppe hüben und drüben, enten und drenten, und wenn er auch ein wenig purzelte und sich das Nasenbein zerquetschte, er war wie ein Mandelstehauf gleich wieder auf den Beinen, und tanzte völlig auf Experimenten.

Nachdem er sich fast in Experimenten erschöpft hatte, experimentirte der Zufall glücklicher für ihn.

Es fiel einem jungen Schriftsteller ein, Mauthner's Schauspiel „Eglantine" zu parodiren, — und die kleine geniale Gallmeyer war so pudelnärrisch als „elegante Tini," und ein so possirliches Spiegelbild der Heldin des Schauspiels, daß sie abermals der gewaltige Magnet für alle Männer von Eisen und Butter wurde, und das Theater monatelang in allen Räumen füllte.

Nun fing es wieder in dem Köpfchen des Herrn Directors ein wenig zu dämmern an.

„Parodie! Parodie!" hieß die Parole des Tages.

Aber les extrêmes se touchent — jetzt sollte die kleine Gallmeyer Alles parodieren, vom kleinen Zwetschgenkrampus bis zum langen Christof hinauf.

Eglantine, Patti, Gretchen, Wachtel, Nestroy,

Pompadour, ja weiß Gott, was die kleine Soubrette Alles parodiren mußte.

In's Himmel's Namen! Parodien sind ja auch Volksstücke, wenn sie auch nur das Volk zu kitzeln, statt zu belehren und zu erheben geschaffen werden.

Es ist wenigstens ein vaterländisches Feld, das sich schon ausbeuten läßt, wenn es mit Verstand und Umsicht cultivirt wird — aber Verstand und Umsicht sind in Frage gestellt, wenn man wie Strampfer, Fräulein Gallmeyer als Nestroy in der läppischen Rolle des Sansquartier dem Publicum vorführt.

Aber wie gesagt, er gefiel sich in Experimenten — und so flatterte er denn auch auf den Flügeln eines Experimentes nach Paris, um das „Schafhaxl" mit einer ganzen Schafhaxl-Gesellschaft zu engagiren.

Auch Carl, der Director par exellence hätte wahrscheinlich mit dem „Schafhaxl" experimentirt, aber ein wenig pfiffiger als Director Strampfer.

Erstens würde er diesen absurden hohlköpfigen Lockvogel nicht im Winter, sondern im Sommer auf die Leimruthe gesetzt haben.

Und zweitens hätte er sich gedacht: „Wozu bedarf ich der vielen Franzosen, um mir das „Schafhaxl" in der Unterhose einer Rigolboche aus Paris liefern zu lassen? Solch' ein „Schafhaxl" liefert mir mein Ullmeyer auch — aufputzen werden es meine eigenen Leute und auch ein fettes Trampelthier zum Cancantanzen,

wird sich finden. So stoße ich meine eigenen Künstler nicht vor die Köpfe, und brauche meine Einnahmen nicht zu theilen, um unser Geld nach Paris verschleppen zu lassen."

So hätte Carl experimentirt — aber nicht jeder Carl ist ein Carl der Große — wie nicht jeder Friedrich ein Friedrich der Große ist.

Daß „das Schafharl," dieser französische Blödsinn, der so vollkommen noch aus keinem Gehirn eines deutschen Flickdichters entsprang, dennoch sein Publikum fand, verdankt es den drolligen Einfällen der tüchtigen Komiker Friese und Blasel, den schön geformten Schenkeln der fast entblößten Zauberinnen und dem colossalen Sitzfleisch, das die Cancantänzerin Rigolboche, in unverhülltem Glanze der üppigsten Natur, dem Publikum zur Schau bot.

Dieser imponirende Fleischklumpen scheint Herrn Director Strampfer so begeistert zu haben, daß er ungesäumt der Frivolität das Bürgerrecht verlieh in seinem kleinen Staat.

Ich habe schon manchem Bühnenleiter in Künstler's Erdenwallen das Schlummerlied gesungen und wünsche vom Herzen, daß mir dießmal die Stimme versagt — wenn aber Herr Director Strampfer so fortfährt, die begabtesten Dichter von seinem Institute zu entfernen und den gesunden Menschenverstand mit fremden Dreschflegeln zu bearbeiten, legt er sich auch ohne Schlummerlied auf's Ohr, und kein Gott weckt ihn wieder auf.

Er gebe dem Dichter, was des Dichters ist — so wird er auch dem Volke geben, was des Volkes ist.

Aber er hält alle Dichter für Hühner, die ihn erst angackern müssen, wenn sie Eier für ihn zu legen wünschen — denn er wähnt sich von seinem Haushahn hinlänglich versorgt, wenn er ihm auch nur krumme Eier legt.

Ich spreche von O. F. Berg, der ja nicht glauben möge, daß ich sein seltenes Talent nicht anerkenne — denn offen und ehrlich gestanden, ich halte diesen jungen Schriftsteller für so reich an Witz und Sarcasmus, daß ich selbst Nestroy nur als Procuraführer dieser Firma gelten lassen kann.

Aber seine verworrenen Skizzen sind immer und ewig in einen zusammengeflickten Rahmen eingezwängt, und seine Sarcasmen sind nichts als Sonden, mit denen er hohnlachend in den Wunden der Gesellschaft wühlt.

Als Humorist ist er ein trauriger Crösus, der seine Schätze in der Kneipe vergeudet und seine Gäste, wie die ungarischen Ziegen, nur an einem Stück Holz lecken läßt.

Es scheint indeß, das Publicum hat sich endlich den Gaumen wund geleckt und zahlt nicht mehr an dieser magern Tafel.

Aber wenn der Teufel Hunger hat, frißt er Fliegen, sagt man.

Wenn nun auch das Publikum des Theaters an der Wien kein Teufel ist, Fliegen fressen muß es noch immer, wenn es Hunger hat: Schmutzfliegen und Eintagsfliegen, je nachdem sie losgelassen werden.

Und Strampfer?

Nun, Strampfer hat ein Lebensbild in die Scene gesetzt, in welchem sich Ottokar's Glück und Ende abspielen muß.

Einundzwanzigstes Capitel.

Das Aschenbrödel.

Ich habe in einer großen Handelsstadt die reizende Maitresse eines Prinzen gekannt.

Vom Prinzen ging sie auf seinen Adjutanten — vom Adjutanten auf einen Rentier — vom Rentier auf einen Kaufmann — vom Kaufmann auf einen Krämer — vom Krämer auf einen Schustergesellen über, und endlich habe ich sie mit ziegelroth gefärbten Wangen auf dem Schooße einer Theerjacke in einer Matrosenschänke gefunden.

Gleicht das Schicksal dieses Freudenmädchens, das in einem halben Menschenleben so oft aus einer Hand in die andere fiel und immer tiefer und tiefer sank, nicht auf's Haar dem Schicksale des Josefstädter Theaters?

Wer das dreißigste Jahr zurückgelegt hat, wird meinen Vergleich nicht gewagt finden, wenn er die „Peppi" von einst mit der „Peppi" von jetzt vergleicht.

Franz Pokorny kleidete die kleine „Peppi“ als reizendes Feenkind — Stöger gab ihr ein züchtiges Hausgewand — Alois Pokorny machte ein Aschenbrödel — Megerle eine Räuberbraut — Hoffmann einen Küchenbären aus ihr, und seine Schustergesellen rissen ihr die letzten Fetzen vom Leibe.

So steht sie endlich herrenlos und unzüchtig entblößt, wie jene Courtisane in der Matrosenschänke, vor uns.

Armes, kleines Ding, Du hast Dein trauriges Schicksal nicht verdient!

Unter allen Directoren dieser Bühne war der schlichte Franz Pokorny der Einzige, der den richtigen praktischen Blick für seinen bescheidenen Wirkungskreis besaß.

Ich habe, wenn ich nicht irre, schon bei einer früheren Gelegenheit die Josefstädter Bühne das Schmuckkästchen unter den Bühnen der Residenz genannt — ein Schmuckkästchen, das zwar die Kunst nicht mit ihren reinsten und kostbarsten Diamanten füllte — aber es waren immerhin Edelsteine, die so freundlich flimmerten, daß sich an ihnen alle Augen und Herzen erfreuten.

Diese Edelsteine hießen: Humor, Gemüth, Jugend, Schönheit, Musik und Tanz.

Humor und Gemüth vertraten ein paar tüchtige Komiker, Jugend und Schönheit anmuthsvolle Schauspielerinnen, die Musik ein paar populäre Tondichter und den Tanz ein jugendlich reizendes Balletpersonale.

Dazu ein meisterhafter Decorateur und das vortrefflichste Ensemble.

Wer erinnert sich nicht an diese harmlosen Zauberspiele mit ihren entzückend schönen Feenkindern, die uns bezauberten, ohne adamitisch gewandet zu sein!

Das Josefstädter Theater war damals ein Volkstheater in der vollsten Bedeutung des Wortes — ein Volkstheater, das sein permanentes Publikum gewonnen hatte.

Die Stadt und alle Vorstädte hatten ihre Vertreter, welche tägliche Gäste dieses freundlichen Hauses waren.

Ich kenne einen geachteten Stabsofficier, der, mit ungeschwächter Wonne und Seligkeit, dreihundert Vorstellungen des „Zauberschleiers“ beiwohnte — und einen Hausherrn in der Leopoldstadt, der an jedem Abende auf seinen Sperrsitz im Josefstädter Theater zu finden war, selbst wenn die Elemente draußen kämpften, als ob die arge Welt von einer neuen Sündflut heimgesucht werden sollte.

Als der „Minotauros,“ Oper, den alten Pokorny in das Labyrinth an der Wien verlockte, übernahm der wackere Director Stöger die Leitung des Josefstädter Theaters.

Auch er wurde, wie der alte Pokorny, ein Opfer des Minotauros.

Er hatte den unglückseligen Gedanken, Opern und feine Lustspiele in's Repertoir zu ziehen — und die

Concurrenz mit den Hoftheatern war die Klippe, an der der alte, erfahrene Steuermann scheiterte.

Als sein Fahrzeug in Trümmern lag, zog er sich zurück und hatte aus dem Schiffbruch nichts, als die Ehre gerettet.

Sein Nachfolger war Herr von Megerle — und auf dem grünen, frischen Rasen, auf dem früher reizende Rosenmädchen tanzten, wurde jetzt ein Galgen gebaut, und in den Wolken, in welchen sich früher bezaubernde Feenkinder wiegten, zappelten jetzt die beiden Grasel und Consorten.

Aber unsere Zeitgenossen waren noch nicht reif genug für Galgen und Rad — sie wendeten sich schaudernd von diesem dramatischen Hochgerichte, und Herr von Megerle sah sich nun bemüssigt, das Steuer des blutigen Fahrzeugs in Director Hoffmann's Hände zu legen.

Das ist der Mann, an dessen Hand die kleine „Peppi" zur Courtisane in der Matrosenschänke herabsank.

Während wir diese Zeilen schreiben, ist die traurige Catastrophe dieses Theaters eingetreten, die ein paar hundert arme Teufel der gräßlichsten Noth, dem schauderhaftesten Elend preisgegeben hat.

Wir wollen keine strengen Richter sein, denn die Gerechtigkeit senkt ihr Schwert, wo das Unglück seine Geißel schwingt.

Director Hoffmann war ein guter, aber schwacher und kurzsichtiger Mensch, denn seine Blicke reichten kaum über die Nase hinaus.

Hätte er nur ein paar Spannen unter die Nase gesehen, so wäre er nicht in das Grab gestolpert, welches seine rüstigen Todtengräber dicht zu seinen Füßen bauten.

Falsche Räthe sind die Todtengräber aller schwachen Regierungen, so auch einer schwachen Theatermonarchie.

Falsche Räthe haben es so faul gemacht in diesem Staate Dänemark — falsche, hinterlistige, habsüchtige und einfältige Räthe haben den Verfall des Josefstädter Theaters auf ihrem Gewissen.

Aber Hoffmann ist ein Patient, der nicht mehr zu heilen ist — wozu die Sonde in der schmerzenden Wunde umdrehen?

Der Karren steckt zu tief im Sumpfe — Worte ziehen ihn nicht mehr heraus.

Die traurigste Erfahrung hat diesen unglücklichen Theater-Director mehr gelehrt, als ich ihn lehren kann, und sein Auge so geschärft, daß man ihm keine Brille mehr auf die Nase setzen darf.

Ich habe nur noch ein paar Worte an Johann Fürst, den Director der Singspiel-Halle, diesen schlichten, aber ehrlichen und willenskräftigen Mann, zu richten, der muthig genug ist, nach dem Steuer dieses lecken und fast in den Grund gebohrten Fahrzeuges zu greifen.

Vor Allem, mein wackerer Fürst, rufe ich Dir das Sprichwort zu: „Trau, schau, wem!“

Trau keiner zu glatten Zunge!

Schau, daß Du das faule Fahrwasser Deiner Collegen vermeidest und gehe streng mit Dir zu Rathe!

Wem Du den Kompaß anvertrauen sollst!

Halte es mit dem Volke und denke, daß Du ein Sohn und ein Mann des Volkes bist — denn wer es ehrlich mit dem Volke meint, meint es auch ehrlich mit dem Könige.

Du hast eine große Aufgabe, denn es bedarf eines Herkules, um einen Augiasstall von seinem fünfzehnjährigen Schmutz zu reinigen.

Aber das Glück ist mit dem Kühnen — verscherze es nicht!

Regiere weise, wenn Dein Thron nicht wanken soll — an Säulen, die ihn tragen, und an Kräften, die ihn stützen, wird es einem Manne wie Dir, nicht fehlen!

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Eine letzte Begegnung.

Ich habe das gefällige Papier, auf das ich meine Gedanken hingeworfen, zu einem Schachbrette gemacht, auf dem ich einige Rösselsprünge aus der Vergangenheit in die Gegenwart gewagt — der geneigte Leser wird mir erlauben, mein Rössel wieder zurückspringen lassen, wie es vorwärts sprang.

Wir lassen daher das freundliche Theaterchen am Franz-Josef-Quai sich wieder wie ein Phönix aus der Asche erheben, um unsern Nestroy nicht ganz aus den Augen zu verlieren, der in diesem Theater noch immer ein lieber und willkommener Gast war, und wie das Mädchen aus der Fremde in jedem Jahre wiederkehrte, um die Blumen und Früchte seines reichen und unverwüstlichen Humors zu vertheilen.

Die Abende, an welchen der liebe Gast auf den Brettern dieses Theaters erschien, waren Festabende für

das Publikum, das der sprudelnden Laune der so schwer gekränkten Volksmuse immer mit Wärme und Entzücken entgegen jauchzte.

Alle glänzenden Anträge, die ihm von den Directoren anderer Bühnen in Wien gemacht wurden, wies er entschieden zurück — denn er wollte die Fahne nicht verlassen, unter welcher er jahrelang gekämpft, so manchen Sieg errungen und so manchen Triumph gefeiert hatte.

Leider standen ihm die Feldherrn nicht mehr zur Seite, mit denen er den dreißigjährigen Krieg durchgekämpft — es waren fremde Truppen, die sich um ihn schaarten — Truppen, die ihn und das Volk nicht verstanden, für das er seine Lanzen gebrochen.

Aber Nestroy war ein Mann, der auch an der Spitze einer Armee Teltauer Rüben der Held des Tages geblieben wäre.

Das Publikum hielt es aber mit dem geliebten Feldherrn und nahm die Teltauer Rüben mit in den Kauf.

Als Nestroy sich zum letzten Male seinem Eldorado in dem reizenden Graz entrissen hatte, um die Wiener wieder mit seinem Gastspiele zu erfreuen, traf ich zufällig mit ihm in einer Gesellschaft zusammen.

Die erste Frage bei solchen Begegnungen ist nach alter deutscher Sitte: Wie geht's? Wie befinden Sie sich? Natürlich galt auch meine erste Frage seiner Gesundheit.

Wie schon früher angedeutet wurde, war nun eine solche Frage immer ein memento mori für unsern Nestroy.

„Warum fragen Sie nach meiner Gesundheit?“ antwortete er ein wenig bestürzt. „Finden Sie mich etwa verändert, seitdem wir uns nicht gesehen haben? Sehe ich vielleicht kränklich aus?“

„O bewahre! Im Gegentheile, ich finde Sie weit frischer und heiterer, seitdem Sie sich von Ihren Regierungssorgen befreit haben.“

„Ja, ja — ein Theater-Director muß man sein, um zu wissen, wie schwer eine Krone drückt. — Ich beneide die Fürsten der Erde, selbst unsern Kaiser nicht mehr.“

„Und doch waren Sie ein ziemlich glücklicher Monarch.“

„Noi—a! Meine Direction hat mich reich, aber auch vor der Zeit alt gemacht. Der hat das — der das gewollt — dem war das — dem Andern das nicht recht — das war den ganzen Tag ein Lärm und Gesurr in meinem Zimmer, daß ich oft nicht gewußt hab', ob mir ein Kopf oder ein Parlamentshaus auf'm Hals sitzt. Wenn meine Marie und mein Franz Treumann nicht so energische Meister g'wesen wär'n, könnt's Publikum jetzt in's Narrenhaus geh'n, wenn's mich noch Comödie spielen seh'n will.“

„Ich glaube selbst, daß Sie kein absoluter Regent

waren, sonst hätten sie den Oesterreichern nicht die Preußen und Franzosen über die Köpfe wachsen lassen."

„Daran sind die Treumänner schuld, — die haben den ganzen Tag „Heil Dir im Siegeskranz!" gesungen so daß man mein „Gott erhalle —" gar nicht mehr gehört hat. Glauben's denn, ich hab mich mit Vergnügen in mein eigenes Fleisch gebissen? Aber ein Oesterreicher allein kann keine Festung allein halten, wenn sie von der ganzen preußischen und französischen Macht belagert wird!"

„Sie waren aber allein eine Großmacht —"

„Hören's mir auf! Ich war eine verflucht kleine Großmacht als Theater-Director. Und das war vielleicht gut — denn ich glaub' alleweil, meine Schwäche war meine Stärke, die mich über dem Strom erhalten hat. Wenn ich selbstständig gewesen wär', stecket ich jetzt vielleicht bis an den Hals im Wasser, statt in der Wolle."

„Sie irren — Ihr Talent —"

„Was Talent! Ein ausgebeutetes Talent ist ein abgestorbener Baum, der keine Frucht mehr trägt. Wenn ein beliebter Schauspieler alt wird — ist er ein alter Papagei, der von seiner Herrschaft geduldet wird, weil er in seiner Jugend zierlich gewesen."

„Sie sind ungerecht gegen sich selbst. Wer zählt denn Ihre Jahre, wenn Sie auf der Bühne stehen? Man denkt nicht einmal an Ihren Taufschein, wenn Sie den „Nazi" oder Ihren „schlimmen Buben" spielen,

obgleich Sie selbst mit Ihren Carricaturen das Publikum an ihn erinnern. Aber wenn auch der Schauspieler müde oder träge geworden ist — warum der Dichter? Es ist ein Frevel an Ihrer Schöpfungskraft, so lange zu feiern. Sie sind noch immer ein Jupiter mit dem Donnerkeil in der Faust — warum lassen Sie Ihren Himmel stürmen von der fremden Heerschaar?"

„Ja — was kann ich dagegen thun?"

„Ein neues Volksstück schaffen, das wäre das beste Mittel, der jungen Fremdherrschaft ein Ende zu machen, und Sie mit der gekränkten Volksmuse wieder zu versöhnen."

„Lieber Freund — es geht nicht mehr — und wenn es auch ginge, ich hab' das Vertrauen zu mir selbst und meine ganze Courag' verloren. — Ich fürcht' ein Fiasko jetzt mehr, als das gelbe Fieber. — Wenn ich mit einem neuen Stück jetzt durchfiele, fiel ich bis in's Grab hinunter mit meinem bescheidenen Ruhm und hätte vielleicht den Namen Nestroy für immer vergessen gemacht. Nein — nein, ich will mir die Hoffnung nicht verleiden, daß sich die Wiener noch eine kurze Zeit meiner erinnern werden."

War dieser Meister nicht bescheidener, als je ein Pfuscher gewesen?

Diese Bescheidenheit documentirt auch ein Brief an einen Kritiker, der kurz vorher seiner Verdienste in gerechter Anerkennung gedachte.

Dieses Curiosum lautete:

„Euer Hochwohlgeboren!

„Vor kurzer Zeit auf eine Theater-Kritik aus Ihrer hochgeschätzten Feder aufmerksam gemacht — in welcher Sie, geehrter Herr, auf so überaus freundliche Weise meiner und meines Wirkens gedachten — benütze ich den ersten mir zur Disposition gestellten freien Tag, um Euer Hochwohlgeboren für die mir zu Theil gewordene ebenso liebenswürdige als nachsichtsvolle Beurtheilung, durch die ich mich hochgeehrt fühle, meinen verbindlichsten, wärmsten Dank auszusprechen.

„Indem ich auch für die Zukunft mich Euer Hochwohlgeboren gütigen und vielvermögenden Gewogenheit anzuempfehlen mir erlaube, wollen Sie gleichzeitig die Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung entgegennehmen von Ihrem ergebensten

J. Nestroy."

Sollte man nicht glauben, eine junge Dame, die ihren ersten theatralischen Versuch gewagt, habe diese Zeilen geschrieben?

Nehmt Euch ein Beispiel an ihm, meine Herren, die Ihr jeden Weihrauch, der Euch geboten wird, stillschweigend und mit vornehmem Lächeln als Tribut hinnehmt, den man Eurer Größe und Herrlichkeit schuldig ist — und brutal wie ein Hausknecht den Kritiker mit

Stockstreichen bedroht, wenn er den leisesten Tadel über Euch auszusprechen wagt.

Nachdem ich noch ein Stündchen mit Nestroy geplaudert hatte, schieden wir aus der Gesellschaft und ich begleitete ihn zu dem Hotel, in welchem er zu logiren pflegte, so oft er einige Wochen in Wien verweilte.

Als er in das Thor eintrat, überreichte ihm der Portier ein kleines zusammengefaltetes, ein wenig unsauberes Papier, das folgende Worte enthielt:

„Im Gasthausgarten „zur schönen Sclavin“ im Prater erwartet Sie eine Dame Ihrer Bekanntschaft, die es Ihnen vom Herzen danken würde, wenn Sie ihr, wo möglich noch heute, ein paar Minuten opfern wollten.“

„Da schaut's her — ein Rendezvous!“ schmunzelte Nestroy, nachdem er ein wenig indiscret den Inhalt dieses Briefchens laut gelesen hatte.

„Ich gratulire!“ sagte ich. „Sie sehen also, daß Sie weder für Ihre Verehrer noch Verehrerinnen zu alt geworden sind.“

„Wollen Sie mich „zur schönen Sclavin“ begleiten?“

„Ich danke recht sehr. Bei jedem Rendezvous spielt der Dritte eine traurige Rolle — selbst wenn er Dienste als Elefant zu leisten hat. Gute Nacht und viel Vergnügen, Herr Nestroy!“

„Servus! Wenn Sie einmal einen Ausflug nach

Graz machen, besuchen's mich — aber sagen's meiner Marie nix von dem Seitensprung, den ich heute zu riskiren geneigt bin."

„Bewahre! Ich würde übrigens nichts Neues erzählen, denn Fräulein Marie ist längst überzeugt, daß es ohne Seitensprünge nicht abgeht, wenn Sie Wien besuchen," erwiederte ich lachend, indem ich mich entfernte.

Nestroy rückte den Hut unternehmend auf die Seite und schritt dem Prater zu.

Als er in die Baumgruppe vor dem genannten Gasthause trat, glaubte er, irgend eine hübsche Choristin oder Tänzerin würde ihm entgegen hüpfen — aber er irrte sich, es hüpfte Niemand.

Statt einer hübschen Choristin oder Tänzerin, rief ihm eine jugendlich närrisch, aufgeputzte, alte Dame, die laut lachend im Kreise sogenannter Kappelbuben saß, mit heiserer Stimme: „Grüß Di Gott!" Hansi!" zu.

Nestroy fiel aus den Wolken — denn es war sein Weib, seine schöne Pauline, die ihn begrüßte.

Er erkannte sie an ihrer Stimme, denn an ihrer Schönheit hätte er sie wahrlich nicht wieder erkannt.

„Hab' ich's nicht gesagt, er kommt, um seiner Pauserl ein Soupér zu zahlen?" fuhr die Alte fort. „Macht meiner ersten Liebe Platz, Buben! Sie verdient, an meiner grünen Seite zu sitzen."

Die Burschen rückten und Nestroy nahm willenlos Platz an der Seite des Weibes, das er einst innig ge-

liebt, und das so gewissenlos Gatten und Kind verlassen hatte.

„Peppi, vier Backhendeln und ein paar Maß Vierunddreißiger für meinen Herrn Gemal!“ befahl die Gattin Nestroy's. „Gelt — Du erlaubst schon, daß ich statt Deiner anschaff', Hansi? Wenn wir auch geschieden sind und Du nix mehr von mir wissen willst, Dein Paulerl ist doch stolz darauf, daß sie Deinen Namen trägt, und möcht' ihn um kein Schloß mit einem andern vertauschen.“

Der Kellner brachte eiligst Wein herbei, denn er kannte den berühmten Komiker und war folglich unbesorgt um die Zeche.

„Eingeschenkt, Buben!“ rief die Dame, indem sie ihr Glas füllte und es erhob. „Meine erste Flamme — mein grausamer Gatte, Johann Nestroy, der berühmteste Künstler des Jahrhunderts — Vivat hoch!“

„Hoch!“ schrieen die Strabanzer. „Vivat hoch!“

„I Du verfluchtes Rendezvous!“ murmelte der Gefeierte in den Bart. „Ich wünscht', ich wär' dort, wo der Pfeffer wächst!“

„Thu' mir Bescheid, Hansi, und schneid' nicht Gesichter, als ob Du einen Kapuziner geschluckt hätt'st. Wie gut er noch ausschaut, der Halodri! Und ich hab' mich auch conservirt, glaub' ich — das macht's solide Leben. — Na, gibst mir kein Bussi, alter Spezi?“

„Heut' nicht — wenn ich wieder komm',“ antwortete Nestroy mit einem Sauern-Gurken-Gesicht, indem er

im Stillen alle Seitensprünge verfluchte, und dennoch an einen Seitensprung dachte, um sich nach Art der Holländer sobald als möglich aus dem Staube zu machen.

„Schau, Hansi,“ fuhr die Alte gemüthlich fort, „ich hab' Dich eingeladen, weil ich im Wasser steck' bis an den Hals, und weil ich Dein gutes Herz kenne, das mich nicht ertrinken lassen wird.“

„Aha — Geld ist der kurzen Rede langer Sinn,“ dachte Nestroy.

„Ein Jahr ist lang — und fünfhundert Gulden, die Du mir jährlich zahlst, reichen nicht aus für eine Dame wie ich, um standesgemäß leben zu können. Es muß Dir ja selber daran gelegen sein, daß Dir Deine Gemalin Ehre macht.“

„Du hast mir schon Ehre genug gemacht,“ bemerkte Nestroy mit einem Faungesichte.

„Alleweil fidel, singt der Fürst — denn man lebt ja nur einmal, warum soll man also sein Leben nicht genießen?“

„Und Du hast es genossen, das müssen Dir Deine Feinde lassen.“

„Also ruck heraus, Mannerl — Du bist ja ein reicher Kampel, was liegt Dir denn an ein paar hundert Gulden?“

Nestroy übte sich abermals im Gesichterschneiden — aber er zog dennoch langsam seine Brieftasche hervor und reichte sie seiner theuern Ehehälfte hin.

Diese warf schnell einen Blick in die Schatzkammer und drückte mit einem freundlichen Schmunzler ihre Zufriedenheit aus.

„Dank' Dir, Mannerl!" sagte sie, indem sie die Wangen Nestroy's mit ihren Katzenpfoten strich; „Du hast jetzt die Beruhigung, daß Dein Weiberl wieder eine Zeit lang flott leben kann."

„'S freut mich!" antwortete Nestroy, indem er sich erhob. „Vergiß nicht, mich wieder zum Rendezvous einzuladen, wenn Du mit dem flotten Leben eine Pause machen mußt."

„Wirst wieder kommen, Mannerl?"

„Noi—a! B'hüt Dich Gott — und unterhalte Dich gut, Weiberl!"

„Bah — Hansi — bah! Spiel' morgen recht brav — ich und meine Strizzi werden auch morgen im Theater sein und fleißig paschen, Mannerl!"

Nestroy schlich sich wie ein begossener Pudel nach Hause und schwur hoch und theuer, nie mehr einer anonymen Einladung zum Rendezvous Folge zu leisten, selbst wenn das Briefchen mit brennenden Herzen oder schnäbelnden Täubchen gesiegelt wäre.

Und dennoch zürnte er seiner Gattin nicht.

Er bedauerte das einst so reizende Weib, das im Laufe der Jahre von dem Gipfel eines Rosenhügels bis in die tiefste Cloake gesunken war.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Unter den Landhusaren.

Nestroy schloß den Cyklus seiner Gastrollen in Wien mit seiner drastischen Volksfigur im „Lumpacivagabundus."

Nachdem er unzählige Male hervorgejubelt worden war und sich endlich der Vorhang senkte, dachte das Publikum nicht im Entferntesten daran, daß es sehr bald der Vorhang der Ewigkeit von seinem Liebling scheiden sollte.

Auch er dachte nicht daran, denn ohne Abschied und Lebewohl trennte er sich von seinen Collegen.

Schon am nächsten Morgen saß er im Coupé, um mit des Teufels Vorgespann dem reizenden Graz zuzubrausen.

Auf der letzten Station Judendorf stieg er aus, um den Rest der Reise zu Fuß zurück zu legen.

Als er in das Gasthaus trat, fiel ihm ein Theaterzettel in's Auge.

Das änderte Nestroy's Entschluß.

Er beschloß in Judendorf zu übernachten, um der Vorstellung der „Maria Stuart" beizuwohnen, die auf der Affiche mit großen Lettern angekündigt war.

Ehe wir die unglückliche Königin von Schottland Freiheit, Kopf und Königreich verlieren sehen, wollen wir uns mit dem wandernden Künstlervölkchen, das hier im Saale des Gasthauses seine Gauklerbude aufgeschlagen hatte, ein wenig bekannt machen.

Der Hauptmann oder Director dieser Bande hieß Siegel, ein siebenzigjähriger Greis, mehr närrisch als kindisch — aber eine grundehrliche Haut, der sein letztes Hemd verkauft haben würde, wenn ihm zehn Kreuzer an der Wochengage für seine Mitglieder gefehlt hätten.

Die Gesellschaft, inclusive des Directors, bestand aus acht Personen, aus der Form der Comödianten gegossen, die rings umher in allen deutschen Gauen alle Marktflecken und Dörfer unsicher machen.

Das sorgenlose Völkchen hatte nur ein Laster: Comödiespielen, — dagegen zwei Tugenden: Ungeheure Heiterkeit und Prunken mit glänzendem Elend.

Die Herren stolzirten in abgeschabten Röcken und verhatschten Stiefeln einher — aber eine fingerdicke „goldene" Uhrkette schlang sich um ihre vergilbte Weste

und ein nußgroßer „Diamant“ glänzte im schmutzigen Chabot.

Die Damen, welche sämmlich schon den Türken- oder wenigstens den ersten Franzosenkrieg mitgemacht zu haben schienen — konnten oder wollten vielmehr ihre Blöße nicht bedecken, denn ihre in allen Farben spielenden Kleider waren fast bis zu jener Stelle ausgeschnitten, wo andere Kleider aufzuhören pflegen und legten Reize blos, die man im gewöhnlichen Leben nur im Bade oder hinter den Gardinen bewundern darf.

Man kann also überzeugt sein, daß die Bauern in Judendorf die Mäuler bis zu den Ohren aufrissen, um die Prätiosen der Herren und die Reize der Damen zu verschlingen.

Zudem waren die Herren erhaben, wie gekrönte Häupter, und stolz wie preußische Kadetten — und die Damen weiß und roth wie die Wachsfiguren, und wie die Heiligenbilder glänzend gefirnißt und lackirt.

Kurz und gut, es war ein edler Menschenschlag, wie ihn die Bauern von Judendorf bis Mixnitz noch nicht gesehen.

Sie schätzten sich es zu einer besonderen Ehre, von diesem edlen Menschenschlage gehörig angepumpt zu werden, obgleich der Gastwirth mit etwas wehmüthigem Stolze die Namen dieses edlen Menschenschlages beäugelte, die ihm schon ein wenig zu lange auf seiner schwarzen Tafel prangten.

Das Völkchen selbst lebte munter und wohlgemuth und so sorgenlos von heute auf morgen, als ob ihm alle Schätze Peru's zu Gebote ständen.

Nicht so der Herr Director, der, von Schulden belastet, mit Kummer daran dachte, nicht wie überall, als ehrlicher und solider Mann, von Judendorf scheiden zu können.

Nestroy hatte so manche Anecdote von dem alten Comödiantenprincipal gehört.

Ja, er war, oder ist vielmehr noch, ein komischer alter Herr, dem der lustige Zufall oder irgend ein muthwilliger Schauspieler schon so manchen losen Schabernack gespielt hatte.

Der alte siebenzigjährige Greis hält sich für einen der größten dramatischen Künstler des Jahrhunderts — für ein lumen mundi auf den Brettern, die die Welt bedeuten.

Er spielt Alles — Greise, Tyrannen, Helden, Bonvivants, ja jugendliche Liebhaber sogar, wenn Noth an Mann ist — und es ist tragi-komisch, den alten Mann mit dem runzligen Gesichte in einer blonden Lockenperücke als zärtlich verliebten Edelknaben agiren zu sehen.

Einst spielte er einen Ritter, der, einem Gelübde zufolge, in einer weißen Pilgerkutte nach Palästina zieht.

Er befindet sich beim Aufrollen des Vorhangs in einer Wüste, dem Verschmachten nahe, und bittet Gott,

ein Wunder zu wirken, und ihm eine Quelle zur Labung zu öffnen.

Diese Quelle sollte aus einer grünen Rasenbank sprudeln, die sich mitten in der Wüste befand.

Unter dieser Rasenbank kauerte der Theatermeister, der mit einer großen Wasserspritze das Wunder Gottes bewirken sollte.

Der dem Verschmachten nahe Ritter in der weißen Pilgerkutte tritt lechzend auf, setzt sich auf die Rasenbank und bittet inbrünstig, den Blick zum Himmel erhoben:

„Allmächtiger Gott — ich sterbe — öffne mir eine Quelle, damit ich nur mit einem Tropfen Wasser meine brennenden Lippen kühle!"

Der alte Mann hatte vergessen, daß die Quelle sich unter seinem Sitzfleisch befand.

Der Theatermeister spritzte — aber so fleißig er auch spritzte — die Quelle war verstopft — es konnte kein Wasser heraus.

„Allmächtiger Gott — ich sterbe — öffne mir eine Quelle, damit ich nur mit einem Tropfen Wasser meine brennenden Lippen kühle!" wiederholte der durstige Ritter, indem er unruhige Blicke umherwarf.

Der Theatermeister spritzte wieder — umsonst — kein rettender Wasserstrahl schoß empor.

Dem Ritter wurde es zwar ein wenig kühl unter dem Sitzfleisch — aber er dachte nicht im Entferntesten daran, daß er selbst den lieben Gott hinderte, seine Wunder in der Wüste zu offenbaren.

„Allmächtiger Gott — ich sterbe — öffne mir eine Quelle, damit ich nur mit einem Tropfen Wasser meine brennenden Lippen kühle!“ flehte der Ritter abermals, und fügte leise hinzu, indem er grimmige Blicke in die Coulisse schleuderte:

„Spritzen, Franzl — krucifikferment — warum spritzt denn der Franzl net?“

Aber der Franzl spritzte wacker darauf los — ja, er hatte noch gar nicht aufgehört zu spritzen.

Der alte Siegel wiederholte noch ein paar Mal seine inbrünstige Bitte um einen Tropfen Wasser, seine brennenden Lippen zu kühlen — als aber noch immer nicht die Lippe, sondern ganz was Anderes gekühlt wurde, sprang er auf und stürzte wüthend in die Coulisse.

Das Publicum jubelte ihm nach — denn das Wasser hatte die grüne Farbe der Rasenbank gelöst und einen Theil der Kehrseite der weißen Pilgerkutte mit einem großen, grünlich schmutzigen Fleck bedeckt.

Es sah aus, als ob dem verschmachtenden Ritter in seiner Todesangst etwas Unangenehmes passirt war.

Der unglückliche Ritter wurde vom lustigen Publikum nach dieser Scene mehrere Male hervorgejubelt — so daß er wonneselig seinen Schauspielern zurief:

„Seht's, Leut', das ist Kunst! Der verfluchte Franzl hat mir die ganze Scene verdorben, und doch hab' ich einen tiefen Eindruck auf das Publikum gemacht. — Da

schaut's hin! Jetzt spritzt der Bamschabel! No wart', Dich werd' ich beuteln, wenn die Comödie aus ist!"

Und wie gesagt, wenn nicht der Zufall oder, wie soeben erzählt, der alte Siegel sich selbst einen Schabernack spielte, machten sich seine Comödianten einen Jux mit ihm.

Eines Abends stürzte der Komiker auf die Bühne.

„Herr Director!" schrie er. „Eine Neuigkeit, die eine Million für uns werth ist!"

„Der Teuxel — was ist denn g'scheh'n?"

„Der türkische Feldmarschall Omer Pascha ist in Judendorf."

„Jekes — Jekes — ist's wahr?"

„Hier im Wirthshaus logirt er, wo er heut' zu übernachten versprochen hat."

„Tausendsapperment — da muß ich ihm gleich einen Sperrsitz hinauftragen."

„Was fällt Ihnen ein! Wir spielen ja schon den letzten Act. Wenn sich der Pascha noch so tummelt, so kann er uns höchstens die Kerzen ausputzen sehen."

„Das ist Alles eins, wenn er nur ein paar hundert Piaster springen läßt."

„Ja, wenn! Aber umsonst läßt auch ein Türk' nichts springen. — Ich hätt' eine famose Idee."

„Na, lassen's hören!"

„Aber es muß ein gemeinschaftliches Unternehmen sein — was dabei herausschaut, theilen wir Alle miteinander."

„Das versteht sich von selbst — leben und leben lassen, Ihr kennt mich ja. Na, was meinen's denn, was sollen wir thun?“

„Wir bringen nach dem Theater in corpore dem berühmten türkischen Pascha eine Serenade.“

„Ja, Kinder, das thun wir!“ rief Siegel entzückt. „Putzt's Euch Alle geschwind sauber heraus nach dem Theater — die Herren schwarz und die Damen weiß, mit frischen, grünen Jungfernkränzen in den Haaren. Aber was singen wir denn gleich? Was ist am besten einstudirt bei uns?“

„Eduard und Kunigunde —?“

„Warum nicht gar! Das säh' ja aus, als ob wir auf einen Lumpaci anspielen wollten. Na — wir müssen wo möglich was patriotisch Türkisches singen. Wie wär's denn zum Beispiel mit dem türkischen Volkslied: „Prinz Eugen, der edle Ritter —“

„Vortrefflich — das erinnert den türkischen Pascha an Belgrad und muß ihm ungeheuer schmeicheln — dabei bleiben wir, Herr Director!“

Nach dem Theater stand die ganze Gesellschaft, der Director an der Spitze, festlich gekleidet und mit brennenden Talgkerzen, statt Fackeln, in den Händen, vor dem Wirthshause.

Dem türkischen Feldmarschall zu Ehren wurde „Prinz Eugen, der edle Ritter“ gesungen, und der alte Siegel stand vor der Fronte und schlug mit dem Anstande eines Meyerbeer den Tact zu dieser Serenade.

Alle Bauern von ganz Judendorf hatten sich versammelt und wohnten andachtsvoll, mit aufgesperrten Mäulern, dieser Katzenmusik bei.

Nach der ersten Strophe — öffnete sich ein Fenster des Wirthshauses — ein Türke mit einem ungeheuren Bart und drei Roßschweifen am Turban, erschien an demselben und lächelte, wohlgefällig mit dem Türkenschädel nickend, den Sängern zu.

Gegen Ende des Gesanges winkte er dem alten Director, der eiligst in's Wirthshaus lief, mit ein paar Bockssprüngen über die Treppe setzte, und mit dem Katzenbuckel eines Ordenscandidaten vor den türkischen Feldmarschall trat.

„Ali schumla girimokka kaladauni patschi!“ sagte dieser huldvoll, indem er dem vor Wonne und Glückseligkeit strahlenden Theaterprincipal zwei Geldrollen in die Hand drückte.

„Allah ist groß!“ antwortete Siegel, und zog sich glücklich wie ein König, unter tiefen Bücklingen, aus dem Zimmer seiner türkischen Großmächtigkeit zurück.

Auf der Treppe öffnete er die Rollen — und jauchzte laut auf, denn schöne blanke Goldstücke flimmerten ihm entgegen.

Hier wurde nun die Ehrlichkeit des alten wackern Mannes zum ersten Male auf die Feuerprobe gestellt.

Ach, er konnte der Versuchung nicht widerstehen!

Fünf der glänzenden Dingerchen stipitzte er aus

jeder Rolle, und ließ sie flink und vorsichtig in seine Westentasche gleiten.

Einige Minuten später saß er mit seiner Gesellschaft an der großen Tafel im Schenkzimmer und ließ auftragen, was Küche und Keller boten.

Dann wurden die Rollen geöffnet — man fand zwanzig Goldstücke in jeder derselben — es fielen also jeder der acht Personen fünf der goldenen Füchse zu.

Es wurden die Gläser gefüllt, und, wie sich von selbst versteht, dem großmüthigen türkischen Pascha der erste Toast gebracht.

Dieser säumte nicht, für den Toast persönlich zu danken — denn auch er trat gravitätisch in's Schenkzimmer und wurde von der ganzen Gesellschaft mit einem donnernden Lebehoch empfangen.

„Ali schumla girimokka kaladauni patschi!“ sagte Omer Pascha, indem er sich ebenfalls zum Tische setzte und, seinem Gesetze zum Hohn, das volle Glas des Directors leerte.

„Wenn es erlaubt ist, zu fragen,“ richtete der Komiker an den Türken das Wort, „wie viel Goldstücke waren denn in jeder der beiden Rollen, die uns Eure Großmächtigkeit zu bescheren geruhten?“

„Ali schumla — fünfundzwanzig Stuck,“ antwortete der Pascha von drei Roßschweifen.

„Fünfundzwanzig? Herr Director — da müssen Ihnen zehn Füchse davongesprungen sein unterwegs.“

„Eure Großmächtigkeit geruhen zu irren," bemerkte der arme Siegel bestürzt und mit stotternder Stimme, „es — es waren nur zwa — zwanzig in einer jeden Rolle."

„Na — na — ich hab's selber gezählt — es waren im Ganzen fuchzig Stuck, Herr Director," sagte der türkische Feldmarschall, indem er Bart und Perücke von sich warf, „i waß es g'wiß!"

Ein allgemeines schallendes Gelächter folgte dieser Metamorphose.

Der türkische Feldmarschall Omer Pascha hatte sich in den Theatermeister Franzl, und die glänzenden Goldstücke in schimmernde Spielmarken verwandelt.

„Bagage! Niederträchtiges Gesindel!" schrie der arme gefoppte Director, indem er, grimmig die Fäuste ballend, aus der Schenke stürzte.

Es ist hier die Gelegenheit, noch eines gewaltigen Bären zu gedenken, der dem guten Siegel, schon vor vielen Jahren, in der Wiener Comödiantenschenke, genannt „das Loch," das der geneigte Leser am Anfange dieser Erzählung kennen gelernt hat, von dem pudelnärrischen Komiker Tomaselli aufgebunden wurde.

Director Siegel hatte die Schwäche, auch ein wenig zu lügen, zu prahlen und aufzuschneiden, wenn er einige Gulden in der Tasche hatte.

So prahlte er auch einst im „Loch," Seine Majestät der Kaiser Franz habe ihn nach Hof bescheiden

lassen, und ihm ein Engagement als k. k. Hofschauspieler in Aussicht gestellt.

„Das glaub' ich," sagte Tomaselli, „ein Mann wie Sie, ist nur im Burgtheater auf seinem Platz. — So etwas hat der Kaiser gleich weg, denn er ist ein Monarch, der das wahre Talent zu würdigen und zu schätzen weiß."

„Ja, ich habe die Erfahrung gemacht," erwiederte Siegel.

„Auch ich, lieber Herr Director," sagte Tomaselli. „Ich prahle nicht gern mit Auszeichnungen, aber das, was mir in voriger Woche begegnet ist, ist zu wunderbar, um es verschweigen zu können."

„So ausgezeichnet wie mich, hat Sie Se. Majestät g'wiß nicht."

„O — ich bitt'! So ausgezeichnet, daß ich vor mir selber ehrfurchtsvoll den Hut zieh', so oft ich mir begegne."

„Na, da bin ich doch neugierig."

„Vor einigen Tagen steh' ich Mittags auf'm innern Burgplatz und hör' mir die Militär-Musik an," begann Tomaselli. „Wie ich nun so gemüthlich da steh', erscheint der Kaiser Franz im seidenen Schlafrock am Fenster, schaut auf mich herunter — wischt sich die Augen, als ob er nicht recht wüßt', wo er mich hin thun soll — dann zieht er ein Opernglas aus'm Sack, und schaut mich fest durch die zwei Guckerln an."

„Und nachher?"

„Nachher fing Se. Majestät aus vollem Hals zu lachen an.“

„Merkwürdig!“

„Das ist g'rad nicht merkwürdig, denn der Kaiser hat schon oft über mich gelacht, das heißt im Theater — aber aufrichtig gestanden, da auf dem Burgplatz hat's mich frappirt. Wie mich nun der Kaiser ein paar Minuten ang'schaut hat, macht er einen krummen Finger und winkt.“

„Ihnen?“

„Ich hab' geglaubt er winkt einem Andern und schau mich geschwind' um — aber es ist kein Mensch da, als ich — ich steh' ganz allein auf dem Fleckerl. Um aber meiner Sache sicher zu sein, deut' ich auf mich, und frag' durch Pantomim' hinauf: „Gilt das mir, Euer Majestät?“ Der Kaiser nickt ungeduldig mit dem Kopf und winkt noch einmal. — Ich geh' also ohne Weiteres in's kaiserliche Quartier hinauf und zieh' die Glockenschnur an der Kuchlthür an. „'S wird nix ausheilt!“ ruft eine sanfte Frauenstimme. „Ich bin kein Bettler,“ antwort' ich, „mein Name ist Tomaselli!“ — „Tomaselli! A — warten's nur ein bissel, Herr von Tomaselli! Gleich werd' ich aufsper'n. Du Franzl, der Herr von Tomaselli ist da!“

„Du Franzl?“ frug Siegel ganz verblüfft.

„Ja, stellen Sie sich vor, die Kaiserin selber sperrt mir die Kuchlthür auf!“

„Ihre Majestät?“

„Sie selber — wahrscheinlich ist's Stubenmädl nicht zu Haus' g'wesen. „Schamste Dienerin, Herr von Tomaselli!" ruft's, indem sie mir die Hand schüttelt. „Das ist g'scheidt, daß Sie uns auch einmal heimsuchen, Sie stolzer Herr! — Ich hätt' Sie schon längst auf ein Schalerl Kaffee eing'laden — aber ich komm' nicht dazu — Sie glauben's gar nicht, was ich herumbrodeln muß den ganzen Tag. Na, kommen's g'schwind' eini und rauchen's ein Pfeiferl oder ein feines Cigarr'l mit meinem Alten!" Die Kaiserin hatte kaum ausg'redt, als der Kaiser schon die Thür' aufriß. „Servus, Servus, alter Spezi!" rief er mir zu, „Sie müssen heut' a Löffel Supp'n mit mir essen — lass' für eine Person mehr antrag'n, Gustl!"

„Ach geh'n's — Sie plauschen mich an," sagte Siegel, dem diese kaiserliche Familiarität doch ein wenig verdächtig vorkam, obgleich Tomaselli die kolossale Dummheit so ernst wie ein Kapitel der Weltgeschichte vortrug.

„Das Schwechater, das ich da trink', soll mir in der Gurgel versauern, wenn nicht Alles wahr ist, was ich Ihnen erzähl'," betheuerte der Komiker. „So gemüthlich, wie ich neben Ihnen da sitz', bin ich neben dem Kaiser Franz g'sessen."

„Na — erzählen's weiter!"

„Wir plauderten allerlei, am meisten aber von Theaterkabalen und Hofkabalen, denn bei Hof gibt's auch Kabalen, g'rad wie bei uns. „Sie können gar

nicht glauben, lieber Tomaselli, wie's bei uns zugeht," sagte der Kaiser zu mir. „Den ganzen Tag keppeln die Minister, Kammerherren und Hofdamen miteinander und machen mich oft so fuchtig, daß ich mit dem Haslinger d'reinschlagen könnt'. Aber Sie werden Hunger haben, lieber Freund — Frau, richt uns a paar Savaladi mit Essig und Oel, und — der Tomaselli trinkt gern Bier — hol' uns ein par Plutzer aus'm Keller, Gustl!"

Bis jetzt hatten die Zuhörer das Lachen verbissen — aber länger war es nicht möglich — der Sturm brach endlich los und machte die ganze Comödiantenherberge erzittern.

Der arme Siegel sah ein, daß er der Gefoppte war — und machte gute Miene zum bösen Spiel.

Nun, diesen so oft gefoppten, siebenzigjährigen Mann sah Nestroy heute im Theater zu Judendorf — den jugendlichen Mortimer spielen.

Es war eine schöne Vorstellung!

Ein poetischer Dramaturg hatte aus der „Maria Stuart" die Königin Elisabeth und einige andere Episoden gestrichen, und die Königin von Schottland so meisterhaft zugerichtet, daß sie schon hingerichtet wurde, ehe sie noch hergerichtet war.

Indeß hatte es sich auf der Bühne wie ein Lauffeuer verbreitet, daß Nestroy im Theater sei — und Maria Stuart war in Verzweiflung, daß sie sich kein Couplet eingelegt hatte.

Der alte Director Siegel aber trug sich mit einem großen Plan herum — ihm leuchtete der goldene Hoffnungsstern in seiner gewitterschweren Nacht.

Am nächsten Morgen erschien er in festlich schwarzer Kleidung im Zimmer des berühmten Komikers.

„A — Herr Director Siegel!“ rief ihm Nestroy zu. „Wie komme ich denn zu der Ehre Ihres Besuches?“

„Vor Allem ruft mich die Pflicht zu Ihnen, um Ihnen meine Huldigung darzubringen, großer Mime.“

„Ach, lassen Sie das. Wir wandeln ja eine Straße, wenn sie auch für mich ein wenig besser gepflastert ist, als für Sie.“

„O, für mich ist sie gar nicht gepflastert — sondern ungeheuer holperig, großer Mime!“

„Warum? Machen Sie so schlechte Geschäfte?“

„Miserable!“ antwortete Siegel kläglich. „Ich nehm wenig ein und selbst das Wenige lassen mir meine Künstler nicht warm werden in der Tasche. — Kaum besitze ich einen Guldenzettel, werde ich von der ganzen Gesellschaft bestürmt, ein Jeder will was haben, und eh' ich mir's verseh', ist der ganze Gulden auf lauter Vorschuß zum Teufel.“

„Der ganze Gulden?“

„Ja, der ganze — man sollt's nicht glauben, aber dennoch ist es so. Ich stecke in einer elenden Haut und in Schulden bis über die Ohren, großer Mime. Man wird sich an meiner schönen, glänzenden Garderobe pfänden, wenn ich Judendorf verlasse.“

„Das ist traurig.“

„O, Sie könnten es schon lustig machen, wenn Sie wollten.“

„Ich? Ich schmeichle mir, zuweilen ein Spaßmacher zu sein, aber ein Spaßmacher ist noch kein Lustigmacher, Herr Director.“

„Mich würden Sie sehr lustig machen, wenn Sie ein Spaßmacher wären.“

„Wie meinen Sie das?“

„Wenn Sie auf meinem kais. kön. priv. Theater in Judendorf eine Gastrolle zu geben geruhten, großer Mime!“

„Ach gehen's — das zahlt sich nicht aus.“

„Und wie! Wir haben gerade die Herrschaft hier — die Beamten — die Honoratioren des Dorfes — Bader — Richter — Curschmid — ich erhöhe das Entrée — zehn Kreuzer Parterre — der Wirth hat große Haferkisten, aus denen mach' ich Logen — Alles läuft in's Theater, wenn der glorreiche Name Nestroy in Fracturbuchstaben auf dem Zettel steht.“

„Das ist sehr verlockend — ich fühle mich außerordentlich geschmeichelt — aber umsonst geb' ich keine Gastrolle in Judendorf.“

„Wie? Nicht — umsonst?“

„Nein — so eine Gastrolle muß honorirt werden — aber wir wollen's so billig machen, als möglich. Ich dächt' fünfzig Gulden —“

„Fünfzig Gulden? O, Du grundgütiger Himmel, wo soll ich fünfzig Gulden hernehmen?“

„Wo Sie's hernehmen sollen? Na, von **mir**!"

„Von — von Ihnen?"

„Glauben's denn, ich soll gleich tausend Gulden für das Vergnügen zahlen, in Judendorf zu spielen? Da sind **fünfzig** Gulden — mehr darf mich die Unterhaltung nicht kosten, Herr Director."

„Na weil — weil — weil's Sie sind, meinetwegen!" rief der alte Siegel, indem er die Banknoten eiligst zusammenstrich. „Aber, ich dächt', noch ein kleines Soupér —"

„Das auch noch meinetwegen. Lassen's mich ankündigen oder austrommeln, wenn das hier ländlich sittlich ist. Ich werd' heut' den „Lumpaci" spielen — denn der wird ohne Zweifel einstudirt sein in Ihrem Husarentempel."

„Famos! Im Burgtheater wird der Lumpaci nicht so classisch gegeben, als bei mir. Sie werden zufrieden sein, großer Mime!"

Der glückliche Siegel lief davon, um Lärm zu schlagen, und Nestroy war seelenvergnügt, daß er so billig zu einer Gastrolle in Judendorf gekommen war.

Er spielte Abends seinen Schuster — tractirte nach dem Theater die ganze Schwadron Landhusaren und reiste am nächsten Morgen, mit Judendorfer Lorbeern gekrönt, nach Graz.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Alles umsonst!

Auch in Graz spielte er noch in einer Wohlthätigkeits-Vorstellung, und zwar in seiner einactigen Posse: „Umsonst!“

Die letzten Worte, die er auf der Bühne sprach, waren: „Alles umsonst!“

Nun, die Devise seines Lebensresultates waren diese Worte nicht, ruft ihm der geistreiche Sigmund Schlesinger nach.

Nach diesem Gastspiele lebte Nestroy in der behaglichsten Ruhe in seinem Grazer Tusculum, im Kreise seiner zweiten Familie, an der Seite seiner Marie und seines reizenden Töchterchens, das seit Kurzem mit einem Hauptmann der Armee verehelicht war.

Am 16. Mai d. J. — nämlich des Jahres 1862 athmete er die balsamische Morgenluft des Frühlings

ein, als ein Herr und eine Dame in tiefen Trauerkleidern in den Garten traten.

Schwarz war die Farbe Nestroy's nicht — denn sie erinnerte ihn an den Engel mit der gestürzten Fackel, und dieser Engel war ein Teufel für ihn. —

Dennoch eilte er seinen Gästen froh überrascht entgegen — denn es waren Herr und Frau von Lilienfeld, die ihm einen sehr freundlichen guten Morgen zuriefen.

„Willkommen, tausendmal willkommen!“ rief Nestroy. „Ich dachte soeben an den schönen Frühling — und da kommt Jemand, der mich auch an den schönen Frühling meines Lebens erinnert, als mir das wunderbare Mädchen aus der Fremde seine Blumen bot.“

„Heute bringt sie Ihnen eine Blume vom Grabe,“ antwortete Frau von Lilienfeld traurig.

Nestroy zuckte zusammen. Er hatte da ein Wort gehört, das er so gerne mit dem Griffel Gottes aus allen Sprachen gestrichen hätte.

„Diese Blume ist der letzte Gruß meiner frommen Mutter, die, Sie segnend, die Reise in die Ewigkeit antrat.“

„Hm — 's war eine brave Frau, das alte Mutterl!“

„Nicht wahr, aus Ihrem Blumenmädchen ist ein ganzer Todtenengel geworden?“ bemerkte Herr von Lilienfeld lächelnd.

„Ich komme mir beinahe selbst so vor, und auch

unser Freund Nestroy muß mich für so etwas dergleichen halten. — An der Leiche meines Vaters lernten wir uns kennen, und nach längerer Zeit fanden wir uns am Sarge unseres lieben armen Poeten Kanne wieder. Nach vielen Jahren trafen wir am Grabe Director Carl's zusammen, dann am Grabe unseres unvergeßlichen Freundes Scholz, und leider nähert uns auch heute eine Mission vom Gottesacker wieder."

„Nicht das allein — sie ist ein lebendiges memento mori, dem der Tod auf der Ferse folgt," scherzte Lilienfeld. „Nehmen Sie sich in Acht, Nestroy, denn es sind vorzugsweise die Komiker der Donauinsel, die sie uns entführt. In Ischl sprach sie mit Director Carl und drei Tage später war er eine Leiche, und unserem Scholz gab sie gar nur eine Stunde Frist, als sie ihm ihren letzten Besuch abstattete."

Nestroy's Blut stockte in den Adern — seine Wangen erbleichten — und unwillkürlich zog er sich ein paar Schritte zurück von der Dame, wie ein Kind vor einem Gespenste zurückschreckt.

Lilienfeld und seine Gemalin kannten die Achillesferse des berühmten Komikers nicht, sonst hätten sie um keinen Preis der Welt ihre Pfeile auf sie geschleudert. Sie bemerkten es folglich auch nicht, daß die Ferse blutete.

Nestroy suchte sich möglichst zu fassen — aber er blieb verlegen und wortkarg — er dachte an den „Tod der Girondisten" in der Luxembourg-Gallerie, vor dem er ohnmächtig zusammenbrach.

Das Instrument war verstimmt — es gelang selbst Frau von Lilienfeld nicht, den rechten Ton anzuschlagen.

„Es scheint, Sie fühlen sich nicht wohl?" frug sie mit Theilnahme.

„Nichts, als ein wenig Kopfweh," antwortete Nestroy. „Auch weiß ich nicht, was mit meinem rechten Aug' geschehen ist — es ist ganz umflort — ich seh' nichts d'rauf."

„Vielleicht Staub oder ein Insect —"

„So ein großer Nachtfalter — das ist schon möglich," sagte Nestroy, indem er ein Tuch um das rechte Auge schlang. „Sie müssen mir schon erlauben, meine Gnädige, mich als Gott der Liebe oder Göttin der Gerechtigkeit zu maskiren."

Herr und Frau von Lilienfeld plauderten noch einige Minuten mit Nestroy, dann empfahlen sie sich ihm auf das Herzlichste mit dem Versprechen, ihn sobald als möglich wieder zu besuchen."

„Das ist eine kluge Frau," murmelte Nestroy verdrießlich, als sie fort war — „aber auch die Klügste muß schnattern, als ob's Capitol in G'fahr wär'."

Er ging zum Brunnen, wusch sein rechtes Auge — aber Alles umsonst — der Nachtfalter wollte nicht mehr heraus — die Kopfschmerzen wurden immer heftiger und sein Zustand von Stunde zu Stunde bedenklicher — so daß er den Garten verlassen mußte.

Seine besorgte Familie wollte einen Arzt zu Rathe ziehen — aber Nestroy sträubte sich dagegen — er wollte nicht krank sein — und kein Mensch sollte

glauben, daß er krank sei, darum untersagte er seinen Angehörigen auf das Strengste, irgend ein Gerücht über seine Unpäßlichkeit in's Publikum gelangen zu lassen.

Alles umsonst!

Telegraphische Depeschen kreuzten sich, und das Wiener Publikum wußte früher als das Grazer, wie es mit seinem Liebling stand.

Und es stand schlimm — sehr schlimm mit dem letzten Mohikaner!

Ein Schlagfluß hatte ihm seine Glieder gelähmt und ihm Sprache, Gehör und Bewußtsein genommen. Er konnte nur noch unverständlich lallen.

Jetzt war er ein willenloses Kind, das die Aerzte nicht mehr von sich abwehren konnte — aber Alles umsonst!

Der Tod hatte dem Erdenpilger bereits den Wanderstab in die Hand gedrückt und ihn mit seinem „Brüderl komm'!" zur Reise in die Ewigkeit eingeladen.

Unter schmerzlichen Leiden, nach einem zwei Tage langen Todeskampfe, am 25. Mai 1862, schied Johann Nestroy aus dem Kreise seiner Lieben, die ihm tief bewegt, an seinem Sterbelager den Scheidekuß auf die bleichen Wangen drückten.

Der Entseelte wurde, seinem Wunsche gemäß, auf dem Währinger Friedhofe in Wien, wo auch Schubert und Beethoven ruhen, zur Erde bestattet.

Eine zahllose Volksmenge schloß sich dem Leichenzuge an — auch Herr und Frau von Lilienfeld gaben

ihrem erblichenen Freunde das letzte Geleite — nur das alte gebeugte Judenmütterchen in der schimmernden Goldhaube konnte ihm keine Scholle Erde mehr als letzte Liebesgabe in das Grab werfen, denn sie war ihrem Freunde vorausgeeilt, um ihn an der Himmelspforte willkommen zu heißen.

Johann Nestroy ließ ein Vermögen von dreihunderttausend Gulden zurück.

„Vor zweitausend Jahren haben die Römer ihre Leichen verbraunt und die Asche in Urnen aufbewahrt," sagt er in seinem Testament. „Wir haben den Vorzug, von Würmern gefressen zu werden. Vielleicht werden wir nach zweitausend Jahren auch so gescheidt, unsere Leichen zu verbrennen. Das kann ich leider nicht abwarten — darum verordne ich, daß meine Leiche secirt, zweimal vierundzwanzig Stunden zur Schau gestellt und dann, wo möglich, in eine gemauerte Gruft gelegt werde" u. s. w.

Es war also nicht nur der Tod, sondern auch der Scheintod, den unser Held fürchtete.

Der „Berliner Kladderadatsch" gab folgenden Partezettel über ihn:

„Der Witz war sein „Talisman," der ihn in der „verhängnißvollen Faschingsnacht" dieses irdischen Daseins stets begleitete. Neid und Kabale, diese „beiden Nachtwandler" und Begleiter jedes Verdienstes, verfolgten auch ihn, sobald es hieß: „Einen

Jux will er sich machen. — Mancher, den er „Mein Freund" genannt, griff ihn „Unverhofft" an. Dann war Nestroy „Der Unbedeutende," der von der Kritik „Zerrissene." Aber „Gegen Thorheit gibt es kein Mittel, und „Ein Mädel aus der Vorstadt" steht oft höher, als „Die Freiheit in Krähwinkel." Nach „Glück, Mißbrauch und Rückkehr," nach allerlei „Liebesgeschichten und Heiratssachen," hat der lustige „Eulenspiegel" des Wiener Lebens endlich „Nur Ruhe" „Zu ebener Erde" gefunden. Er war als Schriftsteller und Darsteller „Ein Schützling" der echten Volksmuse, als Mensch gut und edel, und niemals ein „Lumpacivagabundus."

Herzlich war ein Anklang an Raimund's Aschenlied, das Anton Langer dem Verblichenen in's Grab nachrief:

Der Leib allein wird Staub,
Wird der Verwesung Raub,
Den Geist läßt er zum Glück
Den Wienern ja zurück.
Was er für uns erdacht
Sinkt nicht in Grabesnacht,
Es lebt sein Bild, sein Wort
In unsern Herzen fort.
Kein Aschen! Kein Aschen!

Fast ein halbes Jahr war vorüber, seitdem das letzte Blatt des Trifoliums gefallen war.

In Gedanken an einst und jetzt versunken, lehnte ich an einem Pfeiler des Carltheaters, und in frischen bunten Farben zogen wie Wandelbilder alle jene heitern Priester der Muse an meinem Geiste vorüber, von Prehauser bis auf Nestroy — es war ein gar lustiger Argonautenzug des Humors.

Aber dem Banner des goldenen Bließes — folgte das Banner des goldenen Kalbes, und an den hinkenden und grinsenden Bastarden, die es schwangen, erkannte ich — — —

Da läuteten die Glocken zum Allerseelentage, an dem jedes Menschenkind in frommer Einfalt einen Kranz auf den Hügel legt, unter welchem eines seiner Lieben und Theuern schlummert — mich zog es nach Dornbach hinaus zum Ruheplätzchen meines alten Freundes Wenzel Scholz.

Nachdem ich mein „Requiescat in pace" gebetet, schmückte auch ich mit Kranz und Lampe das mir so liebe und theure Grab.

Schluss.

Der Allerseelentag.

Am Grabe des Komikers Wenzel Scholz.

„So, Deinen grünen Kranz hast Du, Deine lustig flackernde Lampe auch,“ sagte ich, als ob der alte Siebenschläfer mich noch hören könnte, „und jetzt lass' mich auf die kalte Erde setzen, die Dich deckt, und uns ein wenig plaudern miteinander, alter Camerad!

„Ja, ja, der Tod ist ein närrischer Geselle, der keinen Spaß versteht! Er hat ohne Schonung für Dein drolliges Gesicht mit dem Stempel der Verwesung gethan, was nie ein Recensent zu thun gewagt — er hat Dich mitgenommen.

„Du möchtest Dir gerne die Langeweile vertreiben lassen da unten in Deinem Kämmerlein, gelt? Möchtest gerne wissen, wie es jetzt zugeht in unserer närrischen Welt? O, ich könnte Dir viel erzählen vom grollenden

Deutschland, aber ich bin kein Freund von Politik und Du auch nicht, ich weiß es ja. Du bist nie politisch gewesen, sonst hätte Dich Carl der Große nicht so lange diplomatisch am Gängelbande geführt.

„Wir wollen lieber von unserer schönen Kaiserstadt miteinander sprechen. Das Herz im Leibe wird Dir lachen, wenn Du hörst, daß wir für unser altes Wien ein funkelnagelneues erhalten haben; aber das Herz im Leibe wird Dir weinen, wenn Du hörst, daß aus unserm alten, kerngesunden Humor ein grinsender, schwindsüchtiger Popanz geworden ist.

„Das Herz im Leibe wird Dir lachen, wenn Du hörst, wie die alten kleinen Häuser verschwinden und die neuen großen Häuser aus der Erde wachsen; aber das Herz im Leibe wird Dir weinen, wenn Du hörst, wie die alten großen Häuser fallen und die kleinen mit sich reißen.

„Das Herz im Leibe wird Dir lachen, wenn Du hörst, daß wir keinen grandigen Censor mehr haben; aber das Herz im Leibe wird Dir weinen, wenn Du hörst, daß jetzt jede Schöpsenklaue unsere guten Gedanken streicht.

„Das Herz im Leibe wird Dir lachen, wenn Du hörst, daß wir uns in unserem constitutionellen Staat einer ausgedehnten Preßfreiheit erfreuen; aber das Herz im Leibe wird Dir weinen, wenn Du hörst, daß der ehrlichste Schriftsteller monatelang eingekerkert werden kann für ein freisinniges Wort.

„Ja, für unser altes Wien hat man uns ein neues gegeben; aber für unsern alten Scholz kann man uns doch keinen neuen geben, denn es ist kein zweites Exemplar mehr aufzutreiben von diesem interessanten Werk.

„Man rief aus allen Winkeln der Theaterwelt Ersatzmänner für Dich herbei und stellte sie unter Dein Maaß; aber so klein Du auch warst, so warst Du doch viel zu groß für alle neuen Männer.

„Sie erschienen und verschwanden, und ließen uns nichts zurück, als was sie fanden: die wehmüthige Erinnerung an Dich.

„Man wollte Dich ersetzen und vergessen machen — umsonst! Du bist uns zu einer unersetzlichen ewigen Liebe geworden!

„Josef Haydn hatte einst den poetischen Gedanken, in seinem Orchester ein Instrument nach dem andern verklingen und verschwinden zu lassen. Sie verklangen und verschwanden alle, still und traurig, bis auf die Harfe in der Hand des Meisters.

„Und wie jene Instrumente sind auch sie verklungen: Raimund, Schuster, Korntheuer, Krones, Carl, Scholz und Nestroy — verklungen still und traurig, und nur die Harfe klingt noch in der Muse Hand.

„Lange, ewig lange klang sie wie der Leichengesang des sterbenden Schwanes; — aber schon klingt sie, wie

das Lied der Lerche am ersten Frühlingsmorgen nach dem starren Winter, und wenn Du unter Deinem kalten Hügel noch Thränen findest, guter Wenzel, so sammle Freudenthränen zum Auferstehungsfeste der Muse des Volkes.

„Gute Nacht, mein alter, bleicher Camerad! Gute Nacht!“

Ende.

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.

3 i. 1 Bd
1. Aufl.
Ꝟ 40 —

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google